

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 12. Januar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 2.

Irlandische Gräuelt und Rechtspflege, oder die letzten Affären von Clonmel.

(Schluß.)

Ihre (Kate's) Aussage, deren völlige Genauigkeit durch das Verfahren bestätigt ward, machte mit dem Umfange der gegen die Brüder Mara angesponnenen Verwörung bekannt. Die Verwandten Patrick Grace's hatten sich an Lacy und Fitz Gerald gewandt, obgleich diese nicht in der Nachbarschaft von Rath-Canon wohnten, weil sie vermuteten, in ihnen Leute zu finden, welche geneigt seyn möchten, an ihrem strafbaren Handel Theil zu nehmen. Am festgesetzten Tage stießen diese beiden Individuen zu dem Reste der Bande, an dem Orte, wo man sich hatte treffen wollen; aber ein unvorhergesehener Umstand, der die Schlachtopfer des Complots verhindert hatte, sich dahin zu begeben, wo man sie erwartete, bewog die Verschworenen, die Ausführung ihres Verbrechens auf die nächste Woche zu verlegen. Diese Verzögerung schwächte indes den Eifer der Mörder nicht; im Gegentheil verstärkten sie sich durch andere Mitschuldige, und am 30. September, Abends, an dem Tage, welcher dem Morde voranging, traten sie zusammen in das Haus eines Meiers, Jack Kogh mit Namen, welcher in der Nähe der Stelle wohnte, wo die Brüder Mara arbeiteten, um die Nacht daselbst zuzubringen. Sie wurden hier von der Kate Costello empfangen, welche bei Kogh, ihrem Verwandten, diente. In der Frühe des Montags, den 1. Oktober, begaben sie sich zusammen nach einem bewaldeten Hügel, welcher das Gebäude beherrschte, mit dessen Erbauung man, wie wir schon erzählten, beschäftigt war, und wo sie ihre Waffen abgelegt hatten. Kate Costello brachte ihnen dahin Branntwein und Lebensmittel. Hier blieben sie bis um fünf Uhr Nachmittags im Hinterhalte, der Zeitpunkt, wo sie die Brüder Mara von der Arbeit gehen sahen. Wie wir schon bemerkt haben, griffen die Mörder, acht an der Zahl, sie an, konnten aber nur den Einen von den drei Brüdern tödten. Die Umstände, welche dem Mordmorde folgten, sind noch charakteristischer. Die Mörder gingen sogleich darauf zu einem Pächter in

der Nachbarschaft, Namens Ruffel. Dies war ein Mann, der im Wohlstande lebte und über die gewöhnliche Klasse der Bauern hervorragte. Er war nicht ohne Kenntnisse, sein Aeußeres anständig und sein Ruf vortrefflich.

Indes war er fern davon, seine Thür den Mördern zu verschließen, deren Hände noch vom Blute rauchten, sondern er nahm sie vielmehr gastlich auf und ließ ihnen zu essen und zu trinken geben. In dem Zimmer, in welches sie traten, befanden sich zwei Frauenzimmer; die Eine war Maria Ruffel, die Tochter des Herrn vom Hause. Sie war noch jung und hatte ein sehr reizendes Gesicht. Ihr Benehmen war so anständig, wie man es nur verlangen könnte, und ihr Charakter sehr sanft. Die andere war eine Verwandte, eine sehr alte Frau. In dem Augenblicke, wo die Verschworenen eintraten, stürzte Marie ihnen entgegen und rief: Habt ihr ein gutes Werk gestiftet? — Sie erzählten ihr, was sich zugetragen habe. Während ihrer Erzählung erwachte plötzlich die Aufmerksamkeit der alten Frau, die eingeschlafen zu seyn schien, und indem sie ihre fleischlosen Hände erhob, rief sie mit Heftigkeit aus: „Das ist eben so viel als gar nichts thun, wenn man zwei entwischen läßt!“ —

Schrecklicher, bejammernswerther Zustand Irlands! Der Zeuge eines Mordmordes denunciirt den Mörder bei den Gerichten. Er muß fliehen und seine Brüder sollen an seiner Stelle sterben. Eine ganze Bevölkerung erkennt ihnen den Tod zu. Die Verschwörung wird mit Ordnung und methodisch geleitet, und keine Besorgnisse hemmt ihren Gang. Ein Schlachtopfer fällt öffentlich, und in dem Augenblicke, wo seine Mörder es niederstoßen, machen ihnen die Weiber und jungen Mädchen, weit entfernt, Abscheu vor ihnen zu empfinden, über das wenige Blut Vorwürfe, das geflossen ist!

Als der Procurator des Königs zu sprechen aufgehört hatte, rief man den ersten Zeugen, Fitz Gerald, den man während der Rede des Herrn Doherty in der Entfernung gehalten hatte, damit er sein Zeugniß nicht mit Dem in Uebereinstimmung bringen sollte, was er gehört hatte. In den Momenten, welche bis zu seiner Ankunft

verstrichen, hatte ich Muße genug, über das Aeußere dieses Menschen, der mit der lebhaftesten Ungeduld erwartet wurde, Muthmaßungen anzustellen. Ich bildete mir ein, daß die Physiognomie dieses Verräthers das Gepräge der Niedrigkeit des Anaebers tragen müsse, welche mit der Wildheit des Mörders darin verschmolzen sey. Ich erstaunte deshalb nicht wenig, als ich einen jungen Mann, ungefähr von zwei und zwanzig Jahren, dessen Gesichtszüge sehr regelmäßig und ausdrucksvoll waren, der einen schönen, athletischen Körperbau hatte, mit einer Art von Adel und Bildung auftreten sah. Sein kleiner Kopf stand auf einer schönen Büste, deren einnehmende Formen von nicht gewöhnlicher Kraft zeugten; Verstand und Energie glänzten aus seinen schwarzen Augen, und sein fühner Blick zeigte einen heftigen Charakter und scharfen Beobachtungsg Geist an; seine zwar etwas starken, aber gut geschnittenen Lippen ließen prächtige Zähne blicken. Die Tracht dieses Kerls war sehr dazu geeignet, die Vorzüge seiner Gestalt hervorzuhoben; seine Schultern und seine Brust waren beinahe nackt, so wie ein Theil seiner Beine. Er nahm auf der Bank der Zeugen Platz und richtete an den Gerichtshof eine ausführliche Schilderung der Verschwörung, bei der er eine der ersten Rollen gespielt hatte. Seine Rede war voll Klarheit und bemerkenswerther Präcision; aber fern davon, sein Unrecht milder darzustellen, schilderte er sein Benehmen mit den abscheulichsten Farben, und gab sich als einen der Anführer in dieser gräßlichen Angelegenheit kund. Der Lebenswandel, den er bisher geführt hatte, war eben so ungewöhnlich, als strafbar. Seine Nächte brachte er meistens unter Ausschweifungen aller Art zu, und am Tage zwang er die Bauern, seine Oberherrschaft anzuerkennen. Da er immer bewaffnet im Lande umherging, so forderte er überall Speise und Herberge, wo es ihm einfiel, zu verweilen, und aus einer tyrannischen und sonderbaren Grille nöthigte er die Personen, die ihm auf seinem Wege begegneten, vor ihm sich auf die Knie zu werfen. So verderbt dieser Räuber auch war, so bewog ihn doch nicht Habsucht dazu, seine Spießgesellen zu verrathen, sondern nur die Furcht vor dem Tode bestimmte ihn, Entdeckungen zu machen, weil man ihm um diesen Preis Gnade versprochen hatte. Es schien ihm sogar von Wichtigkeit zu seyn, die Zuhörer davon überzeugt zu wissen, daß ihn die Liebe zum Gelde nicht zum Verräther gemacht habe. Der Sachwalter des Angeklagten mühte sich umsonst, die Wichtigkeit seiner Aussage durch hinterlistige Fragen zu erschüttern. Nichts konnte ihn von der richtigen Bahn ablenken, und seine unverschämte Freimüthigkeit machte alle Mittelchen scheitern, welche die Advokaten in solchen Fällen anwenden, um die Ankläger in Widersprüche zu verwickeln. Die meisten Angeber versichern, daß Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit sie leiten, und solche Erklärungen sind ganz dazu geeignet, an ihrem guten Willen Zweifel zu erregen; allein Fitz Gerald nahm ein entgegengesetztes Betragen an. Er verwarf alle Ansprüche darauf, der Sache der Gerechtigkeit einen Dienst leisten zu wollen, und wiederholte mehrere

Male, er habe bloß gesprochen, um dem Strang auszuweichen. Ein anderer Mitschuldiger, Ryan mit Namen, ward nach ihm befragt, und seine Antworten bestätigten vollkommen Fitz Gerald's Zeugniß, obgleich man sorgfältig Anstalten getroffen hatte, daß Beide bei dem Verhöre sich nicht mit einander verständigen konnten. Er versicherte ganz so, wie der Letztere, daß nur die Liebe zum Leben ihn bewogen habe, sein Schweigen zu brechen. Diesen folgten noch andere Zeugen und berichteten einige Vorfälle, die nicht viel Gewicht hatten, wohl aber dazu beitrugen, Das zu bestätigen, was vorher angeführt worden war. Zur völligen Ueberzeugung des Geschwornen-Gerichts mangelte nur noch ein Zeuge, der mehr Glauben verdiente, als die beiden Mitschuldigen.

Die Aussage der Kate Costello wurde deshalb mit lebhafter Ungeduld erwartet. Als der Augenblick erschienen war, wo dieselbe in den Saal geführt werden sollte, forderte man sie zu wiederholten Malen auf, zu kommen, bevor sie sich dazu geneigt zeigte, und schon gingen Mehrere von den zahlreichen Anhängern an die Sache der Gefangenen halblaut an, zu äußern, daß Kate Costello die Ibrigen nicht verrathen werde, als die Thür sich öffnete, welche nach dem Zimmer führte, in welchem die Zeugen sich befanden, und man eine der seltsamsten Gestalten erblickte, die jemals vor einem Irländischen Gerichtshof erschienen sind. Eine ungemein magere und kleine Frauensperson, die sich kaum aufrecht erhalten zu können schien, trat schwankend in den Saal. Sie war verschleiert und blieb einige Augenblicke so, nachdem sie sich auf die Zeugenbank niedergelegt hatte, während das krampfhafteste Zittern ihrer Glieder bewies, wie heftig ihr Gemüth ergriffen sey. Als sie den Schleier gelüftet hatte, erblickte man ein Gesicht, dessen Blässe und Verzerrung geeignet waren, Mitleid und Schrecken einzuküßeln. Ihre schwarzen Haare, die in Unordnung auf ihr Gesicht herabfielen, trugen noch dazu bei, ihrer Physiognomie den Charakter der Geistesverwirrung zu geben. Sie schien die ersten Fragen, die an sie gerichtet wurden, kaum zu hören, und erst nachdem man ihr einige Hülfe gereicht hatte, war sie im Stande, zu antworten; doch ihre Aussagen waren fast unverständlich. Indes erlangte man so viel von ihr, daß sie langsam und in Pausen Alles erzählte, was sich unter ihren Augen zugegetragen, bis zu dem Augenblicke, wo sie die Angeklagten recognoscirte, und man gab ihr das zur Bezeichnung der Schuldigen bestimmte Stäbchen in die Hand, während man ihr einschärfte, zu erklären, ob sie in den beiden Gefangenen, die an der Barre ständen, dieselben Menschen erkenne, welche sie am Tage des Mords auf dem Hügel gesehen habe. Sie erhob sich mit Anstrengung von ihrem Sitze, und wollte sich nach der Seite zu wenden, wo die Angeklagten standen, als Walsb mit Heftigkeit ausrief: „Um Gottes Barmherzigkeit! Ihr wollt mich also ermorden! Gott stehe mir bei!“ — Dieser verzweiflungsvolle Schrei fiel dem Publikum sehr auf, und die Richter befragten den Gefangenen, warum er diese Worte ausrufe? Walsb erklärte hierauf, daß er es ungerecht fände, von Kate

Costello zu fordern, daß sie die Schuldigen bezeichnen sollte, wenn man ihr Niemand weiter zeige, als ihn und Lacy. Man fand seine Beschwerde gegründet, und der Präsident befahl, daß andere in die Sache verwickelte Gefangene sogleich hereingeführt und vor die Barre gestellt werden sollten. Während dieser Pause sank Kate abermals wie vernichtet auf ihren Sitz, und die Anwesenden theilten sich ihre Vermuthungen über den wahrscheinlichen Ausgang dieser Angelegenheit mit. Endlich kündigte das Rasseln der Ketten die Ankunft der Gefangenen an, und sie wurden in den Saal geführt. Es war vier Uhr des Morgens, und die Lampen, welche das Tribunal erhellten, warfen nur noch ein halbes Licht von sich; aber die Aufmerksamkeit der Zuschauer erhielt sich in ihrer ganzen Stärke und Lebhaftigkeit, obgleich sie ganz erschöpft von Strapazen und Ermüdung waren. Der Haufe gefesselter Missethäter, unter welchen man die beiden Angeklagten stellte, bot ein Schauspiel dar, welches wohl dazu geeignet war, trübe Betrachtungen aufzuregen. Diese Gefangenen, welche in ihren traurigen Wohnungen mitten im Schlafe überfallen worden waren, sahen gesund und kräftig aus, und das bleiche, dem Erlöschen nahe Lampenlicht schadete ihrer belebten Gesichtsfarbe nicht. Als ich sie erblickte, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen, daß Diejenigen, die sich nicht scheuten, einen so schönen Menschenschlag in einer solchen Erniedrigung zu erhalten, eine schreckliche Verantwortung auf ihr Gewissen nähmen.

Man führte endlich die Zeuginn vor die Gefangenen, und es herrschte eine tiefe Stille im Saale, während Kate Costello, das verhängnißvolle Stäbchen in der Hand, ihre Blicke auf ihnen herumzuschweifen ließ, die einen Augenblick auf Walsh fest hingen. Sie schien indeß bei'm ersten Male Niemand zu erkennen; jedoch erhob sie nach einigem Zögern das Stäbchen und wollte einen Schuldigen bezeichnen, als sie durch einen Ausruf gehemmt wurde, der mitten aus der Menge erscholl. Eine weibliche Stimme rief nämlich in lebhaftem Ton: „O Kate!“ Dieser Ausruf schien auf Sie, an welche er gerichtet war, einen lebhaften Eindruck zu machen; indeß beharrte sie nach einem kurzen Moment nichts desto weniger auf ihrem Vorhaben, und indem sie von Neuem auf Walsh losging, legte sie das Stäbchen auf seinen Kopf. Dieser Unglückliche, welcher, so lang' er noch einige Hoffnung vor Augen sah, in einer Art von krampfhafter Bewegung gewesen war, gewann plötzlich die Ruhe der Verzweiflung, als er Alles für sich verloren sah. Lacy wurde ebenfalls von Kate Costello bezeichnet. In dem Augenblicke, wo die Zuschauer die Entwidlung dieser Scene gewahrten, überließen sie sich ihren verschiedenen Empfindungen, welche die Erwartung bis dahin unterdrückt hatte. Ein verworrenes Gemurmel erfüllte den Saal, unter welchem man Gesöhn und Verwünschungen unterschied. Es ist fast überflüssig, zu bemerken, daß der Jury über beide Angeklagte sein „schuldig“ aussprach.

Kate Costello, deren Zeugniß in dieser Angelegenheit so viel Gewicht gehabt hatte, war eine nahe Ver-

wandtin des Pächters Kogh, bei dem sie als Magd diente. Es ist in Irland nichts Seltenes, Mitglieder einer und derselben Familie bei den andern dienen zu sehen; indeß herrscht dann ein gewisser Grad von Gleichheit unter ihnen. Kate Costello aß am Tische ihrer Herrschaft und ward wie eins von den Kindern des Hauses behandelt. Man setzte deshalb bei dieser Angelegenheit nicht das geringste Mißtrauen in sie, und die Verschwornen hielten sich fest überzeugen, daß sie sie nie verrathen würde. Wirklich würde Kate Costello auch nicht gesprochen haben, wenn die Furcht ihr nicht das Geständniß entrißen hätte. Als Fitz Gerald seine Aussagen zu Protokoll gegeben hatte, ließ man sie aber verhaften, und erst, als man ihr mit dem Galgen drohte, konnte man es von ihr erlangen, daß sie die Wahrheit gestand. Als man sie wegen Lacy und Walsh als Zeuginn befragte, rührte ihre Gemüthsbewegung nicht von dem Interesse her, das sie an ihnen nahm, sondern weil sie überzeugt war, daß, wenn sie für schuldig erklärt würden, die Verdammniß ihre Verwandten ebenfalls treffen müsse. Das Verhör John und Patrick Kogh's fand einige Tage nach dem Lacy's und Walsh's statt, die in der Zwischenzeit hingerichtet worden waren. Dieses zweite Urtheil ward nicht mit weniger Ungeduld erwartet, als es bei dem ersten der Fall gewesen war, und es mischte sich vielleicht einige Ungewißheit mit ein; denn viele Personen versicherten, daß Kate Costello gegen ihre Herren und Verwandten nicht zeugen werde. Man glaubte dessen um so mehr gewiß zu seyn, weil zwischen ihr und einem der Söhne des Hauses ein Einverständnis obgewaltet zu haben schien. Die gegen sie gerichtete Anklage stellte sie unter Die, welche an diesem Handel die meiste Schuld hatten, und ein Umstand, der ihr Verbrechen um so schwerer machte, war der, daß sie mit den Brüdern Mara immer in innigem, freundschaftlichen Verhältniße gestanden hatten. Als sie vor den Richtern erschienen, überrasschte die Anwesenden der Contrast, welchen ihr Neuheres mit dem ihnen aufgebürdeten Verbrechen bildete. Patrick, der Jüngste, war äußerst sauber gekleidet. Er trug ein blaues Kleid und eine weiße Weste, Beides von sehr feinem Zeuge. Sein schwarzseidenes Halstuch war zugebunden. Er war von mittlerem Wuchs und hatte eine lebhafteste, heit're, feste Miene. John, sein älterer Bruder, war von gigantischer Größe und verhältnißmäßig stark. Sein Gesicht strotzte von Gesundheit und sein Ausdruck zeugte von Offenheit. Links neben den beiden jungen Leuten saß ein Greis mit weißen Haaren, dessen Neuheres noch Kraft ankündigte. Ich bemerkte ihn nicht gleich den ersten Augenblick, sondern während des Verhörs, wo seine Blicke, und der häufige Wechsel seiner Gesichtsfarbe meine Aufmerksamkeit auf sich zogen; ich erfuhr nun, daß es der Vater der Angeklagten sey. Er sprach während der ganzen Sitzung nicht ein Wort, obgleich diese fünfzehn bis sechs- zehn Stunden dauerte, und selbst die Ankunft der Kate Costello, deren Verrath ihm so empfindlich werden sollte, riß ihn nicht aus diesem schrecklichen Schweigen. Diese täuschte die Hoffnungen Derjenigen, welche dar-

auf gerechnet hatten, daß sie nicht gegen ihr Blut zeugen werde, und gab ihre Erklärungen mit weit mehr Festigkeit von sich, als das erste Mal. Ihre Augen hatten Lebhaftigkeit und Ausdruck gewonnen. Ich erstaunte sehr über diese Veränderung, und konnte mir die Beweggründe zu derselben kaum erklären; aber wie dem nun seyn möge, sie zeigte keine Gewissensbisse darüber, als sie ihre Vettern der Gerechtigkeit überlieferte, und legte ohne Zögern das anklagende Stübchen auf den Kopf ihres Geliebten.

— Am Sonntag in der Frühe, erklärte der Jury beide Angeklagte für schuldig; allein die Richter weigerten sich, an diesem Tage das Todesurtheil zu sprechen, weil es der Ostersonntag war. Die Gefangenen vernahmen ohne Erstaunen die Erklärung des Jury; aber sie wechselten die Gesichtsfarbe, und John, der einige Stunden so wohl und munter ausah, war todtenbleich geworden. Sie baten hierauf, daß ihre Leichname an ihren Vater verabsolgt werden möchten. In dem Augenblicke, wo sie nach dem Gefängnisse zurückgeführt werden sollten, näherte sich der unglückliche Greis seinen Söhnen von zweien seiner Freunde unterstützt, und drückte sie lang an seine Brust, während sie Ströme von Thränen vergossen. Die Gefangenen wurden hierauf bedeutet, daß sie abgeführt werden sollten, und der Saal ward allmählig leer; nur der Vater blieb noch lange unbeweglich auf seiner Stelle, und schien gegen Alles, was um ihn her vorging, gleichsam unempfindlich zu seyn. Als er, von seinen beiden Freunden begleitet, den Gerichtssaal verließ, folgte ich ihm; die Nacht war finster und stürmisch, und der Wind machte den Unglücklichen schwanken. Seine Begleiter richteten zuweilen religiöse Trostgründe an ihn; denn es muß bemerkt werden, daß den Irlandschen Bauern religiöse Gefühle nicht fremd sind; aber der Greis antwortete nur durch Seufzer darauf. Nicht ohne tiefes Mitleid sah ich diesen Unglücklichen in die elende Wohnung treten, wo er die Nacht zubringen sollte, und als er sich in seiner Verzweiflung auf die Kniee warf, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten.

Diese tragischen Scenen erneuerten sich wieder. Der alte John Russell erklärte sich für schuldig. Er hatte zwei Söhne von fünfzehn und sechzehn Jahren, und in der Hoffnung, diese zu retten, klagte er sich selbst an. „Man führe mich nach dem Schaffot“ — wiederholte er öfters in dem Gefängniß, in welchem ich ihn sah — „aber man lasse diese beiden Kinder leben!“

Der Friedensbogen zu Mailand.

Der prächtige Friedensbogen zu Mailand naht sich seiner Vollendung: in Rücksicht auf Größe und Pracht eines der Gebäude, die mit den schönsten Ueberresten des Alterthums sich messen können, und auch wegen seiner Geschichte eins der interessantern. Den ersten Gedanken dazu regte eine Ehrenpforte an, die beim Einzug des Vicekönigs mit seiner jungen Gemahlin Amalie von Bayern im Jahr 1806 durch den Marchese Luigi Cagnola in kaum glaublicher

Schnelligkeit aus Holz und Leinwand am östlichen Thore war errichtet worden. Diese Ehrenpforte machte durch ihre Verhältnisse, ihre geistreiche Erfindung und die Schönheit ihrer einzelnen Theile so vieles Aufsehen, daß der Gemeinderath zu Mailand am 8. Februar desselben Jahrs die Errichtung aus den dauerndsten Stoffen an passenderer Stelle und zu dem Zwecke, an die Großthaten der Heere zu erinnern, einstimmig beschloß. Im Herbst 1807 wurde die Ausführung angefangen; alle architektonischen Theile des Ganzen wurden beibehalten, nur der Schmuck der Skulptur ward verändert. Aber bis zum 19. April 1814 war man nicht weiter gekommen, als bis zu dem Aufzuge der beiden kleinern Nebenbögen. Doch waren die Vorbereitungen zur Vollendung des Ganzen getroffen, und die Pracht dieser Theile bestimmte den Kaiser und König Franz I. im Jahr 1816, die Fortsetzung des Werks zu befehlen. Die lombardische Central-Kongregation bat um die Erlaubniß, es dem neuen Monarchen und dem Frieden weihen zu dürfen, den er gegeben, und Marchese Cagnola erhielt den Auftrag, die noch nicht angebrachten Basreliefs zu diesem Zweck zu verändern. „So wurde aus dem ursprünglichen Triumphbogen der französischen Armeen eine Ehrenpforte ihrer Besieger.“ Säulen von 1, 261 eines Meters im Umfang, von 12, 642 Meter in der Höhe, Kapitäle und Fackel darin begriffen, die Schäfte aus einem einzigen Blocke Marmor von Crevola (an der Simplonstrafe), und die geschmackvollsten Verzierungen von der sorgfältigsten Ausführung machen dieses Denkmal zu einem der beachtenswertheften der neuern Zeit. Das Ganze, das an Breite (73 Fuß 4 Zoll par. Mafes) nur durch den Bogen Konstantins übertroffen wird, an Pracht und Höhe (73 F. 4 Z. par. Mafes, das Ganze macht ein Quadrat aus,) alle vorhandenen antiken und modernen zurükläßt, wird durch einen Wagen der Friedensgöttin, mit 6 Rossen bespannt, von gegossenem Bronze, gekrönt werden, und Siegesgöttinnen, auf Pferden sitzend und ihr Kränze darbietend, werden die 4 Ecken verzieren. Zu dem Dome wird dieser Triumphbogen das prächtigste Gegenstück werden.

In vino veritas.

Ein Redner, der neulich bei einem Gastmal sich hören ließ, sagte, als er auf den Wein kam: „Wenn im Wein Wahrheit ist, dann hat man jeden Piroppen als ein unterdrückendes Pressgesetz zu betrachten; auf denn, die Flaschen geöffnet, damit die Wahrheit frei werde!“ — Es läßt sich auch nicht sagen, daß gegen dieses Commando ein Subordinations-Fehler vorgefallen wäre.

Der Dampf greift immer mehr um sich.

Auch das Tischler-Gewerk ist nicht mehr sicher, durch die Dämpfe zu leiden. In Paris betreibt eine Dampfmaschine des Hrn. Soulie Tischler-Werkstatt mit der größten Genauigkeit, Alles nach der Erfindung des Hrn. Roguin, zu großem Nachtheil der vielen dadurch brodlos gewordenen Gesellen.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 19. Januar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Nro. 3.

Die graue Stube.

Der Sekretär Blendau reiste mit seiner Fürstin im vergangenen Winter nach Italien. Sie kamen auf dieser Reise nach W . . . n, wo sich die Fürstin einige Tage aufhalten wollte. Blendau erhielt den erbetenen Urlaub, diese Zeit über seinen alten Pflegevater, den Oberamtmann Kumpel, besuchen zu dürfen, der sieben Meilen davon entfernt, auf einem Domänen-Amte, lebte. Hier war Blendau bis in sein vierzehntes Jahr erzogen worden. Seit seinem damaligen Weggange, d. h. seit sieben Jahren war er nicht dort gewesen; er freute sich, den Oberamtmann und dessen Familie überraschen zu können.

Des Weges aus früher Vorzeit kundig nahm er ein Miethpferd. Ein herrlicher Wintermorgen verschönerte ihm den Festtag des Wiedersehens. Aber nach Tische umwölbte sich der Himmel, und gegen Abend fing es an, heftig zu schneien, die Schneeflocken trieben ihm in das Gesicht. Er verlor den Weg. Er hatte darauf gerechnet, um fünf Uhr obengefähr auf dem Domänen-Hofe zu seyn: allein es ward stockfinster, seine Repetir-Uhr schlug achte, und er war immer noch nicht da. Endlich kam er auf die Feldmark seines väterlichen Freundes. Hier wußte er nun, trotz des schrecklichen Unwetters, genauen Bescheid, und so langte er nach einer kleinen halben Stunde, durchfrozen und von dem, gewiß neun Meilen starken Ritt, äußerst ermattet, glücklich auf dem Amte an.

Die Oberamtswäin war mit ihren Kindern im nahen Städtchen. Nur der alte Vater war zu Hause. Dieser erkannte kaum den Sekretär; so groß und breit war Blendau geworden. Er wollte gleich nach Frau und Kindern schicken; allein Blendau bat dies nicht zu thun; mehr überrascht sollten sie werden, wenn sie ihn unvermuthet im Zimmer trafen. Der freudige Vater ließ nun auftragen, was Küche und Keller in der Geschwindigkeit vermochten, und der alte Nierensteiner brachte die verführerten Lebensgeister bei Blendau wieder zu sich. Beide tranken drei Bouteillen. Sie erzählten sich die Hauptmomente aus den letzten sieben Jahren ihres getrennten Lebens; aber Blendau ward nach und nach müde, und sehnte sich nach Ruhe.

„Ja, lieber Vetter Töbssel,“ hob der Alte an, „nimm nicht übel, mein guter Tobias, daß ich Dich noch immer so heiße, wie Du sonst hießest; der Sekretär will mir noch nicht recht über die Lippen. Ja was ich sagen wollte, Töbsselchen, wenn du schlafen willst, so muß Du so lange warten, bis meine Frau kommt, und die Ueberzüge herausgibt.“

„In der grauen Stube,“ fiel Brigitte, das Hausmädchen, in das Wort, „steht ein frisch überzogenes Bette Herr Oberamtmann; wenn es also sonst dem Herrn Sekretär gefällig ist —“

„Nein, da legt sich mein Vetter Töbssel nicht hinein.“

„Warum nicht, mein Vater?“

„In das graue Zimmer? Hast Du das Burgfräulein schon vergessen?“

„Ach, an das habe ich lange nicht mehr gedacht. Hababa, lassen Sie mich immer oben schlafen. Heute soll mir kein Geist was anhaben. Und wenn das gute Kind sich zu mir in das Bette, legte ich wollte mich im Schläse nicht stören lassen, so schrecklich müde bin ich.“

„Nu, Vetter, da mußt Du Dich sehr geändert haben, denn noch vor sieben Jahren wärst Du ja um keinen Preis eine Nacht in der grauen Stube geblieben und wenn man Dir auch noch zwei Sauvegarden dazu gegeben hätte. Und jetzt hättest Du wirklich das Herz?“ —

„Ohne alles Bedenken. Jetzt — und sonst! Ich bin seitdem fünf Jahre in der Residenz gewesen, da bekommt man über so etwas hellere Begriffe.“

„Nun ich habe nichts dawider, Töbsselchen; leg' Dich in Gottes Namen nieder. Brigitte, leuchte dem Herrn Sekretarius einmal in die graue Stube hinauf.“

Blendau verabschiedete sich; bat nochmals, der Oberamtswäin und den Kindern nichts von seiner Ankunft zu sagen, er wolle sie morgen beim Frühstück überraschen und ging so mit dem Mädchen in den langen Seitenflügel des alten Burg-Gebäudes zwei Treppen hinauf. Das letzte Zimmer dieses abgelegenen Flügels war die graue Stube.

Brigitte setzte die beiden Lichter auf den Tisch unter dem altfränkischen ovalen Spiegel. Es ward dem

Mädchen selbst unheimlich in dem weiten grauen Gewölbe. Sie eilte mit einer leichten Verbeugung zur Thüre hinaus.

Better Tobias schaute umher. Es war in der alten berüchtigten grauen Stube Alles noch wie sonst. Der ungeheure eiserne Ofen, mit der Jahrzahl 1616; die runden kleinen Kirchenscheiben in der großen bogenförmigen Glasthüre, die auf den dunklen langen Gang hinten nach dem Gefängnisthurmge führte; die sechs morschen Kröpfelstühle; die zwei Tische mit Schieferplatten und geschweißten Rehfüßen, und das breite hohe Himmelbett mit den schweren seidnen goldgewirkten Vorhängen; Alles stand noch auf dem Platze, wo es vielleicht vor hundert Jahren gestanden hatte; denn die Familie des Oberamtmanns war seit Menschengedenken im Besitze dieser Domainen-Pachtung.

Aber älter als Alle, war das Burgfräulein. Gertrude hieß die Unglückliche, die nicht Raft hatte im Grabe. Sie hatte, — so erzählt die Sage, — ihre Jungfräulichkeit dem Himmel gelobt; sie war im Begriffe, ihre Schönheit unter dem Klosterschleier zu begraben, da erkob sich Graf Hugo der Schwarze sie zu bösslicher Absicht. In diesem grauen Gemache hatte er die Nase gebrochen. Sie schwur auf das Kreuz, nach Hülfe gerufen zu haben; allein fern von den Hauptzimmern der Burg, wer hatte das Flehen der sinkenden Unschuld gehört! Die Frevelthat blieb zwar ohne lebendige Folge; allein die Sünderin gestand den Raub ihres Blütenkranzes dem Klostergeistlichen in der heimlichen Beichte. Der schloß vor ihr das himmlische Tempelthor der reinen Jungfrauen, und weil sie Gott versucht hatte, sollte sie dreihundert Jahre des Fegefeuers Marterqualen dulden. Sie starb im grauen Zimmer an heimlich genommenem Gifte, im neunzehnten Jahre ihres Alters. Seitdem — die Frist des strengen Beichtigers ist heute bis auf 30 Jahre noch nicht abgelaufen, — seitdem geht es in der grauen Stube um.

Blendau hatte oft von Gertruden erzählen gehört. Viele wollten damals mit körperlichem Eide bekräftigen, des Burgfräulein gesehen zu haben. Sie stimmten Alle darin überein, daß es ein schönes Mädchen gewesen, mit blauen Augen und goldigem Haar; eine schlanke Gestalt aber bleich von Angesicht und starren Blickes. Es war immer erschienen einen Dolch und ein Kreuzifix in den Händen, wahrscheinlich um Hugo, den schwarzen Grafen zu ermorden, und ihn dann mit dem Himmel zu versöhnen. Die Erscheinung war sonst bloß in der grauen Stube bemerkt worden, darum war in älterer Zeit dieß Zimmer auch ganz unbewohnt geblieben; seitdem der Oberamtmann das Domainen-Amt übernommen hatte, war es zum Fremdenzimmer eingerichtet worden, aber sonderbar genug, kein Fremder hatte gern darin gewohnt, keiner hatte gut ruhig geschlafen.

Better Tobias, Töbssel und Töbsselchen genannt, sah sich noch einmal um, und ob er gleich an das Gespensterwesen nicht mehr zu glauben sich selber weiß machte, so war ihm doch nicht recht klar zu Sinne. Er riegelte die Thür zu, durch die er mit Brigitten ge-

kommen war; er verriegelte die breite große Glasthüre nach dem Gefängnisthurmge. Er löschte ein Licht aus, nahm das andere mit vor das Himmelbett, legte sich nieder, empfahl dann seine Seele dem lieben Gotte, löschte das zweite nun auch aus, fuhr mit dem Kopfe unter die weiche Flaumendecke, und schlief wie ein Todter.

Aber dieser Schlaf dauerte nicht lange. Nach zwei Stunden erwachte er; noch mit zugemachten Augen hörte er die nahe Thurmglöcke Zwölfe brummen. Er schlug die Augen auf. Licht im Zimmer. Er richtete sich im Bette auf. Der Schreck machte ihn völlig munter. Sein Blick fiel durch die Spalte der Bettvorhänge auf den Spiegel.

Da stand das Burgfräulein Gertrude im Leichenhemde, mit dem Kreuzifix in der linken, und einem großen blinkenden Stahl-Dolch in der rechten Hand.

Blendau war ganz wach. Er sah mit hellen Augen. Das Blut erkaltete ihm in allen Adern. Das war kein Gesicht, kein Traum, das war reine, schreckliche Wahrheit. Das Burgfräulein voll und üppig, aber bleich. Im goldigen Haare hatte sie den Todtenkranz von Rosmarin und Glittergold. Er hörte das Glittergold rauschen, er hörte das Sterbekleid knittern, er sah seine Lichter vor dem Spiegel brennen, er sah den stieren Glanz ihres Auges, ihre blaffen Lippen. Er wollte aus dem Bette und zur kleinen Thür hinaus, durch welche er mit Brigitten hereingekommen war. Aber er konnte kein Glied rühren, so gelähmt hatte ihn der Schreck.

Jetzt küßte die unglückliche Gifftodte das Jesuskreuz und betete leise. Er sah nur die Bewegung der Arsenik-Lippen, und das in die Wolken gerichtete blaue Auge. Nun hob sie mit furchtbarem Blicke den Stahl-Dolch gen Himmel, wandte sich gegen das Bette, und rauschte mit ihrem weißem Sterbekleide gerade auf ihn zu.

Er war seiner nicht mehr mächtig. Alle Pulse standen stockstill. Die Schaudervolle bog die Vorhänge des Himmelbettes zurück; ihr stieres, kaltes Auge schoß einen entsetzlichen Blick, als es einen Mann im Bette gewahrte. Rasch zuckte das Burgfräulein den Dolch auf die Brust des vermeintlichen Hugo's. Ein Gifftropfen spritzte in diesem Augenblicke aus Gertrudens Hand auf Blendau's Gesicht.

Da schrie der Geängstigte laut auf. Er raste seine letzte Kraft zusammen; er sprang mit einem Satz aus dem Bette heraus, und an das Fenster, um nach Hülfe zu rufen.

Aber die Schreckliche ereilte den Fliehenden. Sie legte die Hand an das Fenster, daß er es nicht öffnen konnte, und mit der Andern umschlang sie den Unglücklichen. Er schrie wieder laut auf, denn er hatte den ganzen Rücken hinab die Todtenkälte ihres gruftschweißigen Armes gefühlt. Das war Sarg-Klima. Sie hatte weder Kreuz noch Dolch mehr in den Händen. Sein Leben schien nicht mehr ihr Zielpunkt zu seyn, aber etwas noch entsetzlicheres, seine Liebe. Umklammerte ihn dieses Eisbild, das ein fast dreihundertjähriges Fegefeuer nicht erwärmen konnte, so erfvor er in ihren Armen.

Er wand sich los und stürzte nach der Thüre, zu der er vorhin hereingekommen war. Dort stand ein Todtengerippe; mit der rechten Hand hatte es die Klink gefaßt; der kleine hohle Kopf grinste ihm gerade in's Gesicht. Das Gerippe — Graf Hugo war diese scheußliche Gestalt, schien eben zur Thüre hereingekommen zu seyn. Es zog hinter sich die Thüre zu. Ein ungeheurer Krach dröhnte durch das ganze Haus. Das gräßliche Gerippe stürzte auf den Boden, die Lichter erloschen, Blendau rettete sich in's Bette, und zog die Decke über die Ohren.

Er rührte sich nicht; das ganze Zimmer war todt und stille; ihm ward siedendheiß unter der Decke. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Aber er wagte sich um keinen Preis mit dem Kopfe unter der Decke hervor. Endlich, — die Natur war stärker als er, schlief er ein. Der Morgen graute, als er aufwachte. Er lag wie im Wasser. Sein ganzes Bett war naß. Er wagte sich mit dem Kopfe aus dem Bette. Sein erster Gedanke war Glaube an einen Traum in dieser furchtbaren Nacht. Er zwang sich diese Ueberzeugung auf. Allein, als er das eine Licht, von dem er gewiß wußte, daß er es vor dem Bette ausgelöscht hatte, auf dem Tische unter dem langen Spiegel bemerkte; und als er sah, daß die beiden Lichter, die beim Auslöschen Abends kaum einen halben Zoll abgebrannt, jetzt über die Hälfte heruntergebrannt waren, da schwand ihm der aufgedrungene Glaube an einen Traum. Die Wirklichkeit stand in der ganzen Gräßlichkeit ihm vor der Seele.

Erzählen durfte er diesen Auftritt keinem Menschen im Hause. Die Familie, die ihn in seiner Jugend mit seiner Furchtsamkeit so oft aufgezogen hatte, hätte ihn halb todt gequält: denn keines von ihnen glaubte an die wirkliche Existenz des giftmörderischen Burgfräuleins. Oder überzeugte er sie wirklich durch heilige, ernstliche Versicherungen, so brachte er das ganze Haus um seine Ruhe; denn, wer konnte in der Burg wohnen, in die die blasse Gertrude dem schwarzen Hugo den Dolch zwischen die fluchwürdigen Rippen zu stoßen versuchte. Sagte er gar nichts, so mußte er künftige Nacht natürlich wieder in dieser Marterkammer, in der grauen Stube schlafen, und dazu wäre er nicht vermögend gewesen.

Er zog sich also schnell an, eilte in den Stall, bestieg, ohne sich von der noch schlafenden Familie zu verabschieden, sein Pferd, und traf den Abend desselben Tages wieder bei seiner fürstlichen Prinzipalin ein.

Die volle Ueberzeugung, daß übernatürliche Wesen in die Schauer-Scenen verwidener Nacht verwickelt gewesen waren, gab ihm, beim Weggehen aus der grauen Stube, der Umstand, daß er beide Thüren des Zimmers noch fest verriegelt fand.

Blendau, ein gewissenhafter, zuverlässiger junger Mann, verbürgt die Wahrheit jedes Worts in dieser Geschichte mit seiner Ehre, mit seinem Leben.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch bei Solyman-Bey in Modon.*)

Ich befand mich seit vier Tagen in Modon, als Herr L*** und der österreichische Kanzler sich erbieten, mich Solyman-Bey vorzustellen, den sie genau kannten. Ich nahm ihren Vorschlag an und war erfreut über diese Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft eines von den Männern zu machen, welche sich in diesem Kriege am Meisten ausgezeichnet haben. Bekanntlich ist Solyman ein französischer Renegat, Namens Seve. Als Adjutant eines unserer krühmtesten Krieger, legte er Proben seines Talents und seiner Tapferkeit in mehreren Feldzügen ab, besonders in dem gegen Rußland; aber nach Bonaparte's Sturze suchte er in Egypten eine Beschäftigung, die seinem Geschmacke zusagte, und die er in Frankreich nicht fand.

In diesem Zeitpunkte wollte Mehemet-Ali sein Vorhaben ausführen, und Truppen auf europäischen Fuß organisiren. Herr Seve bot ihm seine Dienste an, und der Pascha unterschied, als er sie annahm, den neuen Ankömmling von den Landstreichern, die zu ihm sich drängten und ihm durch ihre Schmeicheleien lästig wurden. Herr Seve verdankte dieses Ansehen, dessen er genoß, nicht bloß seinen militärischen Verdiensten, sondern auch seinen tiefen Kenntnissen, die er von Künsten und Wissenschaften besaß.

„Franzose“ — sprach der Pascha von Egypten zu ihm — „wenn Du mir Treue schwören und mit mir bei der Organisation der Truppen wirken willst, die ich zu errichten im Sinne habe, so werde ich Dich zum Prinzen (Bey) erheben, und Du sollst das erste Regiment meiner Truppen befehligen. Aber Du mußt Deine Religion abschwören und Dich zum Islamismus bekennen; wenn Du nicht Mahomedaner bist, so gehorchen Dir die Araber nicht.“

Diese vortheilhaften Anerbietungen führten Herrn Seve in Versuchung; er nahm den Turban**), veränderte seinen Namen in den Solyman-Bey's, ward mit prächtigen Geschenken überhäuft, und erhielt in der Eigenschaft eines Obersten eine jährliche Gage von 40,000 Piastern (ungefähr 5000 Thln.)

Das Regiment Solyman-Bey's stand außer der Stadt im Lager, aber er für seine Person bewohnte ein Haus zu Modon in der großen Marktstraße.

In seinem Thore wachten etwa zehn Sapeurs. Als wir ihnen gesagt hatten, daß wir den Obersten zu sprechen wünschten, grüßten sie uns respektvoll und ließen uns eintreten.

Wir fanden Solyman weichlich auf ein breites Bette hingestreckt. Es war elf Uhr Morgens. Er bat uns um Verzeihung, daß er uns auf diese Weise empfinde, schüßte aber eine Unpäßlichkeit, die Folge einer großen Ermüdung vor. Ich sagte ihm hierauf, daß ich in der Absicht in Morea gelandet sey, einige Städte zu besuchen; daß der Zweck meiner Reise beinahe erfüllt sey,

*) Aus dem Werke: Deux années à Constantino-ple et en Morée etc.

**) Herr Seve bat feierlich der Christlichen Religion entsagt, in einer der vornehmsten Moscheen Alexandriens; allein eine gewisse Formalität ward ihm erlassen.

und ich, da ich mich hierauf sogleich nach Frankreich einschiffen würde, nicht habe abreisen wollen, ohne ihm meine Dienste angeboten zu haben, weil meine Rückkehr nach unserm gemeinschaftlichen Vaterlande mich in den Stand setze, Aufträge an seine Familie zu besorgen. „Ich danke Ihnen unendlich“ — antwortete er auf das Artigste — „Ihr Anerbieten macht mir sehr viel Vergnügen. Die direkten Verbindungen zwischen Frankreich und diesem Theile von Morea sind selten, und ich werde Ihre Güte benutzen, um an meine Freunde zu schreiben. Ich werde Ihnen überdies, wenn Sie es annehmen wollen, einen Brief einhändigen, von dem ich wünsche, daß Sie ihn meinem Vater zusendend oder persönlich übergeben. Er wohnt in Lyon.“ Dann fügte er nach einem kurzen Schweigen mit einer Art von Rührung hinzu: „Ich habe in meinem Leben nur drei Menschen geliebt, weil nur drei Menschen mir Gutes erzeugt haben: meinen Vater, Napoleon und Mehemet-Ali.“

Die Pfeife und der Kaffee wurden uns von einem kleinen Keger gereicht, einem Sklaven Solymans, aber diesen türkischen Ceremonien folgten zu meiner Freude ganz Französische.

Einem allzustrengen Propheeten und seinem Gesetze zum Trost, stieß der Champagner in große Becher, und drei bis vier egyptische Offiziere, welche zugegen waren, machten sich kein Verbrechen daraus, einige Flaschen zu leeren.

Nachdem wir eine Zeitlang uns mit ihnen unterhalten hatten, theils über Konstantinopel, theils über Frankreichs politische Angelegenheiten, an denen er ein lebhaftes Interesse zu nehmen schien, bezeigte ich ihm offen den Wunsch, seinen Harem zu sehen. „Oberst“, — sagte ich zu ihm — „meine Bitte darf Ihnen nicht seltsam erscheinen, ich glaube hier nicht bei einem Türken, sondern bei einem Franzosen zu seyn.“

Die ägyptischen Offiziere zogen sich zurück und drei Frauen aus dem Harem Solymans erschienen vor uns. Die Eine von ihnen hieß Panaista, die beiden Andern waren Schwestern. Alle Drei vereinigten mit den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes die rührendste Anmuth; aber Chrisula, die Älteste von den beiden Schwestern, war eine wahrhaft verführerische Schönheit. Sie hatte einen schlanken Wuchs, sehr sanfte Gesichtszüge, und es war eine Art von zarter Schwermuth über ihr Gesicht verbreitet, in welchem Lilienweiße und das Infarnat der Rose glänzten. Himmelsblaue Augen bildeten mit einem Haare, das so schwarz, wie Ebenholz, war, einen merkwürdigen Contrast. Alle Drei waren reich und elegant gekleidet, wodurch ihre Schönheit neuen Glanz erhielt. Es waren junge griechische Gefangenen.

Chrisula, die kaum achtzehn Jahre zählte, war Solymans Favorite. Dieser liebte sie überschwenglich, und das junge Mädchen vergalt seine Liebe, soviel ich bei den häufigen Besuchen abnehmen konnte, die ich im Harem abstattete. Eine Scene, die beinahe sehr tragisch geendet hätte, trug sich mit dieser Chisula bei Solymans-Bey zu und steigerte noch ihre Liebe und Abhänglichkeit an den Obersten.

Eine Negerinn von seltener Schönheit, Namens Arsana, welche Solyman aus Egypten mitgebracht, hatte sein Herz beherrscht, bis die reizende Chisula seine Eroberung machte. Mehr als Einmal hatte die verlassene Arsana ihrem Anmuthe durch Thränen und Worte Luft gemacht, als sie, zwei Tage vor meiner Ankunft in Modon, in Solymans's Schlafzimmer sprang. Was erblickte sie da? — Chisula in den Armen ihres treulosen Geliebten.

Dieser Anblick steigerte ihre Wuth aufs Höchste. „Schändliche“ — rief sie aus — „zu sicher genießest Du Deines Triumphes und meiner Schande!“ Sogleich stürzte sie sich mit Hestigkeit über ihre Nebenbuhlerin her, ergriff sie, von blinder Raserei beseelt, an den Haaren, zerkrachte ihr das Gesicht und wollte ihr die Augen ausreißen; aber Solyman, der außer sich gerieth, verhinderte sie daran, übergab sie seinen Sapeuren und befahl, sie auf der Stelle vor seinen Augen zu tödten.

Als Arsana diesen Befehl vernahm, war sie weit davon entfernt, um ihr Leben zu bitten. „Nein“ — sprach sie — „nein, Solyman, Du hast mich nicht verurtheilt, Arsana ist Dir theuer, Du kannst nicht nach ihrem Blute dürsten. Und wenn Du, Undankbarer, selbst unsere gegenseitige Liebe vergessen und mich meiner Nebenbuhlerin opfern wolltest, so würde ich ohne Kummer sterben, weil der Tod mich von ihrem widrigen Anblicke befreit.“ — Und nun überhäufte sie Chisula mit Verwünschungen, als Solyman den schrecklichen Befehl wiederholte. Arsana ließ sich durch denselben nicht einschüchtern; sie fuhr fort, sich ihrer ganzen Wuth zu überlassen, und spie Verwünschungen gegen Alles aus, was sie umgab.

Das verhängnißvolle Beil war geboben, und Arsana's Haupt sollte eben zu den Füßen ihrer triumphirenden Nebenbuhlerin fallen, als französische Exerciermeister der Armee, Freunde des Obersten, eintraten. Ihren Bitten verdankte Arsana das Leben; aber sie ward auf immer aus Solymans's Hause gejagt.

Die drei Frauen Herrn Seve's befanden sich erst seit drei Monaten bei ihm, und schon fingen sie an, die Arabische Sprache zu reden. Die Griechen zeigen überhaupt ein leichtes rasches Auffassen. Mit einem merkwürdigen Scharfsinne begabt, halten sie gleich auf den ersten Augenblick Das fest, was Andere sich nur durch langes Studium aneignen können. Ich richtete meine Worte in griechischer Sprache an sie. Ihr Idiom, das sie noch nie aus dem Munde eines Franken gehört hatten, schien ihnen Vergnügen zu machen, und wir wurden bald näher mit einander bekannt.

Schon hatte sich unter uns eine sehr heitere Unterhaltung entsponnen, über die Solyman, der uns nicht verstand, wie ich glaube, etwas ärgerlich war, da erhoben wir uns, um uns wieder zu entfernen. Beim Schreiten nahm er uns aber das Versprechen ab, diesen Tag bei ihm zu Mittage zu speisen.

(Schluß folgt.)

Düsseldorf, Montag den 26. Januar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 4.

Die graue Stube.

(Schluß.)

A u f s c h l u ß.

Blendau kam, bei der Fortsetzung seiner Reise nach Italien, auch durch meinen Wohnort. Wie waren alte Bekannte. Er besuchte mich, wir verplauderten den Winterabend bei einer Bowle Punsch. Er erzählte mir die schrecklichste aller seiner Nächte in der grauen Stube. Ich lachte ihn anfänglich in's Gesicht; ich selbst hatte in früherer Zeit von dem Burgfräulein gehört, aber natürlich nie daran geglaubt; indessen, als er bei unserer alten Freundschaft betheuerte, daß auch nicht eine Sylbe bei der ganzen Geschichte erdichtet sey; so wurde ich aufmerksamer, und beschloß im Stillen, Fräulein Gertrude persönlich kennen zu lernen. Dieß konnte ich um so eher, da ich Oberamtmanns von früherer Zeit her recht gut kannte, und ohnehin in ihrer Gegend Geschäfte hatte, die meine Anwesenheit dort längst erforderten hätten.

In diesem Frühjahr trat ich meine kleine Reise an, Oberamtmanns nahmen mich mit der ihnen eigenen Gastfreundschaft auf. Sie erinnerten sich meiner von alter Zeit her noch ganz lebhaft, und da sie hörten, daß ich in der Runde herum Geschäfte habe, so baten sie alle einstimmig, hier bei ihnen zu bleiben, und von hier aus meine kleinen Angelegenheiten abzumachen. Ich nahm den Vorschlag mit Dank an. Ich war Vormittags angekommen. Nach Tische meldete der Voigt, daß der große Damm durchgebrochen sey, und der Strom die ganze Hütung überschwemmt habe. Der Vater und die Söhne setzten sich zu Pferde: die Mutter und Lottchen gingen mit mir eine Treppe hinauf, um das Wasserschauspiel von einem Fenster aus zu übersehen. Lottchen öffnete eine Thür, wir traten in ein großes Zimmer; es war die graue Stube. Blendau's Beschreibung traf auf das Haar. Sogar die zwei, in jener schrecklichen Nacht halb heruntergebrannten Wachslichter standen noch auf dem Tische, unter dem Spiegel!

Hätte ich mich nicht vor mir selbst geschämt, ich wäre gerne von dem Entschlusse, hier zu schlafen zu-

rückgegangen. Am hellen lichten Tage hatte das graue große Zimmer schon etwas Zurückschreckendes; um wie viel mehr nicht bei der Nacht! Gott weiß, wozu es sonst bestimmt gewesen seyn mochte! Wozu drei Treppen hoch ein gewölbtes großes Gemach? — Doch ich war ja hergekommen, um der blaffen Gertrude die Stube zu bieten. Ich brachte also das Gespräch auf die Stube.

„Gewiß Ihr Fremdenzimmer?“ fragte ich, den Blick auf das Gastbett gerichtet.

„Blos, wenn wir so viel Besuch haben, daß wir ihn unten nicht lassen können,“ entgegnete die Mutter. „Gewöhnlich aber logiren die Gäste unten bei uns.“

„O, da erlauben Sie mir wohl, hier oben zu schlafen. Ich liebe die großen Stuben, man kann sich darin recht ausgeben.“

„Es wird Ihnen hier oben nicht gefallen,“ sagte das hübsche Lottchen, und warf der Mutter einen bedeutenden Blick zu.

„Wie so, Mademoiselle? Die Aussicht ist hier wunderschön; mein Pfeifchen hier früh am Fenster — ich kann mir keinen köstlichern Genuß denken.“

„Meine Tochter meint nur,“ fiel die Oberamtmännin mir in's Wort, und sah das niedliche Mädchen mit streng verweisendem Auge an, „daß es Ihnen hier nicht gefallen wird, weil die Stube sich nicht gut heizt, und bei conträrem Winde raucht es auch zuweilen. Die Aussicht ist wirklich recht schön. Man kann bei hellem Wetter hier vier Meilen weit sehen. Wenn Sie wünschsen, will ich Ihre Sachen hier herauf bringen.“

Ich bat wiederholentlich zwar darum, aber die Wechselblicke zwischen Mutter und Tochter waren nicht ohne Bedeutung gewesen. Es bangte mir jetzt vor der Nacht. Etwas war an der Sache. Blendau hatte nicht geträumt.

Der durchgebrochene Damm lenkte unser Gespräch auf das Wasser. Der Strom hatte sich weit und breit Platz gemacht, und einen großen See von wenigstens einer Quadratmeile gebildet. Die Abendsonne spiegelte sich in den Flutben, die auf dem breiten neuen Bette ruhiger wogten, als ich diese Nacht in meinem Himmelbette zu schlafen berechnen konnte. Die Söhne kamen mit dem Vater zurück. Wir tranken Kaffee, plauderten, spielten, und so kam der Abend heran.

Ich trank mit Willen ein paar Gläser Wein. Ich fühlte ein leises Zittern in mir. Ich mußte mein Inneres erwärmen. Ich fror, ohne daß ich mich des Frostes erwehren konnte. Lachen Sie mich nicht aus, meine Leser und Lesertinnen! Gehen Sie nur allein hinauf in das graue abgelegene Gewölbe, und — Sie mögen läugnen, wie Sie wollen, — Sie schlafen in der Nähe von bekannten Menschen, und in einem freundlichen Zimmer, doch lieber, als da oben, von Gott und aller Welt verlassen, in dem kalten weiten Bette, wo vielleicht Gertrude an ihren Giftzuckungen verschied.

Ein Stündchen nach dem Abendessen gingen wir auseinander. Der Vater und die Ebhne intonirten alle ein verwunderndes „So?“ als sie von der Mutter hörten, daß ich mir die graue Stube ausgebeten hatte. Dieß fatale „So,“ im Munde eines altklugen Mannes und zweier rüstiger jungen Leute, versetzte mir fast den Athem. Ich war auf dem Punkte, mir eine Erklärung über dieses „So“ zu erbitten, und der Familie die Blendau'schen Schreckens-Austritte, in dem verwünschten grauen Zimmer, zu erzählen. Aber die Ursachen, die Blendau'n abgehalten hatten von der Sache zu sprechen, legten auch mir Stillschweigen auf.

Ich selbst hatte ja noch nichts mit eigenen Augen gesehen, und noch nichts mit eigenen Ohren gehört. Zweifelte man an der Wahrheit von Blendau's Erzählung, so konnte ich sie mit nichts bekräftigen, und hätte meinen Freund Blendau lächerlich gemacht. Zweifelte man nicht, so bestärkte ich die ganze Familie in ihrer Furcht vor Gertruden, und konnte vielleicht die Menschen, die hier ziemlich rubig zu wohnen schienen, am Ende gar veranlassen, aus dem unbeimlichen Hause zu ziehen. Ich hatte meines Freundes Blendau mit keiner Sylbe absichtlich erwähnt. Was sollte ich antworten, wenn sie hörten, daß ich ihn kürzlich gesprochen hatte, und sie mich fragten, warum er, ohne sich sehen zu lassen, auf und davon geritten sey. Ich that also, als ob ich nicht wüßte, daß ein Blendau in der Welt wäre. Brigitte leuchtete mir. Bei der guten Nacht, die ich der Familie wünschte, sahen sich fast alle mit Bedeutung an. Nur die Mutter strafte einen nach dem andern mit einem verstohlenen Blicke.

Ich bat Brigitte im Scherz, mir Gesellschaft zu leisten. Es wäre mir doch ein bißchen einsam da oben. „Hier in der grauen Stube?“ sagte das Mädchen und und zündete die Blendau'schen Lichter mit dem mitgebrachten an.

„Nein, und da könnten Sie mir tausend Thaler geben, hier oben schlafe ich nicht.“

„Nu, was thut denn die Stube dabei? da ist ja ein Zimmer wie das andere.“

„Wenn Sie Gesellschaft wünschen, die können Sie bald haben, die kommt vielleicht ungebeten. Gute Nacht, lieber Herr.“ Und so war das kleine Ding zur Thür hinaus. Man sah ihr an, daß sie selbst Furcht hatte.

Ich war nun in der vermaledeiten großen Stube allein. Noch hatte ich ziemliche Fassung, ich verließ mich auf meinen scharf geschliffenen Säbel und meine

sichern Pistolen. Auf letztere schüttelte ich frisches Pulver, und legte nun meinen Waffenapparat auf den Stuhl vor das Bett. Ich stopfte mir noch eine Pfeife, aber der Tabak wollte nicht schmecken; das ferne Rauschen des durchgebrochenen Stromes, und das ewige gleichzeitige Klappern des Perpendikels in der nahen Thurmuhr, brachten mich ein wenig außer Fassung. Das Rauschen klang so wild, so vernichtend, und das letztere wie das Picken eines gigantischen Todtenwurms.

Ich nahm jetzt das Licht und ein Pistol, und durchsuchte nun das ganze Zimmer; ich forschte nach heimlichen Thüren, nach etwanigen Klappen in der Diele; ich untersuchte das Bett und alles unterm Bette genau. Der Tisch unterm Spiegel war mit Vorhängen umzogen; ich öffnete sie; überall fühlte ich mit der Hand, ob etwa eine Druckfeder, ein Schloß, ein künstliches Schanier vorhanden sey. Ich fand nirgends etwas Verdächtiges. Mein Bett war weiß überzogen. Ich schloß die Fenster sorgfältig zu; verriegelte beide Thüren, zuerst die kleine Bogenthür, durch die ich mit Brigitte herein gekommen war, dann die große Glasthür. Unglücklicherweise sah ich bei dem Verriegeln der letztern durch die Scheiben auf den langen Gang hin, der nach dem Gefängnisthurm führt. — Bei Gott im Himmel! Da stand das scheußliche Gerippe, der schwarze Graf groß und fürchterlich im Gange, und hatte ein altes Ritterschwert in der knöchernen Hand.

Mir kräuselte das Haar zu Berge. Der Schreck that mehr, als mein Muth. Ich raffte mich zusammen, ich riegelte die Thür rasch auf, sprang hinaus, und schrie wie ein Besessener: „Graf Hugo, hier den letzten Gang mit mir!“

Ich zuckte mein Pistol, drückte ab, — es versagte. Das Gerippe hob das Schwert, der Todtenkopf grinzte: da räumte ich das Feld.

Das Pistol warf ich weg und stürzte zurück in die graue Stube, riegelte hinter mir zu, und warf mich ins Bette.

Da lag ich in demselben Bette, in dem — so erzählte ja Blendau — Gertrude unter den schrecklichsten Giftzuckungen verschieden war, in demselben Bette, in dem kein Mensch rubig schlafen konnte, und in dem mein armer Freund Tobias genannt Töbselfchen, Todessehweiß geschwitzt hatte. Die Lichter hatte ich brennen lassen. Das zweite Pistol lag noch scharf geladen auf dem Stuhle vor meinem Bette.

Ich lag eine lange Weile. Erst schüttelte mich ein unwillkürlicher Fieberfrost, dann — halt — was war das? es schlurste langsam Etwas, wie ein großer Menschenfuß auf dünn gestreutem Sande. Ich horchte! Noch einmal faßte ich meine Bestimmung zusammen. Ich ergriff den Säbel. Auf die verfluchten Pistolen konnte ich mich nicht verlassen. Mit beiden Händen hielt ich, aufgerichtet im Bett, den Säbel umflammert, entschlossen, hier das Aeußerste abzuwarten.

Da scholl ein höllisches Gelächter über den Gang. Eine Manns- und eine Frauensstimme. Hugo und Gertrude.

Ich steckte à la Blendau den Kopf unter die Decke, legte meinen Säbel neben mich, und empfahl mein

Seele dem Höchsten. Nach zwei Stunden erst schlummerte ich ein.

Am Morgen erwachte ich. Meine Lichter waren ausgebrannt. Ich hatte ziemlich geschlafen. Allein auf diese Stube brachte mich kein Mensch wieder.

Ich zog mich rasch an, und eilte in das Wohnzimmer der Oberamtswärterin, wo die Familie beisammen war, um zu frühstücken.

Ich mußte Aufschluß haben; ich mußte wissen, ob die Menschen hier im Hause genauere Kunde von dem vermaledeiten Liebespaare der Vorzeit hatten. Ich erzählte ihnen Blendau's und meine Geschichte. Sie zerplagten beinahe vor Lachen.

Lottchen, das schalkhafte Unglückskind, hatte sich den Schwank erdacht. Eigentlich hatte das Ganze dem armen Töpselchen gegolten. Ich kam nur par honneur mit in die Geschichte.

Tobias Blendau war sonst das Strohblatt des Hauses gewesen. Die Kinder des Oberamtswärters hatten tausend Spaß mit ihm gehabt. Die graue Stube war ihm der Sitz des Schreckens von jeher gewesen. Man hätte ihm sonst eine Million bieten können, er wäre nicht in die graue Marterkammer gegangen. Jetzt kam er nach sieben Jahren wieder. Er sprach von der Bildung seines Verstandes; von seinen seit der Zeit in der Aufklärung gemachten Fortschritten ic. Das alles erzählte der Vater der Familie noch am Abend der Ankunft des Betters, und versicherte einmal über das andere, Töpselchen sehe sich gar nicht mehr ähnlich, es sey ein ganz anderer Mensch geworden. Da gerieth Lottchen auf den tollen Einfall ihn zu versuchen.

Die beiden Brüder mußten die neue Gertrude unterfütten. Die Eltern wußten natürlich kein Wort von dem Unfuge. Das Kleeblatt rechnete auf Töpselchen von sonst noch bekannten festen Schlaf. Wenn Better Tobias am Tage eine irgend mäßige Bewegung gehabt, so konnte man neben ihm eine Lärmkanone abbrennen, er wachte nicht auf. Diesen Tag hatte er den weiten mühsamen Ritt gemacht. Er schlief gewiß recht fest. Sie schlichen an die Glashür. Er schnarchte richtig, wie eine Boulton'sche sechzigzöllige Feuermaschine. In der Glashür war eine Scheibe zerbrochen, durch diese griff Lottchen durch und riegelte auf, sie gingen nun auf den Strempfen hinein, und riegelten jetzt die kleine Bogenthür auch auf, holten ein Gerippe, woran ihr Hofmeister ihnen, in früher Jugendzeit, über den menschlichen Körperbau Unterricht ertheilt hatte, stellten es an die offengelassene kleine Bogenthür, zündeten die beiden Wachslichter an der mitgebrachten Blendlaterne an, und postirten sich nun so, daß Fritz draußen vor der Bogenthür stand, Karl unter den verhangenen Spiegeltisch kroch und Lottchen, angethan mit einem in aller Geschwindigkeit zusammengenähten Sterbbeleide und dem Todtenkranz im Haar, übrigens aber Gesicht und Brust gepudert, sich, als es zwölf schlagen sollte, vor den Spiegel stellte, ein Kreuzifix in der Linken und einen langen großen Eiszapfen in der Rechten. Sie machten nun ein starkes Geräusch, und Blendau erwachte. Der Gifftropfen, der aus Gertrudens Hand auf Blen-

dau's Gesicht spritzte, war reines Wasser, vom Eiszapfen in Lottchens warmer Hand. Die Todtenkälte des gruftsichweißigen Arms, mit dem Lottchen Blendau's Rücken umschlang, war sehr natürlich; die Hand war von dem Eiszapfen, den Lottchen aber unterdessen in Blendau's Bette unter das Kopfkissen gelegt hatte, kalt und naß geworden.

Das Gerippe zog die Thür nicht hinter sich zu, sondern Fritz warf sie mit angestrebter Kraft zu; daher der furchtbare Krach, und daher das Stürzen des Gerippes auf den dicht an der Thür stehenden Blendau. Lottchen löschte, während des Sinkens zur Erde, das kurz vorher ergriffene Licht aus. Karl war, während Blendau nach der Bogenthür gegangen war, unter seinem Spiegeltische hervor gekrochen, und, indem Lottchens Licht erlosch, blies er das auf dem Tische stehende Licht aus.

Blendau stürzte in das Bett zurück, in welchem der große Eiszapfen allmählig zerging, und das ganze Lager durchnäste. Alle drei rührten sich nicht eher, als bis sie nach ungefähr eine Stunde Töpselchen wieder schnarchen hörten. Da schafften sie wieder das Gerippe leise zum Zimmer hinaus, setzten alles wieder an Ort und Stelle, riegelten die Bogenthür zu, gingen zur Glashür hinaus, und verriegelten diese wieder durch die zerbrochene Scheibe. Die drei Bouteillen Nierensteiner mochten denn in Blendau's Kopfe auch das Ihrige beigetragen haben. Zufällig hatte Blendau gegen den Vater am Abend vor jener Schaudernacht erwähnt, daß er mich auch besuchen werde. Sie kannten Blendau's offene Plaudersucht; er hatte mir, als altem Bekannten, wahrscheinlich die Scene der Nacht in der grauen Stube erzählt. Als ich nun kam, und Blendau's gar nicht erwähnte, aber im grauen Zimmer zu schlafen verlangte, sahen die feinen Menschenkinder in mein Spiel. Lottchen hatte nicht übel Lust, aus mir ein zweites Töpselchen zu machen. Als sie aber Pistolen und Säbel auf mein Zimmer bringen sah, war dem kleinen Muthwillen doch die Lust vergangen. Ehe sie meinen Geisterbanner-Apparat bemerkt hatte, war schon das verdammte Gerippe auf den Gang geschafft worden, um in der Nacht gleich bei der Hand zu seyn. Brigitte steckte mit in dem Komplot. Mein Pistol versagte, weil Karl Wasser auf die Pfanne gegossen hatte. Die Aufhebung des Schwertes in der Hand des Gerippes läugneten alle: meine erschütterte Einbildungskraft muß mir diese Täuschung bewirkt haben.

Auf dem Sande im Gange schlurften alle drei saubere Geschwister: sie lällichen an der Glashür; und als sie mich mit dem Säbel in der Hand sitzend fanden, lachten alle drei laut auf. Das war das böllische Gelächter. Weiter hatten sie den Scherz nicht treiben wollen; denn die Eltern hatten ihnen schon wegen Blendau's Peinigung das Kapitel gelesen.

Lottchens frische Rosenlippen haben den Muthwillen redlich abbüßen müssen. Ich küßte die blühende Gertrude so lange, bis sie hoch und heilig versicherte, keinen Menschen in der grauen Stube mehr zu necken.

Ein Besuch bei Solyman-Bey in Modon.

(Schluß.)

Um vier Uhr fanden wir uns, seiner Einladung gemäß, bei ihm zum Mittagmahl ein. In demselben Zimmer, in welchem er uns am Morgen empfangen hatte, war ein runder Tisch aufgestellt, dessen Ueberzug nicht sehr orientalisch war; denn man hatte ihn mit einem Tischtuche gedeckt und mit Flaschen besetzt. Drei europäische Exerciermeister, meine beiden Freunde und Solyman ließen sich nieder. Mir ward mein Platz zwischen den beiden Schwestern angewiesen. An einem Ende der Tafel saßen zwei ältliche, schlecht gekleidete Weiber.

Während sich das Gespräch um Egypten, die Türkei und Frankreich drehte, unterhielt ich mich auf das Angenehmste mit meinen liebenswürdigen Nachbarinnen. Eine Unterhaltung mit den Damen eines Harem's ist für einen Reisenden ein seltenes Glück, das ihm in der Türkei nicht oft zu Theil wird und in der That etwas sehr Pikantes hat. Ich fragte, wer die ältlichen Frauen wären, von denen ich sprach. „Die Tante von ihnen“ — sagte Chrisula — „ist meine Tante. Waisen von unserer zartesten Kindheit auf, lebten wir mit dieser Verwandtin allein in einem kleinen Hause unsern Tripoliza, als die Araber, welche das Gebiet verwüsteten, auch in unsere Wohnung stürzten und sie plünderten. Wir wurden gefangen zu Solyman geführt, der uns bei sich behielt; die arme Frau, welche in unserer Kindheit für uns gesorgt hatte, verschwand, ward einige Tage darauf in den Gebirgen gefangen, zu einem niedrigen Preise verkauft und zum Wassertragen verurtheilt. Aber wir waren so glücklich, ihr eines Tags an dem Thore von Modon zu begegnen. Außer uns vor Freude, kehrten wir ohne Zeitverlust zurück, um ihre Befreiung auszuwirken. Solyman, der Nichts unterläßt, was uns Vergnügen gewährt, eilte, das Lösegeld für sie zu zahlen, und nun wird sie mit derselben Güte behandelt, wie wir.“

„Sind Sie mit dem Bey zufrieden?“

„Sein Charakter ist äußerst sanft, seine Gemüthsstimmung immer sich gleich, und unser Glück würde vollkommen seyn, wenn der Anblick unserer unglücklichen Landsleute, die wir mit schweren Ketten beladen sehen, nicht alle unsere Genüsse vergiftete.“

„Werden Sie aber immer Gefangene bleiben?“

„Der Bey hat uns unsere Freiheit gegeben.“ — Sie zeigte mir ihr Freiheits-Billet, von des Obersten eigener Hand geschrieben.

Ich sagte Herrn Seve eine Artigkeit über seine Menschlichkeit, und er erwiderte: „Ich habe meine Religion geändert, aber nicht meinen Charakter, und meine Seele wird immer Französisch bleiben. Alle diese Frauen, Junge und Alte, sollen nach dem Kriege zu ihrem Heerde zurückkehren. Ich habe übrigens in meinem Hause acht Griechen, welche mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, und deren Niedermetzelung ich verhinderte.“

Unterdes folgten eine Menge Speisen an der Tafel einander; sämmtlich aus des Paschas eigener Küche. Beim Dessert circulirte der Champagner von Neuem. Eine noch größere Heiterkeit herrschte gegen das Ende des Mahls. Solyman, meine beiden Freunde und die

Exerciermeister, ehemalige Bonapartistische Offiziere, sangen wechselseitig Trinklieder, die im Chor wiederholt wurden. Jeder von uns erzählte ein scherzhaftes Anekdotchen, und obgleich die Sprache, die wir redeten, von den übrigen Gästen nicht verstanden wurde, so theilte sich ihnen unsere Heiterkeit doch so mit, daß sie allgemein ward.

Das Mahl dauerte bis Abends acht Uhr. Es wurden hierauf Pfeifen gebracht, und die Unterhaltung ging ihren heiteren Gang fort, als sie durch ein Geschrei unterbrochen ward, das aus dem benachbarten Zimmer erscholl. Es war die Stimme eines Kindes von sieben bis acht Monaten, welches Solyman in seinem Hause erzog. Er hatte es am Fuß eines Baumes gefunden, ihm den Namen Kolokrotoni gegeben, und liebte es wie seinen eigenen Sohn. Eben so erzog er ein Mädchen, das zwei oder drei Monate alt war, und welches er Bobelina nannte. Auf meine Bitte führte man die beiden Kinder herbei. Sie hatten ebenfalls ihre Freiheits-Karten. „Dies ist eine Vorsichtsmaßregel, die ich für nothwendig erachtet habe“ — sagte Solyman; — „ohne diese Karten würde man, wenn ich unvermuthet stürbe, sich dieser Kinder bemächtigen und sie als Sklaven verkaufen.“

Wir trennten uns hierauf von dem Obersten. Während der vierzehn Tage, wo ich mich in Modon aufhielt, wiederholte ich meine Besuche öfters, und ich konnte mich immer des Wohlwollens Herrn Seve's überzeugen halten.

Man glaube nicht, daß er alle Gefühle der Ehre abgeschworen, weil er die Religion und die Partey der Türken ergriffen hat, um gegen Christen zu sechten. Ich scheue mich nicht, es zu sagen, daß, wenn er auch an der Spitze der Egyptier steht, dies eher ein Glück, als ein Unglück für die Griechen ist. Von wie viel Orten hat er nicht die Plünderung abgewehrt?! wie viele Griechen rettete er nicht vor dem Schwerte der Araber?! wie oft hielt er nicht seine Soldaten zurück, wenn sie Frauen und Kinder mißhandeln wollten?! Diese Thatfachen wurden mir von meinen beiden Freunden, dem österreichischen Geschäftsführer zu Modon und einer großen Anzahl von Personen zugesichert, welche kein Interesse daran hatten, mich zu täuschen. Herrn Seve's ganzes Vermögen ist bis auf diesen Tag, zuerst seiner Familie zu Lyon, und dann Unglücklichen gewidmet gewesen. Seine Thür wird unaufhörlich von einer Menge von Armen belagert, die er ernährt, und sein Haus ist mit Griechen angefüllt, die nicht müde werden, seine schönen Eigenschaften zu rühmen. Ich war selbst von einer Menge seiner guten Handlungen Zeuge, und würde mir es zum Verbrechen anrechnen, seine Menschlichkeit hier nicht öffentlich anerkennen zu wollen.

Ich beabschiedete mich bei meinen Bekannten, sah Solyman-Bey zum letzten Mal und verließ Modon. Ich ritt auf einem arabischen Pferde, das er mir gegeben hatte. Fünfzig bewaffnete Neger gingen zu Fuß vor mir her, und vier Diener folgten mir. In diesem prächtigen Aufzuge langte ich in Navarin an. Die ägyptische Flotte, welche man seit 6 Monaten erwartete, ging bald daseibst vor Anker.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 2. Februar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 5.

Das wiedergefundene Kind.

(Eine wahre Begebenheit.)

Der junge Vladimir Palm gehörte einer reichen und angesehenen Familie des Gouvernements von Kewal an, und ward in einer Petersburger Pensions-Anstalt erzogen. Als seine Ausbildung beendigt war, kehrte er zu seiner Familie zurück. Nach Verlauf einiger Jahre sandte seine Mutter, welche Wittwe war und außer diesem Sohne keine Kinder weiter hatte, ihn nach der Hauptstadt, um wichtige Angelegenheiten persönlich zu betreiben. Da Vladimir die Welt wenig kannte und sehr schüchtern und misstrauisch in seine eigenen Kräfte war, so wünschte er, die Erfahrungen eines braven Mannes zu Rathe ziehen zu können, welcher seine Schritte mit der erforderlichen Behutsamkeit zu leiten verstünde. Da erinnerte er sich eines alten, verabschiedeten Major's, eines ehemaligen Freundes seines Vaters; glücklich machte er auch seine Wohnung ausfindig; doch ihn selbst traf er nicht, wohl aber seine Wittwe, Madame Profos, eine treffliche Frau, die von einer kleinen Pension und den mäßigen Summen lebte, die sie bei Lebzeiten ihres Mannes als Ersparnisse zurückgelegt hatte. Vladimir bezeugte ihr auf das Herzlichste sein Beileid, und wollte sich eben wieder bei der wackeren Matrone beabschieden, als er ein junges Mädchen in das Zimmer treten sah, deren Schönheit einen wunderbaren Eindruck auf ihn machte. Ein blendend weißer Teint, große blaue Augen, ein schlanker Wuchs, eine herrliche Lockenfülle, ein lebhafter und doch sanfter Blick, sechszehn Jahre, und in jeder Bewegung eine liebliche Mischung von Seelenadel und weiblicher Anmuth — dies war der Zauber, mit welchem die wunderliebliche Erscheinung vor den überraschten Vladimir trat. „Meine Nichte, mein Herr“ — sprach Madame Profos, als sie Wafilissa ihm vorstellte — „eine Waise, bei der ich Mutterstelle verrete, und deren kindliche Liebe mich über so viele erlittene Drangsale tröstet.“

Man glaubt in dieser starren, kalten Welt nicht mehr an sympathetische Tränen, an plötzlich erwachende Leidenschaften, welche für das ganze Leben entschei-

den. So weit gehen wir nicht; selten sind sie wohl, das räumen wir ein; aber sie ereignen sich noch. Verstürzt, geblendet, bezaubert, stammelnde Vladimir einige unzusammenhängende Worte, bat mit gesteigerter Schüchternheit um die Erlaubniß, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, und verließ beide Damen mit einer Verwirrung, die er in solchem Grade zum ersten Male fühlte, trotz dem, daß er schon vierundzwanzig Jahre zählte.

Am folgenden Tage bekämpfte er das heisse Verlangen seines Herzens, die schöne Nichte wiederzusehen, auf das Muthigste; aber nach einem achtundvierzigstündigen Kampfe trugen ihn seine Füße fast wider seinen Willen dahin, und nun schlugen sie täglich um eine bestimmte Stunde dieselbe Richtung ein.

Bei Wesen, die in der Einsamkeit leben, macht die Neigung, hat sie erst Wurzel geschlagen, rasche Fortschritte, und bald gewöhnten sich diese Damen so sehr an Vladimir's Gesellschaft, daß sie in Traurigkeit versanken, wenn unaufschiebbare Geschäfte ihn verhinderten, seine Abendstunden bei ihnen zuzubringen.

Unfähig, das Vertrauen der Madame Profos zu täuschen, gestand er ihr offen, was er für ihre schöne Nichte empfand. „Schon seit geraumer Zeit hab' ich dies geahnet“ — sprach die achtungswerthe Frau — „und vielleicht beging ich ein Unrecht, daß ich solchen möglichen Folgen nicht vorbeugte. Allein — ich liebe Sie schon so innig, wie einen Sohn, und es mangelt mir der Muth, ein so freundschaftliches, an und für sich ganz vorwurfsfreies Verhältniß abzubrechen. Sagen Sie mir aber ohne Rückhalt, was wir hoffen dürfen. Wird sich Ihre Mutter der von ihnen gewünschten Verbindung nicht widersetzen? Meine Nichte besitzt nichts auf der Welt, als ihre Tugenden und ein wenig Schönheit; dürfen wir aber da wohl uns schmeicheln —“

„Allerdings“ — erwiderte Vladimir — „werden wir mit einigen Hindernissen zu kämpfen haben; doch worüber siegte nicht ein fester Entschluß? Meine Mutter ist gut; sie liebt mich mit wahrer, mütterlicher Zärtlichkeit, und wir haben Vermögen. Die Mitgift Ihrer Nichte sind ihre herrlichen Eigenschaften, ihre

Eaustmuth, ihre Engelsgestalt. O! sie ist reich, und ihr bin ich die lebhafteste Erkenntlichkeit schuldig, wenn sie meine Empfindungen erwidert. Beruhigen Sie sich also. Ich werde mit meiner Mutter sprechen und sie mit dem Gegenstande meiner Liebe bekannt machen. Sie wird meinen flehentlichen Bitten Gehör geben; denn ihr Herz vermöchte es nicht, mich ewig unglücklich zu wissen.“

Wladimir sprach dies mit der feurigen Beredsamkeit eines Liebenden und Madame Profos glaubte ihm. Wafilissa, die in einem benachbarten Zimmer geblieben war, sticte mit vieler Zerstreuung, und zerriss alle ihre Fäden. Die Schläge ihres Herzens machten sie wohl ein wenig mit dem Geheimnisse dieser Unterredung bekannt; aber die Furcht mischt sich immer in die wahre Liebe, und ein helles Roth überflog ihre Wangen, als sie gerufen ward. — „Mein Kind!“ — sprach ihre Tante — „Palm, der mir fast eben so theuer ist, wie Du, gesteh mir so eben seine Liebe zu Dir. Wenn Du seine Empfindungen theilst und seine Mutter in Eure Verbindung willigt, so gesteh ich Euch, daß sie mein ganzes Glück ausmachen und die Ruhe meiner alten Tage sichern würde. Sprich, mein Kind, darf ich ihm Hoffnung geben?“ — Das bestürzte junge Mädchen wagte nicht, aufzublicken. Da warf sich Wladimir vor ihr auf die Knie nieder und beschwor sie, eine Entscheidung von sich zu geben; er würde jedes Glück verschmähen, an dem Wafilissa nicht Theil nähme; er liebe mit glühender Leidenschaft, würde aber auch seine Liebe ihrem Wohle zum Opfer zu bringen wissen. Statt aller Antwort warf sie einen innigen Blick auf ihn und barg ihr reizendes Gesicht am Busen ihrer Tante: konnte sie deutlicher sprechen? Dieser Abend war für Beide entzückend schön. Die Willigung ihrer Liebe von Seiten der würdigen Matrone, die sie einer Mutter gleich verehrten, machte ihr Glück vollkommen. In diesem kleinen Rathe der drei so innig verbundenen, und nur von einem Gedanken beseelten Personen ward beschossen, daß Wladimir seine Thätigkeit in den ihm übertragenen Geschäften verdoppeln und dann zu Madame Palm reisen solle, um ihre Einwilligung zu dem schönen Bunde zu erlangen. Dieser Plan öffnete den Liebenden eine zauberische Zukunft; sie lieben sich innig, und dürfen die Gluth, die sie erfüllt, einander täglich mittheilen! Sie brauchen nichts mehr vor einander geheim zu halten! Von diesem Augenblick an überließ sich Wafilissa, dieser Engel der Unschuld und sanfter weiblichen Sittigkeit, ohne Besorgniß dem Zauber des schönen Verhältnisses, und verzor sich in den Hoffnungen einer noch seligeren Zukunft. Wenn der Mensch zu einer gewissen Stufe von Glückseligkeit gelangt ist, so sollte er weislich jedes Verlangen, etwas daran zu ändern, mit Ernst und Sorgfalt verbannen!

Aber nur zu oft ermüden ihn die reinsten und einfachsten Freuden. Sein unruhiger Geist strebt sehnsüchtig nach höheren Genüssen, und, wehe ihm! wenn er sie sich auf Unkosten der Tugend erkauft, der Quelle alles wahren Glücks auf Erden! Die wackere, zu arglose Tante, die so eifrig mit ihrem kleinen Haushalte

beschäftigt war, verließ häufig, kleiner Einkäufe wegen, das Haus, wobei sie von der einzigen Person begleitet ward, die den Dienst bei ihr versah. Der Zufall wollte, daß Wladimir einige Mal Besuche abstattete, wo er nicht erwartet worden war, und die unschuldige Wafilissa, die ohne alles Mißtrauen in sich, wie in den Geliebten, war, stoh die Gefahr des Alleinseyns mit ihm nicht; ah! sie ward, um mich deutlich auszudrücken, vom Strudel der Leidenschaft fortgerissen und strafbar, ehe sie wußte, daß man fallen könne! Von diesem Augenblick an stoh sie die innere Ruhe; in ihrem ganzen Wesen machte sich eine gewisse Unsicherheit bemerklich, und ihre Tante fand sie oft in Thränen. Wladimir konnte den Ablick dieses stummen Schmerzes und seine eigenen Gewissensbisse nicht länger ertragen, und legte der würdigen Profos bald ein reuiges Geständniß ab. Diese erschrak heftig und sah ganz das Thörichte ihrer bisherigen Handlungsweise ein. In diesem Moment trat ihre Nichte ins Zimmer. Ihr schönes Gesicht trug nicht mehr das Gepräge lebenswürdiger Verwirrung, sondern das der Schmach und tiefer Verzweiflung. Sie flehte das Mitleid ihrer Tante an, und unter lautem Schluchzen eröffnete Wladimir derselben, daß ein neues Band sie noch unauflöslicher vereinige. Mit einem Gemisch von Schmerz und Freude schloß er das angebetete Mädchen in seine Arme, nannte sie tausendfältig sein Weib, und schwur sein ganzes Leben ihr zu weihen. Madame Profos ward durch diese Scene tief gerührt und sprach die Verzeihung aus, auf welche die Reue und das Unglück ihrer Nichte Ansprüche hatten; aber als Hauptbedingung dieser Milde setzte sie fest, daß Wladimir in den nächsten Tagen abreisen müsse, um die mütterliche Genehmigung nachzusuchen; nur in diesem Falle könne sie den Strafbarern ihre Vergebung zusichern. Palm gelobte dies auf der Stelle. Als man nach dieser schmerzlichen Scene sich trennte, hatte die Versicherung, „morgen sehen wir uns wieder!“ ihren ganzen Reiz verloren, und schon empfanden die Liebenden in Vorgefühlen das Bittere der Trennung und aller dieselbe begleitenden Qualen.

Den Tag vor der Abreise speiste Wladimir mit den Damen, um sie während der kurzen Dauer seines Aufenthalts nicht mehr zu verlassen, und widmete ihnen auch den ganzen Abend. Mit Tages Anbruch wollte er in den Wagen steigen. Die Tante und ihre Nichte wechselten oft Blicke, ohne den Muth zu haben, ihre Gedanken einander mitzutheilen. Wafilissa fühlte ein quälendes Herzweh, und versuchte es, vergebens, zu lächeln und Palm's leidenschaftliche Aensetzungen zu beantworten; Thränen ersticken ihre Stimme. Wie sind doch die letzten Augenblicke vor einer schmerzlichen Trennung voll Qual und Pein! Man sollte sie abkürzen, weil man tausendfach den Tod erleidet, und doch will man ihr Bittersüßes bis zur letzten Secunde kosten!

Die Uhr schlug Mitternacht. Dies war das Signal zur Abreise. Entsetzt stand Wladimir auf, drückte seine unglückliche Geliebte mit Innigkeit an sein Herz und gab ihr sein Bildniß, daß sie lange, lange mit stum-

mem Entzücken betrachtete. „D mein Gott! Dank! Dank!“ — rief sie aus — „so bleibt mir doch ein Bild von Ihnen! — Doch — uns Beide hat Ein Gedanke beschäftigt. — Nehmen Sie hier dieses Medaillon, mein Wladimir; es wird Sie an das Mädchen erinnern, das nur für Sie lebt, und sterben würde, wenn Sie es vergäßen.“

„Ewig hier“ — erwiderte Wladimir, indem er das Medaillon in seinem Busen verbarg — „und bis zu meinem letzten Athemzuge! Um Sie aber, meine geliebte Wassilissa, ganz zu beruhigen, und dem Augenblicke vorzueilen, wo ein heiliges Band uns unauf löslich vereint, empfangen Sie dieses goldene emaillierte Kreuz. Es trägt die Chiffre meiner Familie und gehört meiner Mutter. Ich mußte dieser zärtlichen Mutter versprechen, es nur dem weiblichen Wesen zu geben, das die Schwüre ewiger Treue von mir erhalten, dessen Sanftmuth und Tugenden das Glück meines Lebens begründen würden —: es gehört folglich Ihnen, und auf diesem heiligen Zeichen bekräftige und erneuere ich alle meine Schwüre. Wassilissa Profkof ist es, die ich zur Gefährtin durch das Leben erwählt habe! Von diesem Augenblicke an, ist das, was wir gelobten, im Buche des Himmels verzeichnet. Trennen Sie sich nie von diesem Kreuze, und wann das zarte Pfand, das wir erwarten — es wird dies Kreuz auch tragen — — ich will — —.“ Er konnte nicht endigen; er ward zu heftig bewegt, und Madame Profkof, die befürchtete, es möchte ihm leicht an Kraft zur Trennung gebrechen, riß ihn lebhaft drängend fort. Noch stehend rief er aus: „Wiederkehren, oder sterben!“ — „Oder sterben!“ — wiederholte Wassilissa, auf einen Sessel niedersinkend. Doch Wladimir war schon verschwunden.

Er reiste Tag und Nacht, fand aber seine Mutter nicht. Sie war nach einem ihrer in Liesland gelegenen Güter geeilt, wo die Bauern schwere Klagen gegen den Intendanten erhoben hatten. Madame Palm, die wegen ihrer Güte in dem Dorfe angebetet wurde, konnte hier allein den Frieden wieder herstellen. Weil sie die Absichten ihres Sohns nicht kannte, so hatte sie einen Brief an ihn zurückgelassen, in welchem sie ihn aufforderte, ihre Rückkehr abzuwarten, welche in Kurzem statt finden sollte.

Da die Abwesenheit seiner Mutter ganz seinen Wünschen zuwider war, so eilte er zu seinem Oheim, einem oberen Marine-Beamten; — die Leuten sagten ihm, daß ihr Herr den Tag auf dem Lande zubrachte und erst sehr spät zurückkehrte. Als er sein Haus verließ, trat er in ein Kaffehaus, in dem sich viel Gäste befanden; die Uhr der Kathedrale schlug eben acht. Wladimir lief hier ein Zeitungsblatt durch, als er plötzlich den Namen seiner Mutter nennen hörte. Er horchte auf, sah sich um und gewahrte einen jungen Offizier, der an einem benachbarten Tische saß. Dieser Offizier behauptete, daß Madame Palm an dem Aufstand ihrer Bauern Schuld sei, weil sie dieselben durch ihren Geiz und ihre Härte auf das Aeußerste getrieben habe. Vom lebhaftesten und gerechtesten Unwillen ergriffen, sprang Wladimir auf den unvorsichtigen Erzäh-

ler zu und sagte: „Mein Herr! nur ein Schurke kann eine Frau so beschimpfen, die von der Welt geachtet und geehrt wird. Was Sie hier sagten, ist eine abscheuliche Lüge, eine schändliche Verläumdung!“

„Und mit welchem Rechte, mein Herr, verteidigen Sie diese Madame Palm?“ — fragte der Offizier.

„Mit dem heiligsten, das es gibt. Diese Dame hat einen Sohn, und dieser Sohn steht vor Ihnen. Widerrufen Sie, was Sie eben sagten, widerrufen Sie es auf der Stelle, damit die Herren, welche Zeugen der Beleidigung waren, auch Zeugen Ihrer Ehrenerklärung sind.“

„Nein! das geschieht nicht! — Warum hörten Sie auf meine Worte? Was die Genugthuung anbelangt, die ich Ihnen schuldig bin, so soll sie Ihnen vollgültig werden. Bestimmen Sie die Stunde, den Ort und die Waffen. Sie sind der Beleidigte, und ich stehe in allen Stücken zu Befehl.“

Die Herren, welche bei dieser heftigen Scene zugegen waren, wollten sich ins Mittel legen; doch umsonst. Man kam überein, daß man sich den nächsten Morgen, Punkt vier Uhr, hinter den Mauern des Hospitals finden wolle. Wladimir ersuhr nur noch, daß sein Gegner, ein Garde-Offizier, der Sohn des Generals *** war. „Also morgen, mein Herr!“ — sagte er, als er wegging. — Aber bald darauf hörte er, als er um eine Straßenecke bog, Jemand rasch hinter sich hergehen und sich halblaut beim Namen rufen. Er wandte sich um und erkannte Feodor — so hieß der Offizier. „Herr Palm“ — sprach er — „vor zahlreichen Zeugen mußte ich die Verfügungen annehmen, die Ihnen zu treffen beliebte. Ich komme, indes, um Ihnen einige Aufschlüsse zu geben. In einer Stunde wird unser Handel stattkundig seyn. Unglücklicher Weise befindet sich mein Vater hier. Sobald er von unserm Streit unterrichtet ist, wird er unser Duell zu verhindern wissen. In sechsunddreißig Stunden marschiren wir aus, und der Himmel weiß, wenn wir uns wieder be gegnen. Es dünkt mich noch hell genug — —.“

„Ich verstehe Sie, mein Herr! Indes kann ich nicht läugnen, daß ich meinem öffentlich gegebenen Worte nur ungern ungetreu werde.“

„Das ist allerdings ein delikater Punkt“ — erwiderte Feodor spitzig, — „aber vielleicht macht die Hoffnung, daß ich morgen nicht mehr frei bin — —.“

Bei diesem spöttischen Ton und dieser beleidigenden Vermuthung kannte Wladimir sich selbst nicht mehr, und rief mit vor Wuth bebender Stimme: „Sie sollen mich kennen lernen, mein Herr! — aber ich habe keine Waffen; doch — schön gut! meine Wohnung ist nur ein Paar Schritte entfernt; in einem Augenblicke stehe ich zu Diensten.“

„Sehr wohl! Sie werden mich etwas weiter hin, hinter der Mauer dieses großen Gartens, finden.“

Wladimir flog pfeilgeschwind fort und erschien fast augenblicklich wieder. Da die beiden jungen Leute auf der ganzen langen Straße Niemand erblickten, so gingen sie einander mit einem Ungestüm zu Leibe, wie er die Russen charakterisirt. Anfänglich schien die Gewandtheit auf beiden Seiten gleich zu seyn; endlich

ward aber der Beleidiger verwundet. Sogleich senkte Wladimir die Spitze seines Degens und sagte: daß er nunmehr zufrieden gestellt sey.

„Aber ich bin es nicht“ — erwiderte Feodor — „Sie haben mich einen Schurken genannt; der Kampf darf nur mit dem Tode Eines von uns Beiden enden.“

Er legte sich aus, verwundete Wladimir leicht am Arm und empfing plötzlich einen tödtlichen Stich. Er stieß ein schmerzliches Geschrei aus und stürzte zu den Füßen seines Gegners nieder.

Wladimir warf seinen Degen weg und eilte ihm zu Hülfe; doch alle Bemühungen waren vergebens; es war kein Lebenszeichen mehr in ihm zu spüren. Verzweiflungsvoll dachte Wladimir nicht daran, seinen Degen aufzuheben, sondern eilte fort, verirrete sich in den Straßen und klopfte endlich an die Pforte seines Oheims. Dieser sah ihn mit blutenden Händen, das Haar in Unordnung, mit verzerrten Gesichtszügen und dumpf schweigend bei sich eintreten. Durch seine Fragen gedrängt, theilte Wladimir ihm das tragische Ereigniß mit und zeigte seine Wunde. Der Oheim ließ sogleich einen Wundarzt von der Marine rufen, der ihm gegenüber wohnte. Dieser verband Wladimir, versprach Herrn von Menning, seinem Chef, das tiefste Schweigen, und entfernte sich. — —

(Fortsetzung folgt.)

Neues Mittel, eine Frau zu wählen.

Jüngst, an einem Sonntag, ging ich (berichtet ein Berliner) an der ***-Kirche vorüber, und sah eine Menge Kutschen vor der Thür halten. „Eine Trauung,“ dacht' ich, und ging hinein, die Braut und die Kranzjungfern zu besehen, was meine unschuldige Passion ist. Der Prediger hielt, wie gewöhnlich, eine passende Rede, wobei die Braut und verschiedene alte Weiber weinten, daß es eine Lust war. Die Braut war sehr hübsch, ohngefähr zweiundzwanzig, hatte einen Teint, wie Lilien, und Augen, wie Kohlen, die eben auslöschten wollen. Auf's Brautkleid hab' ich nicht Acht gegeben; aber der Bräutigam fiel mir auf; nicht um seiner Schönheit willen, denn von der war nicht viel zu sagen, obwohl er ziemlich kräftig und rund aussah — sondern seiner Jahre wegen; er mochte nämlich reichlich ein halbes Hundert und etwas darüber auf dem Rücken haben. Wie ich mich so über die wunderbaren Fügungen des Schicksals verwundere, kommt mein guter Freund, der lange Ueberall und Nirgends zu mir, und erzählt unbefragt, wie der stämmige Ehrwürdige zu der holden Blondin gekommen. Müde nämlich des langen Werbens bei schnippischen Dingen, die ihn Alle geneckt — und dessen ungeachtet noch einer Frau bedürftig, wie eines Stückes Brod, beschloß er, wie er sich ausdrückte, der Geschichte ein Ende zu machen, und forderte in einer Abendgesellschaft, wo sich viele „mannbare Töchter“ befanden, einen Hut. Einen Hut? — Ja, einen Hut, und nichts weiter. In den that er aber eine Anzahl weißer Zettel, und einen schwarzen obendrein. „Dieser da,“ sagt er, „gewinnt.“

Und er schüttelte den Hut, und bot ihn den Damen an, damit sie ihre Loose ziehen. Vergebens bestürmt man ihn und will den Preis wissen, der in dieser Lotterie zu gewinnen steht. „Ziehen Sie, meine Damen!“ ist Alles, was er zur Antwort gibt. Wenn man gewinnen kann, ohne einzusetzen, zieht man leichtes Herzens. Die Damen zogen: die Schönste unter allen zog das schwarze. Mit lächelndem Antlitz sagte der neue Lotterie-Direktor zu der Glücklichen: „Sie sind meine Frau!“ Aus dem Scherz wurde Ernst; sie ward es wirklich, wie ich jetzt mit eigenen Augen sah. —

Speculation.

In Holland herrscht bei öffentlichen Versteigerungen von Landgütern und Gebäuden der langjährige Gebrauch, daß der Verkäufer dem Käufer 5 pCt. von der Kaufsumme als Gratifikation, gleich nachdem dem Letzteren das verauctionirte Haus oder Gut zugeschlagen, zu zahlen genöthigt ist. Vor Kurzem ward nunmehr von einem reichen Güterbesitzer ein kleiner ihm zugehörnder Bauernhof, der höchstens tausend Gulden werth seyn mochte, zum öffentlichen Verkauf gebracht, wobei der Eigenthümer, um den Ankauf zu erleichtern, die Bedingung zugestanden, daß die Kaufsumme nach und nach, in jährlichen Terminen von hundert Gulden, abgetragen werden solle. Der Bauernhof ward zu fünfhundert Gulden eingesetzt, und es fanden sich mehrere Kauflustige ein, so daß das Gebot nach und nach auf achthundert Gulden gestiegen war. Da erhob sich plötzlich ein Jude, der allen Anwesenden als ein sehr wohlhabender Mann bekannt war, und bot — man denke sich das Staunen der Versammlung — für das kleine unbedeutende Gütchen, ohne weiteres die ungeheure Summe — von hunderttausend Gulden. Der Auctionarius schwieg einen Augenblick voll Verwunderung, und wagte es nicht, das so eben gemachte hohe Gebot auszurufen. Da aber der Jude dasselbe sofort in einem bestimmten Tone wiederholte, und zu gleicherzeit zwei seiner Glaubensgenossen, die ebenfalls als bemittelte Männer bekannt waren, zu Bürgen stellte, mußte ihm der Bauernhof zugeschlagen werden. Wie schlaun und richtig aber seine Speculation gewesen, ergab sich bald. Der Verkäufer, der, weil die Sache ihm zu unbedeutend schien, bei der öffentlichen Versteigerung nicht zugegen gewesen war, sah sich dem oben erwähnten Gebrauche zufolge genöthigt, dem Käufer fünf pCt. von der Kaufsumme, also fünftausend Gulden baar zu zahlen, welche nur zu vier pCt. berechnet, dem Letztern eine jährliche Rente von zweihundert Gulden trugen. Davon muß er nun während seiner Lebenszeit, denn die tausend Jahre, die zur Abtragung der Kaufsumme noch nothwendig sind, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht überleben) dem Verkäufer jährlich nur hundert Gulden abzahlen, und dieser schlaun berechnete Handel trug ihm demnach nicht nur den Bauernhof, sondern noch obendrein einen Gewinn von hundert Gulden jährlich ein.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 9. Februar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 6.

Das wiedergefundene Kind.

(Fortsetzung.)

Die Nacht verstrich unter tödtlicher Angst. Sobald der Tag angebrochen war, ging Herr von Menning aus, um Nachrichten einzuziehen. Er kehrte wieder zurück, und sein Bericht war ein Donnerschlag. Die ganze Stadt war in Bewegung. Eine Patrouille hatte Feodor's Leichnam aufgehoben und zu seinem Vater geschafft. Die Zeugen des Zwistes erklärten, daß beide jungen Leute, nachdem sie das Rendezvous auf den folgenden Tag mit Sonnenaufgang festgesetzt, fast zu gleicher Zeit weggegangen wären. Dem Berichte zufolge, welchen der Führer der Patrouille abstattete, vermuthete man, daß der Sohn des Generals in der Nacht getödtet worden sey. „Soll ich es Dir sagen“ — fuhr Herr Menning mit tiefer Gemüthsbewegung fort — „man beschuldigt Dich des Mordmuths; — Bei mir bedarfst Du keiner Rechtfertigung; aber Niemand kennt sonst die Beweggründe, welche Dich zwingen der zum Kampfe bestimmten Stunde vorzueilen. Durch eine sonderbare Verkettung der Umstände hat man, fast unbegreiflicher Weise, Feodor's Leichnam auf dem Kampfsplatze nicht gefunden, sondern sah nur den deinigen dort liegen. Der General, der über den Tod seines Sohns in Verzweiflung ist, klagt Dich des Mordmuths an. Man sucht Dich. Man ist sogar schon in mein Haus gekommen. Aber das Zimmer, in dem Du Dich aufhältst, liegt zu versteckt, als daß man es auffinden könnte. Uebrigens glaubt man — und das ist ein glücklicher Zufall — Du hättest die Stadt verlassen. Man will diesen Morgen einige Berste von hier einen Menschen in die Wälder haben fliehen sehen. Dies gibt uns Zeit, zu Athem zu kommen und Maßregeln zu ergreifen“ —

„Maßregeln, lieber Oheim? Ich sehe keine weiter, als mich als Gefangener zu stellen und meine Unschuld geltend zu machen.“

„Deine Unschuld? Armer Vladimir! wodurch willst Du sie beweisen? Wo sind Deine Vertheidigungsmittel? Nur Feodor vermöchte Dich zu rechtfertigen; sein Tod hat aber dieses einzige Zeugniß vernichtet. Die

Familie ist mächtig, steht in Ansehen und wird die Rache der Geseze auf Dich herabrufen. Sollte es Dir aber wirklich auch gelingen, den Verdacht eines begangenen Verbrechens von Dir abzuwenden, so wirst Du unaussprechlich und unendlich von der Last der schweren Anklage zu leiden haben; Du weißt, wie langsam unsere Gerechtigkeit ist! Vergiß übrigens nicht, daß Du in Einer Hinsicht schon strafbar bist: weil Du Dich duellirt hast! Deshalb bin ich es der Ehre der Familie, der Sorge für Deine Zukunft schuldig, daß ich ein Rettungsmittel für Dich suche. Bleibe hier und laß mich handeln. Der Tag soll nicht zu Ende gehen, ohne daß ich Deine Flucht bewerkstelligt und gesichert sehe.“

Bald bot der Zufall Herrn von Menning dar, was er suchte. Auf der Rhede lag ein Schiff der russisch-amerikanischen Compagnie, und war bereit, unter Segel zu gehen. Der Befehlshaber desselben suchte noch einen Sekretair. Herr von Menning, der mit diesem Seeoffizier in freundschaftlichen Verhältnissen stand, nahm eine Barke, ließ sich an Bord rudern und schlug ihm Vladimir unter einem angenommenen Namen vor. Der Kapitain war darüber erfreut, und willigte so gleich ein. Das Schiff sollte den folgenden Tag unter Segel gehen. Man kam überein, daß der junge Sekretair, dem man doch einige Zeit gönnen müsse, seine Einrichtungen zu treffen, Abends um elf Uhr von einigen Matrosen abgeholt werden solle. Entzückt darüber, daß seine Unterhandlung ein so glückliches Resultat gehabt hatte, kehrte der Oheim nach dem Lande zurück und nahm alle Maßregeln, welche die Flucht seines Neffen sichern konnten.

Aber dieser, der in einem dunkeln Gemache sich aufhielt, in dem er kaum zu athmen wagte, konnte das blutige Bild nicht aus seiner Seele verbannen, welches ihn verfolgte, und in diese finstern Träumereien mischte sich die Erinnerung an seine Mutter und Wassilissa's holdselige Züge. Unter mühsam ersticktem Schluchzen flüsterte er die geliebten Namen. Der Tag neigte sich schon zu Ende, als sein treuer Beschützer bei ihm eintrat. Wie sollte man es versuchen wollen, die Verzweiflung des unglücklichen jun-

gen Mannes zu schildern, als er die Worte vernahm: „In einigen Stunden müsse er sich einschiffen!“

„In einigen Stunden! — O meine Mutter! — Und Du — — —! Mein Oheim, Sie haben ein Todesurtheil gesprochen!“

„Wie meinst Du das? Ein Todesurtheil, wenn ich komme, Dir die Freiheit anzubieten? wenn ich Dich vor tausendfältigen Qualen und Bekümmernissen rette? Denke an die Familie, deren Wuth Dich verfolgt. Erinnerst Du Dich nicht Sibiriens? — Fliehe, Wladimir; aber bewahre den standhaftesten Muth. Während Du außer Landes Dich aufhältst, werden wir für Dich thätig seyn. Gott wird uns seinen Schutz verleihen! Rechne auf die Zärtlichkeit Deiner Mutter und auf die meinige. Auf! Triff Deine Anstalten!“

Wladimir erbat sich einige einsame Augenblicke, um an seine Mutter zu schreiben. Dann warf er wenige Zeilen an das Wesen auf das Papier, welches über ein solches Lebewohl verzweifeln mußte. Sein Herz blutete, als er ihr schrieb, daß ein unvorhergesehenes Unglück, ein gräßliches Geschick ihn zwingt, auf zwei Jahre sein Vaterland zu verlassen. Diesen mit Thränen benetzten Brief übergab er dem Kammerdiener des Herrn von Menning, mit der Weisung ihn den andern Tag sogleich nach der Post zu befördern.

Um elf Uhr verließ Wladimir das Haus durch eine Thür des Gartens, welche nach einer öden Straße führte. Ein heftiges Gewitter war im Anzuge, die Nacht rabenschwarz. Bald erreichte er mit seinen Begleitern den Fußsteig, welcher nach dem Gestade sich zog, wo ihn die Barke erwartete. Auf diesem kurzen Wege mühte sich Herr von Menning, den Muth seines Neffen zu beleben. „Dieser Ausweg, den die Vorsehung uns gleichsam zeigt,“ — sprach er — „ist der einzige anwendbare. Preußens Gränze ist zu fern und ein falscher Paß war nicht zu erlangen. Du wirst nach mehreren Seiten hin verfolgt und Deine Verhaftung würde unvermeidlich seyn. Doch wir sind hier in der Nähe der Barke, schweigen wir. Lebe wohl, lieber Vetter, lebe tausend Mal wohl! Der Himmel beschütze Dich und führe Dich gesund wieder zu uns zurück! Diese Hoffnung läßt mich Deinen und meinen Schmerz ertragen.“

Beim Glanze der Blitze erkannte Wladimir den Getreuesten seiner Diener, für welchen der eifrige Herr von Menning ebenfalls die Aufnahme in das Schiff ausgewirkt hatte. Schon waren durch diesen Menschen alle Effekten seines Herrn in die Barke geschafft worden, und ein Felleisen enthielt eine starke Summe Geldes. Als ein wahrer Schutzgeist hatte der wackere Oheim Alles vorhergesehen, Alles berechnet und auch Alles mit der Thätigkeit und Kaltblütigkeit betrieben, die man so selten in den großen Stürmen des Lebens bewahrt. Sein Nefse schloß ihn, durchdrungen von Dankbarkeit, aber unfähig, sie zu äußern, sprachlos an seine Brust und sagte: „Gott mög' es Ihnen lohnen!“ — Hierauf sprang er in die Schaluppe, welche sich alsbald in der Dunkelheit der Nacht verlor. Jeden Augenblick ward die See bewegter, und der Donner mischte sein majestätisches Rollen in die drohenden

Wogen. Die Matrosen erblickten; aber Wladimir betrachtete mit einer Art von Freude diesen Aufruhr des Himmels und des Wassers. „D!“ — rief er aus — „wenn diese verzehrenden Blitze, dieses wüthende Meer ein Opfer fordern, so mögen sie aufhören, blind zu seyn, und ihre Wuth den Unglücklichen treffen, der das Blut seines Nebenmenschen vergoß! Allmächtiger! so reichen also weniger Stunden hin, die Schicksale der Menschen für immer zu bestimmen! — Gestern noch war ich trunken von Hoffnungen und Liebe, und heute bin ich des Mordes angeklagt, entehrt, verfolgt, und gezwungen, Alles, was ich liebe, bis zu den fernsten Grenzen des Oceans zu fliehen! Und das Mädchen, welches ich ins Verderben riß, dessen Unschuld ich vergiftete, hält mich vielleicht für einen elenden niedrigen Verräther! D! wie strafbar bin ich, und wie hart werd' ich gezüchtigt!“ — Er erstaunte darüber, daß das schwache Fahrzeug dem Stöße der Wellen Widerstand zu leisten vermochte, und würde vielleicht, in seiner tiefen Verzweiflung, sich ins Meer gestürzt haben, wenn nicht plötzlich ein helles Geschrei sich erhoben hätte. Man warf ein Tau in die Schaluppe und die Matrosen legten die Ruder aus der Hand; man befand sich dem Schiffe gegenüber. Die ganze, auf dem Verdecke versammelte, Schiffsmannschaft zeigte lauten Jubel; sie hatte schon lebhaften Besorgnissen Raum gegeben. Wladimir stieg langsam die Schiffsleiter hinauf und ward in die Kajüte des Kapitäns geführt, der ihn auf das Zuversichtlichste und Freundlichste empfing. Bald legte sich der Sturm. Als der Tag aufblühte, lichtete man die Anker, und von einem frischen Landwinde begünstigt, durchschnitt das Schiff rasch den Finnischen Meerbusen. —

Doch — kehren wir nach Petersburg zurück, wo wir Wassilissa und ihre von einigen Befürchtungen und großen Hoffnungen bewegte Tante zurückließen. Der schreckliche Brief langte richtig an. Welcher Schmerz bemächtigte sich ihrer, als sie dieses herzerreißende Lebewohl von zitternder Hand lasen! Diese geheimnißvolle Sprache erfüllte sie mit Entsetzen. „Ein schreckliches Ereigniß — die Sorge für meine Sicherheit — seyde gerechter, als die öffentliche Meinung — klagt Ihr mich nicht an, und wenn selbst die ganze Welt mich für schuldig hielte — erhaltet Euch für mich, meine Verbannung wird keine ewige seyn! —“ Diese, mit Versicherungen der Treue durchwebten, Ausdrücke erschreckten diese zarten, schüchternen Gemüther. Der Zeitpunkt von zwei Jahren, welcher bis zu seiner Rückkehr verfließen sollte, beugte sie vollends darnieder. In ihrem schmerzlichen Erstaunen hegten sie nicht das mindeste Mißtrauen gegen den Urheber ihrer Leiden. Sie litten noch mehr für ihn, als für sich selbst.

Indes zeigte Wassilissa, durch hohe Gottesfurcht und Liebe gleich gestärkt, einen Muth, welcher über dieses unvorhergesehene Unglück herrlich triumphirte und dies war es, was ihre Tante tröstete. Das junge Mädchen entwickelte eine Charaktergröße und Seelenstärke, welche über ihr Alter war. Um den Monat Oktober erschien ein Seeoffizier bei Madame Profos und händigte ihr einen Brief von Wladimir ein. Er

hatte ihn erst vor Kurzem gesehen. Er hatte ihn sehr niedergeschlagen, aber resignirt gefunden, und seine Gesundheit schien nicht gelitten zu haben. In seinem Briefe sagte er: „Vier Monate der Verbannung sind also schon verstrichen. Die übrigen werden auch verfließen, und endlich der Tag kommen, der mich Allem, was ich liebe, wiedergibt.“ Basilissa's Seele öffnete sich einem unerwarteten Troste. Ach! dies war ein letzter Hoffnungsschimmer! Er erleuchtete nur einen Augenblick das trübe Aysl, wo das Schicksal Schmerz und Kummer einheimisch machen zu wollen schien. Madame Profos that einen gefährlichen Fall, und da Alter und Besorgnisse ihre Kräfte sehr geschwächt hatten, so verschied sie nach vierzehntägigen Leiden, deren Schmerzlichstes das war, ihre geliebte Nichte ohne Vermögen, ohne Beschützer und nahe daran, Mutter zu werden, in der Welt zurückzulassen!

Basilissa liebte ihre Tante innig. Dieser Verlust vernichtete ihren ganzen bisherigen Muth. Sie sah sich mit Entsetzen allein in der Welt und schauderte vor dem Raume, der von Vladimir sie trennte, wie vor einem grenzenlosen Horizonte. Oft sagte sie zu Matrona, ihrer Dienerin: „Es ist um mich geschehen! In dieser Welt werd' ich ihn nicht wiedersehen!“ Ihre Ahnungen gingen leider in Erfüllung. Es war im Monat November. In Rußland haben die allzu strengen Winter häufig sehr üble Folgen für Wöchnerinnen. Basilissa hatte ganze Nächte damit zugebracht, am Wickelzeug ihres Kindes zu arbeiten. Wenn das schöne unglückliche Mädchen, in tiefen Schmerz versunken, bei einer matt glimmenden Lampe saß, daran denkend, daß sie einsam auf der Welt da stehe, so fand sie nur in der Erinnerung an die Pflichten Beruhigung, welche sie an das Leben festelten. Wie oft benegte sie die Wickelschnur für das Kind, dessen Bewegungen sie in ihrem Schooße spürte, mit heißen Thränen! Wie oft ward die Nadel durch mütterlichen Kummer im Arbeiten gehemmt, sobald sie Blicke in eine fast hoffnungslose Zukunft that!

Am 2. December stieg die Kälte des Morgens auf dreißig Grad. Matrona erwachte über dem Stöhnen ihrer Gebieterin. Das brave Mädchen eilte zu ihr und fand sie fast im Sterben. Unter den heftigsten Schmerzen gebär sie eine Tochter und blieb einige Zeitlang leblos liegen. Als sie die Augen wieder aufschlug, nahm sie das Kind in ihre Arme, segnete es, bedeckte es mit Küffen und Thränen, und da sie über die Gefahr, in welcher ihr Leben schwebte, nicht zweifelhaft war, so löste sie von ihrem Busen das kleine Kreuz ab, das letzte Geschenk ihres Geliebten, und befestigte es am Halses ihres Töchterchens. In eine Schachtel legte sie Vladimir's Portrait und Briefe, und indem sie sich dann zu Matrona, der einzigen Freundin, die ihr geblieben war, wandte, sprach sie: „Gelobe Deiner sterbenden Gebieterin, daß dieses Kreuz und diese Schachtel niemals von dem Kinde genommen werden sollen.“ Matrona schwur dies knieend, und ein Strahl von Freude bligte durch ihre nahende Todesdämmerung. Basilissa legte das Haupt auf das Kopfkissen — und einige Augenblicke später war sie nicht mehr.

So starb dieses reizende Mädchen in einem Alter von siebtehn Jahren. Schön, gefühlvoll, sanft, von anbetungswürdigem Charakter — schied sie vom Leben in dem Augenblicke, wo Mutterliebe sie für so viele Leiden entschädigen sollte. Das Wehen des Missgeschicks, der glühende Hauch der Leidenschaften hatten die einsame Blüthe welken gemacht; sie fiel, und ihr Kind, die Quelle so vieler Thränen, ruhte sanft auf dem Bette neben seiner jungen Mutter, die nicht mehr erwachen sollte.

Da die treue Matrona keine Dame kannte, welche mit der Verstorbenen verwandt gewesen oder in solchen freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hätte, daß sie ihr das Kind anvertrauen durfte, so entschloß sie sich, es nach dem Findelhause zu tragen. Hier übergab sie das kleine Mädchen dem Aufseher, händigte ihm auch das Wickelzeug ein und empfahl ihm auf das Nachdrücklichste, niemals dem Kinde das Kreuz abzunehmen und sorgfältig die Schachtel aufzubewahren, welche das Bildniß und die Briefe des Vaters enthielt. Sie verlangte auch, daß man das kleine Mädchen Basilissa nenne; „denn dies sey“ — bemerkte sie — „der ausdrückliche Wille Ihrer unglücklichen Mutter.“ Der Aufseher, den die Zerklichkeit des kleinen Schatzes und die Worte Matrona's überraschten, hätte dies Mal gern einige Fragen über das Kind gethan; aber strenge Vorschriften zwangen ihn, seine Neugierde zu zähmen.

Nachdem Matrona solchergestalt ihr Möglichstes gethan hatte, die Existenz des Kindes sicher zu stellen, kehrte sie nach dem Hause der Trauer zurück, und verständigte sich mit der Eigenthümerin, um den Resten der Demoiselle Profos die letzte Pflicht zu erweisen. Das kleine Mobilar ward verkauft, und der Ertrag, der daraus gelöst wurde, reichte hin, einige Schulden und die Kosten der Krankheit zu bestreiten. Weinend sprach die wackere russische Dienerin: „Benigstens kann Niemand meiner Gebieterin etwas Uebels nachsagen. Alles ist bezahlt, wir bleiben keinen Kopfen schuldig, und kehre ich auch arm nach meinem Dorfe zurück, so nehme ich doch die Genugthuung mit mir, ihr Andenken in Ehren gehalten zu haben.“ — Acht Tage darauf ging sie, da sie nicht länger dienen mochte, wieder nach ihrem ländlichen Geburtsorte zurück. Anders Miethälente nahmen die Wohnung der Damen Profos in Besitz, und von dieser unbekanntem Familie blieb keine Spur zurück: — Schönheit, Jugend, Liebe — Alles war verschwunden.

(Schluß folgt.)

Der indische Räuber-Hauptmann.

(Aus „Life in India or the English at Calcutta“ London, 1828.)

D Mier Sing war als der Anführer einer zahlreichen indischen Räuberbande schon seit mehreren Jahren der Schrecken der Einwohner gewesen, hatte sich aber immer damit begnügt, einzelne Dörfer auszuplündern und deren Bewohner zu ermorden; das Eigenthum der mächtigen Compagnie war von ihm verschont

geblieben, weshalb man es mit seiner Verfolgung nur höchst gleichgültig betrieb, und ihm Zeit ließ, einen neutralen Fürsten der Gegend durch einen Theil des Raubes zu seiner Verheimlichung zu bewegen. Sein letzter Raubzug hatte aber ein sehr bedeutendes Eigenthum der Compagnie selbst betroffen und dies änderte die ganze Sache. Alle inländischen Verbündeten der Regierung wurden nunmehr um Erlaubniß ersucht, den Verbrecher in ihren Ländern verfolgen zu können, und bald ermittelten ausgesandte Späher seinen Aufenthalt unter den widersegligen Siemindar's des Königs von Dode.

In diesen halb wilden Ländern werden die Steuern von dem Fürsten meistbietend versteigert, und die Tafels, welche das Recht zur Steuer-Erhebung auf diese Weise erstehen, haben, von einer starken Truppen-Abtheilung begleitet, Vollmacht, die Steuern einzuziehen, und den unglücklichen Landbauern von dem Ertrage ihrer Felder nur die Mühe der Bestellung übrig zu lassen. Da nun diese Steuerpächter sich nicht begnügen mit dem, was ihnen zukommt, die Besteuereten aber eben so ungern das geben, was sie schuldig sind, kommt es oft zu Schlägereien, selbst zu Blutvergießen. Gegen gewaltsame Erpressungen haben die Landbewohner starke Umpfählungen aufgeführt; hier hinein flüchtete sich D Mier Sing, und der englische Major Melville, der mit den Truppen der Regierung ihn verfolgte, mußte jede einzeln stürmen; erst, wenn sie dem Boden fast gleich gemacht war, entfloh der Räuber auf seinem raschen, stets bereit gehaltenen Pferde zu einer andern Umpfählung, wo er auf den Beistand der Siemindar's rechnen konnte, denen er früher gegen ihre Unterdrücker beigestanden hatte.

Diese Verfolgungsweise griff indes die Truppen der Regierung äußerst an, und Melville sah sich genöthigt, auf diesem nun fremden Boden die Vermittelung des brittischen Consuls bei dem Hofe von Lucknor in Anspruch zu nehmen. Da indes die Räuber in diesen Gegenden den von dem Landesfürsten gewährten Schutz besser bezahlen können, als die ehrlichen Leute, so sind hier ganze Dörfer von der Räuber-Caste bewohnt, welche nur die Verpflichtung haben, ihre Abgaben pünktlich zu berichtigen und ihrer Kunst nicht in zu großer Nähe der Heimath nachzugeben. Von diesen Leuten ließ sich also wenig Beistand erwarten, da es sich um einen der Regierung zugesügten Schimpf und die Verfolgung des Räubers Seitens der regierenden Macht handelte. Major Melville war nicht im Stande, den Räuber zu fangen.

Bald darauf war Melville zugegen bei einem Elephanten-Gefecht. Die beiden edlen Thiere wurden in einem umpfählten Platz zum Kampfe gegen einander geführt, ein dichtes Gedränge der indischen Zuschauer umgab den weiten Raum. — So sehr auch dieser großartige Kampf der beiden Colosse des Majors Aufmerksamkeit an sich zog, so mußte er sie dennoch von Zeit zu Zeit auf einen Landesbewohner richten, der dicht neben ihm stand, und auch ihn mit Theilnahme zu beobachten schien. Seine saubere Kleidung verrieth einen Indier der höhern Caste; ganz weiß und vom feinsten Stoffe war seine Jacke, der Hitze zum Troz, gesteppt; eine weite Schärpe umgürtete fest seinen schlanken Leib,

und ließ den goldenen Gürtel sehen, der den Tulwar (Säbel) trug. Sein Turban, blendend weiß und kreuzweis dicht gefaltet, bot einen sichern Schutz gegen Klima und Hieb; am Halse trug er ein breites goldenes Halbband, an Ten Fingern kostbare Ringe. Ueber die linke Schulter hing ein leichter Mantel, den Bewegungen der Arme jede Freiheit lassend, und seine Fußbekleidung zeigte, der Verzierungen ungeachtet, daß er nicht in einem Palanquin zum Schauplatz getragen wurde. Sein Alter schätzte Melville auf etwa 33 Jahr und eine würdevollere Haltung glaubte er noch an keinem Indier erblickt zu haben. Mit übergeschlagenen Armen und zurückgelehntem Haupt sah der Indier dem Gefechte der Elephanten zu, seine Miene verzog sich, nur sein sprühendes Auge verrieth seine lebhafteste Theilnahme. Als der besiegte Elefant wirklich flog, drückten des Indiers Züge Verachtung gegen denselben aus, sein sprechender Blick war auf Melville gerichtet. Unterdeß ward der geschlagene Elefant von seinem Besieger heftig verfolgt; von den Schlägen des feindlichen Rüssels geängstigt, durchbrach er plötzlich die Schranken und stürzte sich unter die versammelte Menschenmenge. Melville's Pferd ward jetzt völlig unlenkbar, es versuchte seine ganze Kraft, den Reiter abzuwerfen, indem es bäumte und ausschlug; der Major behielt aber dennoch seinen Sitz, und der Indier, welcher ihm nah zur Seite war, riß es mit starker Hand zu Boden, indem er dem Reiter auf Hindostanisch zurief: sich schnell zu retten. Der Rath kam aber zu spät, das Pferd überschlug sich und warf den Major dem wüthenden Elephanten in den Weg. Da machte der Eingeborne auf's Neue den Beschützer; er sprang herzu, zog ein Pistol aus dem Gürtel, und ein sicherer Schuß in's Auge des Elephanten streckte das wüthende Thier augenblicklich zu Boden, wo es mit dumpfen Stöhnen verstickt.

Der Hindu verschwand, aber hundert Stimmen riefen: man solle den Mann ergreifen, der es gewagt, des Königs Lieblings-Elephanten zu tödten, von dessen Tritten zermalmt zu werden ein Glück für niedere Menschen sey. Selbst die durch seinen Muth so eben Geretteten vermehrten in ihrem feigen Sklavensinn dies Wuthgeschrei, und verlangten den Kopf des Frevlers. — Der kühne Indier aber rannte gewandt und entschlossen durch die Oeffnung, welche der Elefant sich unter den Zuschauern gemacht, ein Diener löste das Band, mit dem sein Kopf an einem Pfahl der Heerstraße gefesselt stand; der Hindu schwang sich behend hinauf. — Schon war der Vorderste seiner Verfolger ihm nahe; er erhob seinen Tulwar, indem er die Linke mit dem Schilde deckte. „Ergreift den D Mier Sing!“ rief der kräftige Tschokidar: „vor dessen Namen die Herzen der Männer zittern; verdient den auf seinen Kopf gesetzten Preis, und einen großen Namen durch alle Welt!“ — Aber der fürchtbare Räuber — denn er war es wirklich — hob sich hoch im Sattel empor, und feuerte sein zweites Pistol eben so sicher ab, wie das erste; sein Verfolger stürzte zusammen. Das Kopf schnaubte bei dem wohlbekannten Knall, und war — wie eine Schwalbe über die Fläche dahin streichend — im Augenblicke Allen entschwinden.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 16. Februar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 7.

Das wiedergefundene Kind.

(Schluß)

Achtzehn Monate verstrichen. Das Schiff, auf welchem Wladimir ein Asyl gefunden hatte, ward bei seiner Rückkehr an den französischen Küsten von einem heftigen Ungewitter überfallen und genöthigt, sich auf die Abende der Dünen zu flüchten, der kleinen Stadt Deal gegenüber. Da der Kapitain vorausah, daß ihn die Ausbesserung der erlittenen Beschädigungen zu einem langen Aufenthalt in England nöthigen würde, so warf er seine Augen auf seinen Sekretair, um durch diesen Depeschen an den Minister zu übersenden. Die große Einsicht, die Kaltblütigkeit und der Muth, welchen der junge Mann auf dieser langen und gefahrvollen See-reise an den Tag gelegt, hatten ihm die Achtung aller seiner Chefs erworben. Der bescheidene Sekretair hatte in schwierigen Umständen, wo man genöthigt gewesen war, die Angriffe wilder Völkerstämme zurückzuweisen, die wichtigsten Dienste geleistet.

Weil er von seiner Lage noch nichts vertraut hatte, nahm er Anstand, seinem Chef sich zu erkennen zu geben, als er bei seiner Ankunft in London, wohin er mitgereist war, um von der russischen Gesandtschaft Instruktionen entgegen zu nehmen, bei dem Gesandten einen Brief an sich fand, der ihn mit Freude erfüllte. „Komme“ — schrieb ihm sein Oheim — „und lande ohne Furcht an den waterländischen Gestaden; Deine Unschuld ist erkannt und von den Tribunalen in legaler Form ausgesprochen worden. Segne die Vorsehung, mein theurer Nefte; denn sie hat sich sichtbar in den Handel gemischt; ihr Wille that sich durch den Staunen erregenden Umstand kund, welcher den wahren Hergang der Sache, den wir Beide nur kannten, enthüllte. Ein Jahr nach Deiner Abreise wurden zwei Kärner vom Lande bei Untersuchung eines beträchtlichen Diebstahls zu Zeugen vorgeschlagen; man war noch nicht darüber im Reinen, an welchem Tage sie die Waaren, welche später gestohlen wurden, nach der Stadt gefahren hätten, als Einer von ihnen vor Gericht zu seinem Kameraden die Worte sprach: „Halt! wir können uns gar nicht irren; es war an dem Abende,

wo das schreckliche Duell zwischen den beiden Herren vorfiel.“

„Welcher Herren?“ — fragte Einer der Richter.

„Ja! ihre Namen kenn' ich nicht. Aber ich will Ihnen den Fall erzählen; vielleicht errathen Sie, wer gemeint ist. Wir waren in der Frühe des 10. Mai's im Gasthof angelangt, und am Abende desselben Tags wollten wir eben unsern Pferden, die in einem Stall am äußersten Ende des großen Gartens des Gasthofes standen, Futter geben, als wir einen seltsamen Lärm vernahmen. Wir stiegen auf eine doppelte Baumleiter, welche der Gärtner an der Wand hatte stehen lassen, und erblickten zwei junge Leute, die sich wie ein Paar Wüthende schlugen. Nach einigen Augenblicken sagte der Eine zu dem Andern: „mein Herr“ Sie sind verwundet, wir wollen uns nicht weiter schlagen.“ Aber dieser Andere war zu wüthend. Er wollte durchaus von Neuem anfangen und stieß die größten Drohungen aus. Aber er sollte bald inne werden, wie Gott seinen Starrsinn bestrafte; fast in demselben Augenblicke fiel er todt nieder. Derjenige, welcher ihn getödtet hatte, wie es schien, wider seinen Willen, gestakete seine Hände, und hob seinen Kopf in die Höhe; aber — Alles war aus. Einen Augenblick schien er voll Verzweiflung, dann rettete er sich, wie ein Mensch, der außer sich ist. Wir stiegen die Leiter wieder hinab. Es war unterdessen schon dunkel geworden, und am folgenden Morgen reisten wir wieder fort. Das ist Alles, was wir wissen. Sie können sich leicht denken, mein Herr, daß man einen solchen Vorfall nicht vergißt; es war also am 10. Mai, daß die Waaren hierher geschafft wurden.“

„Diese Aussage der Bauern wurde von den Richtern zu Protokoll genommen; sie stimmte völlig mit der überein, welche ich nach deiner Abreise bei der Polizei abgegeben hatte. Das Zusammentreffen des Tags, der Stunde und des Orts, wo diese Leute Zeugen des Duells waren, mit dem vorgebliebenen Mord des Deines Gegners, bewies zur Genüge Deine Unschuld und zerstreute alle Wolken. Der General nahm, als er dies erfuhr, selbst seine Klage zurück, und als der Gerichtshof einen Monat später die

Sache wieder aufnahm, erklärte er Dich des in dem Dekret vom 20. Januar 18** Dir aufgebürdeten Verbrechens für unschuldig. Mit einer Ausfertigung des Gerichts versehen, reiste ich mit Deiner vortrefflichen Mutter nach Petersburg ab, und wir flehten die Milde des Kaisers hinsichtlich des Zweikampfs und der über denselben bestehenden Gesetze an. Der Monarch, welcher Dich durch ein zweijähriges freiwilliges Exil schon hart genug bestraft fand, sprach Deine Begnadigung aus. Möge nun der gütige Himmel Dich bald in unsere Arme zurückführen! Ich kann Dir gar nicht schildern, was meine arme Schwester gelitten hat, da sie die unschuldige Ursach an Deinem Unglück ist. Ich schreibe Dir nach verschiedenen Punkten hin, in der Hoffnung, daß einer meiner Briefe bis zu Dir gelangen wird u. s. w."

Als Wladimir diese Zeilen gelesen hatte, fühlte er sich von Dankbarkeit gegen den wunderbaren Schutz durchdrungen, den der Allmächtige ihm bei dieser Gelegenheit hatte angedeihen lassen. Noch an demselben Tage gab er sich seinem Chef zu erkennen und entschuldigte sich nach Kräften über das Geheimniß, mit dem er sich umgeben hatte. „Mein lieber Freund“ — antwortete der wackere Mann — „an Ihrem Dheim ist es, sich zu entschuldigen; er hat mich auf eine recht geschickte Weise hinter das Licht geführt. Doch — dieser Durchstecherei verdankt der Kaiser einen guten Offizier, und ich, wenn ich mich nicht irre, verdanke ihr einen Freund mehr auf der Welt.“

Wladimir schiffte sich nach Cuxhaven ein und eilte nach Rußland. Welche Hoffnungen besaßten ihn, mit welchen Entwürfen beschäftigte er sich unterwegs! — In einem Alter von siebenundzwanzig Jahren, nach langen Leiden, die seinen Verstand zur Reife gebracht und seinem Geiste mehr Kraft und Energie verliehen hatten, sollte er sein Vaterland, seine Familie und das Wesen wiederssehen, dessen Bildniß sein Herz freudig klopfen machte! Da er seiner Liebe so treu geblieben war, so zweifelte er keinen Augenblick daran, daß auch Wassilissa ihre Schwüre gehalten habe. Schön und jung sah er sie schon im Geiste wieder, und als die Mutter eines reizenden Kindes, und der Gedanke, ihre Thränen zu trocknen, sie mit Einem Male angesehen, ruhig und glücklich zu machen — dies versetzte ihn in überschwengliche Freude, wie sein Herz sie kaum zu tragen vermochte. Er langte in Petersburg an und stieg sogleich bei dem Minister ab, wie dies Alle zu thun pflegen, die als Kuriers an die höchste Behörde gesandt werden; sobald er seine Geschäfte beseitigt hatte, eilte er zu Madame Profok. Er stürzte die Treppe hinauf und fand endlich diese Thür wieder, die sich so oft vor ihm geöffnet hatte; aber er fühlte sich so ergriffen, daß er dem Umsinken nahe war, und mußte sich anhalten, um sich zu sammeln, ehe er anklopfte. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Eine fremde Gestalt erschien. Er nannte Madame Profok; allein man erwiderte ihm kalt, daß diese Dame nicht hier wohne. Er beharrte darauf, und man riet ihm, zum Wirthe hinaufzusteigen, der ihm ohne Zweifel die gewünschte Auskunft werde geben können. Zitternd

vor Ungeduld stieg er die Treppe hinab und trat bei dem Manne ein. — „Mein Herr“ — fragte er — „wo wohnt gegenwärtig Madame Profok?“

„Sie ist todt, mein Herr!“ — erwiderte der Kaufmann kalt.

„Todt?! Und ihre junge Nichte? Wo ist diese?“

Als der wackere russische Kaufmann die Gemüthsbewegung des jungen Mannes bemerkte, wagte er keine weitere Erklärung.

„Im Namen des Himmels! Sagen Sie mir, wo ist ihre Nichte? Sagen Sie es mir, o! Sie foltern mich schrecklich!“

„Wie können Sie von mir Auskunft verlangen, wenn Sie mir solche fürchterliche Blicke zuwerfen! Sie sehen ja blaß wie der Tod aus! Ich beschwöre Sie, lieber Herr, trinken Sie erst ein Gläschen Likör, daß Sie sich wieder erholen.“

„Unglücklicher! Sprich, was ist aus ihr geworden?“

„Sie wollen es durchaus wissen, ach! Das gute, schöne, sanfte junge Mädchen! Einen Monat nach dem Absterben ihrer Tante hörte ich, daß sie krank geworden sey, und bald —“

Aber Wladimir hörte nichts weiter. Sein Diener, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat, fing ihn mit den Armen auf und schaffte ihn zu dem schrecklichen Hause hinaus. Als Palm seiner Sinne wieder mächtig war, fand er sich im Bette, im Hotel von London. Ein hitziges Fieber brach aus. Der geschickteste Arzt ward gerufen, und eine ganze Woche lang zweifelte man an seinem Aufkommen. Der Diener schrieb erst an Madame Palm, als sein Herr durch seine Jugend und seine gute Natur vom Tode gerettet worden war, welche Letztere durch die fast zweijährige Seereise noch mehr befestigt ward. Trübinnig kehrte er wieder ins Leben zurück, das für ihn aber nun eine unnütze Last war.

Der treue Iwan, Wladimir's Diener, bestätigte später die Aussage des Kaufmanns, als sein Herr ihn bestürmte, Aufschlüsse zu verschaffen. Er hatte nämlich von den Nachbarn gehört, daß Wassilissa sehr eingezogen gelebt und sich gar nicht öffentlich gezeigt habe. Deshalb kannte man auch die Ursach ihres Todes nicht; denn von dem Zustand, in welchem sie sich befunden, hatte Niemand Kenntniß gehabt. Palm zweifelte nicht, daß Mutter und Kind unterlegen waren. Als er überzeugt war, das Schicksal verdamme ihn zu ödem Leben, ertrug er sein Unglück mit wahrhaft christlicher Ergebung; aber von nun an bemächtigte sich seiner eine tiefe, durch Nichts zu bannende Schwermuth.

Er traf bereits Anstalten, zu seiner Mutter zu reisen, als der Minister ihn zu sich rufen ließ. Er bot ihm Dienste an und versprach ihm ein rasches Avancement; aber das Unglück hatte ihn für Alles abgestumpft, und er bezeugte eine Abneigung, die Se. Excellenz nicht zu überwinden vermochte.

Nun verließ Palm Petersburg, und als er in den Armen seiner Mutter lag, machte er sich Vorwürfe darüber, den Tod sich gewünscht zu haben. Der Dheim war außer sich vor Freude. Er konnte gar nicht müde werden seinen Neffen in seine Arme zu schließen

und sein Betragen, wie den heiligen Muth, zu billigen und zu loben. Aber selbst in der Mitte so theurer Verwandten öffnete sich Wladimir's Herz der Freude nicht, das war unmöglich; doch verwandelte sich sein Schmerz in stille Trauer. Eines Tages erzählte er seiner Mutter ausführlich sein Verhältniß zu Wassilissa, und diese weinte seiner unglücklichen Geliebten heiße Thränen. Nun konnte er öfter von ihr reden, und war so weniger zu beklagen. Bestürmt, sich einer Beschäftigung zu widmen, die mit seinem Seelenzustande verträglich war, zog er sich auf das Land zurück, wohin Madame Palm ihm folgte. Hier widmete er seine Zeit den Studien und der Verwaltung seiner Besitzungen, und half seiner wackern Mutter, ihre Bauern glücklich zu machen. Dies waren in einem Zeitraume von dreizehn Jahren seine einzigen Genüsse. Oft versuchte man es, durch Heiraths-Vorschläge seiner finstern Gemüthsstimmung eine andere Richtung zu geben; aber dann zeigte er seiner Mutter immer das Bildniß Derer, die er verloren, und gab zur Antwort: „Wo könnt' ich diese himmlische Seele, diese bezaubernden Züge wiederfinden? Ach! wer so von ihr geliebt ward und die Ursach ihres Todes werden mußte — wie könnte Der jemals Trost und Ruhe wieder gewinnen?“

Eine unerwartete Erbschaft führte den Einsiedler indes plötzlich wieder auf den Schauplatz zurück, wo er so überschwenglich glücklich gewesen war und so viel gelitten hatte. Die Vorsehung berief ihn dahin, um für so große Leiden ihn zu entschädigen. In Petersburg, dieser Stadt, wo Alles nur einen trüben Eindruck auf ihn machen mußte, begegnete er einem Arzt aus Reval, der ihm als Zerstreuung vorschlug, in seiner Gesellschaft das kaiserliche Findelhaus zu besuchen. An diesem Tage wurden alljährlich die jungen Mädchen geprüft, und die Fremden, denen der Zutritt offen stand, durften selbst Fragen an dieselben richten. Gegen das Ende der Prüfung rief die Vorsteherin: *Mais demoiselle Wassilissa!* Bei diesem Namen, der Palm über Alles theuer war, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Zögling, welcher diesem Ausruf entsprechen würde. Wie groß war sein Erstaunen, wie ergriffen fühlt er sich, als die Gesichtszüge des jungen Mädchens bis zur höchsten Täuschung ihn an die Geliebte erinnerten, die noch immer seine ganze Seele erfüllte! Dasselbe Alter, derselbe Wuchs! Der Ausdruck des Gesichts, die Farbe der Augen und der Haare, Alles, Alles stand in bewundernswerther Uebereinstimmung mit der theuersten, ihm am Meisten gegenwärtigen von all' seinen Erinnerungen! Das schöne junge Mädchen erregte durch ihre liebliche Erscheinung die Bewunderung der ganzen Versammlung, und als sie sprach, die ihr vorgelegten Fragen zu beantworten, erhebt Palm bei dem Tone dieser sanften Stimme. Ganz verwundert, fast betäubt durch eine so vollkommene Täuschung, gelang es ihm indes doch, Herrschaft über sich zu gewinnen, und er weitete sich an dem Anblick und den Erfolgen dieser zweiten Wassilissa, welche durch die Armuth ihrer Rede und die Wichtigkeit ihrer Antworten alle Anwesenden bezauberte. Die

Vorsteherin, die selbst von ihrem Zögling entzückt war, gab ihr durch ein Zeichen zu verstehen, daß sie sich nähern solle. Um zu ihr gelangen zu können, mußte die Waise an der Zuschauerreihe vorbeigehen. Zufällig blieb sie einen Augenblick vor Palm stehen. Dieser stand auf, und als er sich ein wenig zu ihr herabneigte erkannte er auf dem Busen des jungen Mädchens das emailirte Kreuz, das er im Moment seiner Abreise seiner Geliebten eingehändigt hatte. Außer sich bei diesem Anblicke schrie er auf: „Allmächtiger Gott! es ist meine Tochter!“ Und so sank sein Haupt ohnmächtig auf die Schulter des Arztes, der ihm sogleich zu Hülfe eilte. In diesem Augenblicke fiel ein Futteral aus seiner Tasche und rollte bis zu den Füßen der Vorsteherin, die es sogleich aufhob. Der Mann, welcher durch den Vaterruf Aller Herzen erschüttert hatte, ward sogleich in ein Nebenzimmer gebracht.

Die Sitzung war beendigt, und die Vorsteherin eilte nach dem Orte, wo sich die beiden Fremden befanden. Als Palm sie erblickte, rief er aus: „Madame! Um Gotteswillen, geben Sie mir meine Tochter!“

„ — Beruhigen Sie sich, mein Herr —“ antwortete die verständige Frau — „werden Sie als der Vater erkannt, so können Sie darauf rechnen, daß Ihre Tochter Ihnen nicht vorenthalten wird. Unsere Gesetze verpflichten uns dazu. Erklären Sie mir aber zuvörderst, wie Wassilissa's Bild auf diese Dose kommt?“ —

„Ihr Irrthum, Madame, beweist, wie gegründet meine Ansprüche auf dieses Kind sind. Dies Portrait ist das ihrer Mutter, deren lebendiges Abbild sie ist.“

Die Vorsteherin ließ jetzt die Schachtel bringen, welche die Briefe und das Bildniß enthielten, dessen wir früher erwähnten. Es bot noch immer genug Aehnlichkeit dar, um das Original zu erkennen. Hierauf ergriff der glückliche Palm eine Feder und schrieb einige Zeilen, wodurch auch die Identität der Schriftzüge an den Tag kam; auch bezeichnete er die Chiffre, welche auf dem Kreuze befindlich seyn müsse, daß seine Tochter trug. Gegen so viele Beweise war nichts einzuwenden. Die Dame entfernte sich und kehrte bald wieder zurück, den lieblichen Zögling an der Hand führend. Das junge Mädchen sank vor Palm auf die Kniee nieder und sprach mit einer von Thränen erstickten Stimme: „Mein Vater! segnen Sie Ihr Kind!“ — Wie wär' es möglich, die Empfindungen zu schildern, welche Aller Herzen bestürmten? Man kann sich keine rührendere Scene denken. Alles weinte, Alles dankte dem Allmächtigen, der auf so wunderbare Weise den Vater mit seiner Tochter vereinigt hatte. Man kam darin überein, daß das holde Kind bis zum Augenblicke der Abreise ihres Vaters in der Anstalt bleiben sollte. Diese fand fünf Tage später statt. Die lebenswürdige Wassilissa bezeugte Allen, die zu ihrer Erziehung beigetragen, die gütlichste Dankbarkeit und schied mit Kummer von ihren Zugenfreundinnen. Nie ging eine Reise rascher und glücklicher von statten.

Wie vermöchte man die Freude dieses Vaters zu schildern, als er seiner Mutter ihre Enkelin vorstellte, die, Dank sey es der trefflichen Erziehung, deren sie in dem Findelhaufe genossen hatte, das Stück und den Stolz ihrer Familie ausmachte! Die wackere Mutter, die sich durch dieses neue Band verjüngt fühlte, liebte bald ihre Enkelin auf das Innigste. Palm entsagte zwar seinem ländlichen Aufenthalte, der ihm so werth geworden war, nicht; aber er öffnete sein Haus zahlreichen Gesellschaften und den Freunden, welche mit dergleichen verbunden sind. Als seine Tochter das neunzehnte Jahr erreicht hatte, vermählte er sie einem ihrer würdigen Gatten. Der Oheim gab sich fast arm in Hochzeitsgeschenken, und wollte durchaus sein Leben mit seiner kleinen Nichte unter Einem Dache beschließen. Nach so langen Widerwärtigkeiten vereint, genoß diese Familie nunmehr eines dauerhaften, nie wieder gestörten Glücks.

Palm hatte sich von dem Aufseher der Anstalt die Scene schildern lassen, als seine Tochter derselben übergeben ward. Voll Erkenntlichkeit gegen das wackere Landmädchen, dem er sein Glück verdankte, forschte er ihrem Aufenthalte nach, und als er in seiner Heimath anlangte, ließ er sie eifrig durch einen treuen Diener auffuchen. Das gute Mädchen ward endlich gefunden, und willigte gern ein, bei Palm ihr Leben zu beschließen. Als sie Wassilissa erblickte, kniete sie vor ihr nieder, küßte den Saum ihres Gewandes und rief aus: „Allmächtiger Gott! Du hast meine junge Gebieterin wieder von den Todten auferweckt.“

Der in einen Kater verwandelte Ehemann.

Wir wollen (sagt ein Berl. Blatt) nachstehende Geschichte nicht geradezu mit einem Eide erhärten — aber sie soll wahr seyn. Geliebte Leserin! entscheide, ob sie möglich ist. —

Unser guter Freund Stirnhaken, dessen Geschäft es mit sich bringt, öfters außerhalb des Hauses und auf Reisen zu seyn, hat sich trotz seines bereits achtjährigen Ehestandes, noch nicht von jener lächerlichen Krankheit, Eifersucht genannt, befreien können, und beschloß deshalb, einen in solchen Fällen besonderen Rath habenden Naturkundigen um Rath zu fragen; eigentlich war ihm darum zu thun, genau zu wissen, ob er sich auf die Treue seiner Auguste verlassen könne, oder nicht. — Der Naturkundige, nach vorgetragenem Anliegen, lächelte und sprach: „Wenn weiter nichts ist, da wollen wir bald Rath schaffen. Hier ist ein Fläschchen mit reinem Lebensgeist. Davon braucht ein Ehemann nur des Abends zu trinken, bevor er mit seiner Frau zu Bette geht. Ist sie ihm nicht vollkommen treu geblieben, so wird er am nächsten Morgen in einen Kater verwandelt.“

Der so berathene Gemahl kommt von seiner Meßreise zu dem heimathlichen Heerde zurück, examiniert seine Auguste über gewisse Punkte, und prahlt am Ende

gegen sie, er habe ein unfehlbares Mittel, dahinter zu kommen, ob dieselbe den am Altäre geschworenen Eid wirklich gehalten. Daß Auguste das Mittel kennen lernen will, ist begreiflich; nach langem Bitten und Schmeicheln, mit Beteuerungen aller Art gemischt, läßt er sich erweichen, und gibt ihr kund, worin sein Mittel bestehe. Ob sie an das Mittel glaubt, weiß man nicht; aber sie versichert, er könne es getrost versuchen. Das thut er denn, und trinkt das Fläschchen aus. Drauf geht er zur Ruhe, denn es ist Nacht. — Am andern Morgen stand die Hausfrau zeitiger auf, als der von — der Reise müde Gemahl; und sie gönnte ihm die Ruhe, derent er bedürftig seyn mochte. — Da es indessen zehn Uhr schlug, und er noch nicht zum Frühstück kam, ging sie, ihn zu wecken. Wer malt aber ihr Entsetzen, als sie, statt des Mannes, einen dicken, schwarzen Kater in seinem Bette erblickt, der noch dazu todt ist. Sie schreit auf — ruft nach ihrem Mann — aber wer nicht antwortet, das ist Fritz Stirnhaken, ihr Mann, denn wie kann er es auch, da er ein todtter Kater ist? — Da sie nun an der unseligen Verwandlung nicht länger zweifeln kann, wirft sie sich auf die verkaterte Gemahlsleiche hin, und jammert und weint, daß es einen Stein erbarmen möchte, geschweige einen todtten Kater. „Ach!“ ruft sie — „hab' ich denn eine solche Strafe verdient! Der verwünschte Jude mit seinem Schawl aus Bucharest hat mich trotz meines Sträubens berückt — und der Rittmeister mit seinen Sporen und dem heldenartigen Wesen — — Ach, mein lieber, lieber Fritz! hätt' ich ahnen können, daß du würdest sterben müssen! hätt' ich denken können, daß er heute das Letzmal sey, wo ich die Beweise Deiner Liebe empfangen sollte! Und, o Himmel! welch ein Abschied! Als wenn es darauf angelegt worden wäre, mich den Verlust desto herber empfinden zu lassen.“ Auf solche und noch andere Weise drückte unsere Wittwe ihren Jammer aus, als plötzlich, wie ein Gespenst, der todtte Gatte hinter dem Bette in seiner eigentlichen, eigenthümlichen Lebensgestalt sich emporhob, und sprach, wie folgt: „Sprenkel, um Drosseln zu fangen! Also, ich bin Dein lieber Fritz? Und der Schawl, den ich zu kaufen glaubte, und der Rittmeister? Und war es an Einem nicht genug? Müsten es — —“

Unsere Auguste, so durch sich selber überführt, beichtete — und es steht zu glauben, Alles. Stirnhaken ist ein guter Mann, er verzich der Reutigen, eingedenk der Redensart, ein Uebel, das man kenne, sey bei Weitem nicht so schlimm, als eins, das man ahnt, oder fürchtet. Ob es hier paßt, geht uns nichts an. Daß er den schwarzen Kater hat erwürgen lassen, der in seinem Bette gelegen, wird unwiderlich seyn, zu bemerken; aber Leute wollen behaupten, der vorgebliche Rath des Naturkundigen sey auch nur Erfindung gewesen von seiner Seite. Nun, wie gesagt, wir waschen unsre Hände in Unschuld. Ist es wahr, gut; wo nicht — so ist es uns so berichtet worden. Und haben etwa die Leute nicht noch dümmere Sachen geglaubt in der Welt? Und glauben sie solche nicht noch bis auf heutigen Tag? Antwort! —

Düsseldorf, Montag den 23. Februar 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 8.

Die Küche des Sultans, blockirt durch die Russen.

Die Küche des Sultans, welcher ein sonderbarer Artikel! werden unsere Leser ausrufen. Und doch glauben wir, daß ihm der Beifall zu einer Zeit nicht fehlen wird, wo bekanntlich der Dinge so manche von einem mehr oder minder geschickten Koche abhängen. Ueber eine neue, und in unsern glücklichen Gegenden unbekante Küche abzuhandeln, heißt gleichsam, die Wissenschaft bereichern, da die Kochkunst bekanntlich auf der höchsten Stufe sämtlicher Zweige der Industrie steht, sich von allen Sterblichen einer ganz besondern Gunst zu erfreuen hat, und selbst in der politischen Maschine eine der ersten Triebfedern ist; denn wie könnte ohne sie irgend ein Kriegs- oder Friedensschluß, eine Allianz, ein Congreß oder sonst irgend eine wichtige, gemeinnützige Angelegenheit behandelt werden.

Hat auch in der Türkei die Küche keinen so allmächtigen Einfluß wie in den meisten europäischen Staaten, so ist sie doch nicht minder ein Hauptgegenstand der zarten Sorgfalt der türkischen Regierung. Die Sultane besitzen bekanntlich keine Civilliste wie die constitutionellen Monarchen, nach welcher ihr persönliches Einkommen geregelt ist, auch keinen Etat über deren Verwendung, da sich die ottomanischen Herrscher die Verfügung über alle Einkünfte des Reichs ohne Controle vorbehalten haben. Einer ihrer Nachfolger, der, ungeachtet der Vielseitigkeit all' dieser durch den Gebrauch geheiligten Hülfquellen, etwas besorglicherer Natur war, versiel auf den Gedanken, der überall Nachahmer gefunden zu haben scheint, sich ein kleines Privat-Einkommen zu verschaffen, und zog den Ertrag gewisser Auflagen und Gefälle an sich, die von da an, unter dem Titel Apanage, nicht mehr mit den andern Zweigen des Finanzwesens verwaltet wurden.

Die Vorsticht der Abkömmlinge des Propheten nahm jedoch im Verhältnisse der Reichthümer, welche sie nach und aufhäufte, immer mehr zu, und so geschah es denn, daß, als sie ihren Scepter über den Bosphorus und den griechischen Archipelagus ausstreckten, es

einem unter ihnen zu Sinne kam, es sey nicht genug, durch Geld, womit man sich doch Alles verschaffen kann, gegen den Hunger geschützt zu seyn, sondern diese Lebensmittel in Natura (und zwar unentgeltlich) zu beziehen, wäre doch noch sicherer.

In Folge dieses glücklichen Einfalls wurden zur Stelle alle Bedürfnisse seines Hofes berechnet, und Städte, Inseln, ja ganze Provinzen, einer täglichen Lieferung von Lebensmitteln in Natura unterworfen.

Das merkwürdigste bei diesem Beschlusse war, daß man bei Bildung dieser neuen Lasten durchaus keine Rücksichten auf jene nahm, die bereits in Geld entrichtet wurden, und daß man später, als die besteuerten Länder aus verschiedenen Gründen dieselben nicht mehr zu erschwingen vermochten, während die Bedürfnisse des kaiserl. Hauses stets zunahmen, ihnen bloß gestattete, sich hinsichtlich ihrer zu leistenden Gefälle mit jenen Städten zu verständigen, die noch frei geblieben waren, und welche von diesem Augenblicke an mit dazu beitragen mußten, ohne auf der andern Seite irgend eine Entschädigung dafür zu erhalten.

Vermöge dieses Systems wird das Serail durch Natural-Lieferungen unterhalten, deren Belauf im Voraus für das ganze Jahr den verschiedenen Städten im Verhältnisse zu den Erzeugnissen ihres Gebiets bekannt gemacht wird.

Diese Städte unterhalten in Konstantinopel besondere Agenten, denen sie sorgfältig und ganz genau die requirirten Gegenstände zusenden.

Diese Bevollmächtigten sind aber auch dafür verantwortlich; wenn der sie betreffende Dienst auch nur einen einzigen Tag unterbrochen würde, so müssen sie mit ihrem Kopf die Nachlässigkeit ihrer Comittenten bezahlen; die kleinste Verspätung wird nach der türkischen Justiz, welche bekanntlich sehr schnell ist, mit der Bastonade und einer starken Geldbuße bestraft.

Täglich, und zwar zu einer bestimmten Stunde, geht die Ablieferung vor sich. Pferde und Cameele müssen dann gepackt seyn, und der Convoy setzt sich nach vorgeschriebener Ordnung in Bewegung, und hält seinen Einzug in das zum Dienste der Küche angewiesene Thor des Serails.

Es ist ein sonderbares Schauspiel für die Fremden, welche nie verfehlen, diesen Zug in Augenschein zu nehmen.

Die Thiere, deren Körper ausgenommen und zubereitet sind, um in die von dem Gebrauch vorgeschriebenen Stücke zerlegt zu werden, werden mit den hinteren Füßen auf die Pferde befestigt, welche für den Transport bestimmt sind.

Die Cameele tragen ungeheure Körbe, in welche die Gemüse, Früchte, Butter und das Federzies, in einer dem Auge angenehmen, symmetrischen Ordnung gelegt werden.

Die Verproviantirung geschieht jedesmal nur für einen Tag; daher eine Unterbrechung derselben nur von 24 Stunden, das Serail dem Hungertode ansehnlich würde.

Die Anzahl der männlichen und weiblichen Bewohner, Jünglinge und Kinder, welche dieses weite Kloster in sich schließt, ist nur oberflächlich durch die Schätzung der dahin abgeführten Lebensmittel bekannt.

Die einzigen Gegenstände, von denen sich Vorräthe daselbst vorfinden, sind Gewürze, Kaffee, Zucker, trockene und eingemachte Früchte, Zuckerwerk und Reis.

Seit der griechischen Insurrection tragen bekanntlich mehrere Inseln nicht mehr zur Unterhaltung des kaiserl. Hauses bei.

Die Schiffsausrüstungen der Hellenen verhindern die Ankunft der Verproviantirungen aus Caramanien und besonders aus Aegypten.

Die Lieferungen von Honig und einer Gattung kleiner, gelblichen Trauben, welche oft die Stelle des Zuckers vertreten müssen, und die man größtentheils von dem mittäglichen Littorale des schwarzen Meeres bezog, sind gleichfalls durch die Kassen, als Herren dieses Meeres, unterbrochen.

Der Einfall in Bulgarien hatte die Verhinderung der Lieferungen an Dachsen zur Folge, welche den Fürstenthümern Moldau und Wallachei für das Serail aufgelegt waren.

Die Truppenbewegung, welche deshalb stattfand, muß nothwendigerweise auch noch andere Hülfquellen verstopft haben. Rodosto und Adrianopel, wo der Sultan das Geflügel bezog, liefern kaum das für die Truppen des Westens Nothwendige.

Aus allem diesem kann man also schließen, daß die Kassen dem Sultan gegründete Besorgnisse über das Schicksal seines Reichs einflößen müssen, denn sie haben jedenfalls den Mechanismus seiner Küche provisorisch unterbrochen, was, nach dem System eines gewissen Staatsmannes, die Wohlfahrt des türkischen Reichs im höchsten Grade gefährdet.

Unerklärbare Geschichte eines 1793 in Paris guillotimirtten Mädchens.

In der bluttriefenden Epoche des Jahres 1793 lebte zu Valenciennes Jean Dumonceau, der einzige Sohn eines sehr wohlhabenden Kaufmanns, ausgerüstet mit Allem, was seine Ansprüche auf ein glückliches Leben rechtfertigen konnte; — nur hatte seit einem Jahre

ohngefähr ihn Schwermuth und eine flüsternde Melancholie ergriffen, von welcher er keinen eigentlichen Grund anzugeben wußte; zu gewissen Zeiten war dieselbe vorzüglich auffallend und nur auf die dringendsten Bitten seiner Eltern und Jugendfreunde gab er gehabte Träume als den scheinbaren Grund derselben an; nur gegen einen seiner vertrautesten Freunde äußerte er in unbestimmten Erklärungen, daß er im Traume das Bild eines Mädchens erblickte, welches ihn mit unaussprechlichem Reiz erfüllte, allein plötzlich als eine Leiche in seinem Arm zu liegen schien, und seine unaussprechliche Angst weähe ihn dann stets aus dem sanftesten Schlummer. — Ausreden, vernünftige Vorstellungen, der Eltern Bitten, des Arztes angewandte Heilmittel — nichts konnte die mit jedem Tage steigende Schwermuth des Jünglings verschuchen. Das Feuer seiner Augen erlosch, der noch unlängst in der Fülle der Kraft strogende Körper schien zu welken, und mit ihm sank die Freude und das Leben der trauernden Eltern mit jedem Tage näher zum Grabe. Da versiel der kluge Arzt, welcher wohl mehr auf psychologische Heilmethode, als auf die Pharmacie, in vorliegendem Falle baute, auf den Gedanken, daß nur eine bis zur Exaltation gesteigerte Zerstreuung und der Wechsel eines freieren Lebensgenusses vielleicht das Mittel gegen diese das organische Leben zerstörende Schwermuth sey.

Welcher Ort konnte zu diesem Zwecke wohl tauglicher befunden werden, als das geräuschvolle Paris, wo an jedes Genußes unversiegender Quellen selbst ein Seneca und Plato sich berauschen könnten. — Dumonceau's Eltern waren reich zu nennen und hatten überdies in Paris an dem Kaufmann Lorrain einen Verwandten, in dessen Haus der theure Sohn gewiß gut versorgt, mit allen Bequemlichkeiten, so wie mit einer zu seinem Vergnügen bestimmten Börse reichlich versehen, im Wirbel des lärmenden Paris und seiner Freuden die Schwermuth aus seiner Seele verbannen sollte. Nicht ohne der Ueberredung angewandte Künste gelang es, den Sohn zu dieser Reise zu bewegen, und auch jetzt vertraute er seinem innigen Freunde, daß nur die Hoffnung, das weibliche Ideal seines ihn beängstigenden Traumes dort zu finden, ihn bestimmen könne, den Bitten seiner Eltern zu folgen, und diese Reise zu unternehmen. Nachdem brieflich mit Herrn Lorrain Alles abgemacht, und dieser von dem Plane und Zwecke dieser Reise unterrichtet worden, reiste Jean Dumonceau in seinem 22ten Jahre, von den Segenswünschen seiner Eltern und Freunde begleitet, mit Geld und Wechseln reichlich versehen, am 2. Mai 1793 nach Paris ab. — Herzlich war hier der Empfang, und Herr Lorrain bot alles auf, dem Wunsche der Eltern entsprechend, des ihm so theuer darbietende Mittel nach seiner Ankunft auf alle sich darbietende Mittel der Zerstreuung aufmerksam zu machen; bald gelang es ihm auch, demselben einigen Geschmack daran einzuflößen, und wie konnte auch Paris den Eindruck bei einem Jünglinge verfehlen, welchen es selbst auf bejahrte Philosophen so oft bewiesen hatte! Bei so ergiebigen Quellen, aufgemuntert zum Genuße, im Sinnenrausche aller Vergnügen, bedurfte es kaum eines vierwöchentlichen Auf-

enthaltend, und schon bemerkbar wurde die Abnahme der Schmerzmuth, des finstern Ernstes und einsüßigen Benehmens des jungen Dumonceau. Indessen hatte Corrain durch Rath und That sorgfältig gewacht, daß die herbeigeführten und gewünschten Lebensgenüsse nicht den Körper des Jünglings schwächen noch vergiften konnten, auch war dieser schon Herr genug seiner selbst, um jede Freiheit unschädlich benutzen zu können.

Mit unaussprechlicher Freude belebten die von Corrain einlaufenden Nachrichten über die sich bessernden Gesundheitsumstände des Sohnes das elterliche Haus und dessen Briefe athmeten Frohsinn und Scherz. Indessen schien aus seiner vorigen Gemüthsstimmung noch darin eine Spur zurückgeblieben zu seyn, daß er dann und wann einsame Spaziergänge, besonders in den spätem Abendstunden, liebte, und Corrain hatte, von der Solidität des jungen Mannes überzeugt, kein Arges, wenn er öfters erst sehr spät von seinen Wanderungen nach Hause kam. Er hatte diesfalls die Einrichtung getroffen, daß Dumonceau, mit einem eigenen Hausschlüssel versehen, bei spätem Nachhausekommen stets Licht auf der Treppe und ein Nachtlisch auf seinem Zimmer fand.

In jenen Tagen des Schreckenssystems war das Schauspiel gerichtlicher Mordscenen nichts Neues, und die ununterbrochene Thätigkeit der Guillotine hatte so sehr den ersten Eindruck geschwächt, daß man in den nächsten Quartieren des Greve-Platzes sich gar nicht mehr über die dort blutenden Schlachtopfer der Tyrannei zu bekümmern schien, noch weniger hielt man es der Mühe werth, den Namen und Stand der täglichen Schlachtopfer zu erfragen oder der Vollstreckung jener Bluturtheile beizuwohnen. — Menschen, welche selbst die Bande der Verwandtschaft verknüpften, erfuhren oft erst nach der Hinrichtung den schnellen Tod der Thätigen; jeder Edle senkte traurig den Blick, wenn sein Weg ihn an dem Platz vorbeiführte, wo die Todesseufzer unschuldig Gemordeter zu dem Himmel sich erhoben, und die Geister der Ermögten mit der rächenden Vergeltung drohenden Blicken in den Stunden der Mitternacht vorüberschwebten. —

Es war der 27. Juli, da Dumonceau gegen Abend einen Spaziergang außerhalb den Barrieren von Paris machte; er würde noch länger zwischen den reizenden Umgebungen verweilt haben, wenn nicht ein aus Westen aufsteigendes Wetter, dessen donnerschwangere Wolken die untergehende Sonne verfinsterten, ihn an den Heimgang gemahnt hätte. — Kaum hatte er die Barriere erreicht, da rollte näher und näher der Donner und die leuchtenden Blitze durchzuckten die nun einbrechende Nacht. — Durch sie getäuscht, verirrete sich Dumonceau in den sich kreuzenden Straßen und gegen seinen Willen erkannte er sich bei dem Leuchten der Blitze auf dem Greve-Platz wieder. Ergriffen von schauerlichen Gefühlen, wollte er schnell vorüberreiten, doch unwillkürlich verweilte sein Blick an dem blutigen Gerüste der todbringenden Guillotine. — In diesem Moment fuhren schnell sich folgende Blitze aus dem schwarzen Gewölke und verbreiteten ein die ganze Gegend erleuchtendes Licht; und siehe! — am Fuße des Blutgerüsts

lag ein weibliches Wesen, dessen stöhnendes Seufzen zu Dumonceau's Ohren drang.

War es Mitleid, Abnung der einer Unglücklichen notwendig zu leistenden Hülfe — genug, mächtig erwachte in ihm der Drang, sich dieser weiblichen Erscheinung zu nähern. — Nur wenige Schritte und er erkannte bei wiederholtem Blitzleuchten eine weibliche Gestalt, deren schwarze seidene Kleidung keinen gemeinen Stand zu verrathen schien. Leblos war sie hingestreckt, nur ihr wiederholtes Stöhnen bezeichnete eine lebende Unglückliche. — Dumonceau näherte sich und verzweifelnd erwartete er einen neuen Blitz, ihm das Antlitz der Jammernden zu zeigen. Das Wetter hatte sich in seiner Wuth erschöpft, und nur noch herabstömender Regen löschte die aus der Ferne sich entladenden Blitze. — Jetzt bemühte sich Dumonceau die Jammernde aufzurichten, und ihr Worte des Trostes, seine Hülfe und Unterstützung anzubieten.

„Laß mich,“ stöhnte sie ihm entgegen, „ich gehöre den Todten an. Hier ist meine Stelle, mein Grab.“ — Auf die Frage, wer sie sey, wie sie hieher gekommen, wo sie wohne, gab sie folgende Antworten:

„Ich bin Niemand mehr. — Todt bin ich und lebendig schleppen sie mich doch zu meinem Geliebten; in Ge sie sah ich ihn, mit den Augen meiner Seele liebe ich ihn jenseits, das Grab ist meine Wohnung, und mit den Lebenden habe ich nichts mehr gemein.“

Diese Antworten schienen eine Wahnsinnige zu bezeichnen, doch das lebendige Gefühl des Mitleids und ein besonderer Drang des Herzens besaßten Dumonceau, durch sanfte Ueberredung und mit wohlgemeinter Kraftanstrengung die Unglückliche auf seinen Armen von diesem Schreckensorte weg zu tragen. — Ibreß Sträubens ungeachtet, hielt er es für Pflicht, diese Leidende auch gegen ihren Willen zu retten; belastet mit dieser zarten Bürde eilte er seiner Wohnung zu, und obschon ihre Entfernung ihn zu wiederholtem Ausruhen nöthigte, so gelang es ihm dennoch, sein Haus zu erreichen, und die nun in stummen Schmerz versunkene Leidende in sein Zimmer zu bringen.

Noch brannte sein angezündetes Licht in Gang und Zimmer, aber — welch Gefühl überwältigte ihn, als er beim ersten Blick auf ihr Gesicht das Bild erkannte, welches so oft ihn im väterlichen Hause träumend so allmächtig ansprach. Gleiche Ueberraschung schien sich auch des Mädchens bemächtigt zu haben, und mit einem wehmüthigen Lächeln verweilte ihr Blick auf den Zügen ihres Retters. — Die Mitternachtsstunde rückte heran, im tiefen Schlaf lag das Haus; Dumonceau wollte die Domestiquen, ja selbst Hrn. Corrain wecken, um Hülfe zu schaffen, doch ernstlich verbat sich dies das Mädchen, und nur so viel konnte er vermögen, daß die Unglückliche das Gebieten annahm, sich auf sein Bett zu legen, unterdessen er bei einem frisch angezündeten Lichte auf einem Stuhle in einem Nebenzimmer sich einiger Ruhe zu überlassen versprochen hatte; bei anbrechendem Tage hoffte er ihr desto wirksamer Hülfe leisten zu können, wenn erst ihre aufgeregten Sinne und geschwächten Nerven durch einen kurzen aber wohlthätigen Schlummer gestärkt seyn würden.

Nachdem er alles für den Augenblick Mögliche zu ihrer Bequemlichkeit gerichtet, entfernte er sich in das anstößende Zimmer, warf sich in einen Sessel, und die erschöpfte Natur forderte bald, selbst gegen seinen Vorsatz, in einem wohlthätigen Schlummer den ihr von allen Wesen schuldigen Tribut. — Was sich nun in diesen wenigen Stunden mit der Unbekannten zgetragen, ist ein undurchdringliches Geheimniß, und wir müssen Dumonceau's Entfernung in das anstößende Zimmer, wozu ihn sein Partgefühl bestimmt hatte, sehr beklagen, indem dadurch die sichere Kunde des Vorfalles verborgen blieb. — Bald nun zeigte sich eine fürchterliche Katastrophe. — Kaum zwei Stunden mochte Dumonceau geschlummert haben, als er erwachte; sein erster Gedanke leitete auch seine Schritte in das Zimmer der Geretteten, er trat, um sie nicht im Schlummer zu stören, mit dem Lichte in der Hand ihrem Bette näher, und — — erschrecklicher Anblick! — ihr Körper lag auf dem Bette, ihr Kopf am Boden; — nirgends eine Spur von Blut, nirgends ein den geringsten Verdacht erweckendes Werkzeug einer Entleibung. Erstarrt bestete Dumonceau seine Blicke bald auf das Haupt, bald auf den Körper, das Licht entsank seiner Hand, es erlosch und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte er zu Boden. — Fall und Schrei hatten den unter diesem Zimmer schlafenden Lorrain aufgeschreckt, er rief seine Leute herbei und stürzte nach Dumonceau's Zimmer. Welche Scene stellte sich hier seinen Blicken dar? — Der sonderbarste Contrast der Gegenstände erfüllte ihn mit unendlicher Furcht. Durch schleunigst angewandte Hülfe kam Dumonceau bald wieder zum Bewußtseyn seiner selbst, und kaum vermochte er, das Vorgefallene in so weit es ihm selbst bekannt war, Herrn Lorrain mitzutheilen, als auch schon auf das Geschrei der zugeeilten Dienerschaft die übrigen Bewohner des Hauses und die neugierigen Nachbarn herbeigelockt wurden. Nach der genauesten Untersuchung konnte Niemand sich in das Haus geschlichen und diese Mordthat verübt haben; auch bewies der gänzliche Mangel an Blutspuren, daß hier weder von einer gewaltsamen noch freiwilligen Entleibung die Rede seyn könne. — Man hatte unterdessen den Kopf vom Boden aufgenommen und ihn wieder auf den Körper gesetzt; da trat aus der umstehenden Menge ein Nachbar vor, betrachtete die Leiche näher und rief: „Bei Gott! das ist ja die Demoiselle Revillier, welche gestern guillotiniert ward.“

War vorher das schreckenvolle Erstaunen auf allen Gesichtern zu lesen, so wich es jetzt nur dem neuen Erstaunen der Gedanken Aller über den Zusammenhang dieser Begebenheit. — Es war nöthig, auf der Stelle eine Polizei-Anzeige des Vorgangs zu machen. Der Friedensrichter und Bezirksvorsteher erschienen mit ihrem Gefolge, mehrere Neugierige drängten sich herbei, und das allgemeine Zeugniß bestätigte die obige Aussage, daß die Entseelte am verfloßenen Tage ihr Leben unter der Guillotine verblutet habe, daß es Marie Revillier, die Tochter eines Fobrifanten, auf der Straße St. Honore wohnhaft, sey, welche auf die An-

klage eines mit ihren ausgewanderten Verwandten unterhaltenen Briefwechsels sey verhaftet und hingerichtet worden. — Eben als man nun beschäftigt war, einen Verbal-Prozeß aufzunehmen, stürzte ein junges Mädchen, Julie Goutrande, die innigste Freundin der Unglücklichen, in das Zimmer, auch zu ihr in naher Gegend wohnend, war das Gerücht dieses Vorfalles gedrungen; unter einem Strom von Thränen warf sie sich über den Leichnam. Als man ihr den Hergang der Sache erzählte, so betheuerte sie, Marie sey guillotiniert und ihr Körper begraben worden. Zufällig hob sie ihr Auge auf den Kreis der Umstehenden, fest wurzelte ihr Auge auf Dumonceau, krampfhaft faßte sie seine Hand und rief: „Ja! Sie sind es!“ und aus dem Busen zog sie ein Portrait, das letzte Vermächtniß ihrer sterbenden Freundin. Es war das Bild eines jungen Mannes, welches schon Jahre lang der Unglücklichen im Traume vorgeschwebt, mit unaussprechlichen Zügen ihrer Phantasie sich eingepägt und welches sie mit kunstgeübter Hand sich selbst im Gemälde versinnlicht hatte. — Alle Umstehenden drängten sich hinzu und alle riefen einstimmig: „Dies ist unser junger Herr.“ — Ein so unerklärbar wundervolles Zusammentreffen von Umständen betäubte Alle, und in spätern Zeiten wird es bei Allen, welche diese Geschichte lesen, dieselbe Wirkung erzeugen. Dumonceau verließ schnell Paris, eine Haarlocke nahm er von dem Haupte der todtten Geliebten, sie moderte mit ihm im selben Grabe, in welches ihn seine wiederkehrende Schwermuth bei seiner Zurückkunft ins väterliche Haus stürzte.

Ein Fall, für den Salomons Weisheit nicht ausreichen möchte.

In der kleinen Stadt L***y ward jüngst die Priesterin Lucinas — auf deutsch Hebeamme genannt, zu einer in Entbindungsnöthen befindlichen Frau in der W...straße gerufen, und eilte, obshon es gegen Mitternacht ging, pflichtmäßig augenblicklich zum Beistande der Leidenden. Kaum angelangt in der Stube der Wöchnerin, wird sie selbst ebenfalls von gleichen Wehen befallen — und die beiden Frauen sehen sich zu gleicher Zeit ihrer Leiden entledigt und entbunden. Eine alte Hausmagd, welche ihnen unterdessen in der Eile den nöthigen Beistand geleistet, legt die beiden Kleinen auf ein Kissen, ohne Licht zu geben, welches das ist, das ihrer eigenen Gebieterin gehört. Das eine Kind stirbt wenige Minuten nach der Geburt. Beide sind Knaben. Jede der Mütter nimmt nun das lebendige Kind in Anspruch, und behauptet, das todte gehöre ihrer Gegerin. Wo gibt es eine menschliche Weisheit auf der Erde, die hier einen Richterspruch wagen kann? Höchstens kann man warten, bis der lebendig gebliebene Knabe herangewachsen, und dann aus der Aehnlichkeit mit einem der beiden Väter schließen; — und doch, wie gewagt ist nicht selbst so ein Schluß?

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 2. März 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 9.

Der Vaterfluch.

Eine Novelle, erzählt von Napoleon. *)

Man sollte sich — hob Bonaparte an, in unsern Tagen mehr an die Zeit der Bourbons erinnern, an die Ministerschaft eines Mazarin und Richelieu, an die feige Despotie eines Ludwig XIII., an Ludwig XV., dem Weiberknecht unter der Herrschaft einer Pompadour, an die Verschwendung von Millionen für die Lüsterheit der Maitressen und Könige, an die Lettres de cachet und Bastillen, an die Frivolität und Galanterie des hohen Adels, kurz an jene weibliche despotische Zeit, welche den Keim der Revolution gebar und Frankreich mehr entvölkerte, als die Septembertage unsrer Zeit. Um an der kräftig aufstrebenden Gegenwart Freude zu finden, das Unabwendbare mit der Resignation der sich fühlenden Kraft zu tragen, muß man im Buche der Geschichte die dunkelsten Blätter der Vergangenheit entrollen.

So sey es denn eine Begebenheit aus den spätern Regierungsjahren Ludwig XV., die ich mittheilen will.

Die Markise von Pompadour saß auf einem Lehnstuhl in dem mit goldenen Zierrathen überladenen Salon der sogenannten Petit-Appartements zu Versailles. Der König, — das wußte man schon in der Antichambre — war in der übelsten Laune von ihr gegangen. Fünf Vorzimmer waren gedrängt voll fremder Gesandten, Minister und Hofbeamte vom höchsten Range, welche sich beeilten der mächtigen Favorite ihre Demuth zu bezeigen. Selbst Glieder der königlichen Familie sah man unter den Wartenden. Nirgends befand sich ein Stuhl oder Tabouret, selbst nicht im Salon der Markise, denn der Sessel des Königs ward sogleich nach dessen Verschwinden wieder hinausgetragen. Todtenstille herrschte in den Vorgemächern. Ein lautes Wort wäre Hochverrath gewesen, — und Flü-

stern? — wozu? — Keiner traute an diesem Hofe dem Andern.

Plötzlich, im vierten Vorgemach, erschallte ein Ruf: „Markis von Passemört!“ — Glücklicher beneideter Mann! — Mit stolzen Schritten folgte der Berufene, eine lange Figur, mit scharfen hagern Gesichtszügen, dem diensthabenden Kammerherrn. Der schwere Barhang von Sammt und Goldstoff war aufgezogen und der Markis beugte seine Knie vor der mächtigen Pompadour.

Schön war sie nicht mehr, aber hochgeschminkt. Die Jahre hatten lange schon die reizenden Züge der Jugend verweht, nur die glänzende Toilette hatte sie etwas verjüngt. Aber es lag etwas Hohes, Gebieten-des in dem flüchtigen halben Blick, den sie nachlässig über die Achsel auf den Markis warf, indem sie fort fuhr ein Billet an den König zu schreiben.

„Sie haben eine Tochter, Markis?“

„Ich habe das Glück gehabt, das unbedeutende Kind der ersten und schönsten Dame von Frankreich zu präsentiren.“

„Mag seyn — ich erinnere mich so halb und halb — sie ist schön? — man sagt's.“

„In Ihrer hohen Gegenwart, Madame! bekommt man für den Begriff Schönheit einen Maasstab, welcher sich nirgend in der Welt wieder anwenden läßt.“

„Eh bien! wenn ich sage schön, so meine ich à la Grisette — das genügt für den flüchtigen Zweck. Wie heißt das Kind?“

„Mariane.“

„Wie alt?“

„Achtzehn Jahr.“

„Gesund und frisch?“

„Wie Aphrodite, als sie auf Cypriens Gestade dem Meere entstiegen war.“

„Man sagt, sie sey einfältig, bornirt, —“

„Unschuld, Blödigkeit.“

„Bah! Grimassen, um keine Betisen sagen zu dürfen; desto besser. Hören Sie! Ihnen ist ein Glück — Ihrer Mariane eine Ehre beschieden — sie ist der Auszeichnung gewürdigt, das königliche Bett zu theilen. Sie werden sie vorbereiten.“

*) Aus Napoleons Novellen. Erzählungen in den Abendzirkeln zu Malmaison, aus dem Stegreif gegeben. Nach dem französischen Manuscript der Madame E. . . n frei bearbeitet von L. Niedmann. 2 Theile. Leipzig 1827. —

Der Markis war' sichtbar, doch — schauerhaft ist es zu sagen — freudig überrascht. Er küßte in fast kriechender Verbeugung den Saum ihrer Schleppe und wagte halb laut die Bemerkung:

„Ich würde mich der allerhöchsten Gnade unwürdig machen, wenn ich nicht in Untertänigkeit an die Betise des Mädchens erinnerte. Wer steht dafür, daß nicht eine alberne Caprice der Unerfahrenen mich compromittirt. Dürfte ich nur noch um einige Frist bitten und um die Gnade, daß sie im Parc aux cerfs bei der sogenannten Petite bande eingeführt würde, so möchte ich wohl dafür stehen, daß sie in wenigen Monaten ihre Prüderie oder Tugend, wie sie es nennt, ablegen würde.“

Die Markise lächelte fein, warf einen forschenden Blick auf den Markis und sagte dann scharf: „Ich durchschaue Sie, mein Herr! Sie sind eitel genug zu glauben, sie werde den König durch längern Umgang fesseln, wie die alberne Murphy, und klug genug sind Sie, dieses zu wünschen. Doch — die kleine Person ist zu unbedeutend — es sey — ich werde sie beobachten lassen und schlimmstenfalls — —“

Sie brach ab, und durch einen Wink entlassen, kroch der Markis fast rückwärts zur Thür hinaus —

Es war Mitternacht — einige Wochen später. Düster brannten die Lanpions auf dem langen Corridor eines Gartensalons zu Versailles. Im Hintergrunde lehnte schlaftrunken ein Schweizer auf seiner Hellebarde. Aus dem Spiegelsaal herüber tönte ferne Tanzmusik. Plötzlich überstieg ein Mensch die Marmorbalustrade des Säulenganges. Unfern, fast gleichzeitig öffnete sich eine Seitenthür. Ein weibliches Wesen schwebte hervor. Der Mann im Mantel klatschte leise in die Hände. Das Zeichen wurde von dem Mädchen erwidert und in seinen Armen, an seiner Brust lag die reizende Schöne, vom tiefsten Schatten einer Nische gedeckt.

„Endlich, endlich, mein armer Guido!“ küßte sie unter eiligen ungezählten Küßen: „endlich ist der Augenblick gefunden, wo ich den Verbannten vom Hofe wieder erblicken, umarmen darf! — O wann — wann wieder! — wann endlich soll diese unselige Trennung aufhören? — Ich ertrage sie nicht länger. Schon der Schmerz des nahen Scheidens verhittert mir das Wiederfinden.“

Plötzlich riß der junge Mann sich los, erschrocken senkte sie ihr schönes Auge.

„Mariane!“ rief er: „ist das Lug oder Wahrheit? — Man sah Dich im Hirschpark unter den Lustbirnen des Königs — ja ich — ich selbst sah Dich auf dem sinken Falben an seiner Seite dahin sprengen. Und hier diese Bälle, diese Mummereien, dieser ewige Tausmel der Lust, während Dein Freund, Dein Geliebter, Dein Verlobter unter tausend Gestalten umerschleicht, nicht weichen kann von der Geliebten, um einen ihrer Blicke sein Leben wagt — und — Höllenpein empfindet — denn — ich kann es nicht aussprechen — das Wort — der Gedanke schon würde mich tödten.“

Mariane schmeichelte den Glühenden mit den weichen kleinen Händen und blickte dabei so treu und innig in seine dunklen Augen, daß er sie, in der Seligkeit des Gedankens, weinend und lachend umschlang, und rief: „Ja, Du bist unschuldig, — noch bist du unschuldig, meine holde Taube — aber — —“

Muthwillig schäfernd hielt sie ihm den Mund zu, dann sprach das liebliche Kind fast atflug: „Rärrchen! für wen bemüht sich denn Dein trautes Liebchen um die Gunst des Königs? — Doch wohl nur, um durch ein allergnädigstes Machtwort den Verbannten zu Gnaden und Ehren zu verhelfen — und dem Undankbaren wie ein treuer Schatten zu folgen, sey es auch nach Guadeloupe oder St. Domingo, wo er nächstens eine Millionen einbringende Gouverneur-Stelle erhalten wird“

„Um das gelbe Fieber zu bekommen, bedürfen wir der heißen Zone nicht,“ entgegnete Guido gereizt: „Du tanzt im Pesthospital der tiefsten Sittenverderbnis von Europa und stinst jubelnd in das Grab Deiner Unschuld, mich aber verzehrt der Gram; Deine Pläne sind auf den Krater eines Vulkans gebaut. Ich aber habe mich nicht zu Niederträchtigkeiten mißbrauchen lassen wollen. Ich habe über die Markise das freie Wort eines Mannes gesprochen und kann Gott danken, daß die freie Luft und alle Winde mein Kerker sind, und nicht ein Käfig in der Bastille, wie es dem unglücklichen Ritter de Rassolier ging.“

„Rassolier!“ rief Mariane erschrocken: „das ist der Name meiner Mutter — heilige Jungfrau — doch nicht mein Oheim, welcher — ich war noch Kind — so räthselhaft verschwand?“

„Derselbe — wenn er Dir nicht noch näher steht,“ entgegnete Guido in einer plötzlich feierlich werdenden Stimmung: „und ich war der Unglückliche, der ihm sein hartes Schicksal durch jugendliche Unbesonnenheit bereitete.“

„D erzähle, mein Guido!“ flehte das Mädchen schüchtern, sich ihm anschmiegend: „ich will ja nur hören, daß Du nicht so schuldig bist.“

„Ich war noch Page,“ erzählte der junge Mann in tiefer Bewegung: „eines Abends stand ich mit noch einigen meiner Kameraden im Vorzimmer der Pompadour und erwartete des Königs Rückkehr von der damals noch bildschönen Favorite. Ich hatte kurz zuvor auf dem Corridor einige Verse gefunden und las sie jetzt in der muthwilligsten Laune meinem kleinen Auditorium vor. Unbemerkt stand der König hinter mir. Ich war wie versteinert. Sein Befehl entriß mir das Blatt. Ich zitterte. Er las und lachte, wie mich dünkt, ein wenig schadensfroh. Mit dem offenen Blatte begab er sich zurück zur Markise. Es war ein Spottgedicht auf die allegemein Verhaftete. Man forschte nach und erfuhr, daß der unglückliche Rassolier wenige Minuten früher, ehe ich das Blatt gefunden hatte, über den Corridor gegangen war. Er war als Satyriker bekannt. Der Verdacht fiel auf ihn. Die Markise ließ heimlich sein Schreibbüro öffnen und eine Abschrift des Epigramms fand sich dort. Beweis genug für das erzürnte Weib. Ihre

Nachsucht kannte keine Grenzen. Ein eiserner Käfig in der Bastille ist seit fast neun Jahren schon sein schauerhaftes Gefängnis, und ich — ich — Unglücklicher habe durch Leichtsinns die Qualen dieses Mannes veranlaßt."

"Dorch! Geräusch!" flüsterte Mariane, ihm den Mund zuhaltend. Beide horchten. Es war still. Noch tiefer zogen sie sich in den Schatten einer Bogenpforte zurück und Guido nahm wieder das Wort: "Die Zeit verrinnt, indem ich Dir alte Geschichten erzähle, Dringendes habe ich Dir zu sagen. Du gelobtest einst, meine Braut zu seyn, Mariane. Es war in den Rosentagen unsres Glücks, willst Du es in den Dornentagen halten?"

"Ewig — doppelt im Unglück!" schwur sie.

"Gut — ich nehme Dich beim Worte. Großmüthiger wäre es, Dir zu entsagen, aber, Gott weiß es, ich vermag es nicht — es wäre auch Dein Unglück; besser in Armuth, als in Sünde gelebt. — Willst Du mir folgen in Armuth, um der Sünde zu entfliehen, Mariane?"

"Ob ich will, Guido?" rief Mariane und preßte sich, leise weinend, fester an seine Brust: "Du kränkst mich durch die Frage. Führe mich fort von hier, so gleich — ich folge. Was hab ich auf der Welt, ohne Dich? — Zum Vater kein Vertrauen, keine Liebe — Du bist meine Welt, Du allein — o laß uns eilen, mein Guido!" —

"So hat mich meine Ahnung nicht getäuscht — ja Du bist mein trautes Liebchen. Ich habe Alles zum voraus bereitet für die Flucht — wir schiffen uns ein nach Guadeloupe und sagen auf ewig Valet dem schönen Frankreich und Deinem herzlosen Vater."

"Aber — setzte der junge Mann zögernd hinzu: "dort am Ende des Corridors steht die Schildwacht. Will sich mein treues Mädchen dem Arme des Geliebten vertrauen, so hebe ich Dich leicht über die Balustrade in den Garten."

Ihre Antwort war eine Umarmung, und der kraftvolle junge Mann trug die Geliebte leicht und leise zu dem Marmor-Gestirn, als plötzlich eine schnell geöffnete Blendlaterne ihr Licht auf die beiden Flüchtlinge warf und das immer lächelnde Antlitz des Marfis Passmört wie aus der Dunkelheit der Nacht und der Hülle des Mantels herauf zu tauchen schien.

"Ah bon jour, Monsieur le Chevalier!" redete er Diesen mit einem leicht höhrenden Zucken der Mundwinkel an: "Sie verpflichten mich ungemein durch die Gewogenheit, meine Tochter auf sonderbaren Wegen spazieren zu führen, doch gestatten Sie gütigst dem besorgten Vater die Bemerkung, daß es jetzt gerade Sr. Majestät höchst unangenehm seyn würde, wenn Mademoiselle sich entfernte. — Danke dem Herrn für seine Gewogenheit, Mariane!"

Damit bot er mit einer zierlichen Verbeugung der Tochter den Arm. Doch in einem Blick, den er auf den jungen Mann geworfen hatte, lag der kälteste — giftigste Hohn.

"Spotten Sie des Unglücklichen noch, Herr Marfis?" entgegnete St. Omar: "können Sie zweifeln,

daß hier das Höchste und das Heiligste auf dem Spiele steht? — Ja — so wissen Sie — ich gebe mit diesem Bekenntnisse mich in ihre Hände — allerdings wollte ich Ihre Tochter entführen. Sie selbst gaben mir einst das schöne Recht, um die Gunst dieses Himmelskinds zu werben. Es gelang mir. Das Band der ersten seligen, reinen Liebe umschlang zwei hochbeglückte Herzen. Ein Jahr — ein süßer Traum verrann minuten-schnell — endlich erhielt ich Hauptmanns-Rang — ich warb um Mariane. Mit Ihrer Genehmigung wurde sie meine Verlobte, da zogen Sie nach Paris — und Sie — der mittellose Edelmann aus der Bretagne — waren durch Protection am Hofe und Gott weiß durch welche geheime Erwerbsquellen reich geworden und hoch gestiegen. Was hatte ich dagegen? Sieben Wunden — alten Adel — weiter nichts! — Sie brachen Ihr Wort, Herr Marfis! — das Ehrenwort eines Edelmannes haben Sie gebrochen, Ihr Haus mir verboten, bei der mächtigen Favorite mich angeschwärzt, und jetzt stehe ich vor Ihnen — elend durch Sie, bitte nicht — nein ich fordere mein Recht — die Hand Ihrer Tochter!" —

"Schön gesagt, mein Herr Chevalier! entgegnete der Marfis mit affectirter Kälte und präsentirte dem höchst Aufgeregten seine goldene Tabatiere: "Sie declamiren vortrefflich — sollten Parlaments-Redner in England oder Arlequino auf dem Marionetten-Theater zu Mailand werden. —"

"Es steht bei Ihnen, mich zu befördern," unterbrach ihn St. Omar, indem er mit ungebeurer Selbstbeherrschung sich zwang den Spott zu überhören: "Sie gelten beim Cardinal — ein Wort und ich stehe an Rang und Vermögen Ihnen gleich, erfüllen Sie Ihr Wort — beglücken Sie zwei Herzen, die gebrochen Sie vor dem Richterstuhle des Allmächtigen verklagen werden."

"Bah! lachte der Marfis: "Monsignore dio läßt mit sich handeln — ich kenne keine Sünde, wogegen sich aus dem Gnadenschatz der Kirche nicht Ablass kaufen ließe —"

"Guido, verschwende Deine Worte nicht!" unterbrach Mariane den lebhaft aufwallenden jungen Mann mit den Accenten des tiefsten Unwillens.

"Nur das Eine noch," fluchte er und hielt den Arm des Marfis zurück: "nur nicht dem Könige die Perle."

"Perlen, mein Herr! lächelte der Marfis zurück: "geziemen sich für Könige besser, als für Bettler."

Guido zuckte am Griff seines Dolches — aber er war ja Marianens Vater! Voll Schmerz verhüllte er sein Antlitz. Als er aufblickte, waren beide verschwunden.

Noch einige Tage vergingen. St. Omar vermied den Hof. Es war ihm nicht möglich die Geliebte aufzugeben, noch weniger sie im Glanz des Hofes von den Feuerblicken des Königs verfolgt zu sehen.

Verschiedene Versuche, sie heimlich zu sehen scheiterten. Trostlos suchte er in der dritten Nacht, welche auf die vorgedachte folgte, das Lager. Der Schlaf nicht nur bei leichten Bekümmernissen. Gegen ein

schwereres Leid sendet der Himmel den mohnbefränzten Bruder des Todes, als milden Tröster. Die Spannung aller Seelenkräfte im Schmerze führt durch die Abspannung den Schlaf herbei. So ruhte St. Omar, halb angekleidet, auf dem Divan in seiner Wohnung, und neckende Traumgötter umgafelten ihn mit den lieblichsten Bildern glücklicher Liebe, — da hörte er plötzlich von einer rauhen Stimme seinen Namen gerufen. Noch schlaftrunken öffnete er im halben Bewußtseyn die Augen. Er traute seinen Blicken nicht — glänzende Waffen — Bajonette —

St. Omar sprang auf — ein Lettre cachet des Königs wurde ihm vor die Augen gehalten. — „Sie irren sich,“ rief er: „es ist nicht möglich —“

„Sie sind doch der Chevalier Guido von St. Omar?“ fragte der Offizier.

„Allerdings — aber ich habe nichts verbrochen — ich bin unschuldig — bei Gott dem Allmächtigen!“

„Dann sind Sie der Rechte,“ entgegnete Jener mit einer bittern Ironie: „die Bastille ist schon lange kein Kerker für Schuldige mehr, sondern ein Asyl für die Unschuldigen, welche das Unglück haben, Mächtigen zu mißfallen. Sie haben Unglück, mein Herr! aber folgen müssen Sie.“

„Herr Kamerad,“ antwortete St. Omar mit der Resignation einer starken Seele: „Sie haben mehr Unglück, als ich. Sie müssen ehrlosen Zwecken der Aristokratie dienen — ich bin nur das Opfer davon.“

Es schien dem Unglücklichen, als ob er in den scharfen Zügen des alten Kriegsmannes etwas Edleres lese, als dessen jetziger Auftrag verrieth. Unverkennbar war eine gewisse Theilnahme im Auge, die der Unglückliche nur zu leicht mit dem eigenthümlichen Zartgefühl der vom Schicksal wund geriebenen Stelle seines Herzens erkennt; St. Omar ergriff plötzlich mit Wärme die Hand des wahrlich — wie die braunen Züge verriethen — nicht auf Rosenbetten alt gewordenen Lieutenants, und sagte halb leise, aber dringend: „Sie sind menschlicher, als Ihr Amt, sagen Sie mir um Gotteswillen die Veranlassung meiner Haft.“

„Nicht raisonnirt — Sie haben zu schweigen und zu gehorchen!“ rief der Lieutenant, plötzlich zurück tretend, mit rauher Kriegerstimme. Dann gebot er: „Besetzt die Ausgänge — der Arrestant hat Anhang unter der Leibgarde — laßt Niemand ein- und auspassiren — Marsch!“

Die Soldaten zogen sich zurück. — Der Offizier verschloß die Thüren, dann öffnete er das Fenster des Schlafzimmers, welches nach dem Garten hinaus lag. Er lächelte — warf dankend einen verklärten Blick gen Himmel und trat wieder zu seinem Gefangenen.

„Kennen Sie diese Narbe, Capitain?“ sprach er freundlich und entblöste die Stirn.

„Bei Gott!“ rief der Angeredete: „diese Züge dämmern in mir auf — ein halb erloschenes Bild — und doch —“

„Ist das Gedächtniß des Geretteten treuer, als das des Retters,“ lächelte der Offizier.

„Wäre es möglich? — Der Sergeant — Lion de Mars —“

„So war mein Beinamen — das einzige Ehrenzeichen aus zehn Feldzügen und vierzig Schlachten, mein Herr! außer dieser Narbe, — den zweiten Hieb fingen Sie auf — ich hatte mich zu weit vorgewagt, im Feuer der Verfolgung hörte ich nicht Retraite blasen. Sie allein kehrten um und retteten durch Heldenmuth und Löwenkraft den Umrington. Doch ich kann vergelten — und danke Gott dafür — dort — das Fenster — steigen Sie hinab am Weingeländer —“

„Und ihr Loos? — edler Mann!“ rief der Sergeant, den alten Soldaten umarmend.

„Ist das lohnende Bewußtseyn — vergolten zu haben —“

„In der Bastille?“

„Die philosophische Ruhe des Kerkers befördert die Einkehr in sich selbst und findet man im Inneren das Bewußtseyn einer guten That, so gibt der Frieden der Seele auch im Kerker ein beneidenswerthes Glück.“

„Hochherziger Mann!“ rief St. Omar, im Feuer der raschen Empfindung: „ich sollte mich von Ihnen übertreffen lassen? — Nimmermehr! — Sagen Sie meiner Mariane, der Tochter des Markis Passemort, wohin mich meine Liebe geführt hat — und sie wird vielleicht Mittel finden mich zu retten.“

Der Alte entblöste sein Haupt. „Diese bleiche Locke“ sagte er mit Rührung: „liegen vielleicht nur zehn Jahr im Kerker — Ihre schwarzen — vierzig. Sie, mein Herr! wagen vier Mal mehr, als ich, — also lassen Sie mich für Sie gehen.“

„Dich ehrlicher Lion de Mars,“ versicherte St. Omar gutmüthig: „würde kein Sterblicher retten, aber ich habe Hoffnung.“

„Bastille und die Gruft gibt Keinen wieder,“ antwortete der Alte mit dumpfer bewegter Stimme.

Aber St. Omar hörte ihn nicht, hatte mit flüchtigen Zügen einige Worte an Mariane geschrieben, drückte diese dem alten Löwen des Kriegsgottes in die Hand und sprang aus der Thür — den wartenden Soldaten entgegen.

„Da habt Ihr mich!“ rief er — und: „Marsch!“ commandirte der alte Krieger und zerdrückte dabei heimlich eine Thräne zwischen den grauen Wimpern.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Theater ohne Damen.

In Philadelphia befindet sich jetzt eine Schauspieler-Truppe ohne weibliche Mitglieder; die Damenrollen werden, wie in früherer Zeit auf den Bühnen der Engländer, von jungen Männern gegeben, welche sich im Nothfalle durch Larven verschöner. Daß diese Erneuerung eines alten Gebrauchs großen Beifall finden werde, muß man bezweifeln; denn vielen unsrer Theater-Liebhaber sind die Theater-Damen eine Lieblings-Liebbaberei, und der reizendste Theil aller Schauspiele.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 9. März 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 10.

Der Vaterfluch.

(Fortsetzung.)

Mariane hatte zwei Fehler, welche aber beide aus einem menschlich wohlwollenden Herzen und einem Selbstgefühl ihres höhern moralischen Werths entstanden. Sie traute sich selbst und Andern zu viel.

Nach jener Scene auf dem Corridor war ihr Vater sich gleich freundlich geblieben. Der König zeichnete sie zwar sehr aus, allein seine Galanterien waren zu fein, um bei dem freien Umgangston, der damals am Hofe von Versailles herrschte, dem sich rein fühlenden Mädchen noch länger in dem grellen Lichte erscheinen zu können, welches St. Dmar's leidenschaftliche Aeußerungen auf einige Augenblicke ihr gegeben hatten.

Nichts beunrubigte sie, als St. Dmar's plötzliches Verschwinden. Doch auch diese Unruhe verschwand, wie der Minister, Cardinal Barrois, ein Günstling und heimlicher Anbeter der mächtigen Marfise, welcher mit ihren Plänen, das schöne Mädchen in die Arme des Königs zu liefern, übereinstimmend handelte, — eines Abends in einem der glänzendsten Hofzirkel hinwarf: er habe sich veranlaßt gesehen kürzlich den jungen St. Dmar mit einer geheimen Mission nach St. Domingo zu senden. Derselbe habe unmittelbar nach Empfang des Befehls noch mitten in der Nacht abzureisen zu müssen, um das Absegeln einer vor Toulon liegenden Fregatte nicht zu veräumen.

An demselben Abend erfuhr Mariane von ihrer Jose, daß St. Dmar viele Versuche gemacht habe, sie heimlich zu sprechen, welches aber an der Wachsamkeit des Portiers gescheitert sey. Dieser habe auch einen an sie gerichtet gewesenen Brief aufgefangen, aber dem Marfis, ihrem Vater, eingehändigt. Unter diesen Umständen überzeugte sich Mariane, daß jeder Versuch vergeblich seyn würde, von dem Erstern etwas Näheres zu erfahren. Es beruhigte die Geträuselte einige Maßen, daß ihr Vater mit dem freundlichsten Wohlwollen zu ihr sagte: St. Dmar sey jetzt auf dem Wege eine glänzende Carriere zu machen, erst wenn er reussirt haben würde, sey vielleicht an eine nähere Verbindung zu denken.

Freudig bewegt, drückte Mariane ihre Lippen auf die Hand ihres Vaters und stammelte Dank für die Hoffnung.

„Es steht bei Dir, meine Tochter,“ sagte der Alte mit einem zweideutigen Lächeln: „St. Dmar zu pouffiren. Du hast das Ohr des Königs, etwas mehr Freundlichkeit und weniger Püderie — und ein Königreich liegt zu Deinen Füßen.“

„Mein Vater! rief das erschrockene Mädchen, noch zweifelnd ob sie recht gehört und recht verstanden habe: „ich soll den Geliebten erwerben, indem ich ihm treulos werde?“

„So bleib ihm treu und tödte ihn. Er sitzt gefangen in der Bastille.“

Erschütternd wirkte diese Nachricht auf das Gemüth des liebenden Mädchens. Ein heftiges Zittern hatte ihre Nerven ergriffen. Mit starren, dem Wahnsinn abgeborgten Blicken betrachtete sie den Vater, der sie um das Glück ihres Lebens betrogen hatte, und jetzt — das sah sie — auch ihre Tugend verkaufen wollte. Ein leichter Zug des Hohns spielte lächelnd um die Lippen des Marfis. Damit aber war ihr Gefühl in der heiligsten Tiefe verletzt. Ihr Glaube an die Menschheit war in diesem Augenblick untergegangen. Sie fühlte sich und ihre Liebe nur auf die eigene Kraft angewiesen, und dieses Bewußtseyn gab ihr eben jene erhebende Kraft — jenen düstern, entschlossnen Willen, den man die Entschlossenheit der Verzweiflung nennen könnte.

„Mein Vater,“ sagte sie mit einer Hoheit, die den Marfis überraschte: „führt mich zum Könige, wann Ihr wollt, — Ludwig ist ein ritterlicher König, ich werde Schutz bei ihm finden gegen die Scorpionische meines Vaters.“

Ludwig XV. hatte in seinem fünfzehnten Jahre sich vermählt. Zehn Jahre lang hatte er, treu seiner Gemahlin, ein glückliches harmloses Leben geführt. Da endlich siegte die Macht des frivolen Zeitalters, er fiel in die Netze lockender Koketten und versank immer tiefer in den niedrigsten sinnlichen Lüsten. Alle Schranken der Scham waren durchbrochen. Der Versailler

Hof war ein Sodom und Gomorrha von Sittenlosigkeit und Schwelgerei. Der höchste Adel geizte nach der Ehre, seine Töchter und Schwestern dem königlichen Wollüstling in die Arme zu liefern; 150,000 Franken Ausstattung war der bekannte Preis eines solchen Opfers. Die Pompadour verschwendete Millionen, beherrschte den König und seine Minister und Frankreich. Fremde Gefandten buhlten um ihre Gunst, und Friedrich der Große mußte ein derbes Wort über sie dadurch büßen, daß Frankreichs Heere mit seinen Feinden zogen. Die Prinzen vom Geblüt, selbst die Königin, mußten die nie zuvor erhörten Anmaßungen der königlichen Maitresse sich gefallen lassen, die jetzt bei verblühter Schönheit nur noch durch Ränke und die Macht der Gewohnheit im Harem dieses verlebten Sultans herrschte. Und dieses gelang ihr, indem sie die Ausschweifungen des Königs begünstigte, ihm immer schönere, aber möglichst geistlose Opfer zuführen ließ; zu einem solchen war, wie wir wissen, Mariane ausersehen. Zwar hatte der König oft eine gewisse ritterliche Galanterie gegen Damen zu erkennen gegeben. Mariane kannte ihn so, da er sich in den glänzenden Umgebungen seines Hofes gern von dieser Seite zeigte. Allein sie wußte nicht, daß der Wollüstling charakterlos ist. Heute des größten Edelmuths fähig, und morgen der schwärzesten Niedrigkeit.

Jetzt schlug es zwölf Uhr, — Mitternacht. Ein kleines ungeschicktes Vorzimmer war nur düster erleuchtet von einem Wandleuchter. Einige Pagen trieben flüsternd ein neckendes Spiel unter einander. Lakaien kamen mit silbernen Armlöchtern durch die Mittelthür und begabn sich damit rechts in eine Seitenthür, aus welcher der Duft von Ambra und Weihrauch hervorbrang, so oft sie geöffnet wurde. Es war das Schlafzimmer des Königs.

„Wer hat die Ehre des Betts? fragte ein Page leise lachend den Andern.

„Die Krone von Allen, die schöne Mariane,“ entgegnete ein Zweiter.

„Auf Ehre, das ist verflucht!“ rief ein Dritter: „ich gönne sie mir lieber, als dem Könige.“

„Geduld — begnüge Dich mit der Erbschaft,“ lachte ein Vierter: „ich wette, nach fünf Nächten —“

„Ist die Wittwe vacant,“ tröstete sich Fener: „und ich nehme sie auf Glauben, versteht sich mit zweimalhunderttausend Livres Ausstattung.“

„Va!“ rief plötzlich eine tiefe Stimme. Die Pagen sahen schüchtern aneinander. Diener mit Lichtern traten ein, und die hohe ritterliche Gestalt eines Mannes in seidener Nachtkleidung hielt den Pagen leicht bei der Schulter fest. Es war der König. Man sah es an den noch immer schönen, aber sehr verlebten Zügen des schon gealterten Monarchen. Ein feines Lächeln zuckte um seine Lippen, als er sagte: „Va — Monsieur Sablon! Ihr bekommt die Wittwe des hoffentlich dann noch lebenden Königs, mit 200,000 Livres und dem Obristenpatent. Ihr sollt es mir noch Dank wissen, Bürschen, wie ich sie instruiren werde um Euch glücklich zu machen. Adieu!“ —

Der König ging in das sammtne Schlafgemach.

Die Pagen wagten kaum zu athmen. Kammerdiener eilten ab und zu. Binet, der Vertraute des Königs, trat einigemal hinaus auf den Corridor. Er schien mit einiger Verlegenheit Jemanden zu erwarten. Jetzt wurden aus dem zweiten Vorzimmer Lakaien abgesendet. Alles war dann wieder still. Nur in tiefer Ferne hörte man die dumpfen Tritte der Schildwachen von der Schweizergarde. Endlich öffnete sich die Thürluchthür, und ein hagerer langer Mann, im Hofcostüm, mit Perücke und Galanteriedegen, trat ein. Am Arme führte er ein ausgezeichnet schönes Mädchen, dessen schwebender Gang und zarten, fast ätherischen Umrisse in der Dämmerung etwas magisch Bezauberndes hatten.

Ihr dunkles Haar wallte in natürlichen Locken auf den blendend weißen Nacken und ängstlich sich hebenden Busen herab. Ein Kranz von weißen Rosen auf demselben war der Schmuck eines Opferlammes, aber auch das Sinnbild der Unschuld, und ein feiner indischer Schleier von gleichem Stoff, wie das idealische Gewand, deutete auf Tugend und Sittsamkeit. Die bleichen Wangen erhöhten die vergeistigte Schönheit des Mädchens, dessen dunkles Auge niedergeschlagen, fast ganz von den langen seidnen Wimpern bedeckt war. Sie war das Bild einer himmlischen Demuth. Selbst Binet war einen Augenblick überrascht, als plötzlich die Kerzen von einem Armluchter, womit ein Lakai herbei sprang, ein glänzendes Licht über die Feengestalt ausgoßen.

„Der König“ flüsterte er: „hat Sie schon mit Ungeduld erwartet. Ihr Glück ist gemacht, schöne Marise! — Ich hoffe, Sie werden sodann des alten Binet nicht vergeßen, der es begründet hat, — jetzt folgen Sie mir.“

Mariane erröthete. Einen Augenblick trat sie zögernd zurück. Dann schlug sie das dunkelblitzende Auge auf. Eine rasche Entschlossenheit — ein erhöhtes geistiges Leben schien sie ergriffen zu haben. Sie folgte.

Eine Viertelstunde etwa verging. Die Pagen hatten sich zurückgezogen. Binet saß auf einem Tabouret in der Fensterbrüstung und trommelte mit leisem Pfeifen das damals beliebte: „Marlborough s'en vat en guerre,“ an den Fensterscheiben. Der Markis ging mit einer sonderbaren leisen Unruhe auf und nieder.

„Sie wollen sicher den hellen Morgen erwarten, Monseigneur!“ redete Binet ihn endlich mit ironischem Lächeln an: „Sie soll die neu aufgehende Gnadensonne gleich mit ihren ersten Strahlen bescheinen?“

„Ich versprach meiner Tochter zu warten, mein Herr!“ entgegnete der Markis mit geschmeidiger Höflichkeit: „Sie werden daher meine Anwesenheit entschuldigen.“

Plötzlich öffnete sich die Thür der königlichen Gemächer und heraus trat der König, indem er mit einer ritterlichen Galanterie Marianen führte. Jetzt erblickte er den Markis, der sich fast bis auf den Boden verbeugte.

Er betrachtete ihn einige Secunden mit einem Blick der tiefsten Verachtung. — „Fast sollte ich Bedenken

tragen," sprach er: „einem nichtswürdigen Vater seine tugendhafte Tochter wieder zu geben. Geht, schlechte Creatur, entfernt Euch vom Hofe, vermählt sie mit dem Chevalier Guiddo von St. Omar. Ich werde Binet den Befehl zustellen, welcher ihm die Freiheit geben wird. Seht, schöne Mariane! so rächt ein ritterlicher König verschmähte Liebe.“

Mariane sank auf ein Knie, küßte die Hand des Königs. Thränen stimmerten in ihren schönen Augen, als stumme Zeugen der Dankbarkeit. Der König hob sie auf, drückte einen leichten Kuß auf ihre Stirn und winkte, plötzlich in die Haltung der Repräsentation übergehend, Beiden Entlassung.

„Schurke!“ rief der König dem sich jetzt nähernden Vertrauten zu, und ging, ohne ihn eines Blicks zu würdigen, eilig in das Schlafgemach zurück.

Binet kannte seinen königlichen Herrn; er lächelte etwas boshaft und folgte.

Der König hatte sich in einen sammetnen Lehnstuhl geworfen. Binet stand in demüthiger Haltung an der Thür. —

„Verdamme Tugend! verrückte Großmuth!“ grollte der König vor sich hin: „jeder Bauerbursch ist glücklicher als die allerschristliche Majestät, — bezahlte Liebe — und auch diese nicht, wo ich ein Königreich gäbe, um echte zu finden.“

„Ew. Majestät“ fiel Binet ein: „haben sich von der Allerhöchst Ihnen angebornen Großmuth dämpfen lassen.“

„Du hast es getroffen, Binet, es war eine Betise von mir. Aber hättest Du das Mädchen gesehen, wie eine Gottgesandte schwebte sie herein. Es war eine Hoheit, eine Würde in ihrem ganzen Wesen — ein so gewaltiges unnennbares Etwas — Binet — ich stand vor ihr, wie ein Schulbube — das Blut froh mir in den Adern. Weiß Gott! ich hätte eine Million gegeben, um nur einen der leichtfertigen Scherze — aber konnte ich denn? war es möglich?“

„Man liest in Romanen,“ lächelte Binet: „Unschuld, Schönheit und hohe Weiblichkeit üben eine siegende Herrschaft über das Gemüth selbst des kühnsten Mannes aus. Ich habe dergleichen für Rodomontaden gehalten. Jetzt muß ich es glauben.“

„Poffen,“ entgegnete verstimmt der König: „Binet! ich glaube den Schlüssel gefunden zu haben — sie ist von einer höhern Macht unmittelbar in Schutz genommen und zu etwas Höherm bestimmt — die Pompadour mag zum Teufel gehen — Mariane soll ihren Platz einnehmen. Sie hat Geist, Liebreiz und — o du Himmel! welche hinreißende Beredsamkeit. — Sie hat kniend um die Gnade, ihren Geliebten aus der Bastille los zu geben — denk Dir, Binet! — ihren Geliebten — den Bongre in Ketten — und hier vor ihr stand ihr Geliebter — der König. War es nicht zum rasend werden? — Hätte ich sie nicht für die Freiheit dem Corps de Garde Preis geben sollen? — Aber konnte ich denn! — Machte sie es mir nicht zur ritterlichen Ehrensache? — Da, ha! Du weißt,

Binet! Ritterlichkeit gegen Damen war von jeher meine schwache Seite.“

Binet zuckte mit schlaudem Lächeln die Achseln und sagte: „Ein solcher faux-pas läßt sich redressiren.“

„Dieser nicht, Binet!“ rief der König: „gab ich nicht mein Wort, ihres Geliebten Freilassung zu unterzeichnen?“

„Und mir zuzustellen, Majestät! — mir — ich aber gab mein Wort nicht, das Brevet zu überbringen.“

„Du bist ein feiner Schurke, Binet!“ lachte der König: „die Sache läßt sich machen.“ —

Der Markis hatte sich vierundzwanzig Stunden in sein Zimmer eingeschlossen. Es war gegen Abend, als der Portier den königlichen Kammerdiener Binet meldete. Zitternd klopfte der Leibjäger des Markis an die verschlossene Zimmerthür desselben. Endlich wurde geöffnet. Der Vertraute des Königs ward gemeldet und trat ein. Fast erschrad der vielgewandte Mann vor dem gespenstischen Ansehen des Markis in der weißen Nachtkleidung mit den verstörten Zügen.

„Sie bringen mir ein Lettre de cachet, Monsieur?“ fragte der Markis und hielt sich fest an dem Pfeilertisch, neben welchem er stand: „was hätte ich sonst noch zu erwarten?“

„Gnade Monseigneur!“ erklärte Binet mit einem schlaunen Lächeln.

Der Hofmann sank auf seine Knie, sprang auf, tanzte, umarmte den Glücksboten und entschuldigte dann wieder seine Thorheit, indem er hundert neue Begrüßungen sprach.

Binet erzählte das gehabte Gespräch mit dem Könige, allein er verschwieg den Umstand wegen der Zurückbehaltung des Freibriefs. Der Markis horchte auf, lächelte, knipste mit den Fingern und entließ den königlichen Vertrauten mit der Versicherung: er wolle Alles schon machen, man solle ihm nur freie Hand lassen und besonders vor der Rache der Pompadour schützen.

„Sind des Königs Wünsche erreicht,“ entgegnete Binet: „so ist damit die Intrigue der gnädigsten Frau gewonnen, und Sie können auf die Gnade derselben zählen. — Des Königs Schutz“ fügte er lächelnd hinzu: „wird Ihnen wenig helfen, wenn die Markisse zürnt.“

Nach einigem Nachdenken hat der Markis um eine Karte für die Bastille, damit er zu jeder Stunde jeden Gefangenen sprechen könne.

„Mein Name“ versicherte Binet: „gilt dabei mehr, als der des Ministers,“ schrieb die Karte und entfernte sich.

Gleich darauf zog der Markis heftig die Klingel und befahl ungeduldig, Maria nesolle erscheinen — aber so gleich.

Das unglückliche Mädchen — es wurde aufgestört aus den Träumen von Glück. So eben stand sie vor dem hohen Trümeaux in ihrem Schlafcabinet. Mit Hülfe der alten verschwiegenen Kammerfrau hatte sie sich im jungfräulichen Phantasiespiel bräutlich geschmückt.

Einen Myrthenkranz mit einer rothen Rose hatte so eben die alte Anna auf dem dunkeln Haare der erröthenden Jungfrau befestigt, und pries mit redseliger Zunge das Glück der Liebe, welches Marianens Herz schon viel tiefer empfand, und die Freuden des Brautstandes, welche die Glückliche ahnete.

Morgen sollte der Geliebte befreit, übermorgen bei Hofe vorgestellt werden; sie dachte sich ihn, wie er sonst war, in der männlichen Jugendschönheit, mit dem leichten gebietenden Anstande, sie träumte jeden seiner Flammenblicke, jeden seiner Seelenküsse aus der schönen Vergangenheit zurück. Sie hörte, lachend, als die alte Amme die Feierlichkeiten des Beilagers mit großer Umständlichkeit beschrieb, da steckte der widerwärtige Canot, des Markis Kammerdiener, den gepuderten Kopf zur Thür herein und richtete des Markis Gebot aus.

Vergessen war der Brautkranz — der Festschmuck — Alles — Mariane eilte auf den Flügel der Liebe nach den Gemächern des Vaters. Wie doch der Mensch, wenn er im düstern Erdenleben ein Glück erträumt, so leicht an die Wirklichkeit glaubt, — Guido — ihr Guido — so meinte sie — sei bei ihrem Vater, aus der Bastille durch Königs Gnade erlöst. Ohne Athem, mit fliegender Brust, mit hervorbrechenden Thränen stürzte sie zu den Füßen des Mannes nieder, der mit kalter Verwunderung das hochaufgeregte Mädchen betrachtete.

Nein — es war nichts — Guido war nicht dort. Beschämt stand sie auf und der Markis begann.

„Schon zu lange, Mariane,“ sagte er: „habe ich Dich in einem Irthum gelassen, welcher aber nöthwendig war, um Dir ein glänzendes Sort zu bereiten. Du bist nicht meine Tochter — Du bist die Tochter meines unglücklichen Neffen. Deine Mutter starb bei der Geburt. Du wurddest fremden Händen anvertraut. Erst als Deines Vaters Schicksal sich auf eine schauerhafte Weise gewendet hatte, nahm ich Dich zu mir und erzog Dich als meine Tochter.“

Es war ein sonderbarer Kampf, der die Brust des jungen Mädchens bewegte. So leicht gibt der Mensch nicht verjährte Gewohnheitsrechte auf, die sich durch heilige Naturbeziehungen ihm werth gemacht haben. Einen Augenblick war Mariane erschüttert. Doch die vorige Nacht schon hatte das geheiligte Band der Natur zerrissen, jetzt galt es ja nur noch dem Namen. Einen Vater, den sie verachten mußte, zu verlieren, erleichterte ihre Brust; aber schmerzlich war es auch, einen Vater im Kerker wieder zu empfangen.

„Der unglückliche — ist mein Vater?“ rief sie schmerzlich: „der unglückliche in der Bastille, der so schwer am Jorne der Markise von Pompadour zu tragen hatte? — O führt mich zu ihm, ich beschwöre Euch bei dem heiligen Namen, den ich Euch so lange gegeben habe; ich werde auch ihn zu befreien wissen durch den Edelmuth meines Königs, so wie ich den Geliebten befreit habe.“

„Du wirst Deinen Vater sehen, Mariane,“ entgegnete der Markis: „Du bedarfst seiner Einwilligung zu

Deiner Verbindung mit Guido, denn auch der gefangene Vater hat Rechte der Natur, die ewig und unveräußerlich sind. Folge mir —“

Eine Stunde verging. Die Zugbrücke über einem Modergraben rasselte nieder, knarrend wurde das Fallgitter aufgewunden, ein glänzender Scheibenwagen rollte über die Brücke und verschwand im dunkeln Thor.

Es war die Bastille, wohin der Markis Mariane geführt hatte.

Vestigia terrant! — es gibt die Hölle Keinen wieder! — so schloß Bonaparte und wendete dem Kreise der Damen, deren Erwartung er gespannt hatte, den Rücken. (Fortf. folgt.)

Rechtspflege aus der Vorzeit.

Im Jahr 1581 wurde am 16. September ein Mensch, weil er der Zauberei angeklagt war, zu Neumark, 5 Meilen von Hamburg, hingerichtet. Er hieß Peter Mirs, und gestand ein, daß er, um sich unsichtbar machen, sich in einen Stock oder Stein verwandeln zu können, — weil er an die Möglichkeit, wie sehr Viele seiner Zeitgenossen geglaubt, — 544 Morde verübt, unter denen 24 schwangere Frauenzimmer gewesen, weil er deren Leibesfrucht zur Bewirkung dieser Zauberkünste nöthig zu haben vermeint.

Zu solchen scheußlichen Frevelthaten konnte den Verbrecher der Aberglaube verleiten; aber wenn er auch den Tod vielfach verdient hatte, so bleibt es doch merkwürdig, daß die Richter ihn nicht wegen dieser schrecklichen Mordthaten, sondern weil er ein Zauberer sei, zum Tode verurtheilten, und seine Hinrichtung auf seltsame Weise erfolgte. Er sollte drei Tage lang gepöbelt werden. Am ersten Tage wurden ihm von dem Henkersknechte Riemen aus seinem Leibe geschnitten und siedendes Del in die Wunden gegossen. Am zweiten Tage wurden ihm die Fußsohlen mit heißem Del bestrichen, über glühende Kohlen gehalten, am dritten Tage wurde er geschleift, erlitt 42 Stöße mit dem Rade und dann wurde er geviertheilt.

Welch ein Abstand zwischen dieser Justizpflege und der unserer Zeit!

Freigebigkeit.

Als der französische Ober-Finanz-Intendant B. Lion im Jahr 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, lud er den ersten Marschall Grammont, den ersten Marquis von Villeroi, den Marquis de Conere und den Grafen von Hautefeuille zum Essen ein. Beim Nachtisch ließ er drei Becken mit Louisd'or auftragen, und bat seine Gäste, davon nach Belieben zuzulangen. Diese ließen sich gar nicht nöthigen, steckten ihre Taschen, so voll sie konnten, und eilten dann davon, ohne ihre Wagen zu erwarten. Der Intendant lachte herzlich über die Mühe, die sie hatten, mit dieser Last zu gehen.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 16. März 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 11.

Der Vaterfluch.

(Fortsetzung.)

Es war eine düstre gewölbte Halle, — fuhr er am folgenden Abend fort: — nur spärlich von einer Lampe erleuchtet, in welcher der Markis Marianen zu warten gebot, bis er den Commandanten der Bastille gesprochen haben würde.

Hier also waren die furchtbaren Wohnstätten ihres unglücklichen Vaters und ihres Geliebten, Beide Opfer der empörendsten Weiberdespotie.

Unter den Schauern, die ein solcher Aufenthalt einflößen mußte, hätte Marianens zarter Sinn erliegen müssen, wenn nicht das Hochgefühl: du bist die Retterin meines Guido und in dir liegt die Kraft auch deinen Vater zu retten, sie über alles Kleinliche im Leben hinweg gehoben hätte.

Plötzlich öffnete sich eine kleine Nebenpforte und mit einer Laterne in der Hand trat leise ein ältlicher Mann herein, den zwar das Schlüsselbund am Gürtel als einen Gefangenwärter bezeichnete, allein in seinem gefurchteten Antlitz lag so unverkennbar das Gepräge edler Menschlichkeit, daß Mariane sich bald von ihrem leichten Schrecken erholte. In diesem Augenblick blickte ein Wunsch — eine Hoffnung in ihrer Seele auf. Der Alte nahm sich ihr höflich grüßend, und in seinem ganzen Wesen lag dabei so viel Vertrauen erweckende Gutmütigkeit, daß Mariane es wagte ihn leise zu fragen: ob Guido von St. Omar noch hier sey in diesem Grabe der Lebenden?

„Leider!“ entgegnete der Alte: „ich bin sein Wärter.“

„D, führt mich zu ihm!“ flehte Mariane.

„Es ist nicht möglich,“ entgegnete der Alte wehmüthig: „ich riskire Dienst und Freiheit, — doch das wollte wenig bedenten, allein wer sollte dem unglücklichen jungen Mann den alten Lion de Mars ersetzen, läge ich im Kerker wie er?“

„Nicht um die Welt willen!“ entgegnete Mariane leise mit hervorquellenden Thränen: „möchte ich einen so braven Mann in's Unglück stürzen. So seid Ihr der Bote der Freude, verkündet ihm seine Freiheit.“

„Freiheit?“ rief der Alte und tanzte mit verjüngter Lebendigkeit auf dem steinernen Boden des Gewölbes umher: „Freiheit ist ein Himmelslaut — ach — in die Kerker der Bastille“ fuhr er schwermüthig fort: „ist der Freiheitsruf noch nicht gedrungen.“

Sagt ihm nur: seine Braut, seine Mariane — habe das Freiheitswort gesprochen, und er wird glauben, daß morgen sich sein Kerker öffnen werde.“

„Sie sind es, Markise? — Sie, die Geliebte meines Lebensretters? — Sie sind die Mariane, um die Tage und Nächte hindurch er weint und seufzt und die Hände ringt und erbleicht und doch wieder das verflümmerte Leben erträgt? — O folgen Sie schnell, eine halbe Stunde Zeit haben wir noch, ehe der Lieutenant der Bastille die nöthigen Förmlichkeiten wegen Ihres Begleiters vollzogen haben wird. Mein Leben für Sie — mein Leben für St. Omar!“

Der Alte eilte voraus. Mariane folgte. Es ging durch dunkle gewölbte Gänge, Trepp' auf und ab. Endlich stand er still vor einer aschgrauen Eisenthür, die mit mächtigen Haken und Riegeln in die aus großen Steinblöcken zusammengefügte Mauer befestigt war.

Der Alte zitterte beim Aufschließen der drei riesigen Schlösser. „Sonderbar,“ sagte er vor sich hin: „Lion de Mars zittert — zum ersten Male in sechszig Jahren. Es geht ja kaum um's Leben, und ich habe vor Kartätschen und Granaten nicht gezittert. Freilich — die erste Verletzung der Dienstpflcht — wohl dem, der davor zittern kann.“

Die Schlösser waren geöffnet, die Riegel zurückgeschoben. Der Schimmer der Laterne beleuchtete ein enges niedriges Gewölbe. Von einem halb vermoderten Stroblager erhob sich halbdes Leibes eine bleiche Gestalt und starrte auf die blendende Erscheinung des bildschönen Mädchens. Guido war es — er schwieg — beide Hände drückte er vor die Augen und sank leise schluchzend zurück auf das Lager. Die Erscheinung — so wäunte er — war ein Traum — zu lieblich für dieses Leben, um wahr zu seyn.

Aber das Auge der Liebe blickt scharf, auch durch die ärmlichste Hülle, denn es ist nicht das Sterbliche

Auge, es ist die Seele, welche die Nähe der geliebten Seele ahnet.

Hat jemals ein fühlender Mensch ein geliebtes Wesen nach den Tagen des entschwundenen Glücks in einer solchen Höhle des Jammers wieder erblickt, so wird er begreifen, was Mariane empfinden mußte, als sie nach bangem Zögern ihren Guido erkannte, dann ohne Sprache, ohne Thränen zu seinen Füßen niederstürzte, seine welke Hand an ihre Lippen drückte, das wilde verwachsene Haar ihm aus der Stirn scheitelte, um das geliebte Antlitz wieder zu erkennen, und dann entsetzt zurückfuhr vor den bleichen Furchen des Grams, und dem Fingerlang gewachsenen Barte des einst so bildschönen Mannes. Bald schwanden ihr die Sinne; ihn umklammernd sank sie fast leblos nieder an seine Brust, nur der glühende Hauch seiner Küsse weckte sie zurück in's Leben, und dort in der Ecke stand Lion de Mars und zerdrückte eine Thräne zwischen den grauen Wimpern und erinnerte leise an die fliehenden Minuten.

Wer hat es wohl jemals empfunden, was es heißt, mit solchen Minuten geizen zu müssen? — Das Bewußtseyn der Keßbarkeit derselben erweckt Besonnenheit zum Nachdenken über die Frage: wie können wir diese Minute am besten benutzen; was ist das Nothwendigste? — Und gerade dieses Nachdenken ist dann wieder ein unerseßlicher Raub an der Zeit, welcher uns den Genuß des Augenblicks verkümmert und keinen Gedanken läßt, als den an die schmerzhafteste Trennung.

So betrachteten auch Beide einige Augenblicke einander in dem lautlosen Sturme der andrängenden Gefühle. Mariane kniete und hielt seine Hand zwischen den ihrigen gefaltet. Er saß halb aufgerichtet und betrachtete sie aus den tief liegenden dunkeln Augen mit den irren Blicken eines Wahnsinnigen.

Endlich unterbrach der Alte das Schweigen. „Sie wollten ja“ hob er an: „unserm jungen Herrn eine freundige Botschaft bringen? — Eilen Sie, die Minuten sind kostbar.“

„Frei bist Du!“ rief Mariane plötzlich, fast aufschreiend, und Thränen entstürzten ihren Augen: „frei — mein Guido — frei — ich erlebte die Gnade des Königs für Dich — sie ward Dir.“

„Des Königs? — Du? des Königs?“ rief er aufspringend und stieß die Unglückliche mit der einen Hand zurück, indem er mit der andern seine Augen bedeckte.

Er war furchtbar anzusehen der bleiche, verwilderte Gefangene, von den Furien der Eifersucht zerrissen. Ein ungeheurer Schmerz wüthete in seiner Brust. Mit einem einzigen wilden Griff zerriß er das morsche Gewand und stand da mit entblößter Brust, mit verwildertem Haar, verzerrten Zügen, geballten Fäusten und rollenden Augen.

Er hatte kein Ohr für die flehenden Bitten des verzweifelnden Mädchens. Er beschwor sie, ihm den Tod zu geben, er verwünschte die Freiheit, die sie durch das Opfer ihrer Treue erkaufte habe — er glaubte nicht ihren Schwüren, denn er kannte den König; er schwur den Kerker nicht zu verlassen. —

Horch! — Geräusch! — schnell verließ die Alte die Laterne, ergriff dann mit fester Hand das beinahe ohnmächtige Mädchen und trug es halb und zog es hinaus in den dunkeln gewölbten Gang. Mit Eile und Geschick schloß er die Kerkerthür und im Labyrinth der Gänge schien er so gut Bescheid zu wissen, daß er Marianen, welche in dem Augenblick der Gefahr ihre volle Besonnenheit wieder empfing, in einen verborgenen Gang führen konnte. Nicht lange, so kam die Nachpatrouille an dem Versteck vorüber. Der alte Lion de Mars aber zündete an einer Votivlampe, die vor einer Heiligenblende brannte, seine Laterne an, und führte die unglückliche Geliebte seines gefangenen Freundes zurück in das Gewölbe, in welches bald darauf der Markis und der Lieutenant der Bastille traten.

Doch zuvor hatte noch der gutmüthige Alte Zeit gehabt, das arme Mädchen etwas zu beruhigen, durch das Versprechen Guido von dem Ungrund zu überzeugen. „Sie müssen wissen, Markise!“ sagte er: „daß die Leiden eines solchen Gefängnisses das Gemüth verdüstern und das Herz der Welt verfeinden. Der Einsame verliert allen Maßstab für die Würdigung des Lebens und Treibens in der Welt und die Liebe zu Ihnen hat seine Phantasie überreizt. Es war der empfindlichste Punkt, den Sie berührten, die Leidenschaft, so tief genährt, so lange verschlossen, kann nur in Extremen sich Luft machen.“

Sodann erzählte der Alte, wie ihm St. Omar in der Schlacht das Leben gerettet, wie er das Unglück gehabt, ihn als Lieutenant der Prevotalewache arretiliren zu müssen, und wie er, da seine Versuche ihn zu retten, vergebens gewesen, sich entschlossen habe, in die Dienste der Bastille zu treten, wo er freilich bis jetzt noch nicht viel habe zur Erleichterung der Lage seines Gefangenen beitragen können, doch aber hoffe, daß ihm durch List dessen Befreiung gelingen werde, „denn“ fügte er leise hinzu: „auf Königs Wort ist hier nicht viel zu bauen. Der König hat nicht Macht, einen Gefangenen zu befreien, den seine Maitressen eingekerkert haben.“

In diesem Augenblick traten die gedachten Beiden ein. Der Alte schwieg. Mariane erleichte und in stiller Aufregung folgte sie den voranschreitenden Männern eine steinerne Wendeltreppe hinauf.

Danken Sie dem Himmel, meine Damen! — fuhr der erste Consul nach einer langen Zwischenpause fort: — daß keine von ihnen die Bastille gekannt hat. Sie ist zerstört, die Räuberhöhle der Despotie. Kein Franzose wird jemals dort wieder den Seufzer des Sterbenden und den Fluch des mit Unrecht Verfolgten vernehmen. Die Gräueltath der Bastille gehören nur noch der Geschichte. Von Außen, in der Nähe der Straße St. Antoine haben vielleicht Manche von Ihnen noch das finstere Kastell gesehen, welches einst diesen verrufenen Namen führte. Ungeheure Mauern, aus unbehauenen Quadern erbaut, von kolossalen Strebebeylern gestützt, verbanden die acht dunkeln Gefängniß-Thürme,

in welchen die Thränen der Opfer despotischer Willkür oft nur gestillt wurden auf die Weise, welche ein italienischer Prinz unter seinem auf die Kerkermauer geschriebenen Namen durch die Worte: „Emposóna óvè strangola“ ausgedrückt hatte. Auf dieser Mauer war eine Terrasse, wo die Wenigen der Begünstigten dieser Unglücklichen unter der Wache von starrenden Bajonetten zu gewissen Stunden umhergeführt wurden, um Luft zu schöpfen. Aber diese Günst, welche nur durch reichliche Bestechungen erkaufte werden konnte, war nur eine feinere Marter, denn die Gefangenen blickten hinab von der Terrasse in das rege Treiben der Welt und wurden dadurch immer wieder aufs Neue erstickt an die Freiheit, welche sie entbehren mußten. Dreizehn Feuerschlände in den Schießscharten hielten das Volk, wenn es gegen seine Frohnfeste anstürmen wollte, im Zaume. Ueber den tiefen gemauerten Graben voll schwarzem schäumigen Wasser führte zum niedrigen gewölbten Schlangenthore eine in mächtigen Ketten hängende Zugbrücke. Fallgitter mit eisernen Spitzen drohten Jedem, der da feindlich eindringen würde, den Schädel zu zerschmettern. Im ersten kleinen Vorhofe bildeten eiserne Pfähle um ein Wachtbaus ein unzerstörbares Bollwerk. Dunkle festgewölbte Thore mit zackigen Fallgittern führten in den zweiten innern Hof, der eine Länge von 120 Fuß und 80 Fuß Breite hatte. Ringsum verschlossen eiserne Thore in den schwarz geräucherten Mauern die Schlände und gewölbten Gänge, welche zu den Gallerien zahlloser steinerne Gefängnisse führten. Der eine Thurm neben der Schloßkapelle hieß der Kapellenturm. Er war von einer schauererregenden düstern Größe. Hoch an demselben war ein eiserner Kranich angebracht, welcher durch eine Fensteröffnung nach Innen gedreht, aber auch weit hinaus gestreckt werden konnte über den Hof. Nicht selten sah man an dem Balken dieses Kranichs einen kolossalen eisernen Käfig schweben, und wenn das Auge durch langes Hinaufstarren seine Sehkraft gestärkt hatte, so erkannte es an dem Regen und Bewegen im Käfig, mit Schauer und Entsetzen die Gestalt eines Menschen.

War des Abends dieser Käfig herein gezogen, so schwebte er einige Fuß hoch vom Boden eines kleinen Thurmgemachs. Und Dieses war es, dessen niedrige Eisenthür sich öffnete, und bei dem Streiflichte einer Blendlaterne traten einige Männer und ein bildschönes bleiches Mädchen herein.

„Auf Ritter Nassolier!“ rief der Lieutenant der Bastille, ein hektischer Wüßling, mit spottender Stimme: „erwacht! wir führen Euch eine reizende Fee in Euer Lustschloßchen, habt Ihr ein Epigramm auf die Pompadour fertig, so könnt Ihr es hier Ihrer Nachfolgerin geben.“

Jetzt erhob sich eine Gestalt aus der halb sitzenden Stellung, welche ihm die Enge des Raumes im Käfig nur noch gestattete, und griff krampfhaft mit einer riesigen Kraft in die Eisenstäbe und rüttelte daran, daß der Kranich freischte und das Gefänge des Käfigs rasselte. Helle Streiflichter der Laterne beleuchteten das Jammerbild eines Menschen, dessen Schädel fast von Haaren entblößt, dessen wilder Bart früh gebleicht,

dessen Augen aus tiefen Höhlen blickten, während aschgraue eingefallene Wangen und entblößte Zähne die Abmagerung einer Gestalt verriethen, an welcher die Fesseln von goldbordirten Kleidern und eine Weste von Silberbrokat nur noch zum Spott zu hängen schienen.

Und vor dieses Bild des tiefsten menschlichen Elends trat jetzt der Markis nicht ohne Erschütterung, aber mit einer erkünstelten Ruhe. „Ist es möglich,“ sprach er: „Du bist es, mein Nefte? — Man sagte mir, Du würdest anständig gehalten, sonst hätten wir schon mehr gethan, um Deine Lage zu erleichtern.“

Statt der Antwort schlug der Gefangene ein heiseres herzerreißendes Lachen auf und sang mit einer wunderbar ergreifenden Stimme:

Mein Schloßlein ist in Luft gebaut,

Ha! ha!

Die Woll' ist meine Königsbraut,

Ha! ha!

Ich bin im Schloß der König,

Zu beißen hab' ich wenig,

Ha ha! Ha ha! Ha ha!

Doch wenig kriegt mein Erbe,

Mein Erb' ist, wenn ich sterbe,

Der Wurm am leeren Knochen,

Lacht auf! er kommt gekrochen! —

Ha ha! Ha ha! Ha ha!

Man denke sich den Eindruck dieser Scene auf das feinsühlende Mädchen, welchem der Markis mit schonungsloser Kälte sagte: „Der Unglückliche, Mariane! ist Dein Vater.“

Es ist wahr, auf das weibliche Gemüth muß erst ein herzerreißender Sturm einwirken, um dessen ganze hohe Kraft aus dem Zagen und Schwanken der bei kleinen Ereignissen so leicht hervortretenden Schwäche zu entwickeln. Mariane fühlte in sich, wie von Gott begeistert, die Kraft, den Unglücklichen mit weicher Stimme anzureden.

„Darf ich“ sagte sie herantretend: „um den Segen eines Vaters bitten, der mir durch sein unverschuldetes Unglück doppelt ehrwürdig geworden ist?“ —

Der Mann im Käfig war ruhig geworden. —

Jetzt erst hatte die Blendlaterne ihr Streiflicht auf das schöne Mädchen geworfen. Schon der Blick voll Wehmuth und die Thräne im dunkeln Auge war für die verzweifelnde Wuth des Unglücklichen mildernd und beruhigend, wie Del in die hochwogende See gegossen.

„Gott! wäre es möglich? — Du meine Tochter — Du meine Mariane? — Und Ihr, Oheim, hab das Himmelsbild erzogen? — O dann verzeihe ich Euch gern den Raub an meinem Gute.“

Mit einer zitternden Bewegung streckte der Gefangene die ausgetrocknete Hand durch die Stäbe des Gitters, um sein Kind zu segnen, allein Mariane ergriff dieselbe und benetzte sie unter Küßen mit Thränen lindlicher Wehmuth.

„Ich hoffe, begann nach einer langen Pause voll wogender Gefühle Mariane: „daß Eure Leiden bald geendigt seyn werden. Der König wird Euch begnadigen.“

„Der König?“ lachte der Gefangene bitter: „der König von Frankreich hat keine Macht über die Ge-

fangenen seiner Dirnen. Oder ist die Pompadour todt?"

„Sie lebt,“ versicherte Mariane ängstlich, sie zitterte dabei für ihren Geliebten: „aber ich hatte das Glück Gnade in den Augen des Königs zu finden, ich hoffe Euch durch eine demüthige Bitte zu lösen.“

Des Gefangnen Augen glühten. Seine Hände ballten sich krampfhaft — es drohte ihn zu ersticken, man sah es an dem Bogen seiner Brust. Endlich rief er aus: „So war es denn Traum, mein Kind gefunden zu haben, Tollheit an Freude zu glauben, Hohn ist eingezo-gen in diese leergebrannte Brust — fort — hinweg — aus meinen Augen, seile Königsdirne — ich hatte eine Tochter — ich bin nun auch kinderlos!“

„Albarmherziger!“ rief Mariane niederkniend, und rang die schönen Hände: „ist denn diese Welt so verderbt, das Keiner mehr an Reinheit und Unschuld glaubt?“

Das Antlitz der Jungfrau war ein zu redender Zeuge für ihre Unschuld, um nicht vor allen das Vaterherz davon zu überzeugen. Er rief sie mit sanften Schmeichelworten, streichelte ihr die Wangen und strich ihr das dunkelglänzende Haar aus der weißen Stirn. Da bekam sie endlich den Muth, um das Geheimniß ihres Herzens dem eütigen unglücklichen Vater zu entdecken. „Auch er“ sagte sie: „der mit des Oheims Genehmigung längst verlobt war, ist ein unglücklicher Gefangener in diesen Mauern, und er ist es, dessen Freiheit mir der König auf mein demüthiges Flehen verheißt hat.“

„Dein Glück, meine Mariane! ist das meinige,“ sagte der Gefangene: „wenn man für sich selbst alle Forderungen an das Leben aufgegeben hat, so lebt man nur noch im Glücke seiner Lieben gleichsam ein verklärtes Leben der Seligen. Ohne Zweifel hat Deine Wahl einen Würdigen getroffen und dann segne ich mit Freuden das Band der Liebe.“

„Du kennst ihn, Kesse!“ rief der Markis vortretend: „er heißt Guido von St. Dmar.“

Man muß die Zerrüttung beobachtet haben, welche entsteht, wenn über einer versammelten Gemeinde im Gotteshause, mitten unter den Orgeltönen und frommen Gesängen, krachend das Gewölbe der Kirche zusammenstürzt und Alles Mann und Weib, Greis und Kind zerschmettert, und die nicht getroffen sind, in Graus und Verzweiflung stürzt. Nur wer Zeuge einer solchen Schauderscene gewesen ist, wird sich eine Vorstellung machen können von der rasenden schäumenden Wuth, die, wie ein Donnerschlag aus blauem Himmel, plötzlich den Unglücklichen ergriffen hatte, bei dem Gedanken, daß der Mensch, durch dessen Unbesonnenheit er neun Jahr lang die unerhörtesten Leiden erduldet hatte, jetzt noch sein letztes irdisches Gut, die Hand seiner Tochter begehre. In einem solchen Leiden hören alle Berechnungen der Urtheilskraft auf. Das Rechtsgesühl ist zu tief zerrissen, um noch über Schuld und Unschuld Combinationen zulassen zu können. Der ungerecht Eingekerkerte beißt in seine Ketten und haßt den, wenn auch schuldlosen, Veranlasser seines Unglücks.

Seine ganze Gestalt und ein gichtisches Zucken der verzerrten Gesichtsmuskeln gab in der sprechendsten Mi-mit ein grelles Bild der sprachlosen Wuth. Er rang nach Worten. Er rüttelte am Eisengitter, ohne es zu wissen, wie die gefangene Löwin, der man ihr Junges raubt. Endlich brach er aus: „Fluch! Fluch! neun Mal Fluch über Dich Rabenkind! wenn Du jenem Wagen, dessen Vorwiz Deinen Vater in das tiefste schenlichste Glend, was Menschenleben nur treffen kann, gestürzt hatte, Deine Hand am Altare reichen würdest. Mögen Euch die Ringe der Treue mit Höllenglutten brennen, möge jeder Blick der Liebe zum giftig tödten-den Basiliskenblick werden, möge jeder Kuß mit Verdorren der Lippen, jeder Druck der Hand mit verzerrendem Krebschaden gerächt werden! — Und möge mich selbst der Fluch des Ewigen treffen, wenn ich ein Wort von diesem Vaterfluche zurücknehme.“

Die heftige, bis zur höchsten Wuth sich steigende Rede des Gefangnen hatte seine letzte Kraft gebrochen. Neun Jahre lang hatte dieser unglückselige Mensch in diesem Käfig zugebracht, das ist unglaublich fast, aber historische Wahrheit.

Schon längst hatten auszehrende Krankheiten seinen Körper entnerot. Diese Scene war nur noch das letzte fieberhafte Ausblitzen einer krampfhaft sterbenden Lebenskraft. Jetzt hatte er ausgelitten. Mit dem Fluche auf der Zunge hatte er das Leben ausgehaucht.

Das war zu viel für die Kraft des leidenden Mädchens. Ohnmächtig trug man die mit dem Vaterfluche Beladene die dunkeln Wendeltreppen hinab.

(Fortf. folgt.)

Der Violinspieler Zarnowid.

Der zu London lebende große Violinspieler Zarnowid war eben so sehr durch seine Originalität, als durch sein meisterhaftes Violinspiel, bekannt. Eines Tags gab er ein Concert. Der Saal war voll. Er begann sein Violinconcert, und als er gewahrte, daß das Flüstern fortdauerte und das Geclapper der Tassen kein Ende nahm*), wandte er sich nach dem Orchester um und sagte ganz laut: „Halten Sie ein, meine Herren! Diese Leute da verstehen Nichts von der Kunst. Ich will ihnen etwas zum Besten geben, was ihrem Geschmack mehr zusagt und was für Leute, die warmes Wasser trinken, gut genug ist;“ und sogleich fing er an zu spielen: „Ich habe guten Tabak.“ — Das Spasshafteste bei der Sache war, daß der ganze Saal von Beifallklatschen erscholl, daß das zweite Musikstück mit großer Aufmerksamkeit angehört ward und die Theetassen erst wieder zu circuliren begannen, als es zu Ende gespielt war.

*) In London präsentirt man den ganzen Abend bindurch Thee, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob Musik gemacht wird oder nicht. Die Wetters haben den Befehl, Erfrischungen herum zu reichen, und wollen ihr Geld gewissenhaft verdienen.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 23. März 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 12.

Der Vaterfluch.

(Fortsetzung.)

Zu Paris lebte damals eine merkwürdige Person weiblichen Geschlechts auf einem ziemlich hohen Fuß, als geheime Vertraute sehr angesehenen Damen und Herren am Hofe.

Sie nannte sich Mademoiselle La Sage. Man mußte von ihr, daß sie in die Geheimnisse der Astrologie, Astrologie und Chiromantie tief eingeweiht sey. Nur Wenige aber kannten die Macht ihrer geheimen Verbindungen, welche sie gleichsam zum Mittelpunkt und leitenden Princip aller Intriguen, deren es am Hofe und in der Stadt eine zahllose Menge gab, gemacht hatte. Durch ein sehr fein angelegtes und auf eine kaum glaubliche Weise ausgedehntes System der Spionage wußte sie sich so geschickt die geheimsten Nachrichten zu verschaffen, daß es ihr nicht schwer fiel, die Welt glauben zu lassen, sie könne durch ihre magischen Künste die Gedanken im verschlossensten Busen lesen und die Zukunft mit einer Sicherheit berechnen, welche man allgemein für untrüglich hielt.

Diese Dame war es, die nach Verlauf einiger Tage in das Boudoir der Markise von Pompadour eingeführt wurde.

Die Stunde für diese Audienz war höchst ungewöhnlich gewählt. Es war Mitternacht. Die Markise ruhte, halb entkleidet, nachlässig auf einem türkischen Divan. Ihr verfinstertes Antlitz deutete in den alternden, aber noch immer schönen Zügen auf ungewöhnlichen Anmuth und ungeduldige Erwartung. Die Tapetenthür, welche den geheimsten Zugang zu dem Boudoir verschloß, öffnete sich endlich und die genannte Dame trat, von einer vertrauten Kammerfrau geleitet, ein.

Es war eine hohe imponirende Gestalt, aschgrau war die Farbe ihrer seidernen Robe, eine dunkle Farbe ihres hagern Gesichts und lebhaft blinkende Augen bezeugten die orientalische Abstammung von einem arabischen Arzt, deren sie sich rühmte.

Mit einem stolzen, aber mehr unruhigen Blick maß die Markise die Eintretende von oben bis unten.

Dann winkte sie, und Mamsell La Sage setzte sich auf ein Tabouret. Eine matte Beleuchtung warf nur Dämmerlicht auf das geheimnißvolle Treiben der beiden Frauen, welches jetzt begann, nachdem die Kammerfrau alle Thüren verschlossen und sich entfernt hatte.

„Man sagte mir,“ hob nach langem Schweigen endlich die Markise an: „daß Ihr mit gewissen geheimen geistigen Kräften ausgerüstet seyd, die ich wohl wünschen möchte für meine Zwecke zu benutzen, hielt ich das ganze Gerede über Euer geheimes Walten nicht für übertrieben und solche Künste überhaupt für Charlatanerie, um den Aberglauben zu täuschen.“

„Ich will nicht widersprechen, gnädigste Frau!“ entgegnete mit einem feinen Lächeln Mademoiselle La Sage: „um desto eher darf ich hoffen, Befehle zu vernehmen, welche nicht so den feinsten Nervenäther verzehren und damit das Leben verkürzen, als die Anwendung jener unglücklichen Divinationsgabe, welche den edlen Nachkommen der aus Spanien vertriebenen maurischen Könige eigen seyn soll.“

„Ihr glaubt also an Einfluß der Gestirne auf das menschliche Leben?“

„Ich müßte es verlernt haben, in der Flammenschrift am Firmament zu lesen, wollte ich zweifeln,“ entgegnete die La Sage mit einer erhobenen Stimme.

„Ihr glaubt an die Deutung der Lineamente in der Hand des Menschen?“

„Haben die Araber unter den Hieroglyphen Egyptens die Geheimschrift der Natur zu lesen verlernt, und bin ich nicht die Tochter eines solchen?“

„Und Gedanken zu lesen vermöget Ihr — Gedanken, die nie sich in Wort oder Schrift ausgesprochen haben; Wünsche, die noch im Dunkeln, vielleicht sich selbst noch unklar in der Seele ruhen?“

„Wüßte ich sonst, gnädigste Frau, daß es Ihnen Noth thut, Untreue zu befördern, um Treue zu gewinnen?“

„Ihr habt es getroffen!“ rief die Pompadour lebhaft aufstehend: „Ihr habt das Geheimniß errathen und mir das Mittel genannt — aber wie?“

„Die kleine Mariane hat durch Sprödigkeit das Gemüth des Königs entflammt; es kommt nur darauf

an, die Sirenenflamme zu löschen, so wird auch die Herzensflamme verschwinden.“

„Sie wird nimmermehr einwilligen,“ entgegnete die Pompadour nachdenkend und ließ sich wieder nieder auf den Divan: „der König verspr. h. ihr den Geliebten aus der Bastille zurückzugeben. Entweder wird dieses verhindert oder nicht; in beiden Fällen ist sie für den König verloren. Erstensfalls darf sie der König nicht wieder sehen, ohne an das Versprechen erinnert zu werden, letzstensfalls wird ihre romantische Treue dem Könige ausweichen und dessen Meinung immer höher spannen.“

„Dagegen ist gesorgt, gnädigste Frau! Sie werden mir zutrauen, daß Ihre Wünsche längst kein Geheimniß mehr für mich waren. Ich suchte Gelegenheit, die Bekanntschaft jenes Mädchens zu machen und in den Lineamenten ihrer Hand meine chiromantischen Beobachtungen über ihre Lebensbahn anzustellen. Leider fand ich, daß ihre Lebenslinie die eines geliebten Gegenstandes gleichsam abschnitt und sich nach dieser Operation in eine rosigte sanfte Schattirung verlor. Deute ich diese Erscheinung richtig, so muß sie entweder den Vater oder den Geliebten tödten, um durch eine solche tragische Catastrophe aus ihrer idealen Welt heraußergerissen und in das rosigte Treiben der galanten Liebesabentheuer hineingeworfen zu werden. Bereits ist der Anfang gemacht. Den Tod ihres Vaters hat sie veranlaßt. Ich war es, die durch den vertrautesten Kammerdiener Sr. Majestät dem Markis von Passemort den Rath geben ließ, seine Pfliegerdchter ihrem rechten Vater, dem unglücklichen Ritter Rasselier in der Bastille vorzuführen.“

„Rasselier?“ fragte die Markise sich besinnend; — doch mit einem leisen Schauer verrieth er: leichte Blässe, daß sie sich des Unglücklichen erinnere — und sie sagte unruhig: „Weiter — nur weiter!“

Mademoiselle La Sage erzählte darauf die Scene im Kapellenthurm der Bastille, und fuhr trotz der sichtbaren Erschütterung der Markise fort: „Dieser Vaterfluch und die dadurch bewirkte Trennung von dem Geliebten hat ihrem Gemüthe eine so traurige Richtung der tiefsten Schwermuth gegeben, daß die Leiden ihrer Seele in eine sanfte leidende Resignation der Welt und ihrer Freuden überzugehen drohen.“

„Das ist nichts!“ rief die Markise unwillig: „das habt Ihr angerichtet durch Eure Betrüben —“

„Es war auch nicht das Rechte, was vom Schicksal gemeint war, es muß mehr geschehen — etwas Grausiges — Ungeheures — es muß das Lachen der Verzweiflung jenen tollen Taumel der Lustigkeit erzeugen, in welchem sie bacchantisch wild, sich selbst und alle Welt hassend, dem Könige in die Arme fällt —“

„Azu war jene Catastrophe eine herrliche Vorschule.“

Die Geistesseherin entwickelte nun leise ihren schauerhaften Plan der Markise.

„Fürchtbar teuflisch!“ rief diese mehr als ein Mal: „aber es muß seyn — die Gunst des Königs und damit die Basis meiner Macht steht auf dem Spiele.“

Es sey — sie werde zur Furie — die Erynne werden bald den schwachen König aus den Armen der Hölle verschleuchen.“

Eines Abends saß Mariane einsam in ihrem stillen Gemache. Ihre schwarze Kleidung galt dem Vater, aber mehr noch sprach sich der tiefe unheilbare Seelenschmerz auf ihrem schönen bleichen Antlitz aus.

Da öffnete sich unerwartet die Thür und Mariane erkannte mit einem freudigen Aufschrecken den alten Lion de Mars aus der Bastille. Er war schon einige Mal der treue Bote zwischen den Liebenden gewesen, nachdem es ihm leicht gelungen war, die eifersüchtige Aufwallung Guido's zu besänftigen. Vergebens hatte Mariane versucht, den König durch Bittschriften an die Erfüllung seines Versprechens zu erinnern. In der Erschütterung und Trauer ihres Gemüths hielt sie es so wenig für schädlich, als für möglich, den König um persönliche Audienz zu bitten. Schon hatte sie alle Hoffnung auf Guido's Befreiung aufgegeben; schon war in den Briefen, welche Beide mit einander heimlich wechselten, Resignation alles Irdischen vorherrschend, und von ihrer Seite war der Schritt beschlossen, in stillen Klostermauern der Welt auf ewig zu entsagen; da gab plötzlich des Alten heutiges Erscheinen ihrer Seele eine ganz andere Richtung.

„Eine weise Frau, von hohem Stande,“ erzählte er: „hätte durch die geheime Macht ihrer schwarzen Kunst Ihr tiefes Leid erfahren, und erklärte sich, wie sie schwär, aus reiner Menschenliebe bereit, Sie durch die Verbindung mit unserm jungen Herrn glücklich zu machen.“

„Seine Gefangenschaft!“ senkte Mariane.

„Sie gab mir Rath und Mittel, ihn aus der Bastille heimlich zu befreien, und gelingt Alles, so ist er jetzt schon frei.“

„Der Vaterfluch!“

„Kann durch ein sympathetisches Mittel gelöst werden. Sie will es Ihnen anvertrauen.“

Marianens Wangen belebten sich. Die Hoffnung hob ihren Busen, und dann wieder die mit gesunder Vernunft nicht zu fassende Möglichkeit versenkte sie in neue Trauer. Doch das liebende Gemüth hofft auch die Unmöglichkeit und glaubt nur zu leicht an das Geschoffte.

Nach einigem Bedenken warf sie ihre Mantille um, verhüllte sich in einen dichten Schleier und verließ das Haus heimlich mit dem alten Lion de Mars. An der nächsten Straßenecke bestiegen sie Beide ein Cabriolet und nach einer Viertelstunde betraten sie die Wohnung der neuen Sybille.

Es schien Marianen ein sonderbarer Zufall zu seyn, welcher sie nicht wenig erschreckte, daß auf dem halbdunkeln Corridor, welcher durch gewundene Säulen von maurischer Ordnung getragen, zu den innern Gemächern der Wohnung der Mademoiselle La Sage führte, ihnen ein Mann im Mantel begegnete, in des

sen halb verbülltem Antlitze Mariane mit leichtem Schrecken den Markis erkannte. Er schien hingegen die Pflögetochter unter dem Schleier nicht vermuthet zu haben, denn er eilte rasch, ohne zu grüßen, vorüber.

Sie, meine Damen, — bemerkte Bonaparte mit einem feinen Lächeln: — werden mit Ihrem gewohnten Scharfsinn aus diesem Umstande den Verdacht schöpfen, daß der Markis tief in diese Intrigue mit verwickelt sey, und so war es auch. Er hatte die La Sage mit in das Geheimniß der Neigung des Königs gezogen. Er und nicht sie hatte die Schauderscene in der Basilie veranlaßt, in der Ueberzeugung, daß der durch Guido von St. Omar in ein so grenzenloses Unglück gestürzte Vater Marianens, derselben Fluch statt Segen geben werde. So meinte er selbst auf den Fall, daß der König, auf erneute Bitten Marianens, demselben die Freiheit geben würde, das zarte Band der Liebe und Hoffnung, welches Beide vereinigte, — und damit das Hinderniß gegen die Wünsche des Königs zerrissen zu haben. Allein den Tod des Unglücklichen, und die Wirkung dieses Ereignisses auf Marianens Gemüth hatte er nicht mit in Anschlag gebracht, und so hatte er sich gedrunge gesehen, von der weisen Frau sich Rath und Hülfe in dieser Intrigue zu holen. Er war also völlig ergriffen in den schwarzen Plan derselben, als er der Pflögetochter begegnete, welche er allerdings erkannt hatte.

Nach einigem Warten in den wunderbar verzierten Vorgemächern erschien ein taubstummer Zwerg, winkte Marianen ihm zu folgen und bedeutete dem Alten, mit bestig redender Geberde sich zu entfernen, indem schon für die sichere Rückkehr der jungen Markise gesorgt werden sollte. (Schluß folgt.)

Ein Stündchen zu viel.

Aus dem „Forget me not“ für 1829.)

Heil dir, Heimath des Kängarü! Paradies der Landstreicher! Fegfeuer Englands! Glückseliges Feenreich, wo der Schandieb zum Schafbirten, und der Straßenräuber zum Straßenhüter wird; wo der Dandy aufhört, delikate zu seyn, und sein tägliches Brod im Schweisse seines Angesichts erndtet. — Heil dir, heiliger Boden der Spitzbüberei und Liebe, der Bentschneiderei und guten Grundsätze! — jedwedem Trugs und Schwindelnß unter der Sonne, und jeglicher Jugend berühmter Wohnsiß; Tochter der Zuchtäuser und Mutter von Königreiche — Neu-Süd-Wallis! Heil dir!

So lang' ich lebe — und ich bin kein Knabe mehr — so weit ich mich in der Welt umgesehen — und ich bin nun bei den Gegenfüßlern — keinen Spruch hab' ich so oft hören müssen, als „daß die Zeit kurz sey“ — und doch ist nie ein Spruch über die menschliche Lippe gekommen, wahrheitwideriger als dieser. Ich berufe mich auf die Erfahrung des gesammten Menschengeschlechts, auf die dreihundert Erben brittischer Pairchaft, welche von ihren gichtischen aber sterbeun-

lustigen Vätern außerhalb ihrer Würden und Güter gehalten werden — auf die sechshundert achtundsechzig Candidaten für Siege im Parlament, die da warten müssen, bis die gegenwärtigen Besizer derselben ausgestorben; auf die sechstausend fünfhundert Helden in halbem Sold, begierig nach zögerndem Krieg, mag er ausbrechen wo, und gegen wen er wolle; auf die hunderttausend hoffnungsvollen Accise-Männer, liegend auf der Seele des Kanzlers der Schatzkammer, schmachtend nach dem Absterben sämmtlicher Steuer-Eintreiber in allen drei Königreichen — und — kurz, um das Ganze in Eins zu fassen, ich berufe mich auf das gesammte Geschlecht der Feinen und Superfeinen, welche die Lebenslust einathmen, bei fünftausend Pfund im Jahr, bis bei zwanzig Mal so viel an Renten — auf die unglückliche trostlose Bevölkerung des Reiches der Indolenz in Bondstreet, St. James und der Squares von London.

Was mich selbst betrifft, bei meiner gesammten reichen Erfahrung und Kenntniß, betreffend die Mängel Europa's, habe ich wenigstens nie über Mangel an Zeit klagen können. Geld ging hin wie der Wind; Champagner verlegte; das Vertrauen meines Schneiders verlor ich; das Lächeln meiner Freundinnen ward selten wie Diamanten — aber an Zeit gebrach es mir nie. Ich hatte steten Ueberfluß von diesem Dinge, welches nach dem Ausspruch der Philosophen unschätzbar ist; es fand sich nicht allein genug für mich, sondern auch für Andere, bis ich gewahr wurde, daß dieselben mir für nichts weniger auf der Welt sich verbunden zu seyn glaubten, als für ein Geschenk meiner überflüssigen Zeit.

Doch — zu meiner Geschichte; eine einzige That-sache ist mehr werth, als hundert Betrachtungen.

Die erste geistige Wahrnehmung, auf die ich mich bestimmen kann, war das Bewußtseyn, einen Ueberfluß an Zeit zu haben; und die erste Anstrengung meines Geistes hatte den Zweck, mich dieser Last zu entledigen. Immer lag ein Stündchen vor mir, mit dem meine Geschicklichkeit nichts anzufangen wußte. Eine besondere Neigung, statt in die Schule zu gehen, lange und weite Land-Ausflüge zu machen in jeder Richtung, die ausgenommen, welche mein Hofmeister mir vorgeschrieben — Andeutungen zu einem künftigen General-Stabs-Offizier! — ein naturalistischer Geschmack für Vogel-Nester, was mich in meinen reiferen Jahren zu einem Wunder der Linneischen Societät hätte machen können; eine merkwürdige Kühheit und Kraft bei der Plünderung von Obstgärten — unzweifelbaste Anzeichen eminenten Talents für die Würde eines Lord-Schatzmeisters — das waren ungefähr die Hilfsmittel der Natur, mir das erdrückende Gut vom Halse zu schaffen. Aber, obwohl ich mit dem Feind rang in unermüdlicher Kraft und fortwährender Mannigfaltigkeit — er war nicht in die Flucht zu jagen — und ich ging auf die Universität, eben so weit entfernt ein Sieger zu seyn, als je.

In Oxford fand ich die Super-Abundanz dieses großen Gutes eingestanden mit einem Freimuth, werth

der Offenherzigkeit Alt-Englands, und bekämpft mit der Gewandtheit einer Erfahrung von fünfhundert Jahren. Port-Trinken, Maidlichkeiten, Faulpelzereien, die Erfindung neuer Cravatt-Schleifen und neuer Wige mit der Perücke des Prorektors; Billard, Boren, siebzehnerlei Art, den Hereswein zu würzen, und eben so mancherlei Dugende von Arten „Subsidien“ zu erheben — Alles ward mit einer Fertigkeit und einem Eifer in Anwendung gebracht, daß — außer der Unbesiegbaren — alles Andere davon hätte zermalnt seyn müssen. Doch die Zeit blieb am Ende Meister und behandelte mich mit einer Vorliebe und Liberalität, die einen Entschlosseneren als mich hätte zur Verzweiflung treiben mögen. Am Ende gab ich nach. Ich hinterließ der Universität meinen Segen und meine Schulden, und rollte nach London, dem großen Wasfenplatz, dem Centralpunkt, von dem meine Feindin ausgeschlossen ward durch die vereinte Kraft, Weisheit und Schlaueit von beinahe anderthalb Millionen Menschen.

Ich hätte eben so wohl noch Nester ansnehmen können in Berkshire. Die sinnreichsten Erfindungen, den allgemeinen Feind zu bewältigen, schlugen fehl. Taxenzucht, öffentliche Gastmahle, Kaffeehäuser, gelehrte Versammlungen, Privat-Quadrille-Uebungen am Morgen, sammt öffentlichem Schautragen ihrer Früchte am Abend — Dilettanti-Frühstücke mit einem Herku es von Bronze, stehend zwischen Brod und Butter, und einer ruhenden Venus, frisch von Pompeji angekommen, und schwarz und naekt trotz einer neu gelandeten Negerin vom Senegal, obwohl köstlich und delikat für Leute von Geschmack — Sonntags-Morgens in Tattersal, und Warten an den Kirchthüren, bis die Häuser der Frömmigkeit ihre Bevölkerung von sich ließen und die Stunde kam der Besuche; Sonntags-Abende sammt Koutils bei herzoglichen Personen nebst Cottillons mit echten Opera-Tänzerinnen, und Konzert darauf sammt rundem Spiel und ausgewähltem Soupee für Eingeweibte — Alles umsonst! Ich hatte immer „ein Stündchen zu viel“ — sechszig tödtliche Minuten, wovon jede eine Stunde war an sich selbst, die ich nicht niederzüringen vermochte.

„Ihr Himmlischen! Vernichtet Zeit und Raum,
Und macht dadurch zwei glücklich Liebende!“

möchte eine an sich nicht allzu bescheidene Forderung genannt werden; doch, ich scheue mich nicht, Bürgschaft zu leisten dafür, daß die eine Hälfte davon das tägliche Gebet sey einiger Tausende der auktändigst gekleideten Leute, die je die Sonne erweckte zu einem vierundzwanzig Stunden lang dauernden Tage.

Bei Annäherung der Symptome dieser Horar-Besuche pflegte ich mich gewöhnlich in die Straßen der Stadt zu flüchten, banend auf den Grundsatz, daß man bei dem Anblick des Elends seiner Mitmenschen jedesmal Erleichterung des eigenen Jammers verspüre. Ich fand aber den Grundsatz falsch, ohne Ausnahme, gleich jedem andern Bruchstück der gepriesenen Weisheit des Menschengeschl.chts. Mein Jammer wuchs in Gesell-

schaft des Jammers meiner „Mit-Fashionables,“ und eben sowohl kann ein Kranker Erleichterung seines Elends hoffen im Hospital mitten unter Sterbenden, vorzugsweise vor seiner Pflege in eigenen vier Wänden, als ein Geschäftloser mitten unter Leuten, die nichts zu thun haben.

Bei Gelegenheit einer meiner Schluendereien auf dem Pflaster der St. James-Straße — dieser Tretmühle der Gentlemen, die zur „Strafe des Nichtsthuns“ verurtheilt sind — schlüpfte ich in das kleine Hotel d. 21, das da steht neben dem großen Spielhotel, wie ein Fächerchen unter den Flügeln der Mama — die Aehnlichkeit ist zum Erstaunen — obwohl in sehr verkleinertem Maaßstabe. Mein diesmaliges „Stündchen zu viel“ kostete mir drei Partien Billard: mein hübsches Junggesellen-Haus, und tausend Pfund oben drein. Dieser Preis von sechszig Minuten verblüffte mich ein wenig, und eine Woche lang stellte ich ernsthaft Betrachtungen an über die Vorzüge des Lebens auf der Straße, sey's treibend einen Einspanner mit dem Jockei neben sich, oder sich eigener Füße bedienend. Aber — die „Stunde zu viel“ überwältigte mich abermals. Ich schlich um in der Regentenstraße, da trat ein altes Mit-Dyfer überflüssiger Zeit auf mich zu, und schlug mir als Kur unsers Leidens einen Ritt nach Newmarket vor. Das Mittel ward beliebt, und die Stunde glücklich überstanden. Indes, die Kur kam mir etwas theuer zu stehen, mein Wett-Buch enthielt beim Ueberrechnen einen Minus von zehntausend Pfund.

(Schluß folgt.)

K a t z e n - B u c h t .

Katharine Bernard, Thürsterin in Paris, ließ eine Broschüre über die Katzen drucken. — Ein französischer Recensent dieses Büchelchens äußerte sich darüber: „Der große Naturforscher Buffon hat zwar schon über das Katzensgeschlecht geschrieben, aber es ist nicht zu läugnen, daß er, trotz seiner Kenntnisse in der Naturgeschichte und seinem ausgezeichneten Talente zu Beobachtungen, doch große Lücken gelassen hat. Madame Bernard, die vermöge ihrer Verhältnisse, als Thürsterin, eine günstige Gelegenheit gehabt hat, die Kalagen, Sitten und Gewohnheiten aller Hausthiere zu beobachten, hat ein Werk über die physische und moralische Erziehung der Katzen herausgegeben. Wenn man ihren Vorschriften folgt, so wird man nicht mehr diebische, näsische und heimtückische sehen; man kann ein gebratenes Huhn sicher stehen lassen, ohne Gefahr zu laufen, daß es ihre Katzen sich zueignen werden. Eben so können Zetsige und Canarienvögel ohne Gefahr neben ihnen herumhüpfen und den Kindern wird es ungestraft erlaubt seyn, sie beim Schwänze zu ziehen, ohne dafür gekraft zu werden. Es ist doch eine köstliche Sache um die Erziehung!“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 30. März 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 13.

Der Vaterfluch.

(Schluß.)

Den Umgebungen der neuen Sybille fehlte es nicht an jenem wunderlichen barocken Apparat, womit solche Geisterseher auf die Phantasie der sie Besuchenden einzuwirken pflegen.

Doch Mademoiselle La Sage war eine zu feine Menschenkennerin, um nicht den Schein zu vermeiden, als lege sie auf solche Mittel, um sich der Herrschaft der Geister zu versichern, in diesem Augenblick irgend einiges Gewicht.

Sie stand eben vor einer runden Ara von schwarzem Jaspis, mitten in dem schwarz und feuerfarbenen, in grellen Zacken und Flammen verzierten Gemach. Vor ihr lag ein großes Buch mit hund gemalten Pergamentblättern aufgeschlagen. Von der gewölbten Decke des Zimmers herab hingen an eisernen Ketten drei künstlich als Lampen benutzte Todenschädel, deren leuchtende Augenhöhlen ein bläuliches Dämmerlicht im Gemache verbreiteten. Ein Zauberkreis, mit den Sternbildern bemalt, zog sich am schwarz und weiß gefärbten Boden um sie selbst und den Altar her.

In dem Augenblick, als Mariane schüchtern eintrat, war es, als ob kleine Figuren, die aus farbigen Flämmchen gebildet zu seyn schienen, auf den Blättern des Buches tanzten. Die Geisterseherin blickte auf, wie überrascht und schlug dann lächelnd mit einer kleinen neundrätigen Peitsche zwischen die tanzende Geisterbrut, und rief: „Schon gut — ich kenne Dich Abracanterra, Du böser Luftgeist, Du sollst schon weichen von hinnen, wenn Dir mit dem geweihten Dolche Luft gemacht wird.“

Nachdem sie das Zauberbuch mit einer großen daran hängenden Kette verschlossen hatte, wendete sie sich freundlich und unbefangenen gegen das eintretende Mädchen und führte dasselbe mit feiner Weltsttte zu dem entfernt von dem Zauberapparate stehenden Divan.

„Sie haben mich überrascht, mein Fräulein,“ redete sie das noch im hohen Grade befangene Mädchen an: „aber vielleicht nicht mehr,“ fügte sie lächelnd hinzu: „als ich Sie. Ich habe so eben ein wenig mein kleines Geisterheer die Revue passiren lassen, und unter den Elementargeistern der Luft eine Entdeckung gemacht, die Sie glücklich machen kann.“

„Glücklich?“ entgegnete Mariane mit einem schwermüthigen Blick nach oben, und schüttelte bitter lächelnd den schönen Kopf: „Fluch und Trug hat ihn zerrissen, den Wechselbrief meines Gottes auf Erdenglück.“

„Die Sterne regieren das Leben der Sterblichen, Kind!“ sprach die Seherin feierlich: „ich habe Dir das Horoscop gestelt. Du bist unter einer sonderbaren Constellation geboren. Saturnus, der bekanntlich die eigenen Kinder verschlang, stand drohend über dem Haar der Berenice, die Schlange nagte am Busen der Andromeda; Venus lächelte im Glanzgefilde der Milchstraße. Also — grause Thaten mußten geschehen, um Dich im Glanz der Liebe zu beglücken. Die Eine geschah — die Andere wird von Dir geschehen — dann denk' an das Sternenlicht der Venus.“

„Venus Urania!“ seufzte Mariane mit einem schwermüthigen lieblichen Lächeln: „also — jenseit — wo keine Rachegeister walten!“ —

„Das Grab gibt Keinen wieder — das weiß ich besser,“ entgegnete die Geisterseherin: „fasse die Freude diesseit der Lebensnacht, jenseit — fehlen die Sinne.“

„Frau — welche Sprache!“ rief Mariane voll Schrecken, aufspringend: „hebe Dich weg Satanas!“

„Lassen wir das, sprach begütigend die La Sage: „behalte Jeder seine Ueberzeugung. Ich für mein Theil meine, es sey besser von dem Geliebten zur irdischen Brautkammer geführt zu werden, als mit ihm ohne Körper, Zunge, Auge und Ohr eine Geisterconversationsation zu führen, die eben deshalb langweilig seyn muß, weil Beide einander nicht hören, sehen, fühlen oder verstehen.“

„Es war eigentlich der Zweck meines Hierseyns“ — begann Mariane mit niedergeschlagenen Blicken und leichtem Erröthen zögernd.

„Als ob ich das nicht gewußt hätte, Kind,“ lächelte die La Sage: „in diesem Augenblick wird Dein Guido befreit —“

„Aber der Vaterfluch!“ seufzte Mariane mit einem leisen Schauder.

„Läßt sich lösen, muß gelöst werden, oder Dein Vater verliert die Seligkeit, und der Fluch muß von Dir gelöst werden, aber Muth, Mariane!“ rief die Seherin mit erhobener Stimme.

„Ich will für ihn Messen lesen lassen bei den from-

men Vätern von La Chaise — will nach Voretto, nach der heiligen Hütte wallfahrten — will —“

„Nichts von dem,“ — unterbrach sie kopfschüttelnd die La Sage: „daß es nicht mit natürlichen Dingen zugeht — die Rache — der Fluch — der Tod — Alles so fürchtbar, so schnell, so wunderbar, wirst Du begreifen. Dein unglücklicher Vater war besessen. Den Fluch sprach er nicht mit Bewußtseyn aus, nein er mußte — er konnte nicht anders und der Tod war das Salomonsiegel auf den Vaterfluch. So wars!“

„Sollte vielleicht ein frommer Priester —“

„Exorcismen? — ja — aber nicht durch Priester, nicht durch geweihtes Wasser, durch einen geseyten Dolch — so geht's.“

Entsetzt trat Mariane einen Schritt zurück.

„Ja durch Dolch — und durch Dich!“ rief das fürchtbare Weib mit starker Stimme und schritt ihr näher.

„Das ist ein höllisches Räthsel,“ entgegnete Mariane, indem sie sich mit der ihr eignen Seelenstärke zusammen raffte: „aber ich will es kennen — lüftet den Schleier — halber Unsinn macht wahnsinnig — gebt ihn ganz.“

„Setzen Sie sich, mein Fräulein!“ begann jetzt die La Sage mit ganz ruhiger freundlicher Stimme: „die Sache ist zu ernst und zu wichtig, um mit Sturm abgemacht zu werden. Ihre Vernunft soll urtheilen und beschließen. Kennen Sie die Ordnung der Geisterwelt? — Glauben Sie an Geister? — Ich meine nicht den Ammensingsfang der Gespenstermärchen, nein Elementargeister, die Herrschaft über den Menschen gewinnen, welcher den Elementen ausgesetzt ist, aber auch dem Menschen unterthan und dienstbar sind, der durch geheime Wissenschaft sich die Elemente dienstbar gemacht hat. Wer den Sturm beschwören kann, dem dienen die lichtblauen Luftgeister — und eine solche bin ich, — der Unglückliche aber, der gleich einem Vogel im eiserne Käfig zwischen Himmel und Erde neun Jahr seines Lebens geschwebt hat, war ein Sklave dieser Elementargeister und ein solcher war Dein Vater. — Fühlst Du Dich stark genug, den Geist zu sehen, der noch heute ihm die Ruhe des Grabes raubt?“

Abwehrend streckte ihr Mariane die Hand entgegen. Entsetzen hatte ihr die Sprache genommen, aber es sollte noch höher steigen.

Die Seherinn war in den Zauberkreis getreten, hatte die Kette von dem Deckel des Geisterbuchs gehoben, die Blätter desselben rauschten auf, monströse Zwerggestalten, wie blaue Flämmchen, hüpfen unter ihrem Zauberstabe auf. „Dich meine ich,“ rief sie: „tückischer Abraconterra! hervor!“

Die übrigen wimmelnden Gestalten legten sich auf die Blätter nieder und eine grau-bläuliche scheußliche Gestalt wurde immer größer und schien sich fast zu einem aschgrauen Zwerge zu verkörpern.

„Wo wohnst Du, Abraconterra?“ fragte sie.

„In der Brust eines Todten,“ antwortete eine Geisterstimme.

„Bring den Todten!“

Dampf waltete auf — ein Sarg erschien — eine Leiche — das Antlitz ihres Vaters hatte Mariane erkannt. Sie sank zusammen und hörte nur noch mit geschlossenen Augen den Todtenruf: „Erlöse mich Tochter — löse den Fluch!“ —

Und Donner und Blitz und Nacht und Qualm bedäubte sie völlig. Vier Mohren sprangen herein durch

unbemerkt gewesene Nebenthüren, hüllten die Obmächtige in eine blutrotthe Decke und trugen sie fort.

Rabenschwarze Nacht umgab die Erwachende. Eine warme Hand drückte die Ihrige. „Lebst Du — willst Du vollbringen?“ flüsterte eine weiche melodische Stimme in ihr Ohr. „Ich will — aber wie?“ fragte Mariane. „Der Luftgeist in der Brust Deines Vaters“ entgegnete die Stimme: „kann nur gebannt werden durch den Dolchstoß der Tochter!“

„Um Gott!“

„Still! nichts von Gott! erst vollbracht! — Oder fassen es Deine blöden Menschen Sinne nicht, daß der Todeskampf für Geister, die zur Qual in Menschenleibern wohnen, bindend ist wie Salomons Siegel? — Der Geist, den Du sahst, war nur sein Doppelbild. Er selbst liegt in Deines Vaters Brust und bewacht den Fluch. Deffne die Brust des Todten und der Luftgeist bekommt Luft zu entweichen und der Geisterbann des Vaterfluchs ist gelöst.“

„Einen Todten verlegen?“ rief Mariane schauernd: „welch ein Frevel!“

„Ist es Frevel, wenn Wundärzte der Leiche Cavitäten öffnen, nicht um dem Todten, nein um sich selbst zu nützen? — Die Todten fühlen nicht das Messer, nicht den Dolch!“ —

„Den Vater? — Rimmermehr!“ rief Mariane mit steigender Herzensangst.

„Dir gab er das Leben — und Du scheuest den kleinsten Dienst, welcher ihm des Grabes Ruh und Dir des Fluches Lösung bringt?“

Mariane schwieg. Sie versuchte es mit sich selbst in's Klare zu kommen. Aber es war unmöglich, ihr Gemüth war erschüttert, ihre Fantasie überreizt. So befand sie sich in dem Zustande einer an Wahnsinn grenzenden Ueberspannung. Wahrheit und Trug, Phantom und Wirklichkeit, Alles floß endlich zusammen in dem dunkeln grauenvollen Gedanken: du mußt dem Todten Ruhe geben — es ist Menschlichkeit — und mehr noch, Kindespflicht.

Nur noch die zarte Scheu der Weiblichkeit hielt sie zurück. Doch auch diese sollte der Ueberraschung weichen. Durch eine Oeffnung, nahe an der Decke, fiel ein schwacher Lichtstrahl in das Gruftgewölbe, wo sie sich befand. Deutlicher erkannte sie bestäubte Sarkophage. Sie erhob sich — neuer Schauer. Es war ein Sarg, worin Sie selbst gelegen hatte. Jetzt lichtete sich die Dämmerung. Du! ein offener Sarg, darin ein Todter, bedeckt mit dem Lailach. —

„Kette, rette ihn!“ flüsterte es ihr in's Ohr: „erlöse Deines Vaters Seele! — Löse, löse den Vaterfluch!“

Sie fühlte den kalten Dolch von unsichtbarer Hand in die Ihrige gedrückt.

„Er ist geweiht und geseyt!“ rief es hohlklingend. — Da, hinter der Leiche stand das Zauberweib — aschgrau und erdfahl, mit blauen bebenden Lippen. Zitternd hob es den Lailach von der Brust des Todten und bedeckte sein Antlitz.

„Du sollst es nicht schauen — hierher — vollende!“ rief die Stimme und wie wahnsinnig, eisig kalt, mit klappernden Zähnen und aufgelöst sich sträubendem Haar stürzte die Unglückliche auf die Leiche zu. — Ein Schrei — ein krampfhaftes Zucken — und der Dolch bis zum Hestack in der Brust des Todten.

Da — Grausen erfaßt mich selbst den Erzähler — da zuckte der Todte und griff zur Wunde mit beiden Händen. Es strömte das Blut, es seufzte der Todte, es lag über ihn her — erstarrend und sterbend die Tochter — nein — die Geliebte — die Braut — nicht dem Vater — ihrem Guido hatte sie den Todesstoß gegeben, und vom Antlitz herab hatte das Weib die Hülle gerissen und im Erwachen aus dem narкотischen Schlafe fühlte Guido die Todeswunde von der Hand der Geliebten gegeben, und sterbend hauchte er ihren Namen, und mit brechenden Augen und mit zukenden erkaltenden Lippen drückte er den Kuß der Versöhnung auf die der Geliebten, welche noch eben, im grenzenlos zerreißenden Schmerz, ihren Irrthum erkannt hatte.

Unmöglich gibt es einen höher tragischen Moment, als wenn durch schwarze Kabale ein schuldloses Mädchen gedrängt wird, das Gräßliche zu wagen, wägnend, den Vaterfluch damit zu lösen und den Geliebten zu erringen, und dann, im furchtbaren Erwachen aus dem Taumel, durch diese That den Geliebten ermordet und die auf so widernatürlichem Wege gesuchten Lebensblüthen zerrissen findet.

Das Geschick erscheint hier als Weltenrichter, der aus dem höhern Gesichtspunkt die Verirrung der Natur zum Heil der Menschheit mit einer colossalen Strenge bestraft, wenn auch die menschliche Zurechnung des einzelnen Falles so geringe ist, daß wir der Unglücklichen, welche gleichsam als Sühnopfer für die verläugnete menschliche Natur gefallen war, unser tiefes Mitleiden nicht versagen mögen.

Höllische Kabale hatte dem Ermordeten den Schlaftrunk reichen lassen, durch die treue Hand seines Pflegers Lion de Mars. — Chirurgen waren gekommen, um vom Lieutenant der Bastille die Leiche zu kaufen, aber es waren nicht Chirurgen, es waren die Helfershelfer des Zauberweibes, in deren Keller die Untthat verübt wurde.

Doch auch Diese und die Pompadour und der Marquis hatten sich verrechnet. Die Unglückliche stürzte sich nicht in den Freudentaumel verzweifelnder Lust, — denn acht Tage spät bezeichnete ein Kreuz ihre Grabstätte.

Man trug die Bewußtlose heim. In tollen Fieberphantasien erwachte sie. Ein Typhus endete ihr Leben.

Die La Sage wurde als Here verbrannt, nicht weil sie gesündigt hatte, sondern weil die Sünde nicht neue Sünde gezeugt hatte.

Die Marquise von Pompadour fiel aus der Gunst des Königs, weil sie nicht vermocht hatte, ihm die Nebenbuhlerin zu liefern. Der Günstling der Marquise, der von ihr zum Minister erhobene Cardinal Barrois, suchte sie zu stürzen; um dieses abzuwenden, sah sich die alternde Maitresse gedrungen, sich zu seinem Sturz mit einem ihrer Feinde zu verbinden; aber dieser gab ihr eine Dosis Aqua toffana und unter langen Todesleiden verschied die einst so schöne Sünderin. Europa hatte vor ihr geizt — jetzt folgte Hohn und Spott vom Hofe und im Volke ihrem prunklosen Sarge.

Auch den König erreichte die Nemesis. Sein schreckliches Ende ist bekannt. — Der Marquis wurde veressen, das härteste Loos für einen eitlen Höfling seines Schlages. — Der alte Lion de Mars folgte bald seinem jungen Freunde.

Ein Stündchen zu viel.

(Schluß.)

Ich kehrte zur Stadt zurück wie ein Patient von einer Bade-Reise, entledigt aller Dinge, des Leidens ausgenommen, das mich hinaus getrieben. Mein letzter Schilling war in fremden Händen, aber kein Mensch wollte mir nur ein Fragment meiner überflüssigen Zeit abnehmen; ja, ich brachte sogar einen zehnfach stärkeren Vorrath davon mit zurück. Doch jede Krankheit hat ihre Krisis, und als endlich ein Schlendern durch die Straßen für mich unnütz und ungeziemend geworden, als das neue Gefühl, von allen meinen edlen Freunden verlassen zu seyn, und sich eifrig aufsucht zu wissen von jenem Geschlecht, das, ungleich der schönsten Welt, uns seine officielle Anhänglichkeit besonders für die Tage des Kummer und der Widerwärtigkeiten aufspart — als — sag' ich, dieses pikante Gefühl für mich seinen ersten Reiz verlor, und ich eben überlegte, ob die Zeit besser zu vertreiben sey durch einen Sprung in die Themse, oder durch eine Schlinge des Gevatter Hanfmeister — ward ich plötzlich gerettet durch unwillkürliches Betreten des Versicherungshauses gegen alle zudringlichen Gläubiger, der unvergleichlichen — Rings-Bend.

Hier gab's wenigstens ein Leben neuer Art; die Freundschaft war hier ungebeachtet, mein Rock fernere kein Gegenstand der Verachtung; meine lustigen Streiche galten für fashionabel; Mahner hatten keinen Zutritt zu mir, und selbst meine „Haltungsfeste“ waren meine demüthigen Diener. Zudem fand meine sociale Natur hier volle Befriedigung, denn zu meiner nicht geringen Ueberraschung sah ich wenigstens neun Zehntheile meiner gewähltesten Bekanntschaften hier versammelt. Doch, der „Feind“ fand auch hieher seinen Weg; ich lernte zu gähnen trotz aller Billards und Ballspiele der Rings-Bend, als mich die Akte (zu Gunsten zahlungsunfähiger Schuldner) nochmals in die freie große Welt hinaus stieß. Mein gutes Glück bereicherte mir zu meinem Debüt im Freien eine Ueberraschung. Ich hatte mich kaum in den Straßen gezeigt, als ich entdeckte, daß alle meine Bekannten von ebendem vollkommen blind geworden, wenn ich ihnen zufällig auf derselben Seite des Weges begegnete; es war eben so, als ob ich seit einem Jahrhundert begraben gewesen. Ich war dumm genug, mich darüber zu ärgern; denn nichts ist kindischer, als Empfindlichkeit, wenn man keinen Schilling zu verweihen hat. — Eines Morgens indeß ward ich geweckt durch ein Klopfen an meine attische Hausthür, dessen professionelle Heftigkeit mir einigen Schrecken einjagte. Ein Gerichtsdiener trat ein. Ich hatte nichts zu fürchten. Wem Niemand borgt, der kann keine Schulden haben, und so sah ich denn einmal einem Gerichtsdiener ohne Herzklopfen in's Angesicht. Sein Geschäft war sehr angenehm. Ein Dufel meines Hauses, der alles Mögliche gethan in seinem Leben, um fünfzig Tausend Pfund zusammen zu raffen, und endlich an seiner Sparsamkeit den Tod, fand starb mit der Feder in der Hand, in demselben Augenblick, als er eben seine Tausende dem Tilgungsfond der National-Schuld vermachend wollte. Mein günstiges Geschick aber hatte sein Fintensaß austrocknen lassen, es neu zu füllen, würde sein Herz gebrochen haben; und des Gerichtsdieners Geschäft bei mir war, mir anzukündigen, das Testament, nach dem der Advokat des Schökes sammt drei Schreibern

sich beinahe blind daran gesehen, sey vollkommen unleserlich befunden worden.

Am andern Morgen stand ich als der nächste Erbe meines Danks in den Zeitungen; und meine nächste Promenade entlang St. James gewährte mir das Vergnügen, eine große Zahl meiner Freunde von dem Gesichtsbefreiung zu sehen, von dem sie bisher befohlen gewesen. — Doch, wenn das „post equitem sedet atra cura“ Marime war in den Tagen des Augustus — der Mann, der sein Cabriolet hintreibt in den Tagen Georg's des Vierten, kann nicht hoffen seinem Schicksal zu enttrinnen.

Mein Stündchen zu viel holte mich schon in der ersten Woche ein. Ich sah es kommen an einem merkwürdigen Abend, als ich eben um die Ecke bei Piccadilly bog. Flucht war vergeblich; ich rettete mich in das niedliche Asyl rechter Hund von St. James-Street, das seitdem zu einem Pallast herangewachsen. Stattlich bekämpfte ich den Feind — denn ich nahm keine Notiz von der Zeit während des kommenden Tags und der Nacht darauf, und als ich endlich wieder an die Luft trat, fand ich mich um drei Vierteltheile meines Vermögens leichter. Eine schwache Seele hätte vielleicht dabei gelegentlich der Karten gesucht, und etwas geschwaßt von „Sorge tragen für den Rest ihres Eigenthums“, aber mein Geist gehörte zu höherer Ordnung; ich schwur Revange zu nehmen. Ich hatte sie genommen, und ruinirte meine Gewinner. Sie aber trösteten sich, als sie mich sechs Monate später als Bettler auf der Straße wandeln sahen. Ich verzweifelte, und ward für gefährlich ausgeschrien. Diese Beschuldigung rechtfertigte ich, als ich einen edlen Lord forderte, welcher der Geschäftigste gewesen, mich zu rupfen. Sein Leben aber hatte zu viel Werth für's Vaterland, oder für ihn selbst, um es an Jemand zu wagen, dessen Leben um einen Heller zu theuer schien und zu nichts nütze war in der Welt; er kam mir, aus Patriotismus oder aus Angst, nicht in den Weg. Ich wüthete, bedrohte Seine Lordschaft mit Handgreiflichkeiten, und war eben im Begriff, einen Artikel für die Zeitung zu schreiben, worin ich den noblen Erben des noblen Hauses von ** für einen feigen Schuft erklärte, als mir mittelst der Zweipfennigpost eine Zuschrift der Reiter-Garde eingehändigt wurde mit der Nachricht, daß ich heute in der Hofzeitung als angestellter Fähnrich bei dem dormalen auf der Halb-Insel dienftbuenden Regiment aufgeführt sey, nebst beigefügter Ordre, mich unverzüglich an meine Bestimmung zu begeben.

Das war mir genug von Sr. Lordschaft, und gewißlich besser, als die Gefahr, die Kings-Bench zu wagen mit dem Versuch, Unterthanen Sr. Majestät zum Bruch des Friedens zu reizen. Ich ward gazetirt, probirte meine Uniform vor dem Spiegel, und schrieb den Abschiedsbrief an meine „letzte Liebe.“ Die Portsmouther Landkutsche sollte Abends abfahren. Ich hatte eine Stunde übrig, und ging, sie in den Straßen der Stadt zu verschlendern. Ich begegnete einem ehrlichen Gesicht von altem Bekannten, der eben so wenig seiner Stunde los zu werden wußte, als ich. Ein Regenschauer trieb uns unter ein Obdach. Das Rassel mit Würfeln ließ sich hinter einem grünwollenen Thürvorhang vernehmen. Wir konnten nicht anständig draußen stehen bleiben. Das Glück begünstigte mich; in einer halben Stunde war ich im Besitz von

Tausend Pfund. Es wäre augenscheinliche Thorheit und der schwärzeste Undank gewesen, den Strom des Glücks zu hemmen, um der armseligen Aussicht willen auf eine Fährichs-Stelle. Ich spielte weiter, und fuhr fort zu gewinnen. Die Glocke schlug Acht. Ich gestehe, daß ich zitterte, als der erste Schlag mein Ohr traf. Doch Nervenschwäche oder nicht, von dem Augenblick war der Strom gehemmt. Verlust und Gewinn wechselten. Man brachte Wein; ich spielte in furiöser Verachtung aller Folgen. Ich sah die Tafel bedeckt mit Gold; ich strich es ein — ich sah bald darauf meine Kasse reducirt auf Nichts. — Meine Augen dunkelten, meine Hand bebte, mein Gehirn brannte. Ich sang, tanzte, brüllte vor Lust und Verzweiflung. — Wie die Nacht endete, weiß ich nicht; aber ich fand mich endlich in einer engen, schmutzigen Zelle, erleuchtet von einem einzigen hochliegenden, schwervergitterten Fenster, worin das einzige Möbel die harte Pritsche war, auf der ich lag, wild, matt und fieberkrank, wie auf einer Folter.

Von dieser Lagerstätte der Verzweiflung brachte man mich vor das Angesicht der Untersuchungs-Richter, wo mir bedeutet wurde, daß ich in dem Getümmel verwischener Nacht meinen ehrlichen Bekannten offenbaren Betrugs beschuldigt, und meine Beschuldigung mit den bleigefüllten Würfeln in seiner Hand bewährend, ihn mit einer Gewalt niedergeschlagen hatte, welche sein Aufkommen mehr als zweifelhaft mache. Er hatte meinen Namen in der Zeitung gelesen, und lauerte mir absichtlich auf, um mich zu guter Letzt zu rupfen. Der Elende starb; ich ward vor's Gericht gestellt, des Todtschlags schuldig befunden, und auf sieben Jahr nach Botany-Bay verurtheilt.

Glückseliger Richterspruch! Bei meiner Ankunft in Neu-Süd-Wallis ward ich als vollkommener Gentleman, und folglich zu nichts nütze erfunden; daher gab es keine andere Erwerbäquelle für mich, als die Arbeit meiner Hände. Glückselige Arbeit! Von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr auf die Nacht hatte ich den Spaten oder den Pflug in der Hand. Ich zog an der Karre, ich grub in den Fels, ich spaltete den Baum — ich hatte keinen Augenblick übrig. Mein Appetit, einst schwach und matt bei Rebraten und Fasanen, ward nun vortrefflich bei schlechtem Brod und magerem Rindfleisch. Mein Durst, sonst den Champagner schlecht findend, fand nun frisches Wasser zum Entzücken; der Schlaf, der mich manche Nacht flog in einem Pariser Bett für hundert fünfzig Guineen, kam nun für mich auf dem rohesten Stück Rasens, und machte die harten Boblen meiner Zelle weicher als Flaum. Ich kann nun laufen so gut als einer meiner Kienner von New-Market; ich reiße einen Büffel zu Boden, und fange ein Känjähruh in offenem Felde beim Schwanz. Gesundheit, Kraft, Appetit, Thätigkeit sind jetzt mein Ueberfluß. Ich habe Alles, Zeit ausgenommen. Meine Verbannungszeit ist morgen zu Ende; aber ich will nie wieder die See durchkreuzen; hier ist mein Vaterland. Seit ich meinen Fuß auf dies Gestade gesetzt, hatte ich nicht einen Augenblick zum Gähnen übrig. In diesem Lande des wirklichen, substantiellen Lebens wagt das Gespenst meiner ehemaligen freudenlosen Tage nicht, mir nahe zu treten — für mich gibt's kein „Stündchen zu viel“ mehr auf Erden!

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 6. April 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 14.

Die Kunst, ohne eigenes Vermögen auf einem großen Fuße zu leben.

Während der große englische Minister Pitt, dem England seinen Wohlstand *) und sein Uebergewicht, dessen es sich gegenwärtig erfreut, zu verdanken hat, sowohl von seinen Zeitgenossen, als auch von deren Nachkommen mit Recht bewundert wird, so ist es mehr als billig, daß auch dem Andenken jenes Mannes, der dem Minister Pitt die erste Idee zu seinem diesfälligen System verschafft hat, die schuldige Achtung und Aufmerksamkeit gezollt werde. Schneider, ein Schweizer aus dem Kantone Unterwalden, hieß dieser Mann. Sein Vater, aus einer guten Familie entsprossen und Verwandter eines Landammanns, war vielleicht eben deswegen ein wackerer Politiker und Reformator der Verfassung seines Vaterlandes, in dem er als erklärter Feind der Verschiedenheit in den Regierungsgrundsätzen einiger theils aristokratischer, theils demokratischer Kantone, eine solche Ordnung der Dinge gern festgesetzt wissen wollte, die Allen gleiche Gesetze, gleiche Rechte und gleiche Lasten gesichert hätte. Mit einem Worte, er beabsichtigte nichts Oeringeres, als mittelst Rousseau's Contrat social die hohen Schweizerberge zu einer schönen gleichen Ebene zu machen; doch sein unsinniges Beginnen erzielte nichts anders, als ein Konstitutionsprojekt enthaltendes, in Maroquin gebundenes Büchlein mit Goldschnitt, und den Ruin seines väterlichen Erbes.

Mit dieser Erbschaft begann der junge Schneider seine Laufbahn. Obgleich es bekannt war, daß ihm sein Vater kein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, so konnte es doch Niemanden einfallen zu glauben, daß dieses einzig und allein in Konstitutionsprojekten bestände; übrigens besaß Schneider einer geachteten Familie, ein zuvorkommendes Aeußere, eine gute Erziehung und ein glückliches Temperament, daher er in den besten Häusern des Kantons Zutritt hatte. Um sich aus dieser traurigen Lage heraus zu arbeiten, erfand

er ein eigenes System, dessen Grundsätze er mit größter Thätigkeit und Geschicklichkeit in Anwendung brachte. Zum schnellern Gelingen seines Planes ließ er bekannt werden, daß er 2000 Thaler auf 6 Monate gegen 5 pr. Et benöthige. Es war ihm auch nicht schwer sich diese Summe von dem damals sehr bekannten Wechselhause Frey und Comp. zu verschaffen. Nun zweifelte Schneider nicht mehr an dem Gelingen seines Vorhabens; er ordnete seine Ausgaben, setzte sich seinen Haushalt fest, und ließ ohne Affektation, obgleich mit Fleiß, sein Defonomiesystem von Jedermann bemerken, indem er vorgab, daß durch das Wenige, so ihm sein Vater hinterließ, und durch den Gewinn, der aus seinen zeitweisen Geschäften ihm zufließe, seine Existenz gesichert sey. Man lobte allgemein seine Thätigkeit und Ordnung, und er, der beide so geschickt zu vereinen mußte, erwarb sich den Ruf eines artigen und geachteten Mannes.

Endlich rückte die Verfallzeit des Wechsels von 2000 Thalern heran; aber Schneider, dem in der Zwischenzeit von dem Wechselhause Frey's Dienste und Geld angetragen wurden, zog sich dadurch aus jeder Verlegenheit, indem er von diesem Anerbieten Gebrauch machte. Um nun alle Ausgaben zu decken, ließ er sich die Summe von 3125 Thalern geben, die er folgendermassen verwendete.

Auslagen für das nächste halbe Jahr	1000 Thlr.
Zur Tilgung des verfallenen Wechsels	2000 "
Sechsmonatliche Interessen von 2000 Thlr.	50 "
	3050 "
Interessen für 6 Monate von 3000	75 "
	3125 Thlr.

Mit diesem Betrage konnte sich Schneider als Besitzer aller Kapitale der ganzen Schweiz betrachten, denn von ihm allein hing es nun ab, sich solche zu verschaffen; doch war er von einem solchen Ehrgeize weit entfernt, er beabsichtigte nichts weiteres als ein angenehmes und gemächliches Leben zu führen.

Obgleich der Wechsel Frey gar nicht wegen der Zahlung seines Wechsels in Unruhe war, so wollte ihn doch der Schuldner bezahlen, theils um zweimonatliche

*) Und auch sein inneres Elend und seine Schuldenlast zum großen Theil.

Zinsen zu ersparen, theils um zu seinem Kredit einen festen und dauernden Grund zu legen. Er verfügte sich zu Frey und gab ihm zu verstehen, daß, indem die Zinsen von zwei Monaten zu 5 pr. Ct. von einiger Bedeutung sind, er gesonnen sey, falls sie sich darüber einverstehen würden, den Wechsel mittelst Sconto zu bezahlen. Frey überhäufte ihn mit Lobeserhebungen, und bewunderte seine Geschäftskenntnisse, indem er hinzufügte, daß er nur unter der Bedingung seinem Wunsche entsprechen wolle, daß, falls er Geld brauchen sollte, er es bei keinem andern als bei ihm suchen dürfe. Schneider versprach es, ohne sich bitten zu lassen, und obgleich er die Aufgabe, ein bequemes Leben ohne einen Heller Vermögen zu führen, als aufgeschloß ansehen konnte, bemühte er sich doch auf jede mögliche Art seinen Kredit besonders dadurch zu vergrößern, daß er die Zahl seiner Gläubiger vermehrte, damit alle bessern Häuser der Schweiz von dem Vortheile, mit ihm in Verbindung zu stehen, und von der Ehre zu seinem Unterhalte beizutragen, Gebrauch machen konnten.

Nach Verlauf von 3 Jahren war er gezwungen, mehrere Summen, die ihm angetragen wurden, zurückzuweisen; und indem seine jährliche Ausgabe nie 2900 Thlr. übersteigen durfte, und wirklich nie überstieg, konnte er vermög seiner Berechnung 60 Jahre leben, ohne seinem Vaterlande, das er so, wie jeder Schweizer über alles liebte, ein anderes Opfer zu verursachen, als den mäßigen Verlust einer Summe von 200,000 Thalern.

Um die Wahrheit zu gestehen, muß man bekennen, daß das Betragen Schneiders in jeder Hinsicht musterhaft war. Als Kaufmann, (für den man ihn allerdings halten konnte, denn er stand mit den ersten Häusern der Schweiz in Verbindung) war er so genau, daß er seine Bücher sehr rein und in doppelter Buchhaltung führte, dann täglich die Bilanz über seinen Haushalt machte. Ihm war nichts heiliger, als seine Unterschrift, und er würde sich durch einen Protest für entehrt gehalten haben; seine Rechtlichkeit erlaubte ihm nicht einmal darauf zu denken, nur einen Kreuzer über die, sich selbst bestimmte Civilliste auszugeben und so wurde er von Jedermann als ein ausgezeichnetes Glied der Gesellschaft angesehen. Er ließ sich auch ein sehr angenehmes und reines, mit allen Bequemlichkeiten versehenes Landhaus erbauen, und daneben einen schönen Garten anlegen. Als Mann war Schneider nicht minder achtungswürdig, indem er, wo er nur konnte, Gutes übte, und eine Unterrichtsanstalt für Landwirthschaft errichtete, die wahrscheinlich jenen, welche später Fellenberg und Owen stifteten, zum Muster gedient hat. Auch als Christ vernachlässigte er nicht seine Pflichten, indem er einen Theil der 2900 Thlr. auf Almosen verwendete. Schlußlich war seine Aufführung als Staatsbürger ebenfalls musterhaft, da er allen Gemeinde-Versammlungen beiwohnte, und durch seine Rathschläge nach Thunlichkeit zum Wohlfeyn des Kantons beitrug.

Schneider mit allen diesen nicht zufrieden, wollte noch auf andern Wegen nützlich seyn, und seine Mitbürger für den kleinen Schaden, den er dem Nati-

onalwohle zuzog, entschädigen. Er begab sich auf Reisen, und war so glücklich, in dem fruchtbaren Gruyer Thale die schönsten und fettesten Kühe zu finden, und überzeugte sich daß man mittelst einer guten wirthschaftlichen Verwaltung, ihre Produkte auf den höchsten Grad bringen könnte. Ihm hat man die vortreflichen Schweizerkäse zu danken, die noch immer als ein unentbehrliches Reizmittel für die Mägen der Lefkermäuler gehalten werden, und welche die alte und neue Welt einem unbedeutenden Kantone des Schweizerlandes zinsbar machten.

Mit allen diesen Verdiensten um sein Vaterland ausgerüstet, konnte er mit ruhigem Gemüthe an sein heranabendes Ende und an den Bankerott, den es mit sich führen mußte, denken. Daher entschloß er sich, den Gläubigern seine Zahlungsunfähigkeit selbst bekannt zu machen, um dieses Geschäft nicht unzarteren Administratoren überlassen zu müssen. Als er sein Ende herannah sah, brachte er seine Rechnungen in die beste Ordnung, und fand, daß er mit Inbegriff der fünfzigjährigen Zinsen eine Summe von 174,922 Thalern schuldig war. Daher berief er seine 200 Kreditoren auf den 6. Jänner 1784 zusammen, und obgleich ihnen der Zweck dieser Einladung unbekannt war, so verehrten sie zu sehr die Wünsche dieses geachteten Mannes, als daß nur ein einziger ausgeblieben wäre.

Schneider lag im Bette, rechts hatte er das Register, links das Tagebuch und Hauptbuch vor sich hingelagt. Nachdem er sich etwas gesammelt, und wegen seiner schwachen Stimme entschuldigt hatte, redete er die 200 Personen, die seine Zuhörer waren, folgendermaßen an: „Meine Herren! das Hauptbuch meines Lebens, nachdem fast 70 Jahre meine Rechnung darin offen stand, ist auf dem Punkte geschlossen zu werden. Nicht mir, sondern dem Allmächtigen, der alle unsere Handlungen verbucht, kommt es zu, die Bilanz darin zu ziehen; ich ergebe mich willig darein, und zugleich voll Vertrauen auf das Resultat.“ (Die Sackträger aller Umstehenden geriethen bei diesem rührenden Eingange in Bewegung, und Schneider fuhr fort) — „Obgleich ich meine Rechnung mit dem Schöpfer zugleich nicht vermag, so verlieh er mir doch Kraft und Muth genug, meine Beträge vor euch ins Klare zu bringen. Sehet hier mein Repertorium in alphabetischer Ordnung, in welchem die Seite des Hauptbuches, wie es der Handelsgebrauch mit sich bringt, anzeigt, wo jeder das ihm gebührende Saldo angeben findet.“ (Neue Thränen und neue Rührung). „Ihr meine Herren wäret irrig daran, wenn ihr glauben würdet, daß es sich hier, wie gewöhnlich, um ein Aktiv- und Passiv-Vermögen handelt.“ (Große Aufmerksamkeit). „Dann wäre dieses nichts als ein Inventarium, wie man es täglich sieht, in welchem das Geben vom Haben abgezogen wird, und der Rest den mittelbaren oder unmittelbaren Erbe verbleibt. Ich kann euch nichts vorweisen, als ein Geben oder ein Passivum.“ (Bewegung des Erstaunens bei den 200). „Fürchtet indessen nicht 30, 20 oder 10 Procent eurer Schuldforderung zu erhalten: „Nein! Ihr werdet —

„nichts, gar nichts erhalten.“ (Alle Kreditoren gerathen in Bestürzung). „Mein Vater, der Demokrat, hinterließ mir nichts als ein Konstitutionsbuch, und doch mußte ich leben; ich faßte daher die große Idee eines feststehenden und geregelten Kredit-Systems, für dessen Vollkommenheit ich euch selbst als Beweise anführen kann. Solltet ihr nur den geringsten Zweifel hegen, daß die ganze Kunst desselben darin bestand, die verfallenen Schulden auf das pünktlichste zu bezahlen, wo ich es that, so werfet nur einen Blick auf eure eigenen Bücher, um euch davon zu überzeugen, den Werth dieser Erfindung zu würdigen, und um der Mäßigung, mit der ich es in Anwendung gebracht habe, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; denn nur von mir hing es ab, die Kapitalien der ganzen Schweiz in meine Hände zu bekommen, und ein Falliment von 20 Millionen Thalern zu machen. Allein ein derlei Gedanke war weit von mir entfernt, ich habe mich so eingerichtet, daß meine Schuld nicht 174,922 Thaler übersteigt, und daß ein jeder von euch daran einen fast gleichen Antheil hat. Wohlan, meine Herren! Was ist euer Verlust in Vergleich mit dem wunderbaren Finanz-System, mit dem euer Vaterland bereichert wird? Ich Armer muß falliren, weil ich sterblich bin, aber der Staat stirbt nicht, und durch diese seine Unsterblichkeit ist die hohe Aufgabe eines immerwährenden Kredits gelöst. Ja, meine Herren, der Staat kann Anleihen ohne Ende bewerkstelligen, weil er selbst kein Ende hat. Wenn die Schweiz regelmäßig die Zinsen bezahlt, so kann sie das Geld der ganzen Welt an sich bringen. Urtheilt nur selbst, ob diese Erfindung mit 1000 Thalern, die jeder von euch verliert, zu theuer erkauft sey? Nach dem ich also mit meinem Beispiele unserer Republik eine nie versiegende Quelle des Reichthums eröffnet habe, so wäre es wohl lächerlich, noch von meinem Gruyer-Käse reden zu wollen, obgleich ich durch diesen und noch andere Zweige des Gewinnes, welche die Früchte meiner Thätigkeit und Bewerbsamkeit sind, euch beweisen könnte, daß ihr in der That meine Schuldner seyd, und nicht ich der eurige. Ich hoffe daher, daß ich mit der Ueberzeugung von euch scheiden werde, daß unsere Rechnungen ausgeglichen sind; daß ich dem Reichen zum Muster gedient habe, und eine Stütze der Armuth war, daß ich die Wehre des blinden Glückes niedergeworfen habe, indem ich durch die bis nun unbekanntenen Operationen die bei euch angehäuften Goldberge abzuleiten gewußt, und so eine gleichere Vertheilung der Glücksgüter bewerkstelligt habe.“

Nun schwieg der Sterbende, und seine Rede erregte bei den Gegenwärtigen anstatt Zorn und Furcht, Bewunderung und Ehrthumasmus. Jeder der Gläubiger legte die von Schneider empfangenen Wechsel zu den Füßen seines Bettes als ein Opfer nieder; er reichte sofort einem jeden von ihnen die Feder zur Abquittung; dann rollte er solche zusammen, erhob sich gegen Himmel und sprach: „Meine Schuld ist gelöst. Vaterland folge meinem Beispiele!“ und — starb. Nachdem sich die Anwesenden in etwas erholt hatten, nahm

der Beredteste unter ihnen das Wort, und schlug vor, daß man eine Subskription eröffnen möge, um dem Verstorbenen ein Denkmal zu errichten. Alle stimmten gern diesem Ansinne bei, und die Uebrigsten Schneiders wurden am Fuße des Brünig, welcher den Kanton Unterwalden vom Kanton Bern scheidet, begraben.

Als Pitt in dieser Gegend einige Jahre später reiste, und die einfache Inschrift auf seinem Grabe — der Vorgesetzte erblickte, wurde er so sehr betroffen, daß er die Lebensgeschichte desjenigen, der in diesem Grabe ruhte, hören wollte. Als sein Begleiter in der Erzählung zu den Worten kam, die Schneider in der letzten Anrede an seine Gläubiger aussprach: Ich armer Sterblicher bin gezwungen zu falliren, aber der Staat stirbt nicht u. s. w. wurde der junge Pitt wie von Wahnsinn befallen, wiederholte mit Begeisterung die Worte: „der Staat stirbt nicht!“ Schnell bestellte er Postpferde, ohne eine andre Ursache anzugeben als „der Staat stirbt nicht,“ er bestieg das Paketboot mit dem Auszuge, „der Staat stirbt nicht,“ und mit den nämlichen Worten trat er in das Kabinet des englischen Ministeriums, so daß man ihn so lange für einen Narren ansah, bis die große Anleihe zu Stande kam, mit welcher England den Krieg von Europa ausdauernte, Indien bezwang, und Napoleon zu Grunde richtete, Sachen, die nicht ausgeführt worden wären, wenn der Erfinder dieses Systems und des Gruyer-Käses nicht gelebt hätte.

Man glaubt allerdings allgemein, daß Pitt sein Vaterland nie verlassen habe, und seine Verehrer suchen diese Meinung zu erhalten, um dadurch den Ruf dieses Ministers zu vergrößern; dieses benimmt jedoch der besagten Erfindung an ihrem Werthe nichts, daher überlassen wir der Welt die Sorge, zu erforschen, ob das System eines ewigen Kredits aus dem Kopfe Pitts oder Schneiders hervorging. — (Solche Schneider gibt es übrigens jetzt viele.)

Der Bauchredner Louis Brabant,

Kammerdiener Franz des Ersten, Königs von Frankreich.

Ludwig Brabant verliebte sich (denn das kann auch einem Bauchredner begegnen) in eine schöne und reiche Erbin; aber ihr Vater verwarf ihn als eine unangemessene Parthie um seiner niedern Herkunft willen. Nach dem Tode dieses Vaters aber stattete Ludwig einen Besuch ab bei dessen Wittwe — und kaum, daß er das Haus betrat, — so hörte die edle Matrone die Stimme ihres verstorbenen Gemahls, welche von Oben zu kommen schien, und Folgendes sprach: „Gib meine Tochter dem Louis Brabant zur Frau! Er ist ein reicher Mann, und von vortrefflichem Charakter. Ich erleide nun unaussprechliche Qualen des Fegefeuers zur Strafe, weil ich sie ihm abgeschlagen hatte. Geborche meiner Aufforderung, und ich werde bald erlöst werden. So verschaffst Du Deiner Tochter einen würdigen Gemahl und der armen Seele Deines verstorbenen Gatten ewige Ruhe.“

Dieser feierlichen Aufforderung, dem Anschein nach keineswegs von Louis kommend, dessen Angesicht ruhig war, und dessen Lippen geschlossen und regungslos gewesen, ward augenblicklich Folge geleistet, und die Wittve kündigte dem Bewerber ihre Zustimmung an zu den Wünschen ihres hingedehenen Gemahls.

Indeß — da Louis zur Vollziehung der Heirath Geld nöthig hatte — versuchte er mit seiner Kunst auf das furchtsame Gemüth eines alten, reichen Banquiers von Lyon, Namens Cornu, einzuwirken, welcher durch Bücher und Erpressungen unermessliche Schätze aufgehäuft hatte, und, wie alle Besizer übel erworbener Güter, häufige Gewissensbisse empfand.

Nachdem er sich eine Unterredung mit dem Geizhals erwirkt, lenkte er das Gespräch auf Geister und Gespenster, und die Qualen des Fegfeuers, und nach einer Pause des Schweigens ließ sich eine Stimme vernehmen, ähnlich der des verstorbenen Vaters des Banquiers, welcher sich über seine furchtbare Lage im Fegfeuer beklagte, und seinen Sohn aufforderte, eine bedeutende Summe Geldes in die Hände des Louis Brabant zu legen, Bewußt Befreiung der Christensclaven aus den Händen der Türken und Erlösung seiner eigenen Seele aus dem Fegfeuer; zugleich ihn mit ewiger Verdammniß bedrohend, wenn er solches zu thun sich weigern sollte. Der alte Banquier schien jedoch den Rath in Ueberlegung gezogen zu haben, denn der Bauchredner sah sich in die Lage versetzt, ihm einen zweiten Besuch abzustatten. Bei dieser Gelegenheit hörte er außer dem Jammer seines Vaters noch das Gewimmer aller seiner verstorbenen Verwandten, die ihn um Gottes und aller Heiligen des Kalenders willen beschworen, mit ihnen und seiner eigenen Seele Barmherzigkeit zu haben. Die große Zahl und die laute Heftigkeit ihrer Klagen machten endlich das zähe Gemüth Cornu's mürbe, und er zahlte an Louis Zehntausend Kronen womit dieser statt nach Algier — nach Paris eilte, um sich in die heilige Sklaverei der Ehe zu begeben. Als später der Banquier den ihm gespielten Betrug erfuhr, hing er sich auf.

Mälzel's Automaten.

(Aus der Reisebeschreibung des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar.)

Während meiner Anwesenheit zu Newyork sah ich mehrere Kuriositäten, welche der Mechanikus Mälzel aus Wien dahin gebracht hatte. Er soll bereits sehr viel Geld damit verdient haben. Die Kempelensche Schachmaschine, welche sich darunter befindet, stellt einen hinter einem Tische sitzenden Türken vor, der ein Schachbrett vor sich hat. Gegenüber wird ein Tisch mit einem andern Schachbrett hingestellt, an welchem irgend Jemand aus der Gesellschaft eine Parthie Schach anfängt. Wenn das Automat einen Zug zu thun hat, so hört man im Innern des Tisches ein Räderwerk sich bewegen, und zugleich erhebt der Türke seine linke, auf einem Kissen ruhende Hand, öffnet die Finger,

ergreift den Stein, thut den Zug, schließt die Hand und legt sie wieder auf das Kissen. Thut der Spieler einen falschen Zug, so klopft der Türke mit seiner rechten Hand unwillig auf den Tisch, schüttelt den Kopf und stößt einen Laut des Unwillens aus. So oft der Türke eine Parthie gewonnen hatte, zog Hr. Mälzel die Maschine wie ein Uhrwerk auf, alsdann ergriff der Türke einen Springer und führte mit demselben den sogenannten Köffelsprung aus.

Die ganze Maschine steht auf Rollen und wird sehr leicht von einer Stelle zur andern gebracht. Während des Spiels steht Hr. Mälzel neben der Maschine, man kann aber durchaus nicht bemerken, auf welche Art er die Bewegungen leitet. Für dieses Automat waren ihm bereits 19,000 Dollars geboten. Er zeigte ferner eine Figur aus Pappe, welche einen Violoncellspieler vorstellt, der Kopf und Hände bewegt, und der das Spiel auf dem Pianoforte ganz nach dem Takt mit dem Violoncello accompagnirt, dann einen Trompeter. Ferner zeigte Hr. Mälzel drei kleine Automaten. Eins stellte ein Mädchen vor, das Mama rief, und einen Pierrot, der Gesichter schnitt und oh la la rief. Diese Figuren machten zugleich Seilchwänkerstücke.

Einiges aus dem kleinen Theater-Lexikon.

Abgang (von der Direction.) Geschieht in der Regel nach Ablauf des Contractes. Es gibt indeß Beispiele, wo der Schauspieler auch mitten in der Zeit, bei Nacht und Nebel abgeht, vulgo austrägt.

Abonnement. Forcirtre Anleihe, auch Sicherheits-Cordon gegen die ansteckende Krankheit des Publikums, nicht anders ins Theater gehen zu wollen, als wenn gute und neue Stücke gegeben werden.

Anfänger gibt es eigentlich gar nicht mehr bei der Bühne, denn wenn diese nicht gleich in den Rollen des Marquis u. Posa, Othello, Franz Moor, Corregio und ähnlichen Kleinigkeiten auftreten können, setzen sie dem Direktor den Stuhl vor die Thür und zwar mit

Arroganz, welches in der dramatischen Sprache so viel als Selbstvertrauen, Bewußtseyn, heißt.

Annonciren. Eine verjährte Mode, wodurch ehemals dem Publika nach der Vorstellung die des nächsten Spieltages angezeigt wurde. Seitdem die Repertoires nicht mehr feststehen, wird in den Zeitungen und Tagesblättern annoncirt. Sehr weise, denn was man mündlich verspricht, muß man erfüllen, um Wort zu halten. Mit dem Schriftlichen wird es schon so genau nicht genommen; das Papier ist geduldig.

Applaus. Sphärenharmonie, worauf der Schauspieler stillschweigend pränumerirt, weshalb er auch ungnädig wird, wenn diese Himmelschöre pausiren. — Ein großer Theil des Orchesters, der diese Harmonien executirt (das Publikum), stimmt selten selbst seine Instrumente, und gewöhnlich werden diese von Andern in Stimmung gebracht.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 13. April 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 15.

Legatum conditionatum.

Oder

die zwei falschen zwanzig Tausend Thaler Bräute.

Launige Erzählung von Franz Xaver Folt.

Seit ihrer zartesten Kindheit waren der nunmehr selig entschlafene Liedemann, Pächter zu Flosweil, und der gegenwärtig auch schon etwas betagte Eustachius Scrupel, Syndicus zu Rübensee, die innigsten Freunde. Immer hatten sie einander alle erdenklichen Gefälligkeiten erwiesen, wo sich jemals eine Gelegenheit dazu ergab. Da war es denn schon mehrere Jahre vor des Pächters Ableben geschehen, daß selber mit weiser Sparsamkeit nach und nach ein rundes Sämmchen von 20,000 Thalern zurückgelegt hatte, über dessen fruchtbringende Verwendung er in den Stunden seiner Muße nicht selten mit einiger Unruhe nachdachte. Auch in dieser Herzensangelegenheit wendete er sich an seinen alten getreuen Freund, der dem Gelde redlich aus der Noth half, indem er das erstere — nicht etwa auf eine Realität oder gar in einem soliden Handlungshause, oder auf mexikanische Bergwerke, oder columbische Sigataspapiere, — nein, sondern — in einer Rothschild'schen Bank zu ehrsamem Zinsen anlegte. So hatte der geliebte Scrupel auch diesen Scrupel gehoben, und in selbstgefälliger Ruhe strich Liedemann von Semester zu Semester das runde Sämmchen der Interessen ein. Er war aber über diese Bequemlichkeit bei der Nutznießung seines Vermögens dermaßen erfreut, daß er jetzt ganz besonders darauf sann, wie er dem so vielfach bewährten Freunde seine Dankbarkeit für den großen Dienst beweisen möchte; und da nun seiner Lebensjahre immer mehr, seiner Leibeskräfte aber immer weniger wurden, so entschloß er sich, in seiner letzten Willens-Urkunde den treuen Pylades zu bedenken, und bestimmte daher, daß zwar sein Sohn Universalerbe des väterlichen Nachlasses seyn solle, zu dem Besitz jener 20,000 Thaler aber nur dadurch gelangen könne, wenn er eine Person aus Scrupels Verwandtschaft sich zur Gattin erwähle, widrigen Falles die bezeichnete Summe an eine alte Schwester des Pächters

fallen würde. Dieser Sohn, der allerdings das Freundschaftsband seines Vaters kannte, übrigens aber sich nichts weniger als eine solche Testamentsklausel hätte träumen lassen, befand sich zu jener Zeit auf einer mehrere Tagreisen entfernten Herrschaft, um daselbst sich für das edle Forstwesen auszubilden. Da er Lust zu seinem Fache und viele Liebe zur Thätigkeit besaß, so war er bald ein sehr brauchbarer Weidmann geworden, aber gerade deswegen erhielt er um so schwerer und seltener einen Urlaub, und daher kam es auch, daß wohl zuweilen ein Jahr verging, ohne daß er den fern lebenden Vater hätte besuchen können, der überdies das Correspondiren nicht sonderlich liebte, und den Zuschuß, welchen der Sohn halbjährig von ihm bezog, höchstens mit ein paar Zeilen trockener Ermahnungen zur Sparsamkeit und mit Klagen über die arge Zeiten begleitete.

Schon seit etlichen Jahren lag das Testament in Scrupels Händen, der auch zum Executor desselben aufgestellt war, als der Sohn ein schwarzgeiegeltes Schreiben erhielt, des Inhaltes, sein Herr Vater habe plötzlich, von einem Schlagflusse gerührt, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht. Wenige Tage darauf kam ein zweiter Brief, durch welchen Fritz Liedemann zu einem Besuche bei Scrupel so dringend als höflich eingeladen wurde; der hochweise Brieffsteller, ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens, hatte sich wohl gehütet, des Testaments und der in demselben enthaltenen Klausel Erwähnung zu thun, dagegen aber bemerkt, daß die Gegenwart des Erben bei der Ausgleichung der Verlassenschaftsangelegenheiten von der erhebllichsten Nothwendigkeit sey. Fritz suchte auch unmittelbar nach Durchlesung dieses Gebotes um einen Urlaub an, und bestimmte sodann in seiner Antwort den Tag, wann er demselben entsprechen zu können gedenke.

Rübensee's Syndicus eilte sogleich nach Empfang dieser Nachricht auf das Zimmer seiner Schwester Gertrude, um dieselbe, als eine gefezte Person von 50 Jahren, die nach ihrem eigenen Geständnisse, trotz ihres ledigen Standes, doch auch einige Lebensklugheit in ihrem Erdenwandel gesammelt, zuerst zur Vertrau-

ten seines Planes zu machen. Schmunzelnd hörte sie ihn an; ihre von Freude schillernden Augen schienen die Worte von seinen Lippen zu saugen. „Morgen schon,“ so schloß endlich der wonnetrunkene Erbschleicher, wird der einfältige Junge hier ankommen, und mit dem Testamente unbekannt, soll er in der Mitgift von 20000 Thalern bis zu seiner Heirath nur einen Beweis von meiner großmüthigen Freundesliebe sehen.“ Die runde Trude, deren Körperfülle den Nachsommer ihrer Reize noch für ein kleines Lustum hinauszuschieben hoffen ließ, warf sich in die Brust, zupfte am Busentuch, beäugelte im Spiegel ihre sorgsam geordnete Frisur und äußerte nach kurzem Schweigen die Frage: „Und wem aus unserer Familie hat denn der Herr Bruder dieses Glück zugedacht?“

„Wem anders als meiner reizenden Tochter,“ entgegnete Scrupel, durch die unvermuthete Frage fast beirrt im Faden seiner Rede.

„Reizbar, will der Herr Bruder sagen, versetzte Gertrude selbst gereizt, und mit einem boshaften Lächeln fuhr sie fort: „aber es ist doch gut, daß dem jungen Menschen in unserer Familie eine Auswahl bleibt, wenn ihm etwa deine hochmüthige Emilie nicht behagen sollte.“ „Daß ich nicht wüßte,“ sagte nachsinnend und immer verlegener das Syndicat; „ich kenne wahrlich in unserer ganzen Familie kein anderweites weibliches Subject, das noch zu einer Mariage mit dem Goldjungen geeignet wäre.“

„Ich danke, ich danke,“ kreischte ganz gluthroth Gertrude, „ich danke für das Compliment. Ja, wenn es auf dich ankäme, mein lieber Herr Bruder, so gehörte ich wohl gar nicht zur Familie.“

Unter lautem Gelächter sagte Scrupel, der jetzt erst seine Schwester zu begreifen anfing: „Schwesterchen, Herzenstrudchen, du wirst doch nicht glauben, daß der junge Mensch dich wählen wird? Doch, Scherz bei Seite. Ich eile zu meinem Advokaten, lasse den Heirathscontract verfassen, und bin dann sogleich wieder hier, den 20000 Thaler-Schwiegerobu zu empfangen, der bei Vernehmung einer solchen Mitgift gewiß meine Tochter nicht verschmähen wird.“ Er wandte sich, so schnell ein alter Syndikus sich wenden mag, um sich auf den erwähnten Weg zu machen; da erstarrt krampfhaft sein Fuß, ihm ist, als hätte ihn selbst der Schlagfluß getroffen, denn Naantchen, eine entfernte Anverwandte seines Hauses, welche hier in der Eigenschaft eines Stubenmädchens diente, stand im Hintergrunde des Zimmers und fütterte Gertrudens Vögel.

„Was hast du hier zu treiben?“ leuchtete der Alte, dem die Angst, sein Geheimniß verrathen zu wissen, die Kehle zuschnürte.

Den Canarien geb' ich Futter, wie Sie sehen, „Herr Vetter,“ sagte sie mit der lautesten Unbesonnenheit zu dem Grollenden.

„Was Vetter,“ schrie dieser, „mit ihrer Vettertschaft kann sie sich jede Stunde zum Geier scheeren; meine Dienstmagd ist sie, aber nicht meine Nubme. Wenn sie sich untersteht, von dieser Verwandtschaft einen Laut zu verlieren, so schnürt sie ihren Bündel, und geht hin, wo sie hergekommen ist.“

Mit gesenktem Haupte verließ das himmelbläunige Blondchen die Stube; doch in ihrem nicht ganz verstellungsfähigen Blicke lag so etwas Schalkhaftes, daß der Herr Syndikus und seine zeitlose Schwester in der That nicht Unrecht hatten, wenn sie beschloßen, gegen dieses gefährliche Schlangköpfchen auf der Duth zu seyn. Sie verabredeten daher noch einige Vorsichtsmaßregeln, worauf sich Scrupel zu seinem Advokaten, die Schwester aber in ihr Schlafgemach an die Toilette begab, zu restauriren, was die schneidende Pflanzschar der Jahre dem Spätsommer zum Troße schonungslos zerstörte. Kühn wollte sie sodann mit allen jenen in die Schranken treten, welche aus der Scrupelschen Sippe sich begeben lassen dürften, den Zwanzig-Tausendthaler-Bräutigam in den Schlingen ihrer Reize einzufangen zu wollen.

In Gedanken versunken, schlich indessen das tiefgefränkte Naantchen, zwischen den schönen Wimpern ihres Auges manche Thränenperle zerdrückend, durch eine dunkle Allee des Gartens. Die gar unvetterliche Behandlung, welche sie vor kurzem von den beiden Gebietern dieses Hauses erfahren mußte, hatte ihr den sonst so heitern Sinn für diesen Tag verbittert, und in dem jungen, lebensgluthvollen Herzen keimten wirklich mancherlei Rachegedanken. Sie konnte sich den Unwillen ihres gestrengen Herrn Veters leicht erklären; denn erstens hatte sie das ganze Heiraths-Complot mit angehört, und dann war ihr nicht unbekannt, daß der gültige Himmel sie mit einer niedlichen Gestalt und einem so einnehmenden Gesichtchen ausgestattet, daß in der That schon mancher junge Mann der Umgegend darüber den Kopf verloren zu haben schien. „Wenn ich wüßte,“ sprach sie halbleise zu sich selbst, und es gelangten im kleinen schalkhaften Herzen gewisse Ideen zur Klarheit, „wenn ich wüßte, wie der so sehnsüchtig erwartete Bräutigam aussieht, beim Himmel, ich könnte“ — hier schwieg sie abermals. Allein je mehr sie dem Scrupelschen Anschlag auf den jungen Liedemann nachdachte, desto fester überzeugte sie sich, daß sie als ein ächtestes unverfälschtes Mitglied der Familie sich mit vollem Rechte ebenfalls in den Hinterhalt legen könnte, um den Bräutigam sammt dessen Erbe im Trüben wegzufischen. Diese ganz richtige Ansicht bestimmte sie zu dem Entschlusse, sich in ihren Feiertagsstaat zu werfen, zu ihrem Taufpaten zu eilen, der Advokat in dem Städtchen war, und es immer herzlich und gut mit ihr gemeint hatte, ihm ihr ganzes wichtiges Staatsgeheimniß mitzutheilen, und von ihm darüber Rath einzuholen.

Während der Syndikus mit seinem Advokaten des Trugspiels Karten mischte, Naantchen mit Hülfe ihres Taufpaten den Angriffsposten contraminirte, und weiland schön Trudchen durch allerlei Kunstmittel wieder zu schaffen suchte, was die erbarmungslosen Zeitläufe von ihr genommen, ritt durch das Wasserthor des Städtchens Feiz Liedemann in zierlicher Jagdkleidung.

Ehrerbietig und zuvorkommend wies ein alter Stadtsoldat auf die Frage, wo der Syndikus Scrupel wohne, auf ein in gutem Geschmack gebautes Haus von mittlerer Größe, in der Mitte des ziemlich regelmäßigen

Platzes. Bei seinem Eintritte in das bezeichnete Gebäude eilte Gertrude, fantastisch gekleidet, dem Willkommen entgegen, um ihn in den Salon des zweiten Geschosses zu führen. Mit jenem freien Anstande, welcher oft den Weidmann so gut kleidet, erwiderte Fritz die zahllosen Höflichkeiten der werdenden Matrone, die seine jugendkräftige Gestalt fast zu verschlingen drohte, und mit rühriger Geschäftigkeit ein Frühstück herbeischaffte, das sich der muntere Jäger schmecken ließ. Die ausgezeichnete Weise, mit welcher er, der doch mit der ganzen Person, seines Wissens wenigstens, nicht in der geringsten Berührung stand, behandelt wurde, konnte er selbst dann noch nicht begreifen, als diese sich als die Schwester des Herrn Syndicus präsentierte.

Der junge Liedemann forschte nun nach der Ursache, warum er gerade hierher beschieden worden, und was denn eigentlich das Angenehme sey, das ihn nach Inhalt des Scrupelischen Schreibens hier erwarten sollte.

Aber die Antwort erfolgte hierauf nicht so schnell. Die Ehestands-Candidatin warf sich nachlässig neben ihm auf das Sofa, ätzte zärtlich, schlug mit jungfräulicher Verschämtheit die großen Blicke zur Erde, und begann nach mancherlei gezierten Wendungen ihres Körpers folgender Maßen: „Theurer junger Mann, es kostet Sie das einzige, kurze, nur aus zwei Buchstaben bestehende Wörtchen: Ja, und Sie erhalten durch mich 20,000 Thaler.“

Diese Nachricht war allerdings sehr überraschend; auch wurde unser Fritz bei Eröffnung derselben starr wie die Bildsäule des Pygmalion vor ihrer Belebung, und machte so große Augen, wie Juno beim Homer.

„Staunen Sie nicht,“ fuhr das Orakel gefasster und noch freundlicher fort als vorher: „ich habe fest beschlossen Ihr Glück zu gründen, Ihnen diese meine unbesleckte Hand zu reichen, die noch kein Mann entweiht hat; und aus der Sie morgen schon 20,000 Thaler richtig und baar in alten Laubstücken aufzählt, empfangen zu haben, bescheinigen können.“

Des Weidmanns Rechte machte ganz unwillkürlich eine fränzende Bewegung hinter den Ohren und die Blicke seiner Augen hielten unaufhaltsam an der Hemispähre ihres Körpergrundes eine lange und langwierige Irrfahrt, Ihm war in dem Dunkel der Scrupelischen Vorladung urplötzlich ein helles, sogar etwas blendendes Licht aufgegangen. Es läßt sich nicht läugnen, dachte er bei sich selbst, daß 20,000 Stück Thaler ein hübsches Sümmechen sind; allein nichts desto weniger läßt sich in Abrede stellen, daß eine zweimal jubilirte Jungfrau, respectiove Braut, so voll an Jahren und so schwer an Fleische eine gewaltige Zugabe ist. Schon quirkte es ihm in allen Gliedern, schon zuckte es in seinen Beinen, um mit einer verneinenden Antwort den Salon zu verlassen; doch die alte Jugendkraft der blanken Thaler that auch dieses Mal ihre Schuldigkeit, denn Fritz blieb trotz dem Widerstreben seines Herzens auf dem Sofa festgebannet.

Gertrude malte ihm den Himmel ihres Bündnisses mit so lebhaften Farben, daß es unserem Kenning in der Liebe oft grün und gelb vor die Augen kam. Den-

noch bewirkte ihr langes gewichtiges Jureden, daß er sich entschloß, in den herben Apfel zu beißen; wurde er durch eine solche Einwilligung in ein Verhältniß der Unabhängigkeit gesetzt, das ihn eine weit beglichere Lage offen ließ, als seine gegenwärtige war; und bei welchem jungen Manne unserer Zeit ist ein ähnlicher Grund nicht von gewaltiger Wirkung? Er offenbarte ihr seinen Beschluß in folgenden bedächtlich gesprochenen Worten: „Wenn Sie denn, meine ehrenwerthe Mamsell, das ernste Band der Ehe durchaus nöthig finden, — so verstehe ich mich dazu, um Ihrem Wunsche zu willfahren, Ihre theure Hand feierlich einst in die meinige zu legen, so wie ich solches jetzt ohne Zeugen durch diesen kräftigen Handschlag thue.“ Er that's.

Kaum hatte Gertrude diese echtdeutsche Versicherung in ihren Fingern empfunden, als sie — o bewundernswürdige Vorsicht einer weiblichen Seele! aus ihrem Busen eine gestempelte Charta bianca oder einen weißen Regen Papier in Elephanten-Format hervorzog, eine Schreibfeder eintauchte, und mit sehr graciosem Lächeln unter folgenden Worten ihm selbe präsentierte: „Unterschreibe, Goldpüppchen, deinen geliebten, süßen Namen; unser Advokat soll sodann die Klauseln deines und meines Glückes beisehen.“ — Fritz besann sich eines Augenblicks; denn er fühlte gar keinen Verus, sich dem runden Wesen so leichten Kaufes an den Hals zu werfen, und obendrein anticipando einen Ehekontrakt zu unterschreiben, der noch gar nicht existirte; dazu die Hast, womit die ganze Verhandlung vor sich gegangen, die ängstlichen Blicke des bräutlichen Wesens nach der Thür, kurz alles schien ihm sonderbar und unheimlich. Er fand aber schnell einen Ausweg. „Ich kann nicht schreiben,“ sagte er, nachdem er vorher die beiden zu dieser Handlung nothwendigsten Finger krampfhaft übereinander gepreßt hatte; „das Zerpringen eines Büchsenlaufes hat mir diese beiden Finger — contract gemacht.“ Er wies sie ihr. Wirklich war an einem derselben eine bedeutende Narbe, die einst ein Eber ihm gerissen. Die Kunde stutzte. „Also wirklich gar nichts schreiben kannst du, süßes Männchen,“ sagte sie bedauernd.

„Keinen Buchstaben!“

„Nu, es thut nichts,“ setzte sie gefasster hinzu; „mache nur statt deines Namens ein deutliches Kreuz hieher.“

„Ganz recht. Kreuze kann ich machen, so viel Sie verlangen, meine“ der junge Verlobte, und that, wie ihm geboten. Die Alte aber streute Sand auf das Handzeichen, drückte, in dem seligen Bewußtseyn, ihrem Bruder eine lange Nase gedreht zu haben, den Weibfuß auf des Gesponsens Stirn, und nahm Abschied, mit der Versicherung, daß nach dem kurzen Gange zu ihrem Notar wegen Bestellung des gesetzkräftigen Contractes, ihre erste Angelegenheit die Berichtigung der übrigen Hochzeit- und Heirathsbedürfnisse seyn werde.

(Fortf. folgt.)

Ein Geniestreich.

(Aus einem Berl. Bl.)

Die Erfahrung ist gegenwärtig ohne Mühe fast täglich zu machen, daß Stubenmädchen, Köchinnen und dgl., sobald sie den Besen, den Feuerbeerd verlassen haben, als Fräulein, Baronessen, überhaupt als Damen vom Stande agiren wollen. Dahin geht ihr ganzes Dichten und Trachten; schade nur, daß sie mit den seidnen Kleidern, Shawls und Federhüten nicht auch zugleich einen andern Menschen, andere Manieren und Sitten sich aneignen können, es würde ohne Zweifel die trefflichste Maskeade von der Welt geben! —

Jüngst machten einige junge Herrchen Abends auf der Straße die Bekanntschaft eines Frauenzimmers, das sich vermittelt der Schöpfungen des Schneiders und Puzmachers, nicht übel ausgestattet hatte, und ihnen daher wohl würdig erschien, mit gewissen Respektsbezeugungen beehrt zu werden. Man war in wenigen Minuten ziemlich vertraut. Der Antrag einer Begleitung Seitens der artigen Herren, ward auf das Verbindlichste entgegen genommen, jedoch für heute abgelehnt, da Mamsell, wie sie versicherte, unumgänglich genöthigt sey, einer Freundin einen Besuch abzustatten; für den nächsten Abend aber werde sie sich eine Ehre daraus machen, denselben anzunehmen, in sofern es den Herren gefallen sollte, sich um gleiche Zeit wieder an dem Orte der ersten erfreulichen Bekanntschaft einzufinden. Man schied unter den zärtlichsten Redensarten und mit der Versicherung, die verheißene Schäferstunde nicht zu versäumen. Redlich wurde Wort gehalten. Fast zu gleicher Zeit stellten Alle sich ein, als die ersuchte Stunde schlug, und Mamsell säumte nicht, unter Bezeichnung des Weges, den Wünschen ihrer neuen Freunde Genüge zu leisten. —

Man betrat ein stattliches Haus und eine nicht minder stattliche Wohnung. „Hier,“ sagte Mamsell, ihre Gäste einführend: „logire ich mit meiner Schwester, muß aber bitten, fürlieb zu nehmen, wie es sich gerade darbietet.“ — Die jungen Herren hatten nicht Ursach, unzufrieden zu seyn; es war Alles recht nett, recht bequem eingerichtet, auch erschien sogleich die aufgekündigte Schwester, bereit, die Gesellschaft nach Wunsch zu bedienen. Es wurde vorgeschoben; man aß, trank und ließ sich nach Herzensgelingen wohl seyn, wobei, wie natürlich, die Kasse der schwachtenden Liebhaber ganz und gar nicht verschont ward. Zum würdigen Beschluß des Gelags erschien eine dampfende Terrine Punsch auf dem Tische; bald waren die Sinne der Zechenden benebelt und Einer von ihnen dermaßen in andere Sphären verückt, daß alle Hoffnung dahinschwand, ihn für diesen Abend wieder im Irdischen zu begrüßen; daher denn sein schnarhender Leichnam in eins der hochaufgethürmten Betten zum fröhlichen Wiedererwachen versenkt ward. — Jetzt schlug es Elf. Da wurden die beiden Mamsells außerordentlich unruhig; alle Lust war von ihnen gewichen; sie zischelten einander in die Ohren, liefen hin und her, und machten endlich den nichts Arges ahnenden Liebesrittern, so weit dieselben noch ihrer Sinne mächtig waren, die räthselhafte Erklärung, daß man sich nicht in ihrer ei-

genen Behausung, sondern in der Wohnung einer Herrschaft befinde, die jeden Augenblick zurückkehren müsse. — Das war, als man sich nicht ohne Mühe besann, ein Donnerschlag aus heiterer Höhe. Verwirrung überall; Jeder raffte zusammen, was er als sein erkannte, und machte sich, so gut es anging, aus dem Staube. In wenigen Minuten war von dem, was vorgegangen, keine Spur mehr vorhanden, das Zimmer stockfinster, Stille überall — nur das Schnarchen aus dem Bette tönte schauerlich durch die mitternächtliche Einsamkeit. —

Nach einer Weile wird es vor der Hausthür lebendig; ein Wagen fährt vor, die Herrschaft, zwei ältere Damen, steigen aus und geben auf ihr Zimmer. Es wird Licht gebracht. Eine fragt die Andere verwundert: was das für ein Schnarchen sey. Man nähert sich dem Bette, fährt aber mit Entsetzen zurück, als man eine fremde Mannsperson darin erblickt. Es wird Lärm gemacht, Wache herbeigeholt, der unsaubere Gast entfernt und, um die Sache aufzuklären, das Dienstmädchen gerufen. Es ist dieselbe Mamsell, welche vorhin die Wirthin gemacht hat, und das Geständniß derselben entziffert das Uebrige. — Die Mamsell, welche die Herren eingeführt hat, ist ihre Cousine, gleichfalls ein Dienstmädchen, und vor Kurzem erst von derselben Herrschaft entlassen worden, welcher sie den origenellen Streich gespielt hat. Ihr Gelüsten, in den Augen jener jungen Herren für eine Standesperson zu gelten, hatten denselben veranlaßt, und ihre Bekanntschaft mit allen Verhältnissen ihrer ehemaligen Herrschaft das Ganze, bis auf den fatalen Ausgang, aufs Beste begünstigt. —

Man sollte es nicht glauben, was für ausgezeichnete Talente unsere Zeit zu Tage fördert! —

Der Schmeichler.

Ein Gelehrter beschwerte sich bei einem dem Kaiser Napoleon sehr devot zugethanen Minister über seine etwas harten Späße. „Wenn du keinen Schmeichler bezahlen kannst, so mußt du die Wahrheit dulden!“ versetzte der Minister. „Monseigneur, versetzte der Gelehrte, ich habe wohl an Sie gedacht, allein — Sie sind mir zu theuer.“

Die hohle Eiche.

Labenden Schatten gewährest du uns, ehrwürdige Eiche,
Bist von Innen doch hohl, Alter verzehrte dein Mark;
Kräftig scheinst du zwar, doch brichst du im Wüthen des Sturmes:
Bild der Verfassung des Reichs,*) welches auch stürzen gemußt!

*) Der deutschen Reichsverfassung.

(Aus den Gedichten Königs Ludwig von Baiern.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 20. April 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 16.

Legatum conditionatum.

Oder

die zwei falschen zwanzig Tausend Thaler Bräute.

(Schluß.)

Eine gute Weile saß Fritz einsam auf dem Sofa, und überlegte lächelnd das sonderbare Abenteuer mit der beleibten Alten, die nach 50jähriger Mannslosigkeit so plötzlich von der Laune ergriffen wurde, ihm, dem Unbekannten, dem Unbemittelten in den ersten Minuten seines Erscheinens ihre Hand nebst 20000 Thalern so eindringlich anzutragen. Eben wünschte er sich Glück zu seiner Vorsicht, die ihm alles Vortheils ungeachtet, hier doch recht gerathen schien, und verzehrte dabei den Rest des servirten Frühstückes, als — die Thür knarrte, und mit ungestümen Schritten eine schlanke Mädchen-gestalt, deren Züge, trotz dem schönen Gesichte, doch etwas Widriges hatten, herein trat. Sie war gepuht wie eine Puppe, und rauschte ein Stückchen Zucker zwischen den Fingern haltend, auf die am Fenster befindlichen Canarienvögel zu. Die süße Spende entfiel ihren Händen, und erst jetzt, als sie sich bückte, diese aufzubeugen, bemerkte sie erschreckend den Fremden.

Gleichwie ein Wildfang, bei dem Anblicke eines unerwarteten Gegenstandes scheu geworden, seine Bewegung plötzlich inne hält und denselben anstarrt, so maß Emilie den kräftigen Weidmann auf dem Sofa mit ihren vernichtenden Flammenaugen, die ihm das ganze Blut nach den Wangen trieben. Beleidigt durch ein so stolzes, herausforderndes Benehmen, regte sich der junge Liedemann gar nicht von seinem Platze und die gute Emilie, in der menschenfreundlichen Absicht, seine Verlegenheit recht veinlich zu machen, redete vorsätzlich kein Wort. Obwohl sie den recht gefällig gebauten Jüngling zum ersten Male sah, so errieth sie doch auf der Stelle, daß dies jener ihr bestimmte Bräutigam sei, von dem ihr sorgfältiger Vater so oft gesagt, so wie von der Zuneigung, die er zu dem alten Liedemann einst getragen, und welche auch der angebliche Beweggrund dieses Bündnisses seyn sollte; denn als sichtlich hatte Scrupel von den 20000 Thalern ge-

schwiegen, weil eine solche Commerzheirath den Eigensinn seines Töchterleins, den er sehr gut kannte, wahrscheinlich choquirt hätte. Wäre das Menschenpaar, welches sich jetzt wie Bildsäulen gegenüber stand, in Kenntniß seiner wahren Verhältnisse gewesen, es hätte gewiß anders verhandelt; denn Fritz war, ungeachtet eines Anstriches von Rauheit, der dem Forstmanne gewöhnlich anklebt, ein junger Mensch zum lieben, und Emilie trotz ihrer bizarren Laune doch zehnmal schöner als ihre Tante Gertrude.

Endlich erhielten die gefiederten Säger ihre Zulfer-Nation, und Emilie machte eine Bewegung, den Salon zu verlassen. Da, um die Unhöflichkeit nicht zu weit zu treiben, erhob sich auch Fritz, ein Abschiedscompliment beginnend. Aber rasch fuhr der starrsinnige Engel mit dem schneidenden Zungenschwerte dazwischen: „Bleiben Sie nur auf Ihrem Posten, Mosse; wer nicht grüßt, braucht sich ja nicht zu empfehlen.“ — Und sie fuhr hinaus durch die Thür, wie sie hereingefahren war. Beinahe hätte sie ihren Vater zu Boden gerannt, der eben auf der Schwelle selbst stand, und ihr jetzt mit selbstgefälligem Lächeln nachblickte. „Der Anfang hat sich schon recht gut gemacht, dachte er bei sich selbst, ging dem Fremden entgegen, und fragte überaus freundlich, ob er wohl die Ehre habe, mit Herrn von Liedemann zu sprechen?“

„Der bin ich,“ — war die trockne Antwort. Wodrauf jener sich als Herrn Scrupel, Syndicus zu Rübensee, präsentirte.

„Also Sie sind der Herr, welcher mich hieher verschrieben hat?“ fragte Fritz.

„Ja,“ entgegnete Scrupel mit einem freundlichen Handschlag, „ja, und zwar der nämliche, der aus Freundschaft und Liebe zu Ihrem seligen Vater sich entschlossen hat, Ihnen, mein geliebter Fritz, Hand und Herz seiner einzigen Tochter zu geben.“

„Ich soll Ihre Tochter heirathen?“ fragte erstaunt der zum zweiten Male angeworbene Bräutigam.

„Nun ja doch,“ ihre Bekanntschaft haben Sie gemacht, da sie so eben diesen Salon verließ. Natur und Glück haben nicht sehr tiefmütterlich für sie ge-

forcht; denn zu ihrer Mitgift erhält sie baare 20000 Thaler."

Das Wort erstarb dem Bräutigam auf den Lippen. Die Ueberzeugung war jedoch bald im Reinen, daß ein junges, schönes Mädchen, wenn sie auch einige Schwächen besäße, doch als Anhängsel einer solchen Summe weit solider sey, als das solideste rundeste Wesen von Tante Trudens Art; und er sprach: „Herr Syndicus, ich sage zu, wenn sie anders nicht zu scherzen belieben.“

Wo denken Sie hin,“ entgegnete jener, „ich bin ein Mann von Amt und Ehre, und war Ihres Vaters einziger treuer Herzensfreund; das sey Ihnen genug. Uebrigens habe ich zu Ihrer eigenen Sicherstellung, da ich keinen würdigen Mann zu meinem Schwiegersohn erwählen könnte, gegenwärtigen Heirathscontract von meinem Notar abfassen lassen, und wenn es Ihnen anständig ist, so unterzeichnen wir beide das Instrument, und die Sache ist in Richtigkeit.“

Unser Fritz, der wohl in Gedanken dem feisten Trudchen den herzlichsten Abschied gab, fand jedoch auch die Eile des großmüthigen Syndicats nicht unbedenklich. Er wiederholte daher die Ceremonie mit den contracten Fingern. „Schreiben kann ich nicht, wie Sie sehen,“ sagte er, „wenn Ihnen aber mit einem Kreuze gedient ist, so geben Sie her.“

Scrupeln war damit gedient. Er schrieb Fritzens Tauf- und Familiennamen, und die contracten Finger zeichneten nebenhin zwei tüchtige Kreuze.

„Warum machen Sie zwei Kreuze?“ fragte verwundert der Schwiegerpapa.

„Weil ich meine, daß doppelt besser als einfach sey,“ entgegnet der Eidam, dachte aber dabei, wenn du mich überlisten willst, so bin ich dir auch noch klug genug.

Bald darauf empfahl sich der Alte nach einem unbedeutenden Gespräche, das mit der Versicherung schloß, er werde längstens in einer halben Stunde die contractirten Gegenstände, nämlich Braut und Mitgift, auszuliefern die Ehre haben.

Als Fritz jetzt allein war, sann er der Sache nach, und wußte nicht, was er von allem diesem halten sollte. Sind denn der reichen Bräute in diesem Städtchen so viel, und die Freier so rar, daß man sie aus der Ferne her verschreibt, ihnen ein schweres Handgeld anträgt und dabei noch die Wahl zwischen alten und jungen Jungfrauen läßt. Unter diesen und ähnlichen Gedanken war er ans Fenster gekommen, als sein Auge plötzlich ein schönes blondes Mädchen erblickte, das auf den Eingang des Scrupelschen Hauses zueilte. Ihre Gestalt hatte etwas so anziehendes, daß der doppelte Bräutigam sich nicht enthalten konnte, mit dem Oberleibe hinaus zu biegen. Hatte er recht gesehen, so war er von ihr mit Ueberraschung bemerkt worden. „Wenn nur diese die 20000 Thaler hätte,“ sprach er halblaut zu sich selbst, „auf der Stelle ließe ich meine zwei andern Bräute sitzen.“ Abermals streckte er den Kopf weit durchs Fenster, allein da war kein Mädchen mehr zu sehen: „Ei der Geier, sie wird doch wohl nicht gar —“

Die Thüre öffnete sich, und Nanntchen tritt ein, Beschäftigung im Zimmer suchend; keine andere als sie war es gewesen, die er so eben durch das Fenster bemerkt.

„Guten Morgen, lieber Herr,“ sagte das nette Kind mit einem recht artigen Knix.

„Auch so viel, auch so viel!“ erwiderte jetzt der Jägermann ganz verwirrt; denn an ihn war nun die Reihe gekommen, überrascht zu seyn. Er hätte sich nicht träumen lassen, daß das holde liebliche Kind ins Haus gehörte, und sieh, da stand sie wie durch einen Zauberschlag vor ihm in ihrer lieblichen Engels-Gestalt, blickte ihn mit einem Gesichte voll Anmuth aus ihren Weichenaugen so sein Herz durchbohrend an, als ob sie in Amors Schule den Gebrauch seiner wirksamsten Pfeile mit dem besten Talent studirt hätte, und oben-drein hatte sie noch durch ihren Morgengruß den Eingang zu einem Gespräche eingeleitet, das er nur aus Mangel an Fassung nicht sogleich fortzuführen wußte.

„Sie gehören wohl auch in dieses Haus, mein liebes schönes Kind?“ fragte er endlich stotternd, und bestete seine Blicke so starr, so sehnsüchtig auf sie, als ob er sich an ihr in Ewigkeit nicht satt sehen könnte.

„Ei freilich gehöre ich herein,“ antwortete sie mit einem Seufzer, „und zwar mehr als es den Leuten dieses Hauses lieb ist.“

„Nicht möglich!“ meinte Fritz verwundert, ergriff das kleine weiche Händchen, und fügte treuherzig hinzu: „Ein so gutes, liebes Mädchen, wie Sie, verdiente vielmehr mit allem Rechte die Frau des Hauses selbst zu seyn.“

Sieh doch wie der Herr Jäger schmeicheln kann,“ verwies sie lächelnd und zog ihre Hand, so gut es gehen wollte, aus der seinigen. „Aber stellen Sie sich vor, obwohl ich die leibliche Base des Herrn Syndicus und seiner Schwester bin, so wollen doch weder diese beiden, noch Mamsell Emilie mich für ihre Verwandte gelten lassen; denn — sie schämen sich meiner, weil ich eine arme Waise bin.“

„So?“ sagte Fritz, und machte dazu ein Gesicht, als ob er den Herrn Syndicus sammt Schwester und Tochter vernichten wollte. „Und was haben Sie denn eigentlich für ein Geschäft hier im Hause?“

„Man bedient sich meiner als Stubenmädchen,“ antwortete Nanntchen seufzend.

„Das soll bald anders werden. Von Morgen an erscheinen Sie als Base in diesem Hause und nicht mehr als Magd. Ja, stände es nur in meiner Macht, so würden Sie die Frau, und die andern sollten die Aufwartung haben, vorausgesetzt, daß Sie mich ein wenig lieben könnten.“

„Je nun, — Sie sind ein junger, hübscher — guter Herr. — Allein was nützt das Alles, wenn Sie eine meiner Basen heirathen wollen!“

„Wollen?“ fragte immer wärmer der junge Liebemann, und faßte im Eifer des Gespräches mit seinen beiden Händen die ihrigen; „wäre ich nicht so ein armer Teufel, wahrlich ich würde auf alle Vortheile, die man mich in diesem Hause hoffen ließ, Verzicht leisten. Bei meiner Treu sey's geschworen, niemals

sehnte ich mich so sehr, reich zu seyn, als in diesem Augenblicke, und das einzig nur, um Dich, gutes Kind glücklich machen zu können."

"Reich zu seyn? Nichts leichter als das, sagte die Kleine mit einem recht verschmüht aussehenden Gesichte, und mit gesenktem Blicke fügte sie hinzu: Heirathen wir."

"Das wäre schon recht. Ich wollte dich freilich so recht von Herzen lieben; allein die feurigste Liebe hat noch keinen einzigen schreienden Magen gesättigt, und mein gegenwärtiger Posten, aufrichtig gestanden, ist nicht einträglich genug, um davon einen leiblichen Haushalt zu führen."

"Wenn es sonst nichts ist, so darf Ihnen um des wegen nicht bange seyn; denn sobald Sie mich zu Ihrer Frau machen, erhalten Sie 20000 Thaler."

Fritz stand wie versteinert. Er glaubte jetzt nicht anders, als man habe ihn hierher verschrieben, um ihn von allen Seiten bei der Nase herumzuführen, und das kleine liebliche Nanntchen mußte all ihren Ernst anbieten, um ihn zu überzeugen, daß sie nicht, wie er schon argwöhnte, mit den Andern im Komplotte stecke. Immer weniger hörte er ihre überredenden Worte an, während deren sie seine Rechte fest in ihre beiden Pfatschen schloß. Endlich riß er glühend von Lust sich empor, eilte zum Schreibtische, schrieb auf einen weißen Bogen zum ersten Male in dieser Angelegenheit seinen Tauf- und Familiennamen in recht leserlichen Zügen — denn bei diesem Contracte hatten seine Finger aufgehört, contract zu seyn — und übergab ihr das große Blatt mit den Worten: „Da hast du, herrliches Goldchen, unsre ganze Titulatur. Dem Däfel und der Tante habe ich bloße Kreuze statt der Unterschrift geliefert; denn ich traute Beiden nicht. Bei dir aber, theures Mädchen, das mir in der kurzen Zeit so lieb geworden, erkläre ich rein und unverbohlen durch Unterzeichnung meines wahren Namens mich als dein getreuer Bräutigam und Gatte, und überlasse es dir aus dieser Charta bianca den Ehevertrag nach Gutdünken abzufassen zu lassen."

Mit sichtbarer Freude und innerem Jubel über das Gelingen ihres Planes ergriff sie schalkhaft lächelnd das Papier, um zu ihrem Taufpathe zu eilen. Doch Fritz erblickte sie an der Thür, und bat um einstweilige Bestätigung des abgeschlossenen Ehevertrages.

„Ich verstehe Sie nicht,“ meinte Nanntchen.

„Da wir mit unserer Sache bisher mündlich im Reinen sind, so ist es ja ganz billig, daß auch der Mund sie besiegelt und bekräftigt.“

Laut auslachend drückte das Mädchen den würzigsten Kuß auf des Bräutigams Lippen und eilte davon.

Fritz glaubte im Himmel zu seyn, so seelenfroh machte ihn die glückliche Wendung des verwickeltesten Handels. Tante Gertrude war umgestaltet und häßlich wie ein Igel, Emilie stolz, hochmüthig und wetterläufig, wie eine verzogene Millionärin, und Nanntchen gut und lieblich wie ein Feind.

Nicht zehn Minuten hatte er gegessen, in diese heftigere Gedanken versunken, als Jungfer Trude hustend in den Salon watschelte, um den vermeintlichen Bräu-

tigam einzuladen, ihr auf ihr Zimmer zu folgen, wo der Notarius seiner wartete. Fritz schmunzelte dazu, und war schon im Begriffe, ihrem Wunsche zu entsprechen, und wenn es auf Entscheidung ankäme, die nöthige Aufklärung zu geben, als der Syndikus durch die Thür herein leuchte, mit der Bitte, der junge Liebesdemann möge auf seine Schreibstube, woselbst der Rechtsfreund harre, kommen.

Jetzt erhob sich aber zwischen den beiden begehrenden Partheien ein furchtbares Spektakel. Gertrude pochte auf ihre älteren Rechte; der Herr Bruder, wie natürlich, verlachte dieselben; die Frau Schwester packte den Bräutigam bei seiner Linken, um ihn in ihr Kabinett zu schleppen; der Syndikus zertrte an seiner Rechten, um ihn auf sein Zimmer zu schleifen; Gertrude kreischte; Eustachius tobte; dieser zog hierhin, jense dort hin; und obwohl die beiden feindlichen Gewalten unserm guten Friedrich die zwar starken Arme auszureißen drohten, konnte er dennoch sich des Lachens nicht enthalten, besonders da sie in der Hitze des Kampfes zuweilen in der Wahl und Erfindung der Schimpfwörter stockten, mit denen sie einander regellos, sich überboten wollten. Auf das Losen des erhobenen Streites um den Bräutigam blieben jetzt auch die Notare nicht länger entfernt; sie traten hervor aus ihrem Gewahrsam, auf beiden Seiten ein mächtiges Auxiliarkorps bildend. Das Jungengedreche, die Schimpfwörter, Drohungen und Convulsionen des Zornes verzehusachten sich, und wahrscheinlich hätte nur eine gängliche Erschöpfung Aller dem Sturme ein Ende gemacht, der schon über eine Viertelstunde angehalten, wäre nicht jetzt Nanntchen mit ihrem Taufpathe eingetreten. Wie durch einen Zauberschlag endete sich der Kampf bei dieser Erscheinung.

Die bisherigen Streiter standen verblüfft vor Stannen. Tante Trude hatte nur noch die Kraft, keuchend und hustend ihr Väschen mit grimmigen Blicken zu durchbahren; der Syndikus aber wies sie mit ungestümen Worten in die Gesindestube, wohin sie gehöre.

„Sie wird bleiben!“ erwiderte ruhig der Taufpathe, und, wie sehr Sie sich auch dagegen sträuben mögen, die Gattin dieses jungen Mannes werden.“

„Was? Wie?“ stammelte Gertrude, in welcher der neue Zorn die geschwächte Kraft wieder geweckt hatte, „das geschieht nicht, das kann nicht geschehen. Mich wird er heirathen. Da ist der Contract, mir hat er zuerst sein Wort gegeben, mir den Ehevertrag durch dieses Kreuzzeichen bekräftigt.“

Doch der Syndikus hatte sie schon nach den ersten Worten mit einer Stentorstimme überschrien, und mit Herkuleskraft bei Seite gedrängt: „Meine Tochter heirathet er, mir hat er die Hand gegeben zum Versprechen, mir hat er es durch zwei eigenhändige Kreuzzeichen bekräftigt.“

„Ruhig!“ versetzte Nanntchens Pathe, „hören Sie mich an, wenn ich bitten darf. Das einzige gefehlte Eheversprechen habe ich in meinen Händen.“

„Ich! ich!“ protestirten der Syndikus und Gertrude, schwiegen aber doch, um ihn weiter zu vernehmen.

„Denn nur hier ist des Bräutigams vollständige Namensunterschrift, von ihm selbst eigenhändig beige-
setzt, da er die Fähigkeit zu schreiben, recht gut besitzt.
Ich mache daher auf ihn im Namen dieses Mädchens
hier und Kraft dieser Urkunde Anspruch. Uebrigens,
mein schätzbarer Herr Syndicus und meine ehrenwer-
the Jungfrau Trude, ist mir recht wohl bekannt, daß
der gegenwärtige Herr Bräutigam zu Folge einer Klausel
in dem Testamente seines verstorbenen Vaters die
durch Sie zinsbar angelegten 20000 Thaler unter der
Bedingung zu empfangen hat, daß er eine Person aus
Ihrer Familie zur Frau nehme. Nun aber ist Mannt-
chen Hellmuth die eheliche Tochter Ihrer verstorbenen
Schwester, die durch die Klausel vorgeschriebene
Bedingniß hiemit erfüllt, und ich muß Sie bitten,
jene 20000 Thaler für den Herrn Bräutigam so bald
als möglich aufzukündigen.“

Mit weit geöffnetem Munde, und fast ershönd vor
Aerger, batten die Geschwister und die beiden Notare
der wenigen Worte tiefen Sinn vernommen. Auch un-
serm Fritz war es erst jetzt klar geworden, warum man
hier auf seine Person einen so hohen Werth gelegt.
Es pries das Schicksal und seinen kleinen Engel, eine
so gute Wahl getroffen zu haben, und war in seiner
Freude von jeder Unversöhnlichkeit so weit entfernt,
daß er sogar den betrügerischen Syndicus umarmte,
und dem runden Trudchen als ihr nunmehriger Neffe
einen Kuß auf die Lippen drückte. Diese aber wischte
sich den Mund, schalt ihn einen rohen, unverständigen
Menschen, und warf ihrem Notar auf dessen unterthä-
niges Verlangen des geziemenden Honors den be-
kreuzten Contract an den Scheitel. Nicht minder tobte
auch Herr Scrupel; er sprach von Proceß, von Wort-
brüchigkeit, von verletzten Ansprüchen und mehr derglei-
chen, und hörte nicht auf, zu drohen, bis Mannt-
chens Pathe ihm ganz gelassen begreiflich machte, daß
seine ganze Handlungsweise in dieser Angelegenheit
nach den Gesetzen betrachtet, nichts anderes, als die
höchst strafbare Prellerei eines Erbschleichers genannt
werden könne, und er, wenn die Sache vor die Ge-
richtshöfe kommen sollte, einer, seinem Stande und sei-
nem Vermögen höchst nachtheiligen Abhandlung nimmer-
mehr entgehen werde. Der bitter getäuschte Scrupel
sah nun endlich ein, daß er mit seiner Entsagung nicht
länger mehr Scrupel machen dürfte; er machte daher
aus der Noth eine Tugend, und lieferte mit schwerem
Herzen die Schuldverschreibungen aus. Fritz kündigte die
Summe in einiger Zeit auf, kaufte sich ein Güthen,
und heirathete sein herrliches Manntchen, das ihm von
Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde immer lieber
und theurer wurde.

Zu dem noch mehr bettern als prunkenden Hoch-
zeitsfeste hatte Fritz in Person das ganze Haus des
Syndicus geladen. Gertrude erschien nicht, sie blieb
unversöhnlich. Aber der Syndicus nebst seiner To-
chter, erachtend daß es zum guten Tone gehöre, die edle
Seele zu spielen, fanden sich ein, und unterhielten sich,
wie er sagte, ganz köstlich. Des Abends eröffnete er
mit der Jungfrau Braut und respective Base den Tanz,

und der Bräutigam, nicht minder galant als Herr En-
stachius Scrupel, walzte mit der schlanken Emilie.

In häuslicher Ruhe und Zufriedenheit durchlebten
Friedrich und sein schmuckes Weibchen viele frohe Jahre
in einer gesegneten Ehe, während die Scrupelsche Fa-
milie durch die eingewurzelten Schwächen und Gebre-
chen ihrer eignen Glieder sich manchen Unfrieden und
viele bittere Stunden bereitete. Die Abentheuer des
runden Trudchens und der schlanken Emilie wurden zur
Stadt-Anekdote, und lange noch hießen beide in der
Chronique scandaleuse des dortigen redselichtigen Vol-
kes die zwei falschen zwanzig Tausend Thaler Bräute.

Anekdote von Paganini.

Unter den vielen Anekdoten, die von dem seltenen
Künstler erzählt werden, ist manche so charakteristisch,
daß man mit dem Italiener sagen muß: „Si non è
vero, è ben trovato.“ So soll z. B. vor längerer
Zeit bereits einer der berühmtesten Violinisten aus Pa-
ris nach Italien gekommen seyn, und einst in einer
großen Gesellschaft gespielt haben, wo auch der in sei-
nem Wesen so einfache und anspruchlose Paganini an-
wesend war. Man hatte indessen sein Talent bereits
dem Franzosen gerühmt, und daher trat dieser, nach-
dem er unter vielen Beifallsbezeugungen das Spiel
geendet hatte, voller Selbstgefälligkeit auf den schlichten
Meister zu, klopfte ihm traulich auf die Achsel und
sprach: „Gelt lieber Freund, so muß man spielen!“ —
Jetzt wird Paganini zum Spiele aufgefodert. Er er-
bittet sich die Geige seines stolzen Kunstgenossen, sprengt
die Quinte ab; und spielt nunmehr zum Entzücken al-
ler Anwesenden dasselbe Concert auf den drei andern
Saiten vom Blatte weg. Darauf wendet er sich gut-
müthig lächelnd zu dem hoch erstaunten Franzosen,
klopf ihm traulich auf die Achsel, und spricht: „Gelt,
lieber Freund, so muß man spielen!“ — Ja in der
That, so kunstreich, so seelenvoll, so mächtig ergreifend
soll man spielen.

Der Herzog von Braunschweig-Des, Inhaber ei-
nes Infanterie-Regiments in Berlin, sehr verwachsen,
war sehr jovialisch und schätzte die Gelehrten, daher
er solche oft bei sich zur Tafel laden ließ.

Auch den bekannten Dichter und Sanderling Getz-
lob Wilhelm Burmann sah er oft bei sich, und haupt-
sächlich gewährten ihm dessen Stegreifverse viel Ver-
gnügen, in welchen Burmann eine große Fertigkeit
besaß.

Einst sagte der Herzog zu ihm über Tafel:

Nun Burmann! machen Sie doch einmal recht
drollige Verse, daß man sich darüber einen Buckel la-
chen möchte:

Burmann erwiedert auf der Stelle ernst und ge-
thetisch:

„Durchlauchtigster! Du brauchst ja keinen,
Denn die Natur gab Dir schon einen.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 27. April 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 17.

Konstantinopels Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft.

Wie wichtig Konstantinopels Besth sey, darüber haben Zeit, Erfahrung und Diplomatie längst entschieden. An einem engen Kanal gelegen, der zwei große Meere verbindet, ist es immer ein Gegenstand königlichen Ehrgeizes gewesen, und wird immer ein solcher, wo nicht gar ein Zankapfel zwischen den hohen, scheidensrichterlichen Mächten Europas bleiben.

Die Milde und Heilsamkeit seines Klima's, daß beständig von jedem Nebel, jeder schädlichen Ausdünstung durch den raschen Luftzug des Bosphors befreit wird; der magische Fernblick einer Landschaft, die auf beiden Erdhälften vielleicht nicht ihres Gleichen hat; die glückliche Lage dieser Riesenstadt, auf einer Landzunge, die zwischen dem Bosphor und dem Marmorameer hinausdringt, und sie unüberwindlich zu machen scheint: Alles hat dazu beigetragen, diesen Punkt zur Hauptstadt der verschiedenen großen Reiche zu machen, die auf der Bühne der Weltbegebenheiten nacheinander gefolgt sind.

Rom verliert, unter Konstantin dem Großen, den kaiserlichen Thron, um Byzanz damit zu bereichern, das aus Dankbarkeit dafür seinen Namen verändert. Nach der Scheidung des römischen Reiches in zwei Hälften, die abendländische und morgenländische, wurde Konstantinopel die Hauptstadt der griechischen Macht.

Als die Turkmannen von Eroberungen zu Eroberungen durch Kleinasien bis zum Hellespont vorgedrungen, schlugen sie ihr Hauptquartier in Europa in derselben alten Kaiserstadt auf, deren Namen ihre rohe Unwissenheit in Stambul verdrehte, wo sie seit 380 Jahren der Civilisation und dem Christenthum den Krieg erklärt und die schaudererregendsten Abscheulichkeiten begangen haben.

Nach diesem Punkte auch geht Rußlands anzubezweifelndes Streben, seit der großen Kaiserin Katharina. Es verkündet sich selbst offenbar durch die Inschrift, welche diese Fürstin über die Thore einer Stadt

am Pont-Euxin setzen ließ: „Hierdurch geht der Weg nach Konstantinopel.“

Angenommen nun, diese Stadt fällt in Rußlands Gewalt, vielleicht dürfte sie dann, wie sie einst schon der Stadt des Romulus das Recht der Erstgeburt entriß, auch die Enterbung der Stadt Peters des Großen von der Residenz der Zaare veranlassen.

Dies Zeugniß hoher Wichtigkeit, welches Geschichte, Streben der mächtigsten Monarchen und ein unermesslicher Handel dieser Stadt gegeben, um welche nicht nur verschiedene Religionen gestritten, in welcher der Christianismus den Polytheismus entthronte, um eilfhundert Jahre später vom Islamismus verdrängt zu werden, der jetzt dort wiederum seinem Ende nahe zu seyn scheint: das Alles macht Konstantinopel, vorzüglich unter den gegenwärtigen Umständen, im höchsten Grade interessant.

Schon das Materiell der Stadt ist sehr merkwürdig, durch die Spuren und Trümmer, welche so viele Revolution hinterlassen. Griechische, gothische und muselmännische Architektur haben hier die Muster aller Bauarten neben einander gruppiert. Oft sind ihre verschiedenartigen Charaktere aufs Seltsamste vermischt, und man findet mehrere heidnische Tempel, die in christliche Kirchen und sodann in muselmännische Moscheen umgestaltet worden. Man sieht römische Palläste, die sich in türkische Serails verwandelt haben. Man erblickt arabische Kuppeln auf griechischen Säulenhallen, griechische und lateinische Inschriften zu Ehren Jupiters, Apolls und Priaps, neben andern zu Ehren der unbesleckten Jungfrau und des liebenswürdigen Propheten, dessen Evangelium Mord, Hinterlist und Verrath war. Hier erblickt man die Köpfe christlicher Kayabs am Fuße ägyptischer Obelisken, dort im Schatten griechischer Kariatiden träge Osmanlis in ruhigen langweiligen Gruppen schmauchend.

In diesem Gemisch aller Civilisationen, aller Epochen, aller Gottesverehrungen enthüllt sich eine Vergangenheit, die reich an Begebenheiten und geschichtlichen Thatfachen ist.

Der Bosphor ist vom schwarzen bis zum Marmorameere ungefähr fünf Stunden lang. Seine Breite

ist, der vielen Vorgebirge und Buchten wegen, welche am europäischen und asiatischen Gestade die mannigfaltigsten Ansichten, die abwechselndsten Landschaften darbieten, sehr verschieden; doch beträgt sie nirgends über eine Stunde.

Man kann sich ungefähr einen Begriff von diesem interessanten Kanal machen, wenn man den Zürichsee gesehen, mit dem er, ungefähr von Ballishofen bis Rapperschwyl, einige Aehnlichkeit hat. Nur daß in ihm Alles größer, majestätischer ist. Der Albis und die Vorhügel am rechten Sihlflusse können die Kette des Kutschuf-Balkan vorstellen, die sich vom Hämus herab längs der Meerenge erstreckt und sich hier allzmählig in üppige Hügelreihen verflücht. Die Berge am rechten Seeufer vom Pfannenstiel bis zum Burgschütz, gewähren eine Idee von den ersten Hügelwellen am asiatischen Ufer, die von Skutari immer höher über einander schlagen.

So reizend und malerisch der Zürichsee nun auch immerhin seyn mag, steht er doch weit noch hinter dem Bosphor zurück. Ueberall sind die Gestade dieses entzückenden Kanals mit grünen Hügeln bedeckt, die zur Rechten und Linken ein mit Dörfern, zierlichen Landhäusern, Kiosken und Pallästen geschmücktes Amphitheater darstellen.

Der Bosphor ergießt sich in das Marmorameer wie ein schöner Fluß, dessen Strömung sehr bemerkbar ist. Das schwarze Meer, in welches die größten Flüsse Europas und einige Ströme Asiens ausmünden, wird dadurch zu reichlich genährt, als daß seine ganze Wassermasse durch Ausdünstung verzehrt werden sollte. Sie schwillt also an, und stürzt sich durch die Meerenge von Konstantinopel gegen den Archipel und das mittelländische Meer.

Indessen verhindert diese starke Strömung die Schifffahrt in den Dardanellen und im Bosphor dennoch nicht und stellt ihr selbst keine so großen Hindernisse entgegen, als man vermuthen sollte. Die durch das Aufstoßen der tiefen Wassermasse an die Vorgebirge erzeugte Rückströmung längs der Küste begünstigt die Fahrzeuge, welche sie zu gewinnen wissen, außerordentlich.

Der Reisende, der über das Marmorameer nach Konstantinopel kommt, erblickt zuerst die Serailspitze, hinter welcher die Mündung des Bosphors sich zu öffnen scheint. Das Auge wird sehr angenehm von einer Menge Dome, Kuppeln und Minarete betroffen, zwischen denen sich schlanke Zypressen und hohe, dichte Laubgewölbe erheben.

Zur Rechten liegt Skutari, zur Linken Konstantinopel, hinter dem sich ein zweites Amphitheater von Häusern und Pallästen verbirgt, und welches die Vorstädte Tophana, Pera und Galata bilden.

Trifft man zur Nacht während dem Monat des Ramadan ein, möchte man beinahe an eine Verwirklichung der Feyerlichkeiten aus Tausend und einer Nacht glauben, so magisch, so überirdisch ist das Bild, welches dem trunkenen Auge sich darstellt.

Tausend Illuminationen strahlen aus dem rubigen Silber Spiegel der majestätischen Bucht. Ihre Funken

schimmern bis nach Asien hinüber und glühen auf den Furchen, welche die in allen Richtungen sich durchschneidenden unzählbaren Gondeln und Rachen durch die weite Fläche bewirken.

Fast alle Exkursionen und Spazierfahrten finden hier auf dem Meere statt. Bald quartirt ein Türke seinen Harem aus, um einige Monate in Terapia oder Busukdere zuzubringen. Bald erblickt man einen Leichenzug, der die Ueberreste eines gläubigen Muselmanes nach dem klassischen Boden des Islamismus (Asien) bringt.

Aber immer ernst, in Freude wie in Schmerz, aufsert der Osmanli sich nie durch irgend eine laute Bezeugung. Sein Stolz erlaubt ihm nicht, sein inneres Leiden oder seine innere Wonne auch vor Andern zu entschleiern. Er überläßt diese Mittheilung dem stets beweglichen Griechen, dem unermüdlischen Armenier, dem lustigen Franken, den er als halben Narren und als halben Bösewicht zu verachten gewohnt ist.

Fast alle türkischen Friedhöfe sind zu Skutari. Asien wird nämlich von den Osmanen als ihr eigenthümliches Erbland, als das Patrimonium des Islamismus, betrachtet. Einer alten Sage zufolge, an welche sie unerschütterlich glauben, wird das europäische Gestade über kurz oder lang ihnen durch die Giaurs (Christen) entrisen werden. Darum wollen sie, daß ihre sterblichen Ueberreste auf mahomedanischer Erde ruhen und nicht durch die Anhänger der Christuslehre entweiht werden.

Grabmäler und Sarkophage, mit traurigen Zypressen untermischt, ziehen sich längs dem östlichen Ufer dahin, und scheinen es gegen das Vordringen der Widersacher des Islamismus zu vertheidigen zu sollen. Dort, an diesen Zufluchtsorten des Todes, betet der fromme Muselman bei Sonnenaufgang, auf seinem Teppich knieend, nicht etwa aus Luxus und Bequemlichkeit, sondern weil es eine religiöse Vorschrift ist, die ihm gebietet, sich auf eine anständige Weise an den Höchsten zu wenden.

Auch die Frauen, in ihre Feredges und Maramads gehüllt, stellen häufige Wallfahrten zu diesen ersten Todesfeldern an. Aber da bei ihnen die moralische Schwäche bei weitem größer ist als die physische Stärke, da sie die Schutzwehr des Selbstgefühls nicht kennen, welches unsere europäischen Frauen vor solch manchem Fehltritte behütet, vorzüglich wenn die öffentliche Verachtung mit im Spiele ist, werden diese Ausflüge für sie zugleich die Veranlassung antimatrimonialischer Abstecher, bei denen Amor die Zeugen bittet, gefälligst anderswohin zu blicken.

Ist man über die Serailspitze hinaus und betritt man den Bosphor, so enthüllt sich zur Linken eine Bucht, das „goldne Horn“ genannt, in welcher die Armada des Großherrn vor Anker liegt. Konstantinopel und seine Vorstädte umschlingen diese Rhede, die auf und zwischen sieben Hügeln, in mehreren Stockwerken auf- und absteigend, erbaut ist.

Die eigentliche Stadt befindet sich auf der Halbinsel, die zwischen den Propontides (Marmorameer) und der Rhede hinausdringt. Sie wird auf der Landseite

durch eine dicke, anderthalb Stunden lange Mauer geschützt, die sich von der Festung Yeddi-Kuli bis zum Hafen erstreckt. Von Strecke zu Strecke ist sie mit mehr oder weniger hohen Thürmen gekrönt. Außerhalb der Mauer befindet sich noch ein dreißig Fuß breiter, aber größtentheils trockener Graben.

Alle Thore sind in dieser Mauer von griechischer Bauart. Das goldene Thor ist ein ziemlich schöner Triumpfbogen. Die lateinischen Distichen, welche man an demselben liest, bestimmen die Zeit seiner Erbauung unter dem Kaiser Theodosius. Auch den andern Thoren und Thürmen fehlt es an Epigraphen nicht; aber obgleich die Schriftzüge auf Eisen oder Marmor eingegraben sind, haben Kost, Zeit und die Barbarei der Türken sie doch unlesbar gemacht.

Erdbeben und die verschiedenen Belagerungen, welche Konstantinopel erlitten, haben die Mauer an mehreren Stellen durchbrochen. Man hat sie zwar ausgebessert; aber doch lassen diese Stellen sich leicht durch ihre verhältnismäßige Schwäche und verschiedenartige Bauart erkennen.

Die Werke des alten Byzanz sind von Granit. Die Steine sind eng durch einen Mörtel verbunden, den unsere neuen Baumesser nicht mehr zu bereiten verstehen. Die Verteidigungswerke des römischen Konstantinopels sind theils aus Backsteinen, theils aus behauenen Felsbrocken aufgeführt. Die von Mahomet II. und seinen Nachfolgern unternommenen Bauten sind roh und unbedüßlich, wie Alles, was aus Türkenhänden hervorgeht. Die Steine sind unordentlich über einander gehäuft, und machen zu beiden Seiten, besonders nach Innen, bedeutende Vorsprünge.

Das am Ende der Halbinsel erbaute Serail zeichnet sich vorzüglich durch seine durchaus muselmännische Befestigungsweise aus. Es wird von sehr starken Mauern umschlossen, die nicht weniger als eine Stunde im Umfang haben und von acht Thoren durchbrochen sind. Im Innern sieht man Gärten, Palläste, Kiosken, Bäder, Gehölze, Moscheen, Minarete, Zypressengruppen, Dome und Kuppeln im morgenländischen Styl ohne die mindeste Ordnung neben und durcheinander. Kunst und Natur sind dem Zufall, der dies Ganze geordnet zu haben scheint, zu Hülfe gekommen. Dadurch ist eine sonderbare Verschmelzung des Lieblichen und Grotesken, des Einfachen und Prachtvollen entstanden, die nicht ohne Interesse ist.

Das Thor Baba Humagin, oder die hohe Pforte, hat dem ganzen Reiche ihren Namen gegeben. Sie hat in ihrer Bauart durchaus nichts Ausgezeichnetes. Hier werden zur Erbauung aller Muselmänner die Köpfe der Hingorichteten, oder der erschlagenen Feinde, nebst den Nasen und Ohren der Gefangenen, befestigt. Eine türkische Inschrift, gewöhnlich in Form eines länglich zugespitzten Nussbaumblattes deutet die nähern Umstände dieser barbarischen Ausstellung an.

Tritt man durch das Thor, so erblickt man mehrere laufende und Springbrunnen, mehrere Palläste, Moscheen und Zeughäuser. Weiterhin kommt man durch die Thore Baba Selam, oder das Thor der Gesund-

heit, und Baba Sadi, oder das Thor des Glücks. Aber es wird nicht vielen Personen vergönnt, bis hierher vorzudringen, und wer sich weiter wagen wollte, den würde die rasende Eifersucht des Sultans mit dem Tode bestrafen.

Mitten in diesem Labyrinth, und ebenfalls von einer sehr hohen und starken Mauer umgeben, erhebt sich der Pallast des Sultans, in welchem sich, der Sage nach, mehr als zweitausend der schönsten Dastiken aus allen Himmelsgegenden, und sechstausend weiße, schwarze und bronzene Sklaven und Verschnittene befinden.

Nach dem, was man in Konstantinopel über diesen geheimnißvollen Aufenthaltsort sagt, nach den mehr oder weniger übertriebenen Beschreibungen, welche die Frauen, die darin gewohnt, oder die Aerzte, denen man den Zutritt gestattet, davon gemacht, sollen sich in seinem Innern große Schätze jeder Art befinden.

Im Zeughause erblickt man Kriegsgeräte der Römer neben denen der Kreuzfahrer, und Waffen aller der Völker, welche der Reihe nach Konstantinopel besessen oder bewohnt haben.

Die Bibliothek ist reich an wichtigen Handschriften. Sie enthält einen Diodor von Sizilien, einen kompletten Livius, und mehrere ähnliche Werke, die man umsonst in andern Bibliotheken suchen würde.

(Fortf. folgt.)

Clapperton und die Wittve von Wawa.

Clapperton, der nun auch, wie so Viele, als ein Opfer seiner Forscherbegier dem verderblichen Klima Afrika's unterlag, erzählt in seinem nachgelassenen Tagebuche Folgendes:

„Zu Wawa (im Königreiche Borgu) erhielt ich unter so manchen andern Besuchen auch den der Tochter eines Arabers, welche sehr schön war, sich eine weiße Frau nannte, sehr reich gewesen, und jetzt Wittwe, gern einen weißen Mann haben wollte. Sie behauptete die wohlhabenste Person in Wawa zu seyn, indem sie das schönste Haus habe in der Stadt, und tausend Sklaven. Zuerst wendete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf meinen Diener Richard, der jünger und hübscher war als ich. Schon über zwanzig Jahr alt, sehr fett und dick, eine vollkommene türkische Schönheit, glich sie so ziemlich einer wandelnden Sonne, und alle ihre Liebkosungen scheiterten an der Gleichgültigkeit Richard's, der sich weigerte, sie zu besuchen, obwohl er von mir Erlaubniß dazu hatte. — Die schöne Wittve — Zuma hieß sie — war freundlich genug, mir alle Tage frischbereitete Lebensmittel zu senden. Ihres Zwecks verfehrend bei Richard, wandte sie nun ihr Auge auf mich, und versprach Pascoe, meinem andern Diener, eine sehr schöne Sklavin zur Frau, wenn er die Sache mit mir auf guten Weg bringen könnte. Neugierig die Einrichtung ihres Hauses zu sehen, willigte ich ein, einen Besuch bei ihr abzustatten. Ich

fand eine große Wohnung voll männlicher und weiblicher Slaven. Die Männer schliefen in den äußeren Hütten, die Weiber im Innern des Hauses. In der Mitte der Hütten war ein großer viereckiger Platz, umhangen mit Matten wie mit Teppichen, mit einem Zeltdach darüber. An einer Stelle hing eine große gegerbte Ochsenhaut. Ich wurde davor geführt; die Haut ward weggezogen, und da saß die schöne Zuma mit gekrenzten Beinen auf einem kleinen türkischen Teppich, ähnlich denen, die wir als Fußteppiche beim Kamin zu brauchen pflegen. Ein großes ledernes Polsterkissen unterstützte ihr linkes Knie. Ihr Gura-Kapf, welches ein großer zinnerner Kapf von alter englischer Arbeit war, stand neben ihr, mit einer Calabasse voll frischen Wassers, um sich damit abwechselnd den Mund zu bespülen, nachdem sie Gura gegessen, oder Staubtabak gekaut hatte, wie es die Sitte ist hier bei allen Eingebornen beiderlei Geschlechts, wenn sie sich welchen verschaffen können. Ihr zur Rechten lag eine Peitsche. In einiger Entfernung von ihr kauerte am Boden eine Slavin, von Zwerggestalt, bußig, ganz nackt, bloß eine übermäßige Menge von Glasperlen und Korallen um Hals und Gürtel tragend; übrigens hatte sie einen gewaltig großen Mund, aber sehr schöne Augen. Ihre Gebieterin war in einen schöngestreiften Stoff von Baumwolle und Landesseide gekleidet, der von ihrem ungeheuren Busen bis zu ihren Knöcheln niederhing; ein Turban von grobem weißem Musselin wand sich um ihren Kopf, und Halsbänder von Korallen, Perlen, Gold, und eine Rubinenkette schmückten sie; ihre Augenlieder und Braunen waren schwarz, ihr Haar mit Indigo gefärbt, und Füße und Hände mit Henna. In der Rechten hielt sie einen viereckigen Fächer von trockenen Pflanzenblättern. — Nachdem sie mir gesagt, ich möchte mich zu ihr niedersetzen, was ich that, begann sie mir zuzuscheln, und schickte nach ihrem Schmuck, um mir ihn sehen zu lassen. Dieser bestand in vier goldenen Armbändern, zwei großen Toiletten von Carton, jede einen Spiegel enthaltend, mehrere Schnüre Korallen, Ringe, Silberspangen, und andere Kleinigkeiten. Nach vielen Complimenten, und nachdem sie mir alle ihre Reichthümer vorgerechnet, ward ich in ein anderes lustiges Appartement geführt, geschmückt mit zinnernen Tellern und glänzendem Kupfergeschirr. Hier sagte sie mir, ihr Mann sey schon mehrere Jahre todt, und sie habe einen einzigen Sohn von ihm, der viel schwärzer sey als sie; sie liebe die weißen Männer und würde gern mit mir nach Bussa gehen; sie wolle nach dem Malem dem Gelehrten schicken, und mit mir das Fatha lesen. — Ich fand, daß der Spas zu weit ging, und ward immer ernster. Sie ließ sich einen Spiegel geben, betrachtete sich zuerst selber darin, reichte ihn dann mir zu und sagte: Sie sey wohl etwas älter als ich — aber sehr wenig — und das thäte ja doch nichts! — das war mir ein wenig zu viel; ich machte, daß ich wegfam, sehr entschlossen, meinen Besuch nicht zu wiederholen. — Nach einem Ausfluge nach Bussa (einer Stadt auf einer Insel gelegen zwischen zwei Armen

der Quorra), wohin Clapperton gegangen war, um sich nach Mungo Park und den Tagebüchern zu erkundigen, welche dieser verunglückte Reisende daselbst hinterlassen haben soll — begab er sich nach Kulsu; er glaubte dort seine Leute und sein Gepäck zu finden, womit nach seinem Befehl ihm die Ersteren vorangehen sollten, erhielt aber zu seinem großen Erstaunen bei Comie eine Botschaft der Wittwe Zuma, die ihn im nächsten Dorf erwartete, und die ihm gekochten Reis mit Geflügel schickte, nebst Einladung, zu ihr zu kommen, sich — auszuruben. Der Sohn des Gouverneurs von Bawa war auch da, um ihm zu sagen, sein Gepäck sey in Bawa zurückbehalten worden, und man werde ihm selbes nicht ausliefern, bis er die Wittwe wieder restituirt habe. Endlich kam auch sein Diener Lander herbei, der ihn aufzusuchen gegangen war, und erklärte ihm, woher die Verzögerung seiner Reise stamme. Es schreibe sich Alles von der Wittwe Zuma her, die eine halbe Stunde nach Clapperton's Abreise selbst die Stadt verlassen mit einem zahlreichen Gefolge und Tambours an der Spitze. Sie hatte sich nach der Wohnung des Engländers begeben, statt dem Gouverneur Adieu zu sagen; hatte ohne Erlaubniß des Letzteren dem Pascoe die versprochene Frau überliefert, und laut erklärt, sie wolle dem weißen Mann bis nach Kano folgen, und bei der Zurückkunft dem Gouverneur den Krieg machen, wie sie schon mehrmals gethan. Clapperton sah sich demnach genöthigt, nach Bawa zurückzukehren, um seine Effecten zu reklamiren, und kaum daselbst angelangt, hielt auch die kriegerische Wittwe dort ihren Einzug. „Ein Tambour, mit einem Hut voll Straußfedern auf dem Kopf, zog voran; ein Bogenschütz ging dicht vor ihrem Pferde einher; und eine zahlreiche Menge, mit Bogen, Lanzen und Degen bewaffnet, folgte ihr. Sie ritt in Männerart ein nach Landesitte prächtig aufgesäumtes und geschmücktes herrliches Ross. Der Kopf des Pferdes war mit Kupferplatten bedeckt, der Hals mit Kupferglöckchen behangen, und über den ganzen Leib hing eine Menge Matragen von allerlei Farben, roth, grün, gelb; auf der Brust befand sich ein Scharlachstück mit einer Kupferplatte, und die Schabracke war von Scharlachtuch, reich mit Geldtressen gallonirt. Zuma selbst war gekleidet in rothseidene Pantalons, hatte Stiefel an von rothem Maroquin, einen weißen Turban auf dem Kopf, und über den Schultern einen seidnen goldgestickten Mantel. Wäre sie etwas jünger gewesen, und hätte etwas weniger Embonpoint gehabt — man hätte sich für ein Haupt ihrer Partei erklären mögen — denn mit ihrem Antlitze konnte sie für eine seltene Schönheit gelten in jedem Theil von Europa. — Zuma, vor den Gouverneur geladen, hörte daselbst auf den Knien eine Strafrede an über ihre Eitelkeit und ihren Ungehorsam — ward entlassen, und den Rücken wendend ging sie nach Hause, nachdem sie mit dem Ausdruck des höchsten Unwillens und der tiefsten Verachtung den Staub von ihren Füßen geschüttelt hatte.

Blätter

tür

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 4. May 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 18.

Konstantinopels Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft.

(Schluß.)

Außer dem Allen gibt es im Serail noch eine kaiserliche Sparkasse, in welcher alle Sultane, von Mahomet II. an, bedeutende Summen gemünzten Geldes niedergelegt haben, welche die Habgier des Volks als unschätzbar betrachtet.

Die Gemächer dieses Pallastes sind mit Goldstoffen, die mit ächten Perlen, Saphiren, Smaragden und Rubinen besetzt sind, ausgeschlagen. Die Becken, in denen köstliche Springbrunnen mitten in diesen prachtvollen Sälen sprudeln, oder in denen die Odaliskinnen sich zu baden pflegen, sind von Jaspis und Porphyr. Alle Kleidungsstücke der Sultanninnen und der Sklavinnen des Großherrn sind mit Edelsteinen, mit Gold und Diamanten besetzt.

Diese weibliche Bevölkerung, welche eine mehr als viehische Wollust, ein unmäßiger Ueppigkeitsluxus im Serail zusammenhäuft, wird größtentheils unter Zirkassierinnen, Georgierinnen und Griechinnen rekrutirt, welche privilegirte Sklavenhändler auf dem Awret-Bazar, oder Weibermarkt, wie das Vieh zum Verkauf feil bieten.

Alle hohe Würdeträger des türkischen Reiches bewerben sich überdem noch um die besondere Care, ihre Töchter oder ihre Schwestern in den kaiserlichen Harem zu liefern, eine Gunst, die ihnen nur dann zugestanden wird, wenn sie von der zu dieser wichtigen Beförderung eigens ernannten Prüfungskommission würdig befunden werden. Der höchste Wunsch dieser armen Geschöpfe besteht darin, sich zum Range einer Kaddina, oder Gemahlin des Sultans, zu erheben, und vielleicht gar, wenn sie das Glück haben, Seiner Hoheit einen männlichen Erben zu geben (denn die Mädchen werden für nichts gerechnet), als Hassely-Sultani, oder Faworis-Sultani, anerkannt zu werden.

Diese zweitausend Frauenzimmer, und überhaupt alle weiblichen Bewohner des Harems, sind bei weitem mehr mit ihrer Lage zufrieden, als man gewöhnlich glaubt. Man irrt sich, wenn man voraussetzt, daß sie sich, des Verlustes ihrer Freiheit wegen, hürnen und

grämen, und daß sie dem ersten Besten, der sie entführen will, sich in die Arme stürzen. An dem Allen ist kein wahres Wort. Sie lieben ihre Zurückgezogenheit, weil sie daran von Jugend auf gewöhnt sind, und es fällt ihnen nicht im Mindesten ein, irgend einem muselmännischen Abraham a Sancta Clara Stoff zu einer erbaulichen Epithwürterpredigt über Frauenzimmer und Frauengassen zu geben. Sie machen es ihren Männern selbst zum Vorwurf, zu viel mit Franken umzugehen, und von diesen „Ungläubigen“ sich verderben zu lassen.

Diese Geistes- und Gemüthsstimmung der morgenländischen Weiber ist eine unmittelbare Folge ihrer Erziehung. Statt den Kreis ihrer Kenntnisse und Ideen auf irgend eine Weise zu erweitern, bemüht man sich vielmehr, ihn so lange als möglich zu beschränken. Eine ausgewachsene Frau in den mahomedanischen Staaten ist bis zu ihrem dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahre nur ein großes Kind, das an Leichtsin, Gefallsucht, alberner Wigeleisucht und Puppen- oder Männerspielerei selbst noch ein sechszehnjähriges französisches Gänschen übertrifft, was viel sagen will.

Sie quälen ihre Herren oder Männer unanfechtlich um neuen Schmuck und Glitterstaub, und bekümmern sich nicht im Geringsten weder um häusliche Angelegenheiten, noch um das Budget dessen, der den Kostenbetrag aller ihrer Launen zu bestreiten hat. Sie bringen ihre Tage entweder auf üppig schwellenden Divans ausgestreckt zu, und lassen ihre Sklavinnen, oder Tänzerinnen von Profession, die von Harem zu Harem wandern, vor sich herumhüpfen, oder sie pußen sich oft auf eine übertrieben lächerliche Weise, um — ins Bad zu gehen. Sie kennen kein größeres Vergnügen, keinen höhern Genuß, als ihre Kostbarkeiten vor ihren Nebenbuhlerinnen auszuframen und ihren Neid zu erregen.

Die Weiber oder Sklavinnen der Privatpersonen können die Friedhöfe so oft besuchen als sie wollen, und selbst von Zeit zu Zeit andere Spaziergänge machen. Die des Sultans werden strenger gehalten. Sie können nur mit besonderer Erlaubniß des Rislar-Aga, oder des Odaliskinnen-Intendanten, die Gärten am Secufer besuchen. Jede solche Bewilligung verursacht jedoch immer den Tod mehrerer Personen, denn während die

Frauenzimmer sich ergeben. schießen die Postandigis mit Kugeln auf alle Fahrzeuge, welche sich auf eine Viertelstunde oder mehr dem Ufer nähern.

Nach der Idee, welche die fränkischen Puzhändlerinnen, denen man nach strenger Visitation den Zutritt im Serail gestattet, von der Schönheit der Ddalischen geben, scheint es, daß der türkische Geschmack über körperliche Vollkommenheit in mehrfacher Hinsicht von dem unsrigen verschieden ist.

Die Ottomannen verlangen große hochgewölbte Augenbraunen, welche über die Nase zusammengewachsen seyn müssen. Zudem müssen ihre Frauen stark beleibt, und was man volksgebräuchlich „dick und feist“ zu nennen pflegt, seyn. Sie müssen auch ein breites, massives Gesicht haben.

Man kann sich denken, welche Aufnahme unsre zierlichen, zimperlichen, durch ihre mörderischen Schnürleiber verkrüppelten, plattgedrückten Jüngferchen bei diesen Barbaren finden würden, die kein besonderes Wohlgefallen an gemachten Schönheitsformen finden, und der lieben Natur, wie sie Gott geschaffen hat, vor allen Culs de Paris und allen übrigen postischen Proeminenzen den Vorzug geben.

Die Kofetterie der türkischen Frauenzimmer besteht also hauptsächlich darin, sich rechtschaffen zu mästen, ihre Augenbraunen zu verbinden und sich die obern und untern Augenlieder schwarz zu färben, damit das Feuer ihrer Augen um so lebhafter scheine. Sie bemalen sich auch die Nägel röthlich-gelb, was als sehr schön betrachtet wird.

Das Serail ist, wie die Höfe der europäischen Monarchen, ein Mittelpunkt raffinirter Höflichkeit, kosmischer Affectation und abgefeimter Falschheit. Obgleich nun das Alles zwar nicht bis zu dem Grade der Vollkommenheit gediehen ist, wie in unsern zivilisirten Staaten, haben die Türken dennoch, so gut wie wir, ihren hon ton par excellence und ihre belles manières.

Die Sprache der hohen Staatsbeamten und der Mitglieder des Divans ist zierlich gewählt und zurückhaltend. Sie betonen eben so fein, nuanciren eben so schlaun und umsichtsvoll als unsere besten Diplomaten, deren Hauptgeschicklichkeit oft nur im sogenannten Desforum besteht.

Die schönste Moschee im ganzen türkischen Reiche ist unstreitig die ehemalige christliche Sankt Sophienkirche. Es mag vielleicht sonderbar scheinen, daß ein mohametbanischer Tempel einen der christlichen Martyrologie entnommenen Namen habe. Aber in der That ist dieser Name weder christlich noch muselmännisch. Er bedeutet wörtlich „ewige Weisheit“, und dieser war ursprünglich auch der Haupttempel des alten Byzanz gewesen. Auf seinen Trümmern ließ Justinian ein wirklich kaiserliches Gebäude aufführen, dem er den Namen Sankt-Sophia beilegte, der die Erinnerung des Polytheismus und die Anforderungen der Legende in sich vereinigt.

Die Europäer haben diesem Tempel, ungeachtet er seit der Eroberung in eine Moschee verwandelt worden, immer seinen alten Namen gelassen, während ihn die Türken unter dem Mahomets II. bezeichnen, der ihn dem Propheten gewidmet hat. In seinem Mittelpun-

te bildet er ein Kreuz, über welches sich eine große Kuppel erhebt, die von ungeheuren Säulen getragen wird. Sie mißt 115 Fuß im Durchmesser. Dieser leichtgewölbte Dom ist 190 Fuß über dem Boden im Innern erhoben.

Außer der großen Kuppel hat die Moschee noch zwei Halbdome und sechs geringere. In dem Halbdome auf der östlichen Seite war ehemals das Heiligthum. Er ist von einer Gallerie umgeben, die ungefähr 60 Fuß breit, und von 60 Säulen umschlossen ist, die zu verschiedenen Architekturordnungen gehören. Die ganze Länge des Gebäudes, von Abend gegen Morgen, beträgt ungefähr 220 Fuß, und seine Breite von Mitternacht gegen Mittag 200 Fuß.

Von dem hohen, prächtigen Gewölbe hängen mehrere reich mit Kristallen, Straußeneiern und Gold- und Silberplatten geschmückte Kronenleuchter herab, aus denen tausend Lichtstrahlen zu sprühen scheinen. Der mit Porphyr und Sappir gepflasterte Fußboden ist mit kostbaren Teppichen bedeckt. Der Sultan und der Mufti, oder Großpriester, haben jeder einen besondern Thron. Hundert und vierzig Imanis oder Priester versehen den alltäglichen Gottesdienst. An den Festtagen werden sie noch durch viele Ulemas unterstützt, die sodann unter der Leitung des Mufti Abdul Hamid stehen.

Mahomet hat noch eine zweite, ebenfalls herrliche Moschee gestiftet, die auch seinen Namen trägt. Osman, Selim, Achmet III. und mehrere Sultane sind die Gründer verschiedener Moscheen, von denen jedoch keine mit der von St. Sophia verglichen werden kann.

Der größte Platz in Konstantinopel ist der Admeidon, das alte Hippodrom der Byzantiner, vor der Moschee Achmets III. In seiner Mitte erhebt sich ein aus einem einzigen Granitblock gebauener 66 Fuß hoher vierediger Obelisk. Er ist mit hieroglyphischen Zeichen auf allen vier Seiten bedeckt. Man behauptet, er sey aus Theben zu Wasser hiehergebracht worden. Sein Fußgestell ist von neuerer Arbeit, d. h. es wurde unter der Regierung des Kaisers Theodosius, der den Obelisk aufriichten ließ, gefertigt. Die daran befindlichen Basreliefs stellen die Triumphe dieses Monarchen, welche überdem noch durch lateinische und griechische Inschriften erklärt werden, dar.

Weiterhin erheben sich drei um einander geschlungene Schlangen und bilden die serpentinische Säule. Eine dritte beinahe hundert Fuß hohe Säule steht am äußersten Ende des Hippodroms. Sie scheint das Ziel bei dem Wettrennen der Pferde gewesen zu seyn.

Der Fanar, Pera und Galata sind Konstantinopels Vorstädte in Europa, während Scutari die in Asien ist. Der Fanar wird größtentheils von Griechen bewohnt. Beim Ausbruche der Insurrektion in Morea wurden viele derselben auf die grausamste Weise ermordet. Der Patriarch wurde gehängt. Die Prinzessinnen Morusi und Kantakuzän, die letzten Ueberreste der kaiserlichen Familien der griechischen Dynastien, welche einst zu Konstantinopel geherrscht, wurden geschändet und auf dem Bazar als Slavinnen verkauft.

Die Fanarioten-Vorstadt ist jetzt sehr schweizend. Dagegen bemerkt man die europäische Geschäftigkeit

noch immer in Galata und Pera. Die erstere ist eine von Genuesen gegründete Kolonie. Sie erhielten selbst von den griechischen Kaisern die Erlaubniß, es mit einer Ringmauer zu umgeben. Demungeachtet ist dieser Theil Konstantinopels nicht besser gebaut, als die übrigen. Man sieht nur enge Straßen und niedrige, schmutzige Häuser.

Alle Kriegs- und Kauffahrteischiffe liegen hier vor Anker. Die Venetianer hatten, nach den Genuesen, sich gewissermaßen die Oberherrlichkeit von Galata angemacht. Bey der Ankunft des Bailen oder Gesandten der Republik überreichten ihm die Vorsteher der Kaufmannschaft die Schlüssel der Vorstadt. Jetzt ist es ein großer Bazar, in welchem alle Erzeugnisse der europäischen Industrie, alle Produkte unserer Fabriken ausgestellt sind.

Pera bedeckt den hohen Hügel auf der nördlichen Seite des Hafens. Er wird vorzüglich von Franken bewohnt. Dort sind die Palläste aller Gesandtschaften, die Häuser aller Dolmetscher. Hinsichtlich der Sprachverwirrung stellt also Pera ein treffendes Bild von der beim Thurmbau zu Babel dar. Der europäische Reisende glaubt sich, sobald er den Pallast seines Gesandten betritt, nach seinem Vaterlande versetzt, dessen Sprache, Sitten, Gebräuche, Trachten und übrige Eigenthümlichkeiten er hier in ihrer vollen Reinheit bemerkt.

Auf derselben Seite liegt auch das durch sein See-Arsenal, sein Galeerenhaus, durch viele öffentliche Gebäude und unermessliche Vorrathshäuser berühmte Tophana. In der letzten Zeit hatten die Türken sich bemüht, den Bau der europäischen Schiffe und ihre innere Einrichtung nachzuahmen. Hussein Pascha hatte große Werfte anlegen lassen, und die Arbeiten selbst geleitet. Aber nach den Niederlagen, welche die ottomanischen Geschwader durch Kanaris und Miaulis Brander erlitten, hat der Sultan alle Arbeiten einstellen lassen, und die Marine ist jetzt mehr vernachlässiget als je zuvor. Die rotbe Flagge, die zu den Zeiten Barbarossas so gefürchtet war, muß sich jetzt in einigen Häfen Kleinasien verbergen, und wagt sich nicht mehr ins offene Meer.

Ist man über das große Zeughaus von Tophana hinaus, so erblickt man den kaiserlichen Pallast Dalma-Batschi (Melonengarten). Es ist ein seltsames Gebäude, im chineeschen Geschmack. Der Sultan wohnt gewöhnlich während einigen Sommermonaten darin. Auf dem Wege dahin bemerkt man von Zeit zu Zeit kleinere Palläste mitten in Baumgärten, die den nächsten Verwandten des Kaisers gehören.

Minarete, Kiosken, kaiserliche Gebäude, mit Fel dern und Gehölzen vermischt, schmücken auf eine für das Auge sehr angenehme Weise den Bospor. Dörfer, wie Kufungnik, Stauros, Kuru-Schesme u. a., auf grünen, allmählig ansteigenden Berghöhen gelegen, bedecken das europäische Gestade des Kanals, während Skutari, Rade-Keny und mehrere hübsche Flecken, Dörfer, Weiler und zerstreute Häuser das asiatische Ufer bedecken.

Der persische Gesandte wohnt zu Skutari, weil der Sultan ihm nicht erlaubt, nach Konstantinopel zu kom-

men. In dieser Vorstadt befinden sich auch beinahe alle Friedhöfe, in denen sich der ganze orientalische Luxus in Anlegung der Gärten beurkundet. Zudem wird dieser Ort beinahe nur von bejahrten Türken bewohnt, welche des Geräusches der großen Stadt müde sind und Ruhe lieben. Hierher ziehen sich auch diejenigen zurück, welche bei dem Sultan in Ungnade gefallen sind, und die man nicht sogleich strangulirt, oder nach dem Innern Kleinasien verbannt.

Die große Karavane, die sich jährlich nach Mekka zum Grabe des Propheten begibt, versammelt sich ebenfalls zu Skutari. Dort finden sich alle Wallfahrer aus der europäischen Türkei ein. Mehrere Wochen, oft Monate lang, ist das Ufer mit Zelten überdeckt.

Diese ganze Komadenbevölkerung wird, so lange sie zu Skutari verweilt, vom Sultan beköstigt. Die Pilger beten oder singen den ganzen Tag, und stellen mancherlei ProzeSSIONen an.

Alle diese Zeremonien stehen in vollkommener Uebereinstimmung mit dem melancholischen Anblick der Cypressen, die in Gehölzen vereinigt, oder einzeln und gruppenweis zerstreut, ihre Schatten über die Gräber werfen. An jedem derselben, zu den Füßen und am Kopf-Ende, sind solche Bäume gepflanzt. Hier und da erheben sich Grabsteine mit einem Turban und mit türkischen Inschriften bedeckt. Sie bezeichnen die Grabstätten der Männer. Die der Weiber sind nur mit Blumen umringt, die eine besondere Bedeutung haben, durch welche man Liebe, Trauer und Schmerz anzudeuten weiß.

Von der Höhe, welche Skutari beherrscht, hat man die prachtvollste Aussicht auf Konstantinopel. Der erste Punkt, den der Blick berührt, ist die reizende Serailspitze, mit ihrem Gemisch von Gärten, Kiosken, Pallästen, Moscheen, Springbrunnen und Gehäusen. Darüber hinaus erhebt sich die Stadt allmählig auf ihren sieben Hügeln. Die andere Seite der herrlichen Rhede wird von den Vorstädten umschlossen. Das Meer wird beständig von unzähligen Fahrzeugen und großen Vögelschwärmen belebt, die sich in den Hintergrund des goldenen Horns begeben, wo ein frommer Aberglaube sie nährt, oder die von dort herkommen.

Die Prinzessinnen-Inseln beenden den herrlichen Gesichtspunkt. Sie sind ungefähr drei Stunden von Skutari entfernt, und sechs an der Zahl.

Protea ist mit Gesträuch bedeckt. Die Magie der Ruinen wird hier noch durch zwei Gipfel erhöht, die sich einer hinter dem andern erheben, und deren Nacktheit in vollkommener Uebereinstimmung mit der Traurigkeit des Ganzen steht.

Die Inseln Platys und Oria sind nur ihrer spitzen Felsen wegen bemerkbar. Antigona ist mit Säulengängen und zerfallenen Domen gekrönt, auf denen Rosmarin und andere Stauden wuchern. Auf Kalle sind bedeutende Kupferminen, die jetzt nicht mehr ausgebeutet werden. Die griechischen und armenischen Klöster, welche sich dort befinden, verwandeln sich im Frühling und Sommer in Kosthäuser, wo die Franken, welche keine Landhäuser zu Terapia oder Bujukdere haben, die schöne Jahreszeit zubringen.

Prinkipo, die größte aller Inseln, ist mit Wäldern

und Weinbergen überdeckt, zwischen denen man einige Klöster bemerkt. Der Bezier Ragib Pascha hatte die Absicht, hier ein Lazareth für Pestfranke anzulegen.

Bei dem Dorfe Terapia erweitert sich der Bosphor beträchtlich. Dieser bezaubernde Aufenthaltsort liegt im Hintergrunde einer halbrunden Bucht. Alle Häuser liegen mitten in Gärten. Pappeln und Tannen beschatten die Wohnungen. Man bemerkt weder Straßen noch Plätze. Man hat der Natur volle Freiheit gelassen, und sie hat der Landschaft eben deshalb unendliche Reize gewährt.

Hierher strömt die Bevölkerung des Janar beim Beginn der großen Hitze, hier schütteln die Armenier und die Griechen, welche noch zu Konstantinopel wohnen, auf einige Wochen die drückende Fessel der Knechtschaft ab, und athmen freier.

Weiterhin gegen den Pont-Euxin ist das Sans-Souci des Sultans, der darum doch kein Friedrich II. ist, jenes Bujukdere, reich an Palästen, Luxus und Ungebundenheit. Man kann sich keine malerischere, keine glücklichere, keine überraschendere Lage denken, als die dieses aus geschmackvollen Landhäusern zusammengesetzten Dorfes. Alle Gesandtschaften haben dort ihre Sommerwohnungen, und der Ort gleicht einem Ministerkongress, zu dem alle europäischen Staaten ihr Kontingent gestellt haben.

Man denke sich eine über alle Beschreibung romantische Bucht, die fast immer glatt und hell wie ein Spiegel ist, und die beim leisesten Ruderschlage von goldgefärbten Wogen durchschnitten wird, welche bald wieder in der weiten Silberfläche ersterben. Man denke sich das Licht einer Atmosphäre, die auch nicht durch den mindesten Dunst- oder Nebelstör umschleiert wird. Man denke sich dazu die entzückendste Fernsicht auf Meer und Gebirg, das Gefühl, zwei Erdtheile mit einem Blicke umfassen zu können, und man wird einen Begriff von diesem Standpunkte haben.

Es gibt fünfzehn öffentliche Bibliotheken zu Konstantinopel. Die Türken sind nicht ganz so barbarisch, als man sie gewöhnlich schildert. Sie haben ihre Akademien, ihre Literatur, ihre Dichter und Geschichtschreiber. Mehrere deutsche und französische Werke sind ins Türkische übersetzt und mit Noten versehen worden, in denen man eine nicht ganz unbehülliche Umsicht bemerkt.

Die Akademien sind in mehrere Kollegien geschieden, von denen in einem jeden sich achtzig bis hundert Zöglinge befinden. Die Akademie Bajazets II. besteht aus drei Kollegien, die Selims I. aus zwei, die Mahomet's II. aus sechs. Jede dieser Medressen hat einen Muedris oder Großmeister. Die Sofas oder Studenten dürfen täglich nur eine Mahlzeit halten, und keinen Umgang mit dem andern Geschlecht haben. In den Hörsälen sind große Teppiche ausgebreitet. Die Zöglinge sitzen auf ihren Fersen und hören in dieser Stellung die Vorträge ihrer Professoren an.

Jede Medresse hat ihre eigene Bibliothek, die gewöhnlich sehr kostbar ist, indem beinahe jede Handschrift darin, vorzüglich aber die der türkischen Geschichtschreiber Neima, Raschid, Zelebi-Zade u. A. über dreihundert starke Piaster kostet. Es gibt darin Exemplare des Korans, deren Werth über zweitausend Piaster angeschlagen wird.

Die merkwürdigste aller Bibliotheken, welche na Reichtum die von St. Sophia, der Moschee Achmet's I., Mihriz Mahs, Kiupruli Pascha's, der Sultanin Mutter u. s. w. bei weitem übertrifft, ist die im Serail. Aber leider ist sie sowohl für Fremde als für Einheimische unzugänglich. Man weiß nur so viel, daß sich mehrere kostbare Manuskripte des griechischen Alterthums darin befinden sollen. Sie wurde von Mahomet II. gegründet, und durch den ganzen kaiserlich-griechischen Bücherschatz, der in die Hände des Siegers gefallen war, bereichert.

Die gelehrte Welt darf jetzt vielleicht hoffen, diese seit mehreren Jahrhunderten unter einer eben so eifersüchtigen, als barbarischen Obhut begrabenen, unschätzbaren Bruchstücke der Griechen und Römer wiederzugewinnen, sobald es nämlich dem russischen Doppeladler gelingt, das Kreuz wieder auf den erhabenen Bau von St. Sophia zu pflanzen.

Diese Voraussetzung führt uns natürlicherweise auf die Betrachtung der wahrscheinlichen Zukunft Konstantinopels. Der hartnäckige Widerstand der Türken am Balkan ließ nichts besonderes Drohendes für die Hauptstadt des ottomanischen Reichs voraussetzen. Aber seit dem Varna gefallen ist, haben die Angelegenheiten eine ganz andere Gestalt angenommen.

Der Weg nach der Hauptstadt steht jetzt offen. Der Balkan stellt kein Hinderniß mehr dar, weil man ihn entweder aus dem sichern Hasen von Varna umschiffen, oder an seinem Anhang längs dem Meer, wo bereits ein leichter Weg vorhanden ist, der wenigstens eben so gangbar genannt werden kann, als der über den großen Bernhard, oder über den Bragel und den Klausen, in den Kantonen Schwyz und Uri, die der russischen und französischen Artillerie nicht unzugänglich geblieben sind; und dieser könnte im langsamen Vordringen mit Leichtigkeit in eine große Militärstraße verwandelt werden.

Daß Konstantinopel dann fallen müsse, ist wohl nicht zu bezweifeln. Aber daß es nicht unversehrt, sondern vielmehr als ein großer Afsen- und Trümmerhaufen in die Hände des Siegers gerathen werde, ist beinahe eben so zuverlässig.

Welche Schauderscene muß die Menschheit noch befürchten! — Gewiß wird der Sultan Mahmud seine ganze Wildheit bis zu diesem entscheidenden Augenblick vertagen, um sie dann recht grell und empörend dem entsetzten Europa vor Augen zu stellen, das die Erhaltung dieses Henkerfürsten als eine Nothwendigkeit betrachtete. Gewiß wird er in seiner verzweifelnden Raserei sein eigenes Volk nicht verschonen, und fällt er zum allgemeinen Heile nicht früher, es hekatombenweis seiner unerfülllichen Blutgier zum Opfer bringen.

Das Wehe! Wehe! welches einst über Jerusalem erschallte, wird sich auch über Konstantinopel wiederholen, und wie dort, wird kein Stein auf dem andern bleiben. Aber selbst wenn Europa durch dieses schreckliche Opfer die Sicherung seiner Civilisation und seines Kultus erlangen müßte, wenn es nur dadurch auf immer die entwürdigende Barbarei von sich austreiben könnte, würde es auch um einen solchen Preis die Gewißheit einer bessern Zukunft nicht zu theuer erkauft haben.

Blätter

tür

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 11. May 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 19.

Englische Zeitblätter.

(Eingefandt.)

Als ein neues Beispiel jener Einseitigkeit, Parteinuth, Verbtheit, ja Unverschämtheit, welche sich die engl. Blätter häufig zu Schulden kommen lassen, mögen folgende Aeußerungen des Morning-Journal dienen. Während die Times, der Courier, die Chronicle und andre, selbst mehrere Tory-Blätter, der endlich durchgesetzten Emancipation der Katholiken ihren vollen Beifall geben und darin die wohlthätigsten Folgen für die inneren und äußeren Verhältnisse des Reiches erblicken; während sie, wenn auch den Krieg im Orient aus mehreren Gründen beendigt zu sehen wünschend, doch der Weisheit des Ministeriums vertrauen und wenigstens mit Mäßigung über Rußlands Pläne sprechen, läßt sich jenes Blatt über diese beiden und andre Gegenstände der jetzigen Verwaltung folgendermaßen vernehmen:

„Es heißt, es sey ein zweiter außerordentlicher Gesandter hier im Lande angekommen, mit dem Ultimatum des Kaisers aller Reußen über seine Absichten in Betreff des türkischen Krieges. Wir glauben, daß diese Angabe wahr ist *). England, seine verföhnende Politik verfolgend, weil es weder den Muth noch die Hilfsquellen besitzt, eine andre zu verfolgen, hat Rußland den Rath ertheilt, die Dazwischenkunft und Vermittelung anderer Mächte zu genehmigen, um „das Blutvergießen zu verhindern.“ Rußland hat dieses Anerbieten abgelehnt, und zum dritten und letzten Male erklärt, „daß es keine Einmischung in seine Streitigkeiten dulden will.“ Es sagt, „es wolle den Kampf allein und durch die Macht seiner Waffen beendigen.“ Es hat demnach beschlossen, seine neulichen Verluste zu ersetzen und am Fuße des Balkans die Ehre aufrecht zu erhalten, welche es vor den kaiserlichen Garden Bonaparte's einst sich erwarb, welche jedoch die Ereignisse des letzten Feldzuges ein wenig zu bestreken geeignet sind. Der Krieg soll also erneuet und das

Schicksal des Osmanischen Reichs durch das Schwert entschieden werden! Durch das Schwert ward es ja gewonnen; und wer weiß, ob nicht dasselbe Werkzeug in den Händen Einer Klasse von Barbaren vielleicht die andre Klasse über den Bosporus jagen und, möglicher Weise, in nicht mehr entfernter Zeit, sie auf unsre Besitzungen in Ostindien zurücktreiben wird.

Rußland sicht für neue Länder; — nicht für kalte, unwirthbare Länder; — nicht für eisige Regionen, — nicht für Berge mit Schnee bedeckt, sondern für jene schönen, sonnigen Gefilde, welche im Süden des Caucamus liegen. Ein solches Land ist auch des Kampfes werth! Es wiegt beinahe die eine Hälfte des ganzen russischen Reichs auf! Es ist soviel werth als das Leben von wenigstens einer halben Million Kosaken, die (arme Sklaven!) werden zum Tode geführt werden, um den Ehrgeiz eines einzigen, gierigen, kaltblütigen Despoten zu befriedigen!*) Was sind auch die Tausende von Menschenleben in einem Spiele, gleich dem Stand des Kampfes ist; — wo die blauen Gewässer des Mittelmeers seine Küsten bespülen; wo die mit Handel bedeckte Levante im Vorgrunde und der Verkehr aller Länder im Hintergrunde liegt? Das ist wohl des Kampfes werth! Mag die Donau voll Blut fließen; — der Preis ist aller seiner blutrothen Gewässer werth! Verrath ist eine Tugend in einer Sache wie diese! Mag daher Rutschuck erkaufte werden, wie Varna erkaufte wurde, selbst wenn der Verkäufer auch sterben sollte, wie Jusuf Pascha starb!**) Bebet vor keinen Mitteln, vor keinen Verbrechen, ihr hochgesinnten Angreifer! Fehdet, verfolgt, bestecht, betrügt, — erwerbt nur Land um jeden Preis und hinterlaßt die Mittel, nachher euch zu rechtfertigen! —

Aber kann England ein ruhiger Zuschauer bei einem solchen Streite seyn? Kann es schweigend dahin blicken und sehen, wie ein neuer Mitbewerber um den

*) Für diese Stelle insbesondere passen die von dem Hrn. Verfasser im Eingange gebrauchten Worte Verbtheit, Unverschämtheit.

**) Es hat sich jedoch später ausgewiesen, daß die Nachricht von dessen Tode auf einer Verwechslung beruhte.

*) Der Examiner sagt dagegen: dieser außerord. Gesandte sey nichts mehr als der, nach London zurückkehrende russische Konsul gewesen.

Handel der Levante, der aus dem baltischen Meere herkommt, mit ihm kämpft um die Rechte der Schifffahrt und des Handels? — Verhüte es jeder Tropfen Blutes in jeder brittischen Ader, der seinen Eigenthümer nicht für einen Bastard erklärt! Geben wir in diesem Stücke nach, so sind wir in der That gesunken! Gestatten wir Rußland, daß es mehr erbält als eine ungehinderte Schifffahrt, so werden wir es herzlich bereuen. Wir haben bereits gegen die Zersplitterung der Türkei unsere Eureden vorgebracht. Aber unsre Eureden, in diesen armseligen Zeiten, sind weniger werth, als das Stück baumwollener Lumpen, auf welches sie gedruckt sind. Jeder winzige Staat Europa's lacht über unsre Eureden! Bloßes Schwätzen und Beifallrufen (chroering) im Parlamente macht es jetzt nicht mehr aus. Unsre Ausrüstung von fünftausend Mann, heute nach Portugal geschickt, um morgen wieder zurückberufen zu werden, machte uns bloß lächerlich. Reden an gewissen Orten, — lange, gehaltlose, nichtsagende Reden, — werden Rußland nicht abhalten, Nutzen aus unsrer Lage zu ziehen. Es weiß recht gut, daß wir jetzt so verwickelt — durch Friedensschlüsse so tief gebunden, — durch Handelsverträge so sehr gefesselt, — durch unser Verwaltungs-System so verarmt sind, daß unsre Zunge das einzige Glied des politischen Leibes ist, dessen wir uns noch bedienen können! Wir vermögen weder Hand noch Fuß zu rühren. Fast 14 Jahre haben wir nun in Frieden verlebt; aber, statt im Stande gewesen zu seyn, den Druck der Abgaben und der öffentlichen Lasten zu mildern, haben wir in der That diesen Druck nur vergrößert durch unsre unsinnigen Maßregeln. Unsre Staatsmänner haben während dem größeren Theile dieses Zeitraums sich als durchaus unfähig bewiesen, auch nur eine Kirchspielsversammlung zu leiten, vielweniger eine so zusammengelegte Maschine, wie die von Hrn. Pitt ersundene. Sie haben sich daran gehalten, einen Schmeißer (bluneler) nach dem andern zu machen, zur unendlichen Freude unsrer Feinde, bis sie das Land wirklich auf die höchste Stufe der Verwirrung und Verarmung gebracht haben. Wie können denn solche Menschen unsre Ehre auswärts behaupten, oder unsre Rechte in entfernten Meeren schützen, wenn sie nicht einmal die Fähigkeit besessen haben, unser Bestes daheim zu vertheidigen? Wir wissen's wohl, was sie thun sollten, aber wir wissen auch, daß Sr. Majestät jegliche Minister es nicht wagen, das zu unternehmen, was die Ehre, das Gemeinwohl und die allgemeine Gerechtigkeit vorschreiben. Hrn. Peel's Will*) ist ein Mühlenstein an ihren Hälsen; Hrn. Peel's freisinnige Maßregeln halten ihre Köpfe unter Wasser. Der Besizer der Fonds ist jetzt der Herr; — der freie Handelsmann tyrannisiert jetzt den Ackerbauer; der Grundbesitzer ist jetzt in den Händen seines Pfandgläubigers; — der Heilige daheim regiert jetzt den Pflanzler in den Kolonien; — näher einheimischer Handel ist den Forderungen der groß gewordenen Kapitalisten aufgeopfert worden; — die Einkünfte, welche

*) So nennt man jetzt häufig in England die „Befreiungsbill“ der Katholiken.

wir früher aus dem Verbräuche des Malzes und Biers erhielten, werden jetzt aus den Zöllen auf fremde Manufakturwaaren bezogen; unser ganzes Verwaltungs-System hat eine wesentliche und verderbliche Aenderung erlitten; — wir können daher keinen Krieg anfangen; wir können nicht kämpfen für unsre alten Rechte; denn der erste Schuß, welchen wir zu ihrer Vertheidigung thäten, würde unser, bereits zitterndes und kränkliches Finanzsystem bis auf den Grund erschüttern. Dies ist die wahrlich jämmerliche Lage, in welche England durch seine Philosophen versetzt worden ist. Wir leiden daheim; man trogt uns im Mittelmeere; doch wir bieten dem Beleidiger die Wange dar. Wir werden von allen Völkern beraubt; unsre Fabrikarbeiter sterben vor Hunger; jedoch unsre Lagerhäuser sind voll fremder Waaren! Wir haben den Sinkungs-Fonds zerstört; — wir haben die Inhaber der überhundertfachen (super-centum) Staatspapiere geschoren; — die öffentlichen Einkünfte nehmen ab; — unser Handel mit Portugal wird durch die Monopole der Franzosen beeinträchtigt; Amerika hat uns ausgeschlossen; — dennoch führen wir seine Baumwollenwaaren ein; — und alle diese Handlungen der Schande und der Schmach werden geduldet von Arthur, Herzog von Wellington!!!

„Heil dir, Macbeth, Heil! bald wirst du König seyn!“

(Morning Journal.)

Beschreibung des Bagno in Konstantinopel, welches zu einem Kerker für gefangene Christen, oder auch für Türken und Nazjah's dient, die eines Verbrechens schuldig sind.

Das Bagno ist eine kleine Welt für sich, aber eine Welt des Jammers. Einen Theil desselben bewohnen die Gefangenen, die man auf feindlichen Schiffen genommen hat, und, mit einem eisernen Ringe an den Beinen, erwarten sie hier den Augenblick, wo man sie auf die türkischen Schiffe versetzt. Will man diesen Theil das Fegfeuer des Gefängnisses nennen, so ist der andere die wahre Hölle, und diesen größern Raum füllen die Unterthanen des Großherrn, welche wirkliche oder vermeinte Vergehen in diese Wohnung vergeblicher Klagen gebracht haben.

Hier sieht man den zerlumpten Bettler, den die Noth und der Hunger zwingen, ein Brod zu stehlen, neben dem reichen Wechslar, den die Habgucht verleitet, anvertrautes Gut abzulugnen; den Räuber, der offene Gewalt braucht, und den Bäcker, der salbes Gewicht gehabt hat; den Straßenräuber und den Freiberter auf der See, den Mörder und den Betrüger. Hier, wie im Gebiete der Hölle, findet man Menschen aus allen Ländern, Türken, Griechen, Armenier, Juden und Zigeuner, Anhänger jedes Glaubens, Muhammedaner, Christen, Hebräer und Heiden. Der Stolz und der Demüthige, der Reiche und der Dürft-

tige sind hier zu der härtesten Gleichheit, zur Gleichheit der Leiden verurtheilt. Doch nein, sollte ein Unglücklicher, der vielleicht nichts anderes verschuldet hat, als die Habsucht des Sultans zu reizen, bei seiner Ankunft einen Anzug aus glücklicheren Zeiten tragen, so wird ihn diese anständigere Außenseite nur härtern Behandlungen aussetzen. Mit den schwersten Fesseln beladen, mit den widrigsten Verbrechern zusammengekettet muß er jegliche Erleichterung seiner Last, jede Linderung seiner Qual um den übertriebensten Preis erkämpfen, bis die gänzliche Erschöpfung seiner geringen Mittel ihm das Vorrecht gegeben hat, den Geringsten seiner Leidgenossen wenigstens gleich zu stehen, und von Zusatzquellen frei zu seyn, die ihren Urhebern nicht länger Gewinn bringen können.

Eine Hauptstadt, so fruchtbar an Verbrechen, wie Konstantinopel, liefert täglich neue Schuldige dem furchtbaren Gefängnisse, in dessen hohen Mauern und tiefen Höhlen jeden Augenblick Verwünschungen und Flüche erschallen, die in allen Sprachen des osmanischen Reiches angesetzt werden. Dumpfe Wehklagen und furchtbares Geschrei lassen dem Widerhall nicht einen Augenblick Ruhe. Vom Morgen bis zur Nacht, und von der Nacht bis zum Morgen wird das Ohr von dem Klirren der Ketten betäubt, welche die Galereen-Sklaven in ihren Fesseln tragen, und selbst bei ihrer harten Arbeit nachschleppen. Zwei und zwei zusammengeschmiedet auf Lebens-Zeit, werden sie, wenn einer seiner Leiden erliegt, auch nach dem Tode nicht getrennt, und Derjenige, der zu längerem Leben verurtheilt ist, muß den Leichnam seines Gefährten hinter sich herziehen. Ueberall wobin das Auge sich wendet, erblickt es das Schauspiel gräßlicher Strafen und unbeschreiblicher Leiden. Hier sieht man vielleicht einen Glenden, dem die erseizten Glieder ihren Dienst versagen, mitten in der Arbeit inne halten, und, gleichsam schon unempfindlich, den Streichen trotzen, die sein Fleisch zerreißen, ganz unbeweglich den letzten Gnadenstoß erwartend, der seinen Jammer enden soll; dort erblickt man seinen Leidensgenossen, der vor Wuth schäumend, verzweilungsvoll an sich selbst gewaltthätige Hand legt, die zerzausten Haare anräuht, die blutende Brust zerreißt, und die Stirn an den Kerkermauern zu zerschellen sucht.

Flucht ist fast unmöglich, und es ist schon gefährlich, diese Mauern nur anzusehen. Schon dem Verdachte eines Anschlages zur Flucht aus diesem Gefängnisse folgt die härteste Strafe, und die Ausführung ist unmöglich. Wäre es einem sogar gelungen, über alle Hindernisse, alle Schranken, alle Schildwachen hinaus-zukommen, wäre er selbst mitten in der Stadt, doch wäre er dann nicht sicher gegen jede Nachforschung, mitten in ihrem undurchdringlichen Strudel; er hätte dennoch nichts gewonnen, und wäre seiner Befreiung nicht einen Schritt näher gerückt. Viele Gefangene im Bagno, die Angehörige in der Stadt haben, genießen nach der Flucht eines Gefangenen unbeschränkte Freiheit, auszugehen, unter der ausdrücklichen Bedingung, die Entronnenen zurückzubringen, oder an ihre Stelle zu treten. Die thätigsten und wachsamsten Kundschaft-

ter stellen sie gerade da an, wo man am sichersten vor aller Entdeckung zu seyn glaubt, und die Leiden der Unglücklichen, deren Versuch zur Flucht die Wachsamkeit dieser Menschen vereitelte, werden so grausam geschärft, daß man alle Hoffnung auf eine andere Befreiung vom Tode verloren haben muß, ehe man auf eine so tollkühne Art die Freiheit zu erlangen sucht.

Die Winnebago's.

Die Winnebago's, eine der kriegslustigsten, wildesten Völkerschaften Nordamerikas, zogen sich nach und nach in das Innere des Landes zurück, nach Maafgabe, wie die Engländer von den Küsten gegen das Innere vordrangen. — Seit aber die Vereinigten Staaten in Folge ihrer Machtzunahme sich noch immer weiter gegen und in die Urwälder des Wests ausdehnten, wichen die Winnebago's ebenfalls noch weiter zurück, jedoch nicht ohne blutige Kämpfe und Streit um jeden Fuß breit Landes, den sie der Civilisation überlassen mußten. Ungeachtet aber der beständigen Niederlagen, bildeten sie sich immer noch ein, sie wären die erste und mächtigste Nation der Erde, und um diesen Dunkel zu demüthigen, lud sie die amerikanische Regierung ein, eine Gesandtschaft nach Washington abzuschicken.

Diese Deputation bestand aus fünfzehn indischen Häuptlingen, deren Haupt, Naw-Naw, 94 Jahr alt war, was ihn jedoch nicht hinderte, die Reise anzutreten. Er hatte sein Leben in beständigen Kämpfen gegen die Weißen zugebracht, und redete von ihnen nur mit der entschiedensten Verachtung. Angelangt in New-York, ward die hohe Meinung dieser Wilden von sich selber etwas herabgestimmt beim Anblick der Bauwerke, der Dampfschiffe, welche man vor ihnen manöuvriren ließ, und aller der Staats- und öffentlichen Anstalten in dieser Stadt. Der alte Naw-Naw sagte zu seinen Gefährten: „Hört mal, Jungs! keinen Streit weiter mit diesen bleichen Gesichtern! Sie sind stärker, als wir.“ Dieser Häuptling ist bei seinen Jahren noch äußerst rüstig, eine berulische Gestalt und stolzen Aussehens. Seine kupferfarbige Haut, und das Bewußtseyn seiner körperlichen Kraft verleihen seinem Antlitze einen gewissen Ausdruck des Schreckbaren. — Er erkannte unter der Menge der Zuschauer den General Harrison, den er in der Schlacht von Tippecanoe gesehen hatte. Um das Erstaunen der Indianer aufs Höchste zu steigern, führte man sie in die Nähe einer verdeckten Batterie, und feuerte sämtliches Geschütz auf einmal los, im Augenblick, da sich dessen die Wilden am wenigsten versahen. Dieser furchtbare Knall erschreckte sie nicht, im Gegentheil, sie complimentirten die Offiziere, welche sie begleiteten, für die ihnen so bereitete angenehme Ueberraschung.

Unter anderen Festlichkeiten, ihnen zu Ehren und Unterhaltung veranstaltet, führte man sie auch ins Theater, wo des Tages „die Sonnenjungfrau“ (von Kogebue, ins-Englische übersetzt) gegeben wurde. Sie

konnten sich nicht enthalten, ihre Freude laut werden zu lassen, beim Anblick der indischen Personagen auf der Bühne, welche sie als ihre Landsleute begrüßten. Am andern Tag waren sie bei einer Luftfahrt gegenwärtig, worüber sie sich nicht wenig verwunderten.

Angelant in der Hauptstadt, wurden sie dem Präsidenten Adams vorgestellt. Kaw-Kaw führte das Wort, indem er dem Präsidenten das Calumet (die Friedenspfeife) überreichte. Die Rede, nach jeder Phrase von einem Dolmetscher übersetzt, lautete ungefähr wie folgt:

„Vater, es freut mich Dich zu sehen, und ich reiche Dir zum Zeichen der Freundschaft die Hand.“

„Vater, zwischen uns war eine Wolke aufgestiegen, und ein langer Weg trennte uns von einander. Man sagte zu mir: Die Wolke wird sich in Hagel verwandeln, die Straße wird ungangbar, aber jetzt, da ich Dich sehe, bin ich voll Freude und Vergnügen.“

„Vater, man sagte, die rothen Männer würden den langen Weg nicht zurücklegen können; ich habe es aber zu thun versucht, obwohl er lang ist, wie der, welcher rund um die Welt führt zu dem großen Geiste.“

„Vater, ich habe Dein Haus gesehen, und habe es bewundert; es ist schön und weiß.“

„Vater, wir haben vom großen Geiste eine Pflanze erhalten, die ist köstlich zu rauchen. Sie ist in diesem Calumet, und ich reiche sie Dir zum Zeichen des Friedens mit den Kindern des großen Geistes, den Winebagos.“

„Vater, man versicherte mich, Dein Herz sey schwarz; das ist nicht wahr! Ich bin so alt wie Du; meine Rede ist kurz!“

Ein junger Winebago zündete nun die Pfeife an, und der alte Kaw-Kaw, sein Gesicht in so freundliche Züge legend, als es ihm möglich war, bot sie dem Präsidenten. Alle Anwesenden thaten der Reihe nach einen Zug daraus zum Zeichen des Bundes. Ihre Freude darüber machte sich in einem lauten rauhen Rufe kund, der viel Ähnlichkeit mit dem Gebrüll eines Löwen hatte.

Da nahm endlich der Präsident das Wort, „Betrachtet,“ sprach er, „den Himmel über uns, kein Wölkchen ist sichtbar; die Sonne strahlt heiter, zum Zeichen, daß der große Geist sich freuet ob unserem Bunde. Ich wünsche, der große Geist möge Euch glückliche Rückkehr zu den Wohnungen Eurer Väter anweisen lassen. Dieses Calumet will ich zum Zeichen unseres Bundes behalten, wenn Ihr heimgekehrt seyd, und wenn in der Folge Jemand kommt und mir sagt, daß Ihr feindlich gegen mich aufgestanden, so werde ich sagen: es ist nicht wahr! denn ich habe das Calumet geraucht mit den Häuptern der Winebagos.“

Die Winebagos, denen diese Rede Stelle für Stelle übersetzt wurde, hörten sie mit gesenktem Haupt an, und stießen bei jeder Phrase zum Zeichen des

Beifalls einen Kehlenlaut aus; am Ende aber schieden sich Alle mit einem Gebrüll, das die Anwesenden in Schrecken versetzte; es war der Ausdruck ihrer Zufriedenheit mit dem eben geschlossenen Bündniß.

Wie man sich in England in Mißheirathen fügt.

Lord N. hatte zwei Töchter von seiner verstorbenen Gemahlin, welche durch Schönheit und Verstand allgemeine Bewunderung erhielten. Er liebte die zweite vorzüglich wegen ihres edlen Herzens und der großen Anhänglichkeit, welche sie ihm bei allen Gelegenheiten bewies. — Nach einer Reise von zwei Tagen nach Hause zurückgekehrt, fiel ihm der niedergeschlagene Blick seiner Erstgeborenen auf. Dieser schien ihm Unheil zu verkündigen. Aengstlich fragte er, ob ihre jüngere Schwester krank sey? Sie verneinte es seufzend. Er drang weiter in sie, und erfuhr, daß seine Lieblichstochter während dieser kurzen Abwesenheit sich mit seinem Secretär verheirathet habe.

Nie hatte er die leiseste Ahnung gehegt, daß Beide ein Liebesverständnis angeknüpft hätten. Das nur mußte ihm bei dieser Nachricht deutlich vorschweben, daß dieses Verständnis im Dunkel des Geheimnisses entstanden und genährt worden sey, und daß seine Tochter seine Abwesenheit benutzte, um einen Plan auszuführen, wozu er, darum gebeten, nie würde eingewilligt haben.

Seine schönsten Hoffnungen, und die längst genährte Idee, durch die Verbindung seiner Tochter mit dem Sohne eines Mächtigen und Reichen, Einfluß und Lebensglück zu erhöhen, lagen schmählich zertrümmert zu Boden. Die Entdeckerin der Hiobsnachricht las in dem finstern Blick des Vaters, daß eine Fürbitte für die Schwester jetzt fruchtlos seyn werde.

Der Lord ging zornig im Zimmer umher, indem er ausrief: „sie hätte es wohl besser machen können.“ Oft wiederholte er diesen Ausruf, doch konnte man in diesem Refrain bald das Fallen der ersten Aufregung erkennen. Endlich blieb er stehen, legte die Hand auf die Stirn, und sagte: „Ja sie hätte es auch noch schlimmer machen können.“ Nun ließ er gleich das junge Ehepaar vor sich kommen, welches knieend und weinend seine Verzeihung anflehte, die er vorher ihm schon zugedacht hatte — Diese wurde nicht nur herzlich zugesichert, sondern auch das junge Ehepaar unter der Bedingung zur Tafel geladen, daß von der Sache künftig keine Rede mehr seyn solle. Diese Gesichte machte in der Umgebung, wo sie sich ereignete, nicht das geringste Aufsehen. Man fand allgemein den Ausgang gewöhnlich, auch vernünftig, über das Geschehene, welches nicht mehr zu ändern ist, sich nicht zu betrüben. Keinem fiel es ein, daß die Heirath eines Plebejers mit der Tochter eines Lords durch eine nachfolgende Standes-Erhöhung erst legitim werden müsse.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 18. May 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 20.

(Eingefandt.)

Das Unterba(Nr. 18)ltungsblatt schloß, nachdem es uns auf eine sehr angenehme Weise über Konstantinopel und seine Umgebung unterhalten hat, mit den Betrachtungen über die Zukunft dieser türkischen Hauptstadt. — Wir sehen demnach im Geiste schon unsere Wünsche verwirklicht, die Türken nämlich aus Europa verjagt, und aus den mit Blut getränkten Trümmerhaufen Konstantinopels recht bald ein neues, wahrscheinlich Nicolanopel erstehen, das nicht nur schnell das alte Bizanz; so wie das verschwundene Konstantinopel durch Größe, Pracht und Wichtigkeit noch überreffen, sondern selbst über jede andere Hauptstadt der Welt hervorragten dürfte. —

Die Möchlichkeit zu allen dem Gesagten ist allerdings vorhanden; aber, aber! wir können leider unser trauriges Ahnungsgefühl nicht unterdrücken; wir glauben nicht, daß die frommen Wünsche von Millionen von Menschen in Erfüllung gehen werden. Ja, klieben die andern Kabinette Europas müßige Zuschauer bei dem Kampfe der beiden Mächte, so dürfte sich kein Zweifel in uns regen, daß es nicht Rußland gelingen werde, den so gebasteten Feind nach Asien hinüber zu jagen; dem ist aber nicht so, und wir glauben, daß ehe noch Rußlands siegreiche Heere die Hälfte der Schwierigkeiten und des Weges zur türkischen Hauptstadt, vom Balkan oder von Varna aus längst der Meeresküste, überwunden haben werden, der Türken alter treuer Allürter, England, sein verderbliches Spiel entwickeln dürfte. — Dann Wehe Rußland und seiner hochherrigen Heldenhaare! Von zwei starken Flotten, die jede nur 15,000 Mann Landungsgruppen zu führen braucht, an verschiedenen Punkten angegriffen, muß Rußland bald seine blutig errungenen Lorbeern fallen lassen.

Die eine der englischen Flotten operirt im mitteländischen Meere zuerst. Sie wird dort die russische vernichten, dann durch die Dardanellen und die Meerenge von Konstantinopel in das schwarze Meer laufen, alle russische Transportschiffe daselbst wegnehmen oder in Grund bohren, Odessa und alle Waffenplätze an der

Küste verbrennen und Rußlands vorgedrungene Heere, in dem verwüsteten Lande, in die schrecklichste Lage versetzen.

Während diese Flotte hier diese traurigen Resultate erzielt, dringt die andere durch den Sund in die Ostsee und richtet dort an den Küsten des russischen Reiches ähnliche Verheerungen an. Petersburg selbst hat das Schicksal Kopenhagens im Jahr 1807 zu gewärtigen.

Rußland scheint das Gefährvolle seiner Lage, sobald England sich für die Türkei erklärt, zu fühlen, und sucht im Norden treue Verbündete, deren Stärke mehr in der Marine als in der Landmacht beruht, sich zu verschaffen. Möge es ihm gelingen! Auf allen Werften des schwarzen Meeres läßt es thätig arbeiten, um seine Seemacht zu verstärken; doch dürfte diese nimmer so mächtig werden, um Englands Flotte kräftig entgegengestellt werden zu können.

In dieser kritischen Lage steht Rußland ein Rettungsversuch offen. Es muß seine Flotte im Mittelmeere schnell concentriren; diese darf sich mit der Blockade der Dardanellen nicht mehr begnügen, sondern sie muß, — es koste was da wolle, den Durchgang in das Meer von Marmora forciren und sich vor Konstantinopel aufstellen. Daß dies nicht unmöglich sey, hat der englische Admiral Duckworth im Januar 1807 schon bewiesen. Der Schreck, den ein solches Unternehmen auf die Türken machen müßte, läßt sich vorausehen. Gleichzeitig müßte derselbe noch durch eine Landung von Truppen vom schwarzen Meere aus, bei Fanaraki verstärkt werden. Man darf nicht Zeit versäumen, und die Einwohner zur Besinnung kommen lassen, sondern muß sofort mit einer wenigstens 24 Stunden anhaltenden Kanonade den Schritt zu einem möglichst günstigen schnellen Frieden einleiten, der, zur passenden Zeit vorgeschlagen, von Mahmud gewiß nicht abgeschlagen werden darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, durch die unzufriedene, jetzt schon an Lebensbedürftigen Mangel leidende*) Volksmenge umzukom-

*) Indessen scheint den letzten Nachrichten aus Konstantinopel zufolge von dieser Seite, vorderhand wenigstens nichts mehr zu besorgen zu seyn.
A. d. R.

men. — Führte dieser Schlag aber nicht zu dem erwünschten Ziele, und würde die Flotte durch die Annäherung der englischen gezwungen, ihre strenge Blockade aufzugeben, so muß sie in das schwarze Meer laufen, hier sich möglichst verstärken, vor der Meerenge von Konstantinopel aufstellen und das Einlaufen der englischen Flotte in dieses Meer zu verhindern suchen. Auf diese Art hat sie das übrige gethan, und ist für Rußland noch nicht verloren; während, wenn sie länger noch im Mittelmeere verweilt, sie keinen andern Nachruhm zu hinterlassen haben wird, als etwa den eines heroischen Unterganges. — Nichts mehr bleibt auch der im schwarzen Meere übrig.

Frankreich wird bei diesem Trauerspiele, (wenn es nicht mit England sich verbündet,) neutral bleiben und sich nur an der Erfüllung des Vertrages vom 6. July halten.

Ueber Oestreichs Politik wollen wir uns nicht äußern; doch glauben wir, daß Rußland am wenigsten sich derselben erfreuen dürfte.

Preußen, so mächtig und stark es ist, ist zu entfernt vom Schauplatz, auch keine Seemacht, wird mithin neutral bleiben, wenn gleich im Herzen theilnehmend an Rußlands Waffenthaten, insofern sie die Vertreibung der Barbaren zum Ziele haben.

Gelingt es Rußland, Dänemark und Schweden für sich zu gewinnen, so dürfte die vereinigte Marine dieser Mächte hinreichen, das Einlaufen der englischen Flotte in die Ostsee zu hemmen.

Ein allgemeiner Krieg zu Lande ist daher nicht zu fürchten; doch dürfte ein großer Theil der Seemächte leicht darin verwickelt werden.

Im Uebrigen ist bei allem dem Griechenlands Geschick gesichert. England wird, indem es seinen alten treuen Allirten auf der einen Seite aus der Klemme reißt, aus Nationalstolz schon anderseits sein eigenes Gebände, zu welchem es unter der Maske der Menschlichkeit zuerst den Grundstein legte, nicht wieder zertrümmern wollen. Doch ist dann zu bezweifeln, ob der Präsident Capo d'Istria noch ferner die Interessen Griechenlands leiten werde, da er an Rußland, durch die Bande der Dankbarkeit, als zu sehr gefesselt erscheinen dürfte.

Mögen unsre Besorgnisse im Wesentlichen ein leeres Hirngespinnst seyn, und dagegen die Wünsche von beinahe ganz Europa, in die wir von Herzen einstimmten, in Erfüllung gehen! —

Reiseabenteuer.

Die Reise-Gelegenheit.

Keine Familien-Ähnlichkeit ist sprechender als die der Landkutschen, wie sie auf unsern staubigen Chaussees die Welt nach allen Richtungen durchziehen. Ein solcher Wagen ist ein halb aus Leder halb aus Holz aufgeführtes Gebände mit kleinen Kirchenfenstern, welches volle Freiheit zu beliebigen Pendel-, Schwin-

gungen zwischen vier sogenannten Federn genießt, die, ihre Köpfe einmüthig zusammen steckend, Ansprüche auf einen Platz im Innern zu machen scheinen. Zu diesem Innern, welches mit rothem Manchester prachvoll ausgeschlagen ist, gelangt man auf einer langen eisernen Treppe oder Leiter. Es enthält gewöhnlich nicht viel mehr Passagiere als hinein können: etwa eine Frau mit drei bis vier Kindern, wovon eins an der Brust liegt und die andern den Husten haben; einen Juden im Schafpelz; ein Paar Primaner, welche ihr Glück bei des Rectors Stubenmädchen rühmen und viel vaterländischen Tabak rauchen; oder einen Ladediener, welcher großartige Ansichten in der Diplomatie entwickelt, und von den Nachstellungen der Opern-Tänzerinnen zu leiden gehabt hat; einen Dorf-Schulmeister endlich, der durch beharrliches Schweigen imponirt und einen dicken Bier-brauer, den man anstaunt, wie die Garnwinden in den Nürnberger Flaschen, man begreift nicht, wie sie in ihr Gehäuse hinein gekommen sind. — Hinten auf einem geräumigen Perron ist eine Welt von Kasten, Mantelfäcken, Koffern, Schachteln, Paleten, Futteralen, Tornistern und Bündeln mit Stricken so gut vereint, daß wenigstens der Kutscher es für ganz unmöglich erklärt, so oft etwas verloren gegangen ist. So viel verschiedenartige Elemente fortzubringen, das ist die Aufgabe zweier Pferde, hungrig genug aussehend, um von ihnen zu erwarten, daß sie den Weg im Lauf verschlingen werden, wozu sie sich durch mehr-jähriges halbes Fasten vorbereitet zu haben scheinen. Fügt man hierzu noch die Theerkanne, Fourage auf acht Tage, eine Thür, die trotz aller Vorstellungen, bei jedem Stoß anliegt, vier Räder, die, von der Kreisform bedeutend in die der Ellipse hinüberstreichend, dem Wagen eine abentheuerliche Gang-Art angewöhnt haben, endlich die höchste Beweglichkeit aller einzelnen Theile, so hat man, was in der Sprache des Fuhrherrn „eine anständige Equipage“ heißt, in welcher man „ganz allein“ fährt, „mit einem schönen Fräulein und einigen vornehmen Herren“. — Wer mit einer solchen Maschine Reisen unternommen, leistet gewöhnlich den Schwur, das Schicksal nie auf's Neue so zu versuchen, und doch ist man immer wieder in dem Fall, sich ihrer zu bedienen.

Als mein Kutscher, zwei Stunden später, als er versprochen, mich abholte, war es noch völlig finster. Die kleine Garnison im Wagen bemerkte nicht sobald, daß sie noch um ein Individuum vermehrt werden sollte, als eine allgemeine Rebellion unter ihr ausbrach. In der That war der Platz, welcher mir auf dem Rücksitz zugedacht war, auf eine Taille berechnet, wie man sie nur noch auf alten Gemälden findet. Mir blieb indeß keine Wahl, und ich beschloß, bei einiger Kenntniß der Mechanik, die Theorie des Keils in Anwendung zu bringen. Indem ich mich hoch oben zwischen Wand und Nachbar einschob, und sodann der allgemeinen Naturkraft der Schwere das Weitere überließ, glitt oder quetschte ich mich auf den Sitz hinab; nicht ohne einen Theil der Mäntel und Kleider meines Nachbarns mit hinunter zu nehmen, welcher ein verhaltenes Gewinsel im jüdischen Dialekt anhub. Wir saßen jetzt

so fest, daß es einem Einzelnen für sich unmöglich gewesen wäre, aufzustehen; dies Unternehmen konnte fortan nur gleichzeitig von allen ausgeführt werden. Ein ungeheurer Fußsack, die Ausbeute einer ganzen Bärenjagd, hinderte, die Beine von sich zu strecken, und eben so unmöglich war es, den Kopf gerade aufzurichten. Die allgemeine Wehklage und die gelinden Flüche, in welchen ein Theil der kleinen Gesellschaft ihrem bedrängten Herzen Luft zu machen suchte, gingen aber unter in dem entsetzlichen Geflapper aller Stücke des Wagens, welcher die wunderlichsten Schwünge auf dem holprigen Steinpflaster vollführte. — Es ist indeß eine allgemeine Eigenschaft dieser Kutschen, daß sie sich im Fahren erweitern, und bald saßen Alle, wenn nicht gut, doch leidlich; und das ist auch der Grund, weshalb es dem Fuhrman unterwegß nie an Platz fehlt, noch ein Fäßchen Butter oder einen guten Freund mitzunehmen.

Die Art, wie ich mich einzuführen genöthigt gewesen, ermunterte mich nicht, das allgemeine Schweigen zu brechen, als wir im Sande langsam dahin rollten. Dieses Schweigen und die Dunkelheit eines November-Morgens verhinderte mich, auf den Charakter meiner Reisegefährten zu schließen und nur das allseitige Schnarchen konnte mich auf einige Vermuthungen leiten.

Neben mir schnarchte der, welcher bei dem Einsteigen sich in dem ersten Laut als Jude kund gegeben, erst langsam, dann schneller und lauter, bis er durch ein geräuschvolles Deffnen des Mundes seinen Lungen zu Hülfe kam. — In der Ecke ertönte eine kühne Nase um eine volle Oktave tiefer als alle übrigen, aber ruhig und taktfest. Es war der Ton der großen hölzernen Pfeifen in der Orgel, welche nur noch achtzehn Schwingungen in der Sekunde vollbringt und erst im Zusammenklang mit den übrigen Tönen recht kenntlich wird. Dies ist ein Mann von Bedeutung, dachte ich; so schrecklich schnarcht Niemand, der fürchten muß, Andere zu belästigen. Ohne Zweifel gehört dies Riech- und Schnarch-Apparat einem Mann, der den ersten Platz in seiner Umgebung einnimmt, wenn auch seine Umgebung den * a Platz einnimmt. — Ein leises Athmen mir gegenüber verräth offenbar ein Frauenzimmer; ein vierter Bewohner unserer Arche schnarchte so bedeutungslos, daß sich auf seinen Charakter gar nicht schließen ließ und ein Fünfter schnarchte gar nicht. Er war vielmehr in beständiger Thätigkeit. „Ein schöner Herbstmorgen!“ begann er, ohne daß Jemand geantwortet hätte; „die Sonne muß bald aufgehen!“ — Alles blieb stumm wie vorher. Viele, obschon fruchtlose Versuche schreckten den sprechlustigen Herrn indeß nicht ab. Bald läßt er seine Uhr repetiren, dann fährt er mit dem Kopf zum Wagen hinaus, jetzt pfeift er ein Liedchen, gleich darauf zieht er sein Schnupftuch, verliert dabei die Handschuh, sucht sie unter den Füßen seiner Nachbarn, bittet tausend Mal um Verzeihung und drückt sich in die Ecke, um im nächsten Augenblick aus dem kleinen Fenster hinter sich zu schauen. Auch von diesem konnte ich mir kein bestimmtes Bild entwerfen; die Klasse solcher Reisenden ist zu groß.

Was mich betrifft, so vervollständigte ich das mehrstimmige Konzert, indem ich bald meinerseits fest einschloß.

Das Signalement.

Als ich erwachte, fiel mein Blick in den blauen Himmel eines solchen Augenpaars, daß ich einen Augenblick wie erstarrt sitzen blieb, denn ich war von je ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts, besonders wenn es schön ist. Mechanisch fuhrn sodann meine Finger durch die Haare, und nach der Mühe, welche eine eigene mächtige Schwenkung vollführt hatte, wurde durch der Schirm nach hinten gerathen war. Nachdem endlich auch das Halstuch in Ordnung gebracht, wagte ich einen „Guten Morgen!“ welcher freundlich erwidert wurde.

Der sprechlustige Herr war bereits in vollem Zuge, eine Geschichte zu erzählen. Er war Einer von denen, welche, so oft es ihnen gelingt, das Wort an sich zu reißen, diese Usurpation mit wahrer Grausamkeit benutzen. Sie machen ungeheure Zurüstungen, ziehen zahllose fremdartige Umstände in die Einleitung und spielen jederzeit die Hauptfigur in der Erzählung. — Die natürliche Freiheitsliebe kämpft bei den Angeredeten einen schrecklichen Kampf mit der Höflichkeit; der Abfall eines Zuhörers nach dem andern stört aber den unbarmherzigen Erzähler nicht, die Aufmerksamkeit des letzten übrigen wird beim Kopfe fest gehalten. Der unruhige Reisende war also, als ich erwachte, schon mitten im Vortrag. Der Fährst, welcher ihn angelächelt, der General, der ihn um Platz gefragt und das schöne Fräulein, das ihn durchaus in ein Geheimniß ziehen gewollt, hatten bereits, wiewohl nichts zur Sache gehöriges, gesprochen.

„Sehen Sie“, fuhr er, zu dem Unbedeutenden gewendet, fort — denn an diesen richtete er sich vorzüglich, weil er mit offenem Munde dasaß und nie veräumte, ein: „Das gesteh' ich!“ oder: „Ist es möglich!“ am rechten Ort anzubringen — „Sehen Sie, als ich gestern nach F — komme, da erzählt mir der Wirth im blauen Mond — es ist der beste Gasthof, meine Herren, ich logiere immer dort, der Wirth ist ein guter Mensch, ein Bißchen dumm — nun lieber Gott! — ich treibe so meinen Scherz mit ihm; da berichtet mir der Wirth, oder war's seine hübsche Tochter, die sich immer mit mir necken muß, kurz man meldet mir, daß der Mörder, anstatt sich hängen oder rädern zu lassen, in der Nacht vorher auf eine unbegreifliche Weise entsprungen ist. Der Magistrat setzt eine Belohnung von 500 Gulden —.“ — „Fünfhundert Gulden?“ schrie mein Nachbar, „Conventions-Geld wahrscheinlich, nun — wie die Lufedors heuer stehen, 27 $\frac{3}{4}$ und —.“ — „Fünfhundert Gulden!“ fuhr der Erzähler unwillig fort; „und das Seltsame ist, daß man den Menschen gestern noch gesehen haben will, und behauptet, er werde heute dieselbe Tour wie wir nach B. machen. Nun ich wünsche, daß er mir nicht in den Bursf kommt; das Signalement bezeichnet ihn deutlich. Es würde mir leid seyn, das Leben eines Menschen zu opfern, allein meine Pflicht als Staatsbürger und mein Verhältniß zum

Ober-Präsidenten — „Und die 500 Gulden!“ schaltete der Bekenner der mosaischen Lehre ein.

Der rastlose Reisende hatte bereits die Zeitung und den Artikel gefunden. „Dickes, lockiges, schwarzes Haar“, las er, „eine große gebogene Nase.“ — Der tiefe Bass des noch immer schnarchenden Reisenden zog hier durch eine erklärliche Ideen-Verbindung den Blick des Vorlesers auf sich. Ein großer Gedanke schien in ihm aufzutauchen. Er verglich die folgenden Punkte mit steigendem Interesse an dem Schlafenden, und wirklich stimmten sie wunderbar. Das Haar ließ sich freilich nicht sehen wegen einer Pelzmütze; aber die Nase war da und hatte die geforderten Dimensionen. — „Der Mund groß“; wahrscheinlich wenn er geöffnet war. „Gesichtsfarbe roth“; besonders bei'm Schein der Morgensonne. „Ein Haal auf der Oberlippe“ war unter einem großen Bart versteckt, der ohne Zweifel falsch war, denn er stand nicht im Signalement. „Augen blau“; war wegen der Augenslieder nicht bestimmt zu entscheiden. „Augenbraunen schwarz“ — Alles richtig. Mit einem Wort, der Mörder saß mit uns im Wagen, nur daß bis jetzt einzig der Scharfblick des unruhigen Herrn ihn entdeckt. — Mit leiser, gedämpfter Stimme und wichtiger Miene sprach er: „Meine Herren, dieser Mann —“ — Aber wie der Müller durch das Stillstehen seiner Mühle und durch das Schweigen ihres Geflappers alsbald erwacht, so schien auch der schreckliche Nachbar durch die ungewöhnliche Ruhe seines Nebenmannes in's Leben gerufen zu werden. Er schlug die Augen auf, und ein Husten erlaubte dem Staatsbürger nicht, weiter zu reden.

Mein schönes Gegenüber und ich hatten durch gleichzeitiges Lächeln bei gewissen Stellen des Gesprächs ein übereinstimmendes Urtheil verrathen, und sonach eine Art von Verhältniß unter uns angeknüpft. — „Ei, mein Herr“, rief sie fröhlich; „Sie wollen wohl ein Signalement von mir anfertigen; seitdem Sie, nach einem Schlaf, den Ihnen der Himmel erhalte, erwacht sind, haben Sie mich unverwandt an.“ — „Wenigstens würde dies Signalement anders als das eben gelesene ausfallen!“ antwortete ich, und der sprechlustige Herr machte eine unruhige Geberde. — „Nun, wie würde es denn lauten?“ — „Fordern Sie von mir, daß ich Ihnen eine Reihe von Complimenten hersagen soll? Denn wenn von Ihnen die Rede ist, nimmt die Wahrheit selbst den Charakter der Schmeichelei an. Auch würde Manches fehlen, was Sie nicht sagen würden.“ — „Warum nicht? ich will Ihnen Alles sagen!“ — „Der Name?“ — „Sophie.“ — „Charakter?“ — „Dffen!“ — „Sonst nichts?“ — „D ja! eben weil er offen ist, brauch' ich weiter nichts davon zu sagen, es kann Jeder d'rinn lesen, wenn er es sonst nur versteht!“ — „Neigung?“ — „Zu Allem, was schön ist!“ — „Stand?“ — „Ich bin nicht von Stande!“ — „Zweck der Reise?“ — „Einen Freund suchen, von dem ich glaube, daß ich ihn unterwegs finden werde!“ sagte sie, und sah mich mit den klaren blauen Augen so frei und fröhlich an, daß mir fast die Sinne vergingen. — Ich schwieg überrascht. War das

Unbefangenheit oder Koketterie? In der That, ich mußte dem schönen Mädchen sehr gefallen, oder sehr gleichgültig seyn — so offen gegen mich zu verfahren!

Unter dessen hatte sich der Rastlose zu einem neuen süßnen Angriff auf den verdächtigen Bassisten gesammelt. — „Mein Herr!“ sprach er sehr ernst und im Ton eines Vorgesetzten; „Sie waren in F.“ — „Um!“ bejahte der Andere nachlässig, ohne aufzublicken. — „Sie haben dort eine Zeitlang ge — gewohnt, oder doch zugebracht?“ — „Ja!“ — „Und verließen F. gestern?“ — „Ja!“ — „Ganz gut, mein Herr!“ entgegnete eifrig der durch so viel Gleichmuth entrüstete Frager; „sehr gut, aber ich fürchte, Sie werden Hindernisse auf Ihrer Reise finden. Es thut mir leid, aber —“ — Der Angeredete richtete den Kopf auf, drehte sich dann langsam gegen den Rastlosen um, sah ihm eine Weile so starr in's Gesicht, daß dieser in dem ganzen Wagen keinen Platz mehr fand, wohin er seine Augen werfen konnte, und fragte dann in tiefem ruhigen Bass: „Was sagen Sie?“ — „Ich meine“, stotterte der Andere, „die Pässe — man ist sehr streng, sehr, mein Herr, und —“ — „So!“ sagte der Verdächtige, lehnte sich in seine Ecke und schlief ein.

Unser beweglicher Freund behielt es sich aber vor, in dem kleinen Städtchen, wo wir zu Mittag essen wollten, die Sache zur Entscheidung zu bringen; nicht unähnlich den kleinen Hunden, welche zwar sogleich davon laufen, wenn man ihnen die Stirn zeigt, aber auch gleich laut bellend wiederkehren. Gestärkt durch den Anblick des stämmigen Birthe's und einiger Bürger beschloß er, das Verhör weiter fortzusetzen.

„Da Sie, mein Herr! dessen Namen, Stand und Verhältnisse uns Allen völlig unbekannt sind, in F. waren, so sind Sie ohne Zweifel von der Geschichte eines gewissen Mörders“ (er betonte diese Rede sehr bedeutungsvoll) „eines gewissen Mörders unterrichtet, der gestern gehängt werden sollte?“ — Der Befragte, welcher sehr mit seiner Suppe beschäftigt schien, nahm nicht die mindeste Kenntniß von dieser Anrede, was den schatfsichtigen Frager mit Recht böchlichst in seinem Verdacht bestärkte. — „Sie würd' in die Gesellschaft äußerst verbinden, wenn Sie uns was Näheres mittheilen wollten, denn ich darf behaupten, daß sie sehr genau unterrichtet sind!“ — Der Angeredete sah den Zudringlichen einen Augenblick mit stummer Verwunderung an, fuhr aber sogleich fort, mit großer Thätigkeit zu essen. — „Freilich scheint es, daß diese Geschichte Ihnen unangenehm ist, Sie schmerzlich verlegt; daß gewisse Umstände, besondere Verhältnisse ein eigenes Zusammentreffen —“ — Er blickte uns der Reihe nach an, um unsere Bestimmung und Anerkennung seines Scharfsinns zu lesen. — „Hol' der Teufel den Schöps!“ rief der Verdächtige, und ergriff ein großes Messer. Der Inquisitor fuhr blickschnell in die Höhe und wollte um Hülfe schreien, als er bemerkte, daß der Bassist diesmal nur eine Schüssel von sich gewiesen, um sich über einen Schinken her zu machen, dem er in der That durch Stiche und Schlitze mörderisch mitspielte.

(Fortsetzung folgt)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 25. May 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 21.

D'Connell.

Das New-Monthly-Magazine enthält in seiner neuesten Nummer einen schön geschriebenen Bericht über eine Reise durch England und Irland, aus dem folgende Episode nicht ohne Interesse für das deutsche Publikum seyn dürfte:

Der Reisende, ein Gentleman aus London, wie es scheint, verweilte in einem kleinen Dorfe in Warwickshire und erzählt: „Die Stille, in der Alles um mich lag, wurde plötzlich durch einen herannahenden Wagen unterbrechen, der große Staubwolken nach sich wälzte. Es war eine, mit vier Pferden bespannte, mit reisender Schnelle eüber rollende Postkutsche. Die Pferde flogen mehr als sie liefen. Vor dem Wirthshause, in dem ich mich befand, machte man Halt; die Kutschenthüre öffnete sich, ein Mann, mit Bewegungen so bestig wie seine Reife, und mit einer Stimme, so barsch wie seine Bewegungen, schwang sich heraus:

„Schnell, frische Pferde!“

Im Tone des Mannes lag mehr Gebieterisches als eigentliche Ungeduld. Er blieb stehen, die eine Hand in der Seitentasche, die andere in der Weste vergraben. Er mochte fünf Fuß, acht bis zehn Zoll groß seyn, seine Schultern waren breit, seine Beine stark, sein Muskelsystem kräftig ausgesprochen. Ich musterte ihn aufmerksam; wie er da stand, nachlässig, fast unordentlich in der Kleidung, hätte er für den Pinsel eines Titian oder Vandyl keinen unwürdigen Gegenstand abgegeben. Die leichte, auf das Hinterhaupt gedrückte, Samtmütze ließ mich eine schön entwickelte Stirn, das untrügliche Zeichen bedeutender Geistesfähigkeiten sehen. Waren seine Augen blaßblau oder grün, ich weiß es nicht. Sein Teint war gelblich und etwas weiß. Die Unruhe der Geschäfte, Arbeit am Schreibtische, oder Seelenkummer, schienen die Frische der Gesundheit von seinen Wangen abgestreift zu haben. In den Mundwinkeln verbarg sich, oder offenbarte sich viel mehr dem Beobachter der Ausdruck bitterer Satyre. Sein ganzes Wesen sprach Stärke und Festigkeit aus. Nacken und Brust waren breit, der Kopf stark. In-

dessen lag in seiner männlichen Physiognomie weder Dusterheit noch Strenge. Das Bewußtseyn einer Kraft, die in ihrem Ausdrucke nichts Unruhiges hat, zeigte sich rein und offen. Seine, weder nach den Griechen noch nach den Römern modellgerechte Nase, hatte die Vorzüge, die Cromwell als unumgänglich nothwendig, von dem Nasen seiner Leibgardisten forderte: knochige Solidität, und imposante Masse. Man weiß, daß Cromwell, der sogenannte glorreiche Empörer, nach Lord Byron, mit mehr als einer Gattung von Heuchelei mehr als eine Gattung von Aberglauben vereinigte, und von einer stattlichen Nase und kräftigen Lunge, auf Seelenstärke und Festigkeit schloß. Aber kehren wir zum Original dieser Skizze zurück. Von der malerischen Unordnung seiner Tracht, vom Contraste zwischen der nachdenklichen Ruhe seiner Haltung und der Nachlässigkeit, die bei seinem Anzuge vorgewaltet zu haben schien, habe ich schon gesprochen. Das lose umgebundene Halstuch hing fast auf die Brust herab, an seiner Weste war kein einziger Knopf eingeknüpft. Er trug einen Oberrock von Olivenfarbe, über und über mit Staub bedeckt, schwarze Beinkleider und schwarz war auch seine Weste. Vertieft in Betrachtungen wie er war, mit der Hand in der Brust wühlend, die Blicke zu Boden gerichtet, schien er mir eher ein General, der über den Plan zu einer neuen Schlacht brütet, als ein einfacher Reisender. Auf seiner bewölkten Stirn malte sich der Ausdruck eines Gedankenreichtums, der alle Energie auf einem einzigen Punkte vereinigt. Habe ich je bedauert, nicht malen zu können, so war es in diesem Augenblicke, wo ich gern die malerische Gestalt vor mir auf dem Papier festgehalten hätte.“

„Nun, wird es bald? — die Pferde vor!“

„Damit warf sich der Fremde wieder in die Postkutsche, die Peitsche knallte, die Räder rollten, die Kutsche fauete mit derselben Geschwindigkeit, in der sie gekommen, davon, und von Staub umwirbelt war sie bald meinen Blicken verschwunden.“

„Meine Reugier, von dem Unbekannten mehr zu wissen, war lebhaft angeregt; ich weiß nicht, welcher Typus von ungemeiner Stärke und Seelen-Energie mir

diesen Mann zu charakterisiren schien. Er hatte, so lange ich ihn sah, außer jenen wenigen Worten auch nicht eine Sylbe gesprochen, sich kaum bewegt; man hätte sagen mögen, ein Jeder habe ihm aus Instinct gehorcht. Ich eilte hinab, um nach seinem Namen zu fragen. Niemand kannte ihn. Am Abend setzte ich meinen Weg fort. Statt, nach meinem ersten Plan, nach London zu reisen, schlug ich aber einen Seitensweg ein, der mich nach einem Marktflecken führte, wo ich einen alten Freund zu finden hoffte. Es war mir angenehm, zu vernehmen, daß die Affisen hier eröffnet seyen. Die Parodie der Beredsamkeit, welche man Beredsamkeit des Gerichtssaales nennt, war von jeher ein Gegenstand von Interesse für mich. Am Tage meiner Ankunft nahm ich unter den Zuhörern Platz.

Kaum saß ich, und der Anwalt begann seine Rede, als ich dieselbe Haltung, denselben Körperbau, dieselbe Stimme wieder erkannte, die mich Tags zuvor so sehr angezogen hatten. Es war die nämliche breite Stirn, dieselbe, fast militairische Befehlshabersstimme, dasselbe bewegliche, grau schillernde Auge. Mit welcher Aufmerksamkeit hörte ich dem Redner zu! den Blick starr vor sich hingewendet, in imposanter Haltung, begann er mit zwei oder drei Worten, deren Aussprache nicht minder seltsam als seine übrige Person war. Der Irländer ließ sich nicht verkennen. Wie heißt der Advokat, der eben spricht? fragte ich meinen Nachbar.

„Es ist O'Connell.“

„Wie? O'Connell! und er ist gestern Abend erst hier angekommen?“

„Gestern Abend um elf Uhr, kaum hatte er Zeit gehabt, seine Akten durchzublätern! Stille, hören wir ihm zu!“

„Ich war ganz Ohr; O'Connell, dieser große Anführer der Katholiken, ist als Redner, weder durch Eleganz noch durch Anmuth ausgezeichnet. Das Charakteristische bei seinem Vortrage ist Heftigkeit, und stürmische Angriffe. Ein Demosthenes des Pöbels, bewegt er nach Willkür die Leidenschaften der Menge. Seine Gewalt über das gemeine Volk gleicht einer Art von Zauber, einer inwohnenden, übernatürlichen Kraft. Der emphatische Volksredner Hunt ist nichts, mit O'Connell verglichen. Die volksthümliche Energie Cobett's sogar verschwände, wenn man sie der des erstern zur Seite stellte. Die Sprache des Irländers hat mehr Adel, seine Bilder sind besser gewählt und weniger gemein, ohne daß sie darum weniger Energie hätten. O'Connells eigenthümlicher Rednerstuhl wäre der Balcon eines Pallastes, an einem öffentlichen von einer horchenden Menge erfüllten Platze. Von diesem Standpunkte aus würde er sich am Besten ausnehmen. Man würde ihn beurtheilen, wie man ein Fresco-Gemälde beurtheilt, aus der Ferne. Das Eckige seiner Gebärden, die durchdringende Rauheit seiner Stimme, würden durch die Entfernung gemildert. Seine Bestimmung ist die Rednerbühne unter dem freien Himmel. Die Natur hat ihn dazu geschaffen, in antikem Sinne ein Volkstribun zu seyn.“

Bald befanden wir uns auf dem Wege zu unserm Nachtquartier. Wir waren in einen endlosen Föhrenwald gerathen, der Mond war aufgegangen und die alten Stämme mit zackigen Ästen warfen seltsame Schatten über den Weg. Das Gespräch kam natürlich bald auf Räubergeschichten. Ich hatte mit dem Unbedeutenden den Platz gewechselt und saß neben Sophie, welche sich sanft an mich schmiegte, als die Erzählungen einen schauerlichen Charakter annahmten, wie wenn sie Schutz bei mir suchte. Es ist so süß, einen geliebten Gegenstand zu beschützen! Der unruhige Reisende war nicht ruhig, aber doch still, der Jude dagegen unruhig geworden. Er faßte in jeder Minute in eine unermessliche Rocktasche, und rückte so weit er konnte von dem Bassisten ab.

Dieser schien, je dunkler es um uns wurde, je lebhafter zu werden, und fing unaufgefordert folgendes maßen zu sprechen an: „Es war, glaub' ich, die Rede von jenem Unglücklichen, der ein Opfer der Gerechtigkeit, oder des Rächer-Amtes fallen sollte, welches der leichtgetäuschte Mensch, dem Ewigen vorgreifend, hier zu verwalten gezwungen ist. Da gewisse Umstände mich näher mit dem Schicksal dieses Mannes bekannt machten, so kann ich einigen Aufschluß geben in der

Geschichte des jungen Musikers.

Alexandre Morneville hatte seit der Revolution im französischen Heere gedient. Auf dem Zug in Egypten sah er seines Feldherrn ganze Größe und lernte ihn bewundern, er lernte ihn lieben, als Napoleon seinen eigenen Orden ihm anknüpfte. Der Held weiß am besten, den Helden zu würdigen. Morneville sah Frankreich groß und glänzend unter seinem Kaiser, er selbst lebte, ein geachteter Mann, auf seinem Landgut im südlichen Gebirge. Kein Wunder wenn er nicht begriff, wie man einem neuen Herrscher Treue schwören kann, ohne treulos zu seyn. Morneville war Einer der Ersten, welche sich dem von Elba Wiederkehrenden anschloß. Er that so entschiedene Schritte, daß er als eines der notwendigen Opfer jener Periode fiel. Er wurde erschossen. — Der Unglückliche hinterließ eine Wittve und einen einzigen Sohn. Dieser war, seiner Mutter entflohen, Zeuge von dem Tode seines Vaters. Schwankend zwischen Fliehen und Bleiben stürzt er instinktmäßig vor, als die Gewehre angeschlagen werden. Der Vater umarmt ihn noch einmal: „Constant! sey von heute an ein Mann, schütze Deine Mutter, liebe Frankreich, wie ich es geliebt.“ — Man riß den Knaben hinweg.

Dieser Tag lehrte dem Kinde zuerst das Daseyn von Gesetz und bürgerlichen Verhältnissen. Aber der Eindruck auf das kaum erwachte Gemüth war tief. Die Seele des Knaben, in welche die Gluth eines südlichen Himmels übertragen, war bisher regsam, lebhaft, mittheilend, jetzt wurde er durch einen fürchterlichen Schlag ernst, still und verschlossen.

Das Gut des Vaters war confiszirt worden, es fiel an den Sohn eines Emigranten. Weinend zog die Mutter fort, aber der Knabe blieb ruhig. „Traure nicht, Mutter, ich beschütze Dich ja!“ sprach er. — Sie wurden unter Aufsicht gestellt, die Nachbarn flohen ihren Umgang, nichts blieb der Wittwe, als ihr Constant. Ihm konnte sie die vielen Kränkungen klagen, die sie erfuhr, vor ihm konnte sie weinen, und auf ihn durfte sie mit Recht stolze Hoffnungen bauen. So lernte der Jüngling früh die Welt meiden und sie hassen. Er verschloß sich in sich selbst. Zu Holz, Gefährten aufzusuchen, von denen er glaubte, daß sie ihn verachteten, streifte er gewöhnlich Tagelang im Gebirge auf der Jagd umher, indem er Pläne für die Zukunft träumte. — Seine Wanderungen führten ihn zu einem ehemaligen Förster seines Vaters, der ihn freundlich aufnahm. Hier sah er Margot, die Tochter, ein blühendes Landmädchen mit all dem verführerischen Reiz ihrer Landsmänninnen. Sie fühlte sich zu dem schönen Jüngling hingezogen und bald betete dieser sie an mit einer Gluth, durch welche die Natur sich zu rächen schien für den langen Zwang. Seine Seele ging auf, ein neues Leben, eine neue Welt öffnete sich ihm. Er verlebte selige Tage.

Eine Reise in Angelegenheiten seiner Mutter, welche ihn unerwartet lange in Nimes zurückhielt, trennte ihn einige Wochen von Margot. Er eilt voll heißer Sehnsucht zurück, doch er findet nicht mehr die freundliche Ausnahme wie sonst; Margot ist kälter, sie sucht ihn zu vermeiden. Eine unnennbare Bitterkeit bemächtigt sich seines Gemüths; seine Gefühle hatten noch keine bestimmte Richtung, aber Eifersucht in einem Charakter wie der seinige mußte grenzenlos, mußte zerstörend seyn. Bald bekam er Licht.

Der Marquis, derselbe, welcher ihn aus seiner väterlichen Wohnung verdrängt, der Beobachter seiner und seiner Mutter Schritte, besuchte oft das Forsthaus. Er stand Constant nach in persönlichen Eigenschaften, aber er hatte Alles für sich, was Reichtum, Stand, Bildung, kurz das Glück verleihen; Vorzüge, die so mächtig auf ein schwankendes Weiberherz einwirken. In einem eleganten Wagen jagts der junge Marquis an dem einfachen Jäger vorbei, dem Forsthaus zu, und Margot war für Constant nicht zu sprechen. — Vernichtet kehrt er zurück. „Ist es gerecht“, ruft er mit finsternem Blick, „daß dieser Mensch mir Alles raubt? Hab' ich keine Rechte auf das Glück des Lebens, und gehört die Welt nur dem Begünstigten, dem Auserwählten?“ — Auf einem engen Felsenpfade, der zum Forsthaus führte, stand am folgenden Tage Constant, versunken in schmerzliche Betrachtungen. Der Marquis kam auf einem schönen Pferde daher geritten; er war allein — Freude glänzte in seinen Blicken.

„Mein Herr Marquis“, redete Constant ihn an, indem er vortrat, „ich bitte Sie, mir ein Wort zu erlauben!“ — Der Reiter stugte und hielt an. — „Sie reiten zum Forsthaus, zu Margot?“ — „Ich weiß nicht, mein Herr“, entgegnete der Andere, „wem ich Rechenschaft zu geben.“ — „Mir, Herr Marquis, mir, der Margot liebt. Ihnen ist sie ein Spielwerk,

ein Zeitvertreib, mir ist sie das Glück des Lebens; ich kenne kein anderes. Ich habe das Recht, Ihnen zu sagen, daß Sie sich freventlich zwischen uns drängen. Margot liebt mich, sie liebte mich wenigstens.“ — „Wenn dem so ist, wünsch' ich Glück!“ erwiderte beleidigt der Marquis, „und Sie werden erlauben, daß ich das meine versuche.“ — „Bei'm allmächtigen Gott! wenn Sie das leichtgläubige Mädchen verführen, so ziehe ich Sie zur blutigen Rechenschaft; — gleich jetzt, hier auf der Stelle!“ — „Mein Herr“, entgegnete stolz der Edelmann, „ich schlage einem Mann nicht gern dergleichen Anerbieten ab, indeß müssen Sie entschuldigen, wenn ich mich nicht mit jedem Vagabonden auf der Landstraße raufen mag. Drohungen sind bei mir verlorne Mühe!“ — Er wollte weiter reiten; Constant, seiner nicht mehr mächtig, vertritt ihm den Weg. Der Marquis drückt dem feurigen Ross die Sporen in die Seiten; schnaubend stürzt es vorwärts und streckt den Jäger zu Boden; wüthend rafft dieser sich auf, die Büchse knallt und der Marquis liegt durchbohrt in seinem Blut.

Was jetzt geschehen, wie Constant von dem schrecklichen Ort fortgekommen, an welchem er lange in Verzweiflung gestanden — das wußte der Unglückliche nicht. Zwei Tage später fand er sich in einer bekannten Gegend. Es war tiefe Nacht, der Sturm wüthete durch's Gebirge. Er steht vor seiner Hütte, steht Licht und tritt an das Fenster. Er erblickt seine Mutter, die auf den Knien liegt, den Kopf auf einen Stuhl gelegt, das Gesicht mit den Händen verdeckend. — Die unglückliche Frau hatte Alles erfahren. Sie betete zu Gott für ihr Kind. Da pocht es an die Scheiben, lauter als der Sturm. Sie blickt auf und sieht das bleiche entstellte Antlitz ihres Sohnes. Stumm liegt er zu ihren Füßen, sie schließt ihn in ihre Arme und badet ihn in Thränen. „O! mein Kind, mein Constant!“ ruft sie aus, „o rede, mein Sohn, unglückliches Kind!“ — „Und Ihr verflucht mich nicht?“ entgegnete er tonlos. — „Mein Kind! was Du auch gethan — mögen die Befehle der Menschen Dich verdammen, möge selbst der Allmächtige Deine That verfluchen, Deine Mutter kann es nicht. Wo hättest Du noch eine Heimath? — nicht hier auf Erden, nicht jenseit, nur am Herzen Deiner Mutter. Kein Erbarmen für Dich auf der Welt, als in diesem Busen, keinen Fürsprecher im Himmel, als Deiner Mutter Liebe!“ — Sprachlos legte Constant sein Haupt an ihre Brust, sie neigte sich über ihn, wie in der Kindheit wenn sie seinen Schlaf bewachte. Die ersten Thränen brachen aus seinen Augen. Stumm saßen sie lange in Wehmuth versunken.

„Ich sollte Deine Stütze werden, Mutter!“ sprach endlich der Unglückliche. — „Constant“, entgegnete sie; „Du mußt fort. Täglich haben sie dies Haus durchsucht, wir sind keinen Augenblick sicher. Nimm dies Geld, Alles was ich Dir geben kann, und diese Locke, die meine Thränen benetzten. Gehe, mein Sohn, lebe, bete, hüße, und der Segen Deiner Mutter folgt Dir, wohin Du gehst.“ — Er war vor ihr auf die Knie gesunken; da hören sie Pferde-Getrappel, er reißt sich los und flieht.

Es gelang Constant, die Grenze zu erreichen. — In Baden glaubt er einige Tage ruhen zu dürfen; er tritt in ein Spielhaus. Um nicht aufzufallen, wirft er ein Goldstück auf eine Karte; tief in sein Elend versunken, denkt er nicht weiter daran, bis ein Ausruf seines Nachbarn ihn zur Bestattung bringt. Er blickt auf; Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Seine Karte hat zehn Mal hinter einander gewonnen. Der Banquier wirft ihm einen Berg Goldes hin. Er schaudert und eilt fort, verfolgt von den neugierigen Blicken der Anwesenden. Die Sonne überschlägt er seiner Mutter und verläßt den Ort noch in der Nacht.

Nach planlosem Umherirren nöthigte ihn ein hitziges Fieber, in einem freundlichen Städtchen liegen zu bleiben. Der schreckliche Zustand seiner Seele schien den Körper zersprengen zu wollen. Endlich siegte die Jugend und tiefe Wehmuth trat an die Stelle der Verzweiflung. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach seiner Mutter gab seinem Leben einen Zweck. Constant hatte früh schon entschiedenes Talent zur Musik. Seine Compositionen hatten jetzt einen unaussprechlich schmerzmüßigen Charakter, sie fanden überall Beifall, und er verdiente sich leicht seinen Unterhalt dadurch. Die theilnehmenden Bewohner des Städtchens hatten sich beeifert, dem kranken unglücklichen Fremdling Hülfe zu leisten. Sein interessantes Aeußere, sein versteckter Kummer machten ihn zum Gegenstand des Gespräches, Jedermann suchte ihn und zeichnete ihn aus. „Türkisches Verhängniß!“ seufzte Constant, „das mir alles Glück des Lebens zuschießt, nachdem ich für alles Glück verloren bin!“ — Aus Dankbarkeit hatte er der Tochter seines Wirths Unterricht in der Musik gegeben. Auf der schönen Grenze zwischen Kind und Jungfrau machte Sophie die glücklichsten Fortschritte. Sie war unermüdetlich, doch schien es, daß sie für den Lehrmeister noch mehr Interesse als für die Musik hege. Constant überraschte sie, als sie eines seiner Lieder mit tiefem Gefühl sang. Er hatte sich nie als Componist genannt. „O hören Sie, wie schön!“ rief Sophie, und helle Thränen standen in ihren Augen — „aber gewiß, wer so componirt, muß sehr unglücklich seyn!“ — „Sehr unglücklich!“ seufzte Constant. — „Ach, Sie sind auch nicht glücklich, warum vertrauen Sie uns nicht! Gewiß, ich möchte Ihnen gern helfen, wenn ich nur kann; wenigstens trösten möchte ich Sie!“

Constant erkannte immer mehr, daß das junge Mädchen eine tiefe Neigung für ihn gefaßt, und mit Schrecken entdeckte er, daß er sie in seinem Herzen theile. — „Ach das noch!“ seufzte er; „aber auch dies Opfer sey gebracht. Rein, schuldloses Wesen, dein reines Herz soll nicht entweiht werden durch Liebe zu mir, zu einem Mörder!“ — Auf's Neue ist er in die Welt hinaus gestoßen.

Ein Jahr schon war verschwunden und noch hatte er keine Nachricht von seiner Mutter einziehen können. Er beschloß, sie aufzusuchen. — In F. angekommen, wird er durch Zufall in Handel verwickelt und verhaftet. Er leugnet seinen Namen nicht, und bittet nur um die Erlaubniß, seine Mutter zu sehen. Die Bitte wird ihm, nachdem er sich als Mörder angegeben, na-

türlich verweigert; ein kühner Sprung setzt ihn aber in Freiheit. Er eilt nach Frankreich, und erreicht die Heimath. Jeder Fels, jeder Pfad ist ihm bekannt. Er steht vor der Hütte, mit bebenden Schritten schwankt er vorwärts; aber hohes Gras wächst vor der Schwelle, das Dach ist eingefallen, kein Zeichen des Lebens in derselben. Ein Vorübergehender berichtet ihm, daß die Alte, welche hier gewohnt, vor zwei Monaten gestorben, mehr wisse er nicht. Constant tritt in den Garten und findet einen Grabbügel, von verworrenen Ranken und wildem Gestrüppe bedeckt. Keine Blume, von sorgender Hand gepflanzt, kein Stein des Gedächtnisses ziert ihn. Die erste Thräne, vielleicht die einzige, welche an dem Grabe der zärtlichsten Mutter vergossen wurde, fließt aus dem Auge des unglücklichsten Sohnes. Lange lag Constant sprachlos auf dem Grabe seiner Mutter. „Gottes Hand liegt schwer auf mir!“ seufzt er; „dies Glück, nur dieses hatte ich vom Himmel erblich, meine Mutter noch einmal zu sehen! Verklärte, die du auch jetzt noch mitleidig auf dein verirrt, verstorbenes Kind herab siehst, lenke meine Schritte; deinen Willen will ich folgen; und wenn es dir vergönnt ist, den Aufenthalt der Seligen zu verlassen, so erscheine mir in der Nacht der Trübsal, die mich umgibt, und verleihe mir Kraft, mich selbst zu ertragen!“ — Die Heluath war ihm schrecklich; er kehrte nach Deutschland zurück. (Fortsetzung folgt)

M y s t i f i k a t i o n.

Als im Jahre 1811 der große Comet sichtbar war, verbreitete sich auch in Amerika die Meinung, er verkünde das Ende der Welt. Ein alter Mann in Vermont, darüber in großer Angst, ließ sich, um diese zu zerstreuen, Morgens eine Flasche Rum vor's Bette bringen, und trank so lange davon, bis er nicht mehr konnte und betrunken einschlief. Ein Spatzvogel, der dies bemerkte, und welcher wußte, der Alte fürchte vornehmlich das Weltgericht, nahm trockene Häute, deckte sie auf den betrunkenen Schläfer, streute Stroh und trockene Zweige darauf, und zündete diese an. So wie der Alte die Hitze fühlte, erwachte er, und rief: „Hol mich der Teufel, gerade wie ich dachte; ich bin in der Hölle!“

E n g l i s c h e s P o s t w e s e n.

In keinem Lande reist man so schnell, als in England. Die Postmeister nehmen die besten Pferde und lassen sie ohne alle Schonung antreiben, daher ist auch die Sterblichkeit derselben ungeheuer. Von den 100,000 Pferden, die die Posten anwenden, kommen im Durchschnitt jährlich 18,000 um, oder ungefähr 50 täglich. Um London herum lebt kein Postpferd länger als drei Jahre. Die ersten Postmeister Londons, die Herren Waterhouse und Horn, sind genöthigt, jährlich 150 neue Pferde zu kaufen, um ihren Stand, der sich auf 400 Pferde beläuft, vollständig zu erhalten. Auf jeder Reise von 200 engl. Meilen (90 französische Meilen) rechnet man im Durchschnitt zwei zu Tode gezagte Pferde.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 1. Juni 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 22.

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung.)

Als ich vor einigen Tagen nach B. kam, wurde das Todtenfest gefeiert. Ich trat in die hell erleuchtete Kirche, welche von Tausenden von Menschen erfüllt war. Das Innere dieses Gebäudes hat sonst nie den Eindruck auf mich gemacht, den man von einer Kirche gewöhnlich erwartet; so aber, von unzähligen Lampen beschienen, gewährte der ungeheure Raum mit seinen colossalen Säulengängen einen imposanten Anblick. Die gepuzte Damenwelt, die zahlreichen Uniformen, der geschmückte Ort, Alles hatte ein beiteres festliches Ansehn. — Von dem reich besetzten Orchester brausete jetzt der Choral herab. Wie ein breiter Strom langsam und majestätisch einberzieht, so wogte das Meer von Tönen, den weiten Raum erfüllend, dann schwellend und steigend, Alles mit sich hinreisend. — Wenn das Herz von schmerzlichen Gefühlen verwundet ist und, auf sich selbst zurück gewiesen, im Innern nur Kummer findet, dann bist du es, göttliche Musik, welche allen Jammer und alle Sorgen, die auf der Seele lasten, in ein großes Gefühl der Wehmuth zusammen schmilzt. Du bist es, welche uns in unserer Trauer selbst einen schwermüthigen Trost finden läßt, und den thränen-schweren Blick auf den Urquell alles Hoffens leitest. Das aufgeregte Meer der Leidenschaft ebnet sich unter deinen Schwingen, der Sturm der Gefühle schweigt und für das Elend selbst hast du die Wohlthat der Thränen.

Voll dieser Gedanken fiel mein Blick auf einen jungen Mann, der, hinter einem Pfeiler gelehnt, in dem äußersten Gewölbe der Kirche stand. Ein weiter Mantel verhüllte die hohe Gestalt und einen Theil des Antlitzes, welches von schwarzen Locken umschattet und geisterartig bleich war. Ein einziger Ausdruck des Schmerzes hatte alle Züge eines vormalig schönen Gesichtes verschlungen; das krampfhaftes Zittern der Muskeln zeigte von innerem Kampf. Die fremden Gestalten streiften an ihm vorüber, er sah sie nicht; er war versunken in dem Gesang:

„Verodet ist des Lebens Pfad,
Des Pilgers Thrän' umwölkt den Blick,

Vergebens ruft er sie zurück,
Die treue Lieb' ihm zugesellt:
Ein Schleier deckt die höh're Welt.“

Aber die stumme Verzweiflung löste sich in sanften Thränen auf, Bilder früherer, glücklicherer Tage mochten in ihm auftauchen bei dem unvergleichlichen Gesange dreier glockenreinen Stimmen:

„Liebliche Kinder,
Euch ward beschieden
Nimmer zu schauen
Das Leben mit Grauen!
Schuldlos entronnen
Zu seligen Wonnen
Kom't ihr zum Frieden. —
Webt mit lindem Fittig Ruh'
Uns, den tief Betrübten,
Die so heiß euch liebten,
Webt uns Tröstung zu!“

Innerlich gerührt blickt er auf — doch plötzlich wie angewurzelt steht er, starren Auges, die höchste Spannung in allen Zügen, ein bestiges Zittern — ich folge der Richtung seines Blicks, und sehe in der fernsten Kavelle eine weiße Gestalt, welche auftaucht — auf den Jüngling hinblickt. — „Seht, welch Licht umglänzt die Himmlische!“ tönt feierlich der Chor. Sie erhebt die Arme gen Himmel und verschwindet. — Constant, denn er war es, lag auf den Knien, die Stirn auf dem kalten Gestein. Ich trat zu ihm; als er sich erhob, war er wie umgewandelt; sein Blick verklärt.

„Du hast gelebt und überwunden:

Wir haben das Leben im Tode gefunden!“

— so tönte es vom Chor und aus seiner Seele. Ver-föhnung strahlte in seinem Blick bei dem ernst feierlichen Gesang:

Ich bin voll Zuversicht!
Ich weiß, an wen ich glaube,
Mich schrecket kein Gericht!“

„O meine Mutter!“ flüsterte er, „die du mir das irdische Leben gabst, du schenkst mir das ewige! du winktest mich zu dir — ich folge — ich komme! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich habe gelebt und bereut, ich will

sterben und sühnen. — Jenseits trittst du mir entgegen!“

„Aber mein Herr“, fiel hier der unruhige Reisende ein, „wie war denn das mit der weißen Dame? — Sie werden nicht glauben, daß es die Mutter wirklich war!“ — „Sie war es wirklich!“ — Sophie schauderte. — „Und woher wissen Sie alle diese Umstände?“ — „Der junge Mann stellte sich an demselben Abend vor Gericht und erzählte seine Geschichte.“ — „Mein Herr“, fragte ich, „glauben Sie an eine Möglichkeit, daß die Geister derer, die wir lieben, uns nach dem Tode erscheinen können!“ — „Ich habe nie daran geglaubt!“ — „Und die Mutter, sagen Sie, erschien dem Sohn in der Kirche, mitten unter tausend Menschen?“ — „Nicht anders“, erwiderte der Erzähler. „Nachdem sie ihre letzte Stütze, eine alte Dienerin, begraben, eilte sie, auf die Nachricht, daß der Marquis sich bessere, ihrem Sohn nach und sah ihn zuerst in der Kirche zu B.“ — „Ach!“ sagte im Ton unbefriedigter Erwartung der Unruhige. — „Aber sie verschwand ja!“ meinte der Unbedeutende. — „Unsern Augen“, antwortete der Bassist, „weil sie bewußtlos niedersank. Nachdem sie die Angelegenheiten ihres Sohnes aufgeklärt, sind Beide heute früh nach N. abgereist, wo Constant sich zeitlich aufgehalten.“ — „Und wo die kleine Sophie lebt“, rief meine Nachbarin; „Aha!“ — Wir hielten vor unserem Nachtquartier und der Jude wachte auf.

Die Erscheinung.

Unser Kutscher hatte das Nachtquartier höchlich gelobt. — „Ja, meine Herren!“ sagte er, „Sie finden Schnaps und Alles da, und auch Bier!“ — „Als wir ausgeflogen, fragte ich: was wir haben könnten. — „Nun, was Sie befehlen!“ meinte die runzliche Wirthin mürrisch. — Wir legten uns jetzt auf ein Requiriren, als ob wir bei Berg oder Jagd wären, stimmten dann bis zum bescheidensten Hammelbraten herab, aber unglücklicher Weise war immer das, was wir forderten, eben nicht da. — Das Wirthshaus, wo wir uns befanden, war wie ein Schwalbennest angeklebt an die Ruine eines Gebäudes, einst Burg, dann Schloß; aber dessen Graben war zum Küchengarten, die Halle zum Pferdestall, die Kapelle zum Heu-Magazin geworden und das Uebrige schien unbewohnt. — Ein Kämmerchen mit zwei Betten und eine große Streu im Saalzimmer war Alles, was das Wirthshaus an Gelass aufweisen konnte. Jenes hatte Sophie in Beschlag genommen; sie war sehr berter und schien mir dankbar für tausend kleine Aufmerksamkeiten. — „Ist der Freund gefunden? fragte ich, indem ich ihre schöne Hand ergriff. — „Ich werde ihn heute Abend noch sehen!“ erwiderte sie fröhlich und entschlüpfte.

Das kärgliche Abendessen wurde munter verzehrt. Der Unruhige hatte seinen Argwohn aufgegeben und sprach für Alle. — „Sophie“, sagte ich halblaut, „vergessen Sie Ihre Freunde leicht?“ — „Wie so?“ — „Ich meine, wer so schnell Freunde gewinnt, der muß mit der Zeit sehr viele haben, wenn er nicht dann und wann einige verabschiedet.“ — „Aber, mein Herr,

ich finde nicht, daß ich Freunde schnell gewinne.“ — Ich schwieg erstaunt — zwölf Stunden Bekanntschaft und noch nicht schnell genug! — „Ihr Freund“ — wollte ich fortfahren. — „Nun?“ — „Unterbrach mich Sophie; ich kannte meinen Mann ein Jahr, ehe wir uns beiratheten.“ — „Heirathen? Ihren Mann, das heißt Ihren Ehemann? und den erwarten Sie heut? So!“ sagte ich und stand auf. — Man rüstete sich zur Nacht.

Ich war höchst unzufrieden mit dem Arrangement. Zwischen dem Unbedeutenden und dem Raslosen auf einer Streu zu liegen, schien mir unmöglich; ich fluchte, lärmte, zankte; nichts war mir recht. — „Nun“, sagte Barbara, die Wirthin; „ein eigenes Zimmer und ein Bett obenein können Sie schon haben, wenn Sie sich sonst nichts daraus machen, drüben im Schloß zu schlafen. Je nun, er wird ja auch heut nicht gerade kommen!“ brummte sie leise für sich. — „Im Schloß, in dem wüsten Steinhausen?“ — „Ja, wenn Sie sich für so etwas fürchten, dann —.“ — „Für was denn?“ rief ich. — „Ey, Gefahr ist ja auch wohl nicht dabei“ meinte die Alte, „indes —.“ — „Fürchten? Führt mich hin, wenn ich dort wohnen kann, das Uebrige wird sich finden!“ — „Nun, wenn Sie wollen, meinwegen!“ sprach die Alte, ergriff eine Lampe und geleitete mich über den Hof durch einen langen Corridor, über einen alten Burghof und durch einen schmalen gewölbten Gang in ein Zimmer, das einem achteligen Thurm anzugehören schien. Das kleine Lämpchen auf dem ungeheuren eichenen Tisch glich einem Johanniskwürmchen in einer finstern Nacht, es erleuchtete nur ein Paar thurmböhe Stuhllehnen, die zunächst standen. Bald aber flammte ein helles Kaminfeuer flackernd auf. Die Alte sah mit wunderlichem Blick um sich und dann mich an. — „Ihr seyd ein junges Blut, Ihr werdet wohl nicht sehr schreckhaft seyn, wenn — doch Ihr braucht Euch nicht zu fürchten!“ — „Pah!“ rief ich, warf meinen Mantel hin und entließ die Frau, deren beschleunigte Schritte in dem langen Gange verhallten.

Der Ort, an welchem ich mich befand, war von der Art, wie umher irrende Geister ihn lieben müssen; er hatte einen starken Beischnack von den wüsten Zimmern, deren Beschreibung ich in Gespenster-Geschichten gelesen. Vier lange Fenster mit zahllosen Scheiben, von denen die mehrsten noch da waren, dienten dem Nachtwinde zu einem geräuschvollen Spielzeug; ihnen gegenüber waren zwei Thüren, so eng und niedrig, daß ein eintretender Mensch sie weit besser geschlossen hätte, als die geschnitzten eichenen Thüren. Die Wölbung endete in einem großen Wappenschild. Vor Altem aber schien ein colossaler schwarzer Kamin, der das ganze Zimmer zu verschlingen drohte, das geheime Gemach und ein unerschöpflicher Reservoir für ganze Regimenter von Geistern zu seyn. Zwischen den Fenstern und über den Thüren hingen große Gemälde von anscheinend hohem Alter. Die Frauen standen mit weiten Keifröcken wie Luftballons, und mit Taillen, die sich nach dem Genuß einer Tasse Thee unfehlbar um das Doppelte erweitern mußten. Sie schauten bleich

und schauerlich unter schwarzen Augenbraunen und weißen Bergen von Haar und Puder vor sich hin, und hielten in den Fingern mit reichen Juwelen eine Drange oder eine Tulpe. Die Männer waren in Harnischen und Sammetmänteln. Eine Schlacht oder brennende Stadt im Hintergrunde zeigte an, daß Allen den ritterlichen Geschmack an Mord und Fehde gehabt hatten. Einige Rahmen waren ganz leer und es stand zu vermuthen, daß die ehrwürdigen Gestalten, die sie sonst bewohnten, irgend einen Besuch im wüsten Schloß machten und mit Nächstem durch die kleine Thür zurückkehren würden. Zuweilen rauschte der Zugwind mit den Bildern auf der zerrissenen Damast-Tapete, und wenn ich rasch den Kopf dahin wandte, so zitterte noch die alte Leinwand in dem Rahmen als ob die Figur schnell die alte Stellung wieder angenommen hätte.

Ich blieb vor dem Scheiterhaufen, der im Kamin loderte, stehen. Zwei Bilder, die ihm zunächst hingen, schienen später und besser gemalt als die übrigen, und zogen bald meine ganze Aufmerksamkeit an sich. — Das eine war ein sehr junges schönes Mädchen mit Zügen der tiefsten Schwermuth, welche sich unter ein schmerzliches Lächeln versteckte, das den Ausdruck des Gesichts unbeschreiblich rührend machte. Ein braunes Haar umwallte die zierliche Stirn und die Schultern; und um den Mund schwebte ein Zug, der früher Frohsinn, ja Muthwille gewesen seyn konnte, Eigenschaften, die an dem Eis des Lebens erstarrt seyn mochten. Schweres Leid der Seele schien das Kind schnell zur Jungfrau gereift zu haben. — Ihr gegenüber hing das Bild eines jungen Mannes mit breiten dunklen Augenbraunen, dicken Locken und einem großen Stutzbart. Der Ausdruck des Gesichts war kriegerisch offen, aber ein sinnendes Nachdenken schien auf seiner Stirn gelagert, und das Auge blickte gleichsam zweifelnd vor sich hin. Ueber seine Rüstung hing eine Schnur so schöner brauner Haare, wie ich sie an dem Bilde des blassen Mädchens bewunderte. Wahrscheinlich hatte ein Verhältniß unter ihnen statt gefunden.

„Armes Kind!“ dachte ich; „darf ich dein Schicksal in deinen Zügen lesen, so war es unglückliche Liebe. Ich finde in jenem Bilde nicht den Ausdruck der tiefen Leidenschaft, die deinen Blick belebt. Doch deine Klage ist verklungen und deine Thräne längst getrocknet; der Schmerz, der dir endlos schien, deine Seufzer und die Geschichte deiner Leiden — Alles vergessen, und was du liebtest, ist eine Hand voll Staub!“

Mein Lager war eine Art von bequemem Sopha, offenbar ein Paar hundert Jahr jünger als seine Collegen, die Stühle, ein Kind unter diesen Veteranen. Daneben stand ein Tisch mit Büchern, Papieren, Tinte und Feder, was anzudeuten schien, daß diese Räume nicht immer unbewohnt seyen, wie sehr auch alles Uebrige dagegen zeugte. — Ich warf mich in ziemlich ernster Stimmung auf das Kubeck, blätterte unter den Papieren: fand einen zerfütterten Brief von Frauenhand, dessen Inhalt mich interessirte. Ich las:

„— Ein Herz voll treuer Liebe ist ein Schatz, den eine Welt nicht aufwiegt. Kann es dich nicht

entschädigen für Rang, Ansehen, Reichthum und Größe, so ist das, was Du für mich gefühlt, nicht Liebe, nicht die Liebe, die das Herz eines Weibes erfüllt. — Sieh, als ich Dich kennen gelernt, da fragte ich nicht, ob es Männer gäbe, die edler, reicher, weiser als Du wären. Du warst mir genug, Du warst mir Alles, und so wie Du warst, liebte ich Dich. Durch Dich erhielt mein Leben eine Bedeutung. Ich wollt' es Dir widmen, ich konnt' es Dir opfern. — Es gab eine Zeit, wo ich fröhlich in die Welt blickte, wo ich stolz um mich schaute; mein Wort war Befehl, mein Lächeln beglückte, mein Witz ward geprüfend und meinen Leuten ward Gehorsam. August, mein Stolz ist gebrochen, mein Witz verstummt und meine Fröhlichkeit dahin. — Dein ruhig Wort, Dein fester Blick hat mich unterjocht. Und doch klag' ich nicht, daß ich meine Freiheit geopfert, denn ich opferte sie Dir. — Aber vergessen kann ich Dich nicht. In jener fürchterlichen Stunde, als kindliche Pflicht, Gewissen, Vernunft und Thränen der Verwandten grausam mein Herz zerrissen, als selbst Deine schreckliche Besonnenheit das Todesurtheil unserer Trennung aussprach, da gelobte ich Dir, der Mutter und mir, von Dir zu lassen und täuschte Euch und mich. Und du selbst, August — nein, Du kannst mich nicht vergessen — ich kenne Dich besser als Du Dich selbst. — Du strebst nach Ehre, Achtung, Einfluß und Rang; möchtest Du das Glück, was Du suchst, finden, und möcht' es Dich entschädigen. Aber Dein Streben führt Dich immer weiter ab von dem einzigen Herzen, das es treu und redlich mit Dir meint. O daß Du nicht enttäuscht einst da stehen mögest, beweinend das Glück, das Du errungen und das, was Du verschmäht. Nein, mein Geliebter! Trennung aber nicht Vergessen — Du wünschest, ich soll heiter seyn, Du hast mich heiter gefant. O ich will es werden, ich bin es schon! Thränen sind ja nicht schmerzlich, und die um Dich fließen, sind ja so süß. — Der Vater hat gewollt, daß ich mich malen lasse, ach! es war nicht für Dich, August, aber ich mußte wohl. Ich wählte die Perlen-schnur, das weiße Kleid mit den Rosen — eine fehlte, August, seit jenem Tage, wo wir uns sagten, was wir treulich schon wußten, daß wir uns liebten. Das Bild ist schön, viel schöner als ich, aber der Vater ist nicht zufrieden. Es ist ihm zu ernst, zu — auch der Vater will, er verlangt daß ich heiter seyn soll. Ach, er darf nichts von dem ahnen, was in mir vorgeht. — Die Mutter weint viel, sie weint um mich, und macht sich Vorwürfe, unsere Bekanntschaft, wie sie es nennt, begünstigt zu haben. Sie redet mir zu, Dich zu vergessen — Dich. Die gute Mutter! und wenn ich Dich auch vergessen könnte, würde ein Trost für mich darin liegen? Es gibt Erinnerungen, die das Unglück des Lebens und doch seine Seligkeit sind. — Nein, August, verbarre nicht in deinem schrecklichen Schweigen. Die Abwesenheit kann mich nie lehren, Dich vergessen. Der Sturm kann die Kerze auslöschten, aber die Flamme sacht er an.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Brandschiff-Expedition.

Ein Augenzeuge erzählt: „Ich bat um Erlaubniß, an Bord eines der Explosions-Fahrzeuge gehen zu dürfen, welche bestimmt waren, die feindliche Flotte in Brand zu setzen, und erhielt sie. Dieselben waren mit Lagen von Bomben und Schießpulver angefüllt, eine gehäuft über die andere, und die Menge dieser Mordmaterialien am Bord eines jeden Schiffes war ungeheuer. Außer mir befanden sich am Bord des Branders noch ein Offizier und drei Matrosen. Wir hatten einen vierrudrigen Kahn bei uns — ein schmales, kleines Ding, von den Matrosen der Sarg genannt, um darauf entronnen zu können.

Nachdem Alles vorbereitet worden, segelten wir nach unserer Bestimmung ab. Es war ein schauerlicher Anblick; der Wind blies und pffiff durch das Tauwerk, und die Nacht war so finster, daß wir unser eigenes Quaspiet nicht sehen konnten. Wir hatten bloß unser Vordersegel ausgespannt; aber die wachsende Fluthzeit und ein günstiger starker Wind brachten uns pfeilschnell mitten unter die vorgeschobenen Fregatten. Mir schien es, als beträten wir den Eingang zur Hölle. Wie wir so rasch dahin fuhren und unser eigenes Schiff in der dicken Finsterniß verschwand, gedachte ich Dantes Inschrift über der Pforte der Hölle: „Ihr, die Ihr da hineintretet, laßt die Hoffnung hinter Euch!“

Unsere Ordre lautete, das Fahrzeug dicht an die Querbalken zu legen, welche die Franzosen an den äußeren Ankern ihrer Linienfahrzeuge befestigt hatten. Wenige Minuten darauf, nachdem wir die Fregatten hinter uns gehabt, befanden wir uns dicht dabei. Unser Boot ward hinten im Tau nachgezogen, mit den drei Mann darauf, wovon einer das Seil hielt, um es zu rechter Zeit loszulassen, der andere das Steuer führend, und der dritte beschäftigt, das Wasser auszus schöpfen, welches außerdem bei unserem raschen Hingleiten über die Wogen das kleine Ding leicht umgestürzt haben würde. Der Offizier, der mich begleitete, stand am Steuer des Fahrzeugs, und ich hielt die Lunte in der Hand. Die Gewalt der auf das Hintertheil des Schiffes eindringenden Fluth und die des Windes in dem Segel machten das Schiff sehr schwanken, und ich konnte mich kaum auf den Beinen erhalten. In diesem Augenblick stießen wir an den Balken mit einem gräßlichen Gefrah an; der Offizier ließ das Steueruder los und legte sich mit der Seite des Schiffes an das feindliche Fahrzeug; eine kurze Sturzsee hätte da beinahe das Boot verschlungen, indessen kam es noch so glücklich mit dem Schreck davon, worauf mein Gefährte in das Boot sprang, mir zurufend, die Lunte anzulegen und ihm zu folgen.

Wenn ich je Furcht empfunden — so war es in dem Augenblick, da ich die Lunte angelegt hatte, welche so mit den Zündmaterialien in Verbindung stand. Bevor ich mich ganz in dem Boot befand, und außer dem Bereich der Explosion, hatte ich ein Gefühl, dessen Gräßlichkeit sich nicht beschreiben läßt. Ich stand auf einer Pulvermine, deren Aufsteigen unvermeidlich war und augenblicklich geschehen konnte; ein kleiner Fehler an der Zündruthe, wie es wohl zu geschehen pflegt, ein Paar Körnchen Pulver, die in dem Raum zwischen

dem glimmenden Brand und dem Feuerlager verstreut worden seyn konnten, hätten die Explosion auf der Stelle bewirkt; hätte meine Hand gezittert (ich bin stolz darauf, sagen zu können, daß es nicht geschah), wäre der Fall derselbe gewesen. Die Zeit, in welcher die Lunte bis zu der Explosion brennen sollte, war anderthalb Minute. Ich hatte daher keine Zeit zu verlieren. In demselben Moment, da ich die Zündruthe angelegt, sprang ich mit einer den Umständen angemessenen Eile und Geschicklichkeit in den Kahn, und wir flogen pfeilschnell von dannen. Ich hatte ein Ruder in der Hand, und in meinem Leben handhabte ich solches mit keinem größeren Eifer als damals. Wir waren keine zweihundert Klafter weit als die Explosion erfolgte.

Einen schauerlicheren und prachtvolleren Anblick kann man sich nicht denken, als das Aufsteigen eines Branders; allein wir waren noch nicht genug bei bequemer Muße, dessen genießen zu können. Die Bomben flogen auf zu ungläublicher Höhe, und bersteten theils im Aufsteigen, theils indem sie niederstürzten. Der feurige Regenschauer fiel rings um uns nieder; indes kamen wir unbeschädigt und glücklich von dannen, obwohl wir das gefährliche Vergnügen hatten, zwischen den übrigen brennenden Feuerfahrzeugen hinfahren, deren Tauwerk voll Congrevescher Raketen hing, die, angezündet, mit entsetzlichem Geräusch nach jeder Richtung in die Lüfte fuhren, nicht unähnlich ungeheuren feurigen Drachen, wie man sich solche in den Märchen der Kinderstube zu beschreiben und vorzustellen pflegt.

Ein Giftmischer eigener Art.

Zu Paris wurde neulich ein Giftmischer eigener Art verhaftet. Hr. Bouquet, Rentier, war, schon hochbejahrt, Wittwer geworden, und hatte sich vor Kurzem aufs Neue vermählt. Am 9. hielt seine zweite Gattin, welche sich seit einiger Zeit sehr unwohl fühlte, eine Tasse Gerstentrank in der Hand, und war eben im Begriffe, sie an den Mund zu setzen, als ihr Gatte sie mit Zärtlichkeit umarmte, und in dem Augenblicke, wo sie sich ein wenig bückte, um ihm die Hand zu küssen, sah sie, daß er schnell eine Art weißlichen Pulvers in die Tasse warf. Madame Bouquet schwieg still, und ließ ihren Gatten nicht vermuthen, daß sie seine heimliche Bewegung bemerkt hatte; unter einem Vorwande jedoch stellte sie den Trank unberührt nieder, und verwahrte ihn in einem Nebenzimmer. Ihr Arzt, den sie von der ganzen Sache unterrichtete, fand den Trank vergiftet, und hielt es für seine Pflicht, der Polizei Anzeige hiervon zu machen. Hr. Bouquet wurde sogleich verhaftet, und die Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Der Körper seiner ersten Frau, welche, seinem Vorgeben nach, an einer Kolik von Misereere gestorben war, ist auf Befehl des Untersuchungsrichters wieder ausgegraben, und an ihm sind Spuren der Vergiftung gefunden worden. Auch der Körper eines Kindes, das Hr. Bouquet vor einiger Zeit verloren hatte, ist ausgegraben worden. Es hat sich bereits ergeben, daß der Angeklagte neulich das Leben seiner Frau für 20,000 Francs bei der Lebensversicherungsanstalt assicurirt hatte.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 7. Juni 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 23.

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung)

Nachdem ich diese Zeilen gelesen, richteten sich meine Blicke auf das bleiche Mädchen am Kamin. Das weiße Kleid — die Perlschnur — das schmerzliche Lächeln war erklärt. Mit einigem Unwillen sah ich den Ritter mit den buschigen Brauen an, als forderte ich eine Erklärung über seine Gleichgültigkeit. Da ich indeß nur einen finstern Blick zurück erhielt, so suchte ich unter den Papieren, bis ich einen zweiten Brief von derselben Hand fand. Hier ist er:

„August, Du hast meine Bitte gewährt. Wie beschreib' ich Dir die Fluth von Gefühlen, welche auf mein armes Herz einströmten, als der Huf Deines weißen Pferdes im Schlosshof erklang, als Du, was ich kaum zu hoffen gewagt, als Du kamst. Ich wollte aufspringen, lautjauchzend in Deine Arme sinken — die Mutter hielt mich. Ach, in Gegenwart meines Vaters sollt' ich Dich wie jeden andern Fremden empfangen — Dich wie einen Fremden. Ich drückte die Hand an meine Brust, es war, als ob sie springen sollte. Ich hätte nicht reden können, nicht um eine Welt. Ach, auch Du warst blaß. Armer Freund, leidest Du so wie ich? — Es schien, als ob mein Schweigen Dich kränke — konntest Du es mißdeuten? — konntest Du verlangen, daß ich heiter und unbefangenen seyn sollte? — So laß mich Dir denn sagen, daß meine Leidenschaft einen Grad erreicht, der das schwache Gefäß bald zersprengen wird, eine Gluth, die, ich fühl' es, verderblich werden muß. Du bist mir Alles, ich kenne kein Leben ohne Dich, keine Zukunft ohne Dich. Trau'st Du dem heitern Mädchen, dessen Offenheit und Frohsinn oft gemißdeutet, oft getadelt ward, eine solche Tiefe nicht zu? — D täusche Dich selbst nicht, Geliebter! Der Gram, der tiefe Gram spricht auch aus Deinem sonst so festen Blick. August, gesteh' es Dir, daß auch Du mich nie vergessen kannst. — Nein, Dein Besuch hat mich nicht beruhigt; nicht so wollt' ich Dich sehen! Komm selbst und sage mir, daß wir uns trennen müssen, komm', wie in schönern Tagen, wenn in Deinem Arm meine ganze Seele sich ergoß und ich in dem Spiegel Deines Herzens nur meine eigenen Ge-

fühle wieder fand. Ja, dann will ich stark seyn und Deiner würdig.“

Ich fand von ihrer Hand nichts mehr. Was konnte gewichtig genug für einen Jüngling seyn, ein solches Mädchen aufzugeben? einer solchen Leidenschaft eifrige Vernunft entgegenzusetzen? — Man ist darüber einig geworden, daß die Frauen mehr als wir Männer unbeständig in ihren Neigungen sind. Ich habe stets das Gegentheil gefunden. Die Liebe der edlen Frauen will erobert seyn; sie sträuben sich gegen ein Gefühl, das sie unterjocht, und vertheidigen ihre Rechte gegen den kühn Andringenden. Das Weib liebt noch nicht, wenn der Mann schon auf dem höchsten Punkt seiner Leidenschaft steht; aber einmal besiegt, ergibt sich das weiche Herz auf Gnade und Ungnade, ohne allen Rückhalt und ganz. Es traut dem, der sich so viel Mühe gab, es zu erwerben, auch zu, daß er es zu würdigen wisse, und daß der, welcher es gewann, es auch beschützen werde. Kein Opfer ist ihm jetzt zu groß und seine Opfer selbst werden zu Keimen neuer Liebe. Jede Handlung des Geliebten spiegelt sich, aber veredelt und schöner, in dem reinen Spiegel ihrer Seele, und so bleibt die Leidenschaft der Frauen in stetem Wachsen, wenn befriedigte Eitelkeit, kühles Nachdenken und Rückstehen den Mann schon erkaltet. — Arme Mädchen! es ist eure Bestimmung, gewonnen zu werden, und doch ist das Glück eures Lebens der Gnade des Eroberers preis gegeben.

Lebhaft malte ich mir die schmerzliche Zusammenkunft aus, welche das unglückliche Mädchen verlangt. Vielleicht, ja wahrscheinlich war eben dies Gemach Zeuge ihrer Thränen. Begierig, mehr zu erfahren, durchsuchte ich die übrigen Papiere, bald fand ich ein abgerissenes Blatt, welches, in sehr alten Schriftzügen abgefaßt, mir volles Licht über den unglücklichsten Ausgang gab. Ich las:

„Als der Graf sich von dem Jäger genau hatte berichten lassen, begab er sich wenige Minuten vor Mitternacht in den westlichen Thurm. Er war entschlossen, den Verführer seiner Tochter zu tödten. Bei seiner Ankunft fand er einen jungen Menschen, von ihm abgewendet, auf den Knien vor seiner Tochter. Beide

mochten so vertieft in ihrem Gespräch seyn, daß sie die Gefahr, welche sie bedrohte, nicht eher gewahrten, als bis der Graf schon mitten im Zimmer war. Der junge Mann zog den Degen und wollte ihm entgegentreten, aber die Gräfin schrie: „Mein Vater!“ und sprang zwischen ihn und den wüthend Eindringenden, allein --.“

O unselige blinde Wuth eines Vaters! Ich sah die Unglückliche durchbohret zu den Füßen des Verblendeten. Sterbend mit ihrer letzten Kraft vereint sie bitzend die Hände der Männer: — ach, ihr Jörn war ja längst erloschen in dem schrecklichen Anblick — mit ihrem letzten Athemzug segnet sie die Mörder ihres Glücks — war doch ihr Herz schon lange durch sie gebrochen, mit ihrem letzten Blick sieht sie Verzeihung von ihrem Vater, lächelt schmerzlich und stirbt. — Auf seinen Knien strebt der unglückliche Greis vergebens, ihre Seele zurück zu halten. „Mein Kind!“ ruft er verzweiflungsvoll, „o mein Kind, laß Deinen alten Vater nicht allein zurück in dieser kalten Welt. Ich hatte nur noch einen Schritt zum Grabe, ein Leben der Ehre lag hinter mir. Soll ich dich hier verlieren, und dort, ein Verfluchter, Dich nicht wieder finden? O nimm Deinen Vater mit, wenn er auch dein Mörder ist!“ — Aber stumm und starr schaut der Jüngling auf das Entsetzliche, zehnfach unglücklicher durch die Schuld. Ihm steht nicht Klage zu Gebot, nicht der Thränen kummervoller Trost: Vernichtung alles Daseyns, Gottes und der Ewigkeit sind seine Hoffnung; sein Glend ist zu groß für ein irdisches Leben; und wenn es eine Zukunft gibt, aus welcher wir zurückblicken auf dies Leben, im Bewußtseyn für das, was uns hier so hoch entzückte und so tief betrübte, dann muß sein Geiſt gebunden seyn an diesen schrecklichen Ort; und seine Reue ihn ewig erfüllen mit zerreiſsender Wehklage!

Meine Gedanken waren zu lebhaft, als daß sie nicht in Worten laut geworden wären; sie wurden aber gestört, als ich meinen Ausruf durch einen tiefen Seufzer unterbrochen hörte, welcher in der dunklen Wölbung wiederhallte. Innerlich entsetzt richten sich meine Blicke auf das Bild des unglücklichen Jünglings, allein das Blut stockte in meinen Adern, als ich ihn vor dem Kamin, neben dem Bilde des bleichen Mädchens, stehen sah. Das Licht konnte mich geblendet haben, unbeweglich starr' ich auf die Figur und das Haar erhob sich auf meinem Scheitel. Aber keine Täuschung! Deutlich beleuchtet die letzte flackernde Gluth aus dem Kamin die ernstesten Züge. Unbeweglich starrt auch er mich an: da faßt mich Entsetzen, ich springe auf: „Unglückseliger!“ schrei' ich.

Die Erscheinung verschwindet nicht, sie bleibt, sie schreitet auf mich zu. „Mein Herr!“ spricht eine sanfte deutliche Stimme; „ich will Sie nicht stören, ich komme nur, um einige Papiere abzuholen!“ — „Bist Du nicht August?“ ruf' ich. — „So heiß' ich allerdings!“ erwidert der Geist mit einer verbindlichen Verbeugung. — „Aber die Gräfin, wo warst Du so lange, an hundert Jahr müssen seitdem — ich meine“, lenkte ich jetzt ein, denn der Blick des Jünglings schien deutlich zu sagen, daß er mich für verrückt oder träu-

mend hielt. — „Schlafen Sie wohl!“ sagte der Geist und schwebte geräuschlos, denn er war in Pantoffeln, durch die halböffene Thür, durch welche er eingetreten. Als ich sein Bild betrachtete — da hängt er ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, und blickt finster vor sich hin. Genau der Bart, die Trauen, nur etwas jünger und kaum so groß. — Das Gesicht hatte mir nie gefallen, jetzt war es mir unleidlich. Ich glaube, ich konnt' es ihm nicht verzeihen, daß er nicht zu gelegener Zeit umgebe. — So ein Alltagsbild zu seyn!

Als ich das Manuscript aufnahm, fuhr ich bei dem Satz: „sprang zwischen ihn und den wüthend Eindringenden“ fort, denn von da hatte meine Phantasie die Scene ausgeführt. Ich las: „allein das war jetzt nicht mehr nöthig.“ — Was! nicht mehr nöthig?! — „Vater und Sohn erkannten sich.“ — Hol' sie der Teufel! schrie ich, das Papier wegwerfend und fuhr in die Betten, indem ich die Lampe auslöschte.

Es war nun einmal mein Schicksal, ich sollte keine Erscheinung, nicht einmal einen Traum haben. Fest schlief ich, bis die alte Barbara mit einem schwarzen Meer von Kaffee und mit den Tassen vor meinem Lager klapperte. Mit einer dunkeln Idee des Vorgefallenen, oder vielmehr des Nichtvorgefallenen, erwachte ich und fuhr hoch in die Höhe, so daß Barbara drei Schritt zurück wich und einige Duzend großer Zwiebacke in allen Richtungen um sie her herab rasselten.

„Ey, lieber Herr!“ schrie sie: „thut Ihr doch, als ob ich ein Gespenst wäre, und habt doch gewiß recht ruhig geschlafen!“ — Ich sah das alte garstige Weib mißtrauisch an, im Grunde konnt' ich mir nicht verhehlen, daß meine Phantasie mir einen argen Streich gespielt, daß ich Briefe, Bilder und Fragmente in Verbindung gebracht, die gar nicht zu einander gehörten, und daß besonders der Geist eine seltsame Meinung von mir gefaßt haben müsse. Ich fürchtete wirklich jetzt, diesem Geist zu begegnen. — Die Gesellschaft war im Saalzimmer versammelt; die gewöhnliche Frage, wie ich geschlafen, schien mir heute verdächtig. — „Nun, wie man in einem solchen alten Nest schlafen kann!“ antwortete ich mürrisch. — „Das heißt wohl gar schlecht!“ sagte theilnehmend meine neue weibliche Bekanntschaft; jetzt wurde ich noch verdrießlicher. — „Haben Sie etwa Erscheinungen in dem alten Thurne gehabt?“ fragte der Unruhige; „ja, wären Sie bei uns geblieben!“ — „Wie so, Erscheinungen?“ sagte ich entrüstet: „ich habe keine gehabt, auf Ehre keine!“ Zudem bemerkte ich einen jungen Mann, der mit ungläublicher Aufmerksamkeit in eine Tasse Thee sah. Ein feines Lächeln um seinen Mund gefiel mir nicht sonderlich. Es war der Geist. „Keine“, fuhr ich fort, „denn das kann man nicht so nennen.“ — „Was, was denn?“ schrieken Alle neugierig, und durch meine Lebhaftigkeit herangezogen. „Also doch eine Erscheinung, erzählen Sie!“ — Diesmal rettete mich der Kutscher, welcher einzusteigen bat. — Ich zog den Geist bei Seite. „Mein Herr!“ sprach ich: „die Ehre verpflichtet mich, Ihnen zu sagen, daß ich wider Willen in ein Geheimniß gedrungen bin, welches, es mag nun Ihnen oder sonst Jemand gehören, wenigstens nicht das meine hätte wer-

den sollen. Es stand zwar nur ein S. unter den Briefen, die Sie gebolt, und das Reich schöner Namen auf S. ist groß: auch wissen Sie, daß man Datum und Ort auf den Briefen der Damen vergebens sucht; allein —. — „Die Schuld ist mein“, sagte freundlich der Geist. „Ich wußte nicht, daß die alte Barbara einen Schlüssel zu dem Zimmer besitzt, welches ich in der Jagdzeit ab und zu bewohne. Barbara hingegen erwartete nicht, daß ich gestern kommen würde, und quartierte Sie dort ein.“ — „Dann“, fuhr ich fort, „werden Sie wegen unsres gestrigen Zusammentreffens seltsam von mir denken, allein Ihr in der That höchst seltsamer Geizhals —.“ — „Seltsam?“ sagte der junge Mann. „Ich sah mein gutes Lager von einem Andern besetzt und wußte damals noch nicht, daß meine Frau, welche mir viel Gutes von Ihrer Artigkeit gesagt, die Stube unten für uns eingerichtet.“ — „Die kleine Stube? Ihre Frau? — So!“ sagte ich, „also das ist Ihre Frau?“ — Wir stiegen ein.

(Fortsetzung folgt)

Aus dem Tagebuche der Dsagen.

(Ausgezogen von jemand, welcher in Brüssel die Bekanntschaft dieser selteneren Reisenden machte, und sich immer mit der Sprache der Wilden beschäftigt hatte.) Wir kamen gesund in Frankreich an und eilten nach Paris, ohne uns zu zeigen. Das ist jetzt so Sitte bei den europäischen Großen, und wir, als ausländische Fürsten, thaten desgleichen.

In Paris stiegen wir im Hause von Europa ab, wo man Alles befehlen darf, was man bezahlen kann. Kaum wurde unsere Ankunft bekannt, so strömte auch das Volk in großen Massen herbei, um uns zu sehen. Die guten Franzosen geberdeten sich so, als hätten sie noch nie einen schwarzen Fürsten gesehen, und doch muß es viele schwarze Fürsten in Europa geben, denn Einer erzählte uns, daß eine ganze Gesellschaft von Menschen sich damit beschäftige, die Fürsten schwarz zu machen. Wenn die Leute lachten, und wir mitlachten, schwammen die Narren in Vergnügen, denn sie dürfen einander nicht in's Gesicht lachen, sondern nur weinen. Sie gaben für diese Freude blanke Geldstücke, die uns auch anlachten, aber wir durften sie nicht in Empfang nehmen, sondern ließen sie vom Obristen einstecken. Es soll in vielen Ländern Sitte seyn, daß die Fürsten die Gelder von ihren Untertanen nicht selbst beziehen, sondern von ihrer nächsten Umgebung einstecken lassen.

Die Menschen sind aber in Paris gar sonderbar. Hast du schon die Vöffel gesehen, mit welchen die Europäer essen? Drehe einen solchen um und du hast die Gestalt der Frauenzimmer. Der breite Nacken ist der Vöffelgriff, der lange Leib der Vöffelstiel und die Hüften u. s. w. bilden die Vöffelschaale. Den Kopf haben sie so gemacht, wie die Straßen und sind unsern Mädchen in nichts ähnlich, als daß sie auch Pfeile in die Haare stecken. Die Männer haben die Füße in ledernen, die Beine und Arme in tuchernen Röcken und tragen den Leib in einem Sack, hinten in Gestalt von zwei Schwungfedern. Sie haben ein Büschlein Haare über dem Maule, manchmal noch eins unter dem Maul und

zwei unter den Ohren. Die Alten streuen sich Mehl in die Haare und die Jungen machen es glänzend fett.

Bei so bewandten Umständen ist es kein Wunder, daß sich die Leute an uns nicht satt sehen konnten. Die Maler kamen zu Duzenden und baten um die Erlaubniß, uns abzubilden. Wir gestatteten es ihnen recht gern, uns abzuzeichnen; aber wir bereuten es herzlich, weil man uns in Kupfer stach und verkaufte. Dieser Handel mit unsern Gesichtern hatte für uns etwas Aergertliches, aber die Europäer sehen eine große Ehre darin. Es sollen sogar viele Frauenzimmer mit ihren Gesichtern Handel treiben.

Nachdem wir in dem Hause von Europa viele Besuche empfangen hatten, wurden wir an den Hof geladen. Was ist alle unsere Pracht gegen diesen Hof? — Doch waren wir in dem herrlichen Hause nicht recht froh, indem wir beständig unsern Fall vor Augen hatten, denn der Fußboden ist so glatt wie ein Spiegel und man kann nicht ordentlich d'rauf gehen, sondern muß gewissermaßen schleichen. Und wie der Fußboden, so ist Alles, was du siehst. Sogar die Hofleute sollen geschliffen seyn!

Wir wurden sehr freundlich empfangen, und man sagte uns, daß wir gern gesehen würden, was bei Hofe sehr viel zu bedeuten hat. Einige von den Herren, von denen ich sagte, daß sie Politur haben sollen, leiteten uns in's Haus von Europa zurück. Es ist seltsam, daß sie uns niemals die Hand boten. Das geschah deswegen, weil, wenn wir ihre Hände gedrückt hätten, dies Schwarz auf Weiß gewesen wäre und Schwarz auf Weiß hat man an Höfen nicht immer gern. Die Damen nahmen das aber nicht so genau, überhaupt geben die europäischen Frauenzimmer gern ihre Hand, vorzüglich wenn sie etwas alt werden. Junge Mädchen müssen sich freilich sehr zurückziehen, denn sie sollen nicht sitzen bleiben, nicht davon laufen, dürfen nicht gehen wie sie wollen, und nicht fallen. Ein böses Leben; aber haben sie einen Mann (hier werden die Männer erobert), so dürfen sie ziemlich thun und lassen, was sie wollen. Selbst die Natur begünstigt sie so, daß sie im Alter noch einmal jung werden, rothe Wangen und neue Zähne bekommen. Die Männer werden nach dem Eroberungsrecht behandelt. — Nachdem wir mit vielen Menschen bekannt geworden, ließen wir uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen. Es ist aber leichter, sie zu sehen, als zu beschreiben. Ich wollte Alles, was man mir zeigte, begreifen, allein man sagte mir, daß das nicht gern gesehen würde. Man hat in der bessern Gesellschaft schon lange aufgehört, die Gegenstände zu begreifen und sieht die Lust dazu als einen Ausbruch der Einfalt an. Darin kommen mir aber die Weißen nicht als Weiße vor.

Das Allermerkwürdigste, wovon Jung und Alt schwärmt und was ich leider nicht einmal sehen durfte, das ist eine Karte, die sie die französische nennen. Wir haben in unserer Heimath auch Karten, die uns die Holländer brachten und die man deutsche nennt, aber das hätten wir uns nicht träumen lassen, daß in Paris eine Karte Alles in Allem ist. Wir baten den Obereiten, uns zu erklären, worin sich die französische Karte

von der deutschen unterscheidet, und wir hörten, daß der Unterschied sehr bedeutend sey. Nur die leeren Blätter (Chartes blanches) sind beiden gemein; was hier die Obern und Untern vorstellen, das sind dort Damen, Chevaliers und Valets. Ich habe keine rechte Einsicht in das französische Kartenspiel und weiß mir es nicht klar zu machen. Der König beruft dazu angesehene Personen in zwei Kammern und hält die Karte, die für immer gegeben ist, die Versammelten vor die Augen: dann treten die Minister an seine Stelle und halten die Karte, bis sie es müde werden; dann halten wieder Andere die Karte und so weiter. Ein Theil zieht an der Karte und wenn der haltende Theil die Karte losläßt, hat der Andere gewonnen. Aus diesem Kartenspiele kann ich durchaus nicht klug werden und begreife nicht, daß man so großen Antheil daran nimmt.

Nächst der Karte, die ich, wie gesagt, nicht gesehen habe, spricht Alt und Jung von einem großen Hause, worin sie bei prächtigem Lampenschimmer Tanz und Gesang, Hochzeit, Selbstmord und Todtschlag aufführen. Die Leute sehen dem Allen mit einer großen Aufmerksamkeit zu und geberden sich ganz wunderbar. Sie sitzen auf gesperreten Sitzen und du würdest dennoch glauben, daß sie auf den Kopf gefallen sind, so arg treiben sie's. Manchmal pfeifen sie, manchmal klatschen sie und pochen mit den Füßen. Man hat mir gesagt daß dieses Haus eine Volks-Erziehungs-Anstalt ist und die Leute daraus klüger hervorgehen, als sie gekommen sind. Die Erzogenen müssen mir gerade nicht zu Gesicht gekommen seyn.

Es gibt genug Personen, die uns Schwarzen den Zustand der Weissen aufreden wollen. Ein junger Gelehrter erbot sich, gegen freie Zehrung, mit in unsere Heimath zu reisen und unser Volk auf seine Art glücklich und gebildet zu machen. Er meinte, wenn die Schwarzen einmal verstünden, nach Musik zu gehen, bei dem kürzesten Zuruf sich rechts und links zu schwenken und mit Waffen allerlei künstliche Bewegungen zu machen; wenn sie ferner sich angewöhnten, lederne und tuchene Röhren an Füße und Arme anzustecken, zur bestimmten Zeit Lust zum Essen, Trinken und Schlafen zu fühlen, und Bücher zu durchblättern, so würden sie viel besser seyn und glücklicher als sie sind. Wir haben ihn aber ausgelacht und seine Wege gehen lassen.

Nachschrift.

In diesem Tone raisonniren die Schwarzen ohne Aufhören fort und führen zuletzt gar den Beweis, daß die Bildung der Europäer nichts als Unnatur und Sklaverei darbiere; aber — sind die armen Dsagen nicht hart bestraft?*)

Die Verzweiflung führt zur Gerechtigkeit.

Als Kaiser Otto der Große zu Pasy das Osterfest beging, und auf der kaiserlichen Tafel unter andern ein Osterkuchen aufgestellt worden war, ging der junge Herzog von Schwaben hin, und brach sich ein Stück

*) Die Armen wurden von ihrem Führer verlassen und in größtem Elend nach München gebracht, von wo sie weiter zogen.

davon ab. Der kaiserliche Truchseß, der dies sah, schlug dem Prinzen deshalb so stark auf den Kopf, daß er blutete.

Der Hofmeister des Prinzen, Heinrich von Kempfen, gerieth über die Mißhandlung seines Zögling's in einen solchen Zorn, daß er den Truchseß auf der Stelle tödtete. — Während dies vorkam, trat der Kaiser in den Speisesaal, und im ersten Eifer befahl er sofort: daß man dem Hofmeister den Kopf abschlagen solle. Dieser fleht um Gehör, beschwört den Kaiser bei dem heiligen Feste, sich nicht durch den ersten Anschein gegen ihn zu übereilen, wenigstens um Verschub des gegen ihn gefällten strengen Urtheils. Aber Otto zu aufge-regt, bestand ohne weiteres auf der Ausführung und Hinrichtung des Verbrechers. Von Kempfen, in der höchsten Verzweiflung, daß er so unangehört den Tod leiden sollte, fällt über den Kaiser, wirft ihn zu Boden, rauft ihm den Bart aus, und würde ihn gewiß in der Wuth umgebracht haben, wenn dieser nicht Hülfe erhalten hätte.

Der unglückliche Hofmeister schien nun ohne Rettung verloren, und die Exekutoren beeilten sich, das gefällte grausame Urtheil an ihm zu vollstrecken. Kaum aber hatte Otto sich erholt, als er den Unglücklichen zurückerief.

„Ich erkenne,“ sprach er zu ihm, „daß nicht du, sondern Gott mich durch deine Hand geschlagen und gezüchtigt hat, und zwar weil ich als deine Obrigkeit dir das Gehör in deiner Sache, Klage und Entschuldigung aus übereiltem Zorne verweigert habe. Darum, weil ich mein Amt vergessen und ohne rechtliches Gehör und Erkenntniß dich an diesem großen Tage des Herrn verurtheilt, hat Gott dich zu seinem Werkzeuge erwählt, um mir dafür die gebührende Züchtigung zu geben. So rede denn ohne Scheu und erzähle mir, treu und wahr den Vorgang der Sache, damit ich nach deiner Schuld oder Unschuld das Rechte zu erkennen im Stande bin.“

Der von Kempfen erzählte nun ohne Rückhalt, wie er über die Mißhandlung seines Zögling's, den er zu schützen und zu schirmen verbunden wäre, von Zorn entrüstet, sich habe übereilen lassen, dem Truchseß einen solchen unglücklichen Schlag zu versetzen, daß er ihn dadurch getödtet. Daß er über den Kaiser hergefallen, sey aus der Ungeduld entstanden, weil er ihm rechtliches Gehör verweigert und ihn ohne weiteres zum Tode verurtheilt habe. Er bitte Se. Majestät, den Ausbruch seiner Verzweiflung zu entschuldigen, und flehe die angeborne kaiserliche große Milde, welcher andere große Verbrecher sich bis jetzt erfreuten, der wahren Gerechtigkeit diesmal, auch ihm angedeihen zu lassen.

Nach dieser Rede sprach ihn der große Kaiser des Nordes frei, und erklärte die erfahrene Mißhandlung seiner eigenen Person: als eine Züchtigung Gottes; weil aber von Kempfen ihm den Bart ausgerauft, befahl er, daß jener ihn so lange meiden sollte, bis dieser wieder in seine vorige Länge und Ordnung gewachsen seyn würde.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 15. Juni 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 24.

Reiseabenteuer.

(Fortsetzung)

Geschichte des Marquis.

Es war für mich gerade nicht sehr schmeichelhaft, wenn ich die Offenherzigkeit und das Vertrauen Sophiens auf die wahren Gründe zurückführte, und bedachte, wie oft Eitelkeit und Eigenliebe unser Urtheil misleiten. — Die Briefe, welche ich gelesen, waren von ihr. Die Zusammenkunft, um welche sie bat, hatte der junge Mann nicht zurückgewiesen, indeß fand sie keinesweges in einem wüsten Schloß, sondern in Gegenwart des Vaters statt, der nicht so ganz verwerfliche Rücksichten, welche Stand, Vermögen und Aussichten verursachen, durch seine Einwilligung beseitigte, als Fleiß und Thätigkeit dem Bewerber einen einträglichen Posten verschafften. Die neue Forstwohnung einzurichten, war der junge Ehemann vorausgegangen, und hatte einstweilen den Geisterthurm bezogen. Unter dem Schutz ihres Oheims, des Unbedeutenden, zog die Frau ihm einige Tage früher, als er erwartete, nach, entweder, weil die Frauen überhaupt sich nicht von der Einrichtung einer neuen Wohnung ausschließen lassen, oder weil sie einen Transport Meubles begleiten mußte, oder wer weiß weshalb sonst.

Wir waren in dem heitern Städtchen R. angelangt, wo die kleine Reise-Gesellschaft sich trennen sollte. Auf dem Markt, unter uralten Linden, saß vor einem Hause, neben dem Gasthof, wo man abstieg, eine kleine Familie traulich beisammen. Die Blicke einer alten, sauber, obschon etwas fremdartig gekleideten Dame hingen an einem jungen Mann, dessen ernste Miene doch eine große Zufriedenheit aussprach, und an einem blühenden blonden Mädchen, das begierig auf des Jünglings Worte hörte, und freudetrunken in seinen Augen las. — Mein Reisegefährte, der uns von dem musikalischen Abenteurer erzählte, wurde erkannt und herzlich willkommen, auch ich sah mich vorgestellt.

„Sie wissen“, sagte Constant — denn als diesen hatte der Unruhige ihn bereits aus der Zeitung erkannt — „Sie wissen mein Schicksal, und nahmen

Theil an meinen Leiden, als ich mich von Allen verlassen wähnte. Sey'n Sie jetzt auch Zeuge meines Glücks!“ Er küßte die Hand seiner Mutter und umarmte das Mädchen, das sich erröthend halb hinter ihm verbarg.

Im Verfolg des Gespräches wagte ich, mich nach Margot zu erkundigen. — „Ich bin Dir“, fiel die Mutter ein, „überhaupt noch eine zusammenhängende Erzählung ihrer und des Marquis Schicksale schuldig.“ — Die Erzählung, welche sie uns jetzt gab, war ohngefähr diese:

Firmin Marquis von Doinvilliers war in jenes schöne Alter getreten, wo manche Umstände sich vereinigen, das Leben in einem roßigen Schimmer erscheinen zu lassen. Dem Zwang, unter welchem die Jugend seufzt, entronnen, gewährt die erste Freiheit der Handlungen einen unbeschreiblichen Genuß. Die Gegenwart schenkt schon so Vieles, und die Zukunft verspricht Alles, was etwa noch fehlen möchte. Man fühlt sich erwachsen, die achtungsvolle Begegnung der Männer, und die schüchterne Aufmerksamkeit der Frauen entzücken. Noch sahen wir keinen unserer Pläne scheitern, nicht unser Vertrauen zurückgewiesen, unsere Hoffnungen nicht getäuscht; kurz des Lebens eifrige Hand hat noch nicht die Blüthe des Lebens abgestreift. Vor Allem aber ist es die Liebe, welche selbst ohne einen bestimmten Gegenstand zu haben, das ganze Herz eines unverderbten Jünglings erfüllt, und eben diese Neigung zur Liebe ist es, welche einen magischen Zauber über das schöne Alter ausgießt. — So genoß Firmin in einem süßen Rausch alle die Vortheile, welche Rang, Vermögen, Erziehung und die Gunst der Natur verleihen. Sein Charakter war offen und edel; da zuvorkommend und bescheiden, wo er überlegen war, aber stolz und leidenschaftlich, wo er Widerstand fand.

Eines Tages ritt er singend, im einfachen Jagd-kleide, vom nahen Städtchen heim. Der Weg zog sich schlängelnd die Berge hinab, bald links bald rechts, steile Senkungen vermeidend. Hoch über und tief unter ihm klebten die silbergrauen Hütchen der Hirten, und die hehnziehenden Heerden belebten die Luft mit ihrem Geläute. Die Sonne senkte sich bereits und

leuchtete rötlich über dem Meer, welches dunkelblau den fernen Horizont begrenzte. Das Abendroth vermag selbst einer dürftigen Gegend Reiz zu verleihen, aber einem solchen Anblick, wie der, welcher sich unserm Reiter eröffnete, gibt es wahren Zauber. Auch hielt dieser unwillkürlich an, und ließ den staunenden Blick über Städte, Felder und Wald streifen, zwischen denen der silberne Faden der Flüsse sich hinwand und über welche duftige Nebelstreifen einen magischen Schleier ausbreiteten. — Ein Giesbach, welcher ungehört aus den dunkeln Tannen hervorbrach und sich weißschäumend über eine rötliche Wand von zerrissem Gestein hinab stürzte, schien durch die finstere Schlucht, in welche er sich verlor, allem Weg ein Ende zu machen. Nur auf einer kühn gewölbten Brücke gelangte man an den jenseitigen Thalrand, auf dem der Pfad sich dann fortzog, und tief unter welchem der Bach lärmte und brausete. Aus der Dunkelheit, welche den Reiter bald umgab, glänzte der Schein hell erleuchteter Fenster, und der muntere Klang der Geige verkündete eine Bauern-Hochzeit. — Vom Pferde springen, in den ländlich geschmückten Saal stürzen, und sich nach einer Tänzerin umsehen, war das Werk eines Augenblicks.

Die hohe schlanke Gestalt eines frischen blühenden Bauermädchens mit schwarzen Augen und Locken, und einem zwar bräunlichen, aber reinen Teint, fesselte so gleich Firmin's Aufmerksamkeit. Er trat gleichzeitig mit einem jungen Bauerburschen an sie heran. Beide forderten das Mädchen auf. Mit einigem Erstaunen, das aber mit Wohlgefallen gemischt war, reichte sie dem schmucken Jäger die Hand; der Abgewiesene zog sich stumm und bescheiden zurück. — Bald hefteten sich Aller Blicke auf das schöne Paar, welches mit Anmuth und Gewandtheit den heitern Tanz des Landes ausführte. Trunken hingen Firmin's Blicke an der reizenden Gestalt, die mit flatternden Röcken auf zierlich gesetzten Füßchen schwebte. Sie schien ihm Dank zu wissen, daß sie durch ihn glänze; Freude strahlte aus ihren Augen, leuchtete auf ihren Wangen und das Herz pochte gegen das enge Nieder. — Als der Tanz vorbei war, wechselten die jungen Leute einige freundliche Worte, da trat ein alter ernster Waldmann herzu. „Margot“, sagte er, und blickte den feinen Jäger prüfend an, „wir gehen nach Hause; sag' Deinem Bräutigam gute Nacht.“ — Derselbe junge Bauer, der vorher abgewiesen wurde, trat schüchtern näher. Margot wollte gehen, ein finsterner Blick des Alten traf sie, ungeschlüssig trat sie vor, bot Etienne die rothe Wange zum Kuß, warf einen Blick auf Firmin und eilte fort.

Am folgenden Morgen hielt Firmin vor der Förster-Wohnung und bat um einen Trunk: Margot reichte ihn verschämt und mit niedergeschlagenen Augen. — „Warum so still, schönes Mädchen?“ fragte Firmin; „und für eine Braut so ernst?“ — „Braut?“ rief Margot lebhaft und mit Unwillen; „ich will ihn nicht, ich mag ihn nicht; ach, wenn Sie wüßten, wie mir gestern zu Muth war, vollends da Sie zugegen waren? — „Und was mißfällt Dir so an ihm, was forderst Du von einem Bräutigam?“ — „Daß er ein Mann ist,

kühn, frei und edel wie —“ — wie Du, sagte ihr Auge, das bewundernd an dem geübten Reiter hing.

Firmin und Margot machten die süße Entdeckung, daß Eines dem Andern gefalle, und sahen sich von nun an oft. Der Vater durfte nichts wissen, weil er Etienne unwiderrüchlich zum Eidam erklärt. Wenn Alles schlief, dann schritten die beiden jungen Leute Arm in Arm den kleinen Garten auf und ab. Ein lebhafter Austausch von Ideen konnte bei der Verschiedenheit ihrer geistigen Ausbildung nicht statt finden, aber ihre Gefühle waren gleich. Beide sahen sich innig geliebt, Beide waren vollkommen glücklich. Eine Zukunft gab es nicht für sie, die Gegenwart war zu schön. Natürliche Scheu hielt Margot ab, ihrer Bekanntschaft mit Constant zu erwähnen, auch verdunkelte Firmin's glänzendes Bild des Andern bescheidene Liebe.

Indes blieb dies Verhältniß dem Vater nicht so ganz verborgen, als die jungen Leute es wünschten. Eines Tages traf der Förster Firmin auf dem Wege zu seiner Wohnung. „Herr Marquis“, sagte er ernst; „Sie besuchen meine Tochter, Sie sprechen ihr von Liebe, Treue und dergleichen mehr. Ich weiß nicht, inwiefern Sie dies als Scherz oder Ernst angesehen wissen wollen; da aber mein thöriges Mädchen die Sache im letztern Sinne zu nehmen scheint, so bitte ich Sie, zu berücksichtigen, daß sie versprochen ist.“ — „Mein Herr!“ entgegnete Firmin mit einigem Unwillen; „ich bin Edelmann, und was ich sage, ist stets mein Ernst.“ — „Sie sind Edelmann“, erwiderte der Alte bitter; „und also können Sie die Tochter des Försters nicht beirathen, dazu sind Sie zu gut. Allein, halten Sie zu Gnaden, daß ich mein Kind auch für zu gut halte, um —“ — „Bei'm Himmel, Margot hat ein Herz“, fiel Firmin ein, „ein Herz, das eine Königin zieren würde, und ich —“ — „Und Sie“, lachte höhnißch der Förster, „Sie wollen Margot auf Abschlag zur Marquise machen; aber ich halte sie werth, das Weib eines rechtlichen Bauers zu werden. Nein, junger Herr, das Mädchen soll nie Gegenstand des Mitleids für Ihre hochgeborenen Nichten und Tanten werden, noch sollen Sie sich des t äppischen Schwiegervaters zu schämen haben. Es beliebe ihrer gnädigen Laune, uns nicht weiter zu beehren, und des einfältigen Bürgermädchens künftig nur zu gedenken, wenn Sie sich Ihrer leichten Eroberung in Ihren Salons rühmen.“ — „Alter Mann!“ rief Firmin zitternd, „dieser Spott und Dein araes Haar passen schlecht zusammen; Deine Worte klingen wie Gotteslästerung; doch Du bist ihr Vater. Mein Herz ist rein wie meine Absicht, und wenn meine Schritte bis jetzt das Licht scheuten, so will ich nun offen handeln vor Gott und Menschen. Meine Ehre fordert es, und Ihr sollt mich kennen, mich besser achten lernen!“

Firmin ritt noch an demselben Tage zu seinem Vornund, dem alten Grafen Beaucourt de Saint Renaud, fest entschlossen, ihm seine Absichten auf Margot zu entdecken. — Der Graf war ein rüstiger Greis, auf dessen Brust das Kreuz der Ehren-Legion neben dem des heiligen Ludwig glänzte. Ein freier, fester Blick,

würdevolles und doch liebeiches Benehmen, stößten eben so viel Achtung als Liebe für ihn ein.

„Führ wahr, Vetter!“ rief er dem Ankommen den entgegen, „es ist recht hübsch von Dir, daß Du Dich einmal sehen läßt. Führt von Rappen ein Weichen herum, Gregoire, ehe ihr ihn in den Stall zieht, denn Du bist stark geirriten, Firmin! Nun, es freut mich, daß so ein junger Bursch Sehnsucht nach seinem alten Oheim gehabt hat, aber höre, bei'm Pariren müßtest Du den Gaul besser zusammen nehmen — so — wie ich Dir oft gezeigt.“ — So plaudernd führte er den jungen Mann die breite Schloßstreppe hinauf und trat mit ihm in eine große Halle. Firmin war einseitig und verlegen. Hier, eben hier vor der langen Reihe von Bildern, welche ihn ernst ansahen, vor dem Wappenschild mit der Devise „sans tache“ hatte er nicht gewünscht, eine Absicht zu erklären, die so viel Männer und Frauen, einst die geehrten Muster ihrer Zeitgenossen, verdammt haben würden. — Aber Margot's Bild schwebte ihm vor, die Unschuldige, die all ihr Vertrauen, all ihre Hoffnung in ihn setzte. Nein! dachte er, ich will euch nicht beschimpfen, sie ist eurer werth und auch ich bin es nur, wenn ich rechtlich gegen das arme Mädchen handle.

„Höre, Firmin“, sagte der Graf nach einigem Besinnen, „setz' Dich einmal zu mir, und habe die Geduld, einen alten Mann anzuhören. Ich wollte lange mit Dir über eine Sache reden, die mir sehr am Herzen liegt, und Dich nahe betrifft. — Als Du noch in den Armen deiner Mutter, meiner lieben seligen Schwester, lagst, und eben so wenig Sorge als Hoffnung kanntest, damals zeigte das Schicksal uns, Deinen älteren Verwandten, eine ernste finstere Stirn. Der Umsturz alles Bestehenden trieb damals eine Menge Edelleute aus ihren Wohnsitzen, welche ihre Vorfahren Jahrhunderte besaßen, hinaus in die Fremde, in's Elend. Diese Unglücklichen sahen nicht mehr ihr Vaterland in dem Frankreich, welches seinen König ermordet, die Religion vernichtet und Alles das mit Schimpf bedeckt hatte, was ihm sonst heilig und ehrwürdig gewesen. Sie erkannten nicht mehr ihre Landsleute in dem Volk, welches, dem Antriebe des schlechtesten Pöbels weichend, seine blutigen Beile gegen Verwandte, Freunde und die edelsten Mitbürger schwang, nicht in dem Volke, das ihnen ihre Rechte und ihre Ehre rauben wollte. Gegen dies Frankreich, gegen diese Nation ergriffen sie die Waffen. — Fern sey es von mir, ein hartes Urtheil über sie zu fällen. Ach, in jener Zeit, wo es nichts Festes mehr gab, wo Verbrechen hieß, was uns als gut von unsern Vätern überkommen war, wo neue Tugenden entstanden, und die alten untergingen, in jener Zeit war es so schwer, zu entscheiden, was Recht, was Unrecht sey. — Unter den Ausgewanderten befand sich der Vicomte Lavreux. Wir waren mit einander zu Versailles erzogen und aufgewachsen; gleiche Gesinnungen und gleiche Neigungen vereinten unsere Jugend, wir schätzten uns und gelobten uns dauernde Freundschaft; wenig dachten wir damals, an dem glänzenden Hofe Ludwig's, in welchen erstens Verhältnissen diese Freundschaft sich bewähren

sollte. — Du weißt, daß ich in den Reihen der Republik gegen unsere auswärtigen Feinde focht; denn, mein Sohn, Alles, was Frankreich Edles besaß, war damals bei'm Heer und wendete sich schauernd ab von dem, was im Innern vorging. Siegreich drangen wir in Deutschland vor, aber ach — über die Leichen unserer Freunde, unserer Brüder. Nirgends ist so viel glänzende Tapferkeit entwickelt, als da, wo Franzosen gegen Franzosen fochten. Beide Theile zeigten sich ihres Namens würdig.“ (Schluß folgt.)

Doctor Granville's Reise nach St Petersburg.

Der Doctor Granville, ein ausgezeichnete Arzt Londons, begleitet den Grafen Woronzow, der seinen militärischen Ruhm seitdem durch die Einnahme von Varna erhöhte, bei dessen Belagerung er an die Stelle des an den Füßen schwer verwundeten Fürsten Wentzschloff trat, nach St. Petersburg. Die Gemahlin des Grafen Woronzow war, als sie mit ihrem Gemahl England vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten verließ, sehr fränklisch, und die Sorgfalt, mit welcher der englische Arzt diese Dame behandelte, stellte nach einem viermonatlichen Aufenthalt zu St Petersburg ihre Gesundheit wieder her. Ueber diese Reise hat der Dr. Granville nun ein Werk in zwei starken Bänden mit 70 Kupfern drucken lassen, das viel Interessantes enthält, und woraus wir hier Einiges mittheilen. Zu übersehen ist übrigens nicht, daß der Reisebeschreiber überall auf das Artigste und Zuvoorkommendste behandelt ward, er also wohl nur sehr angenehme Eindrücke auf dieser Reise in sich aufnehmen konnte. —

In den letzten Jahren sind in Rußland große Verbesserungen eingeführt worden, welche zum Zweck haben, die Reisen im Innern zu erleichtern. Die Hauptstraßen werden von Diligencen befahren, und diese Wagen sind fast eben so bequem, als die Französischen. Alle Morgen geht eine von St. Petersburg nach Moskau ab, welche zu dieser Reise bloß vier Tage und drei Nächte braucht. Andere gehen nach Riga, Reval und in der Linie nach Radzivil oder nach der österreichischen Gränze zu, Brody gegenüber. Man findet auch auf der Straße nach Moskau leichtere Wagen, eine Art von Felleisen-Posten, welche die Reisenden weit bequemer weiter schaffen, als alle auf dem Festlande gebräuchlichen Fuhrwerke. Ein Dampfboot machte voriges Jahr regelmäßig die Fahrt von St. Petersburg nach London; allein dieses Unternehmen konnte keinen Fortgang haben, weil der Ueberfahrtspreis zu hoch angesetzt war. Dasselbe Fahrzeug wird jetzt zum Transport von Waaren und Passagieren zwischen St. Petersburg und Lübeck gebraucht, welches Letztere von Hamburg nur 40 englische Meilen entfernt liegt. Von diesem letztgenannten Hafen geht ein anderes Dampfboot regelmäßig alle Wochen nach London. Ein müßiger touriste, welcher in England damit prahlen will, daß er Rußland gesehen habe, kann also diesem Verlangen sehr leicht genügen, wenn er mit dem Dampfboote nach Hamburg fährt, und von da sich nach Lübeck begibt, woselbst er ein ähnliches Fahrzeug findet, das ihn nach St. Petersburg bringt, wo er mit der

Eisen-Post nach Moskau reist; und nachdem er in jeder dieser Hauptstädte acht Tage zugebracht hat, kehrt er wieder nach Hause zurück und hat zu seiner ganzen Reise nur ungefähr sechs Wochen gebraucht. „Ei! wer fühlte sich da nicht versucht, zu reisen!“ — ruft der Doctor in seiner Wanderlust aus. — Einer der merkwürdigsten Tage seines Lebens war der, wo er am Hofe vorgestellt ward. Er theilt darüber folgende Notizen mit:

„Der erste nothwendige Schritt, den ein Fremder zu thun hat, ist, sich an den Gesandten oder Minister seiner Nation zu wenden, welcher hierauf sein Gesuch erst an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten gelangen läßt, um die Angabe des Tages und der Stunde zu erhalten, wo der Kaiser Den, welcher die Audienz begehrt, empfangen kann. Die Gesandten, und vorzüglich der Englische, haben die Weisung bekommen, keine andern Personen zu präsentiren oder deren Präsentation nachzusuchen, als solche, die in ihrem Lande desselben Vorzugs genossen haben würden. Gewöhnlich finden diese Präsentationen Nachmittags um drei Uhr statt, wenn der Kaiser von der Parade zurückkehrt. Der Fremde muß die Uniform der Land- oder See-Truppen oder das Costüm der Hofleute seines Landes tragen. Er wird im Winterpallaste von einem dem Ober-Ceremonienmeister beigegebenen Officier empfangen, welcher ihn durch die Privatgemächer des Kaisers führt und ihn dem Ober-Ceremonienmeister übergibt, der ihn nun seiner Seite in den Saal Sr. Kaiserlichen Majestät führt und der großen Eingangstür gegenüber stellt. Mehrere Officiere des Kaiserlichen Hauses und Gehülfen des Ober-Ceremonienmeisters befinden sich in diesem Saale. Wenn an einem Tage mehrere Fremde zu präsentiren sind, so stellt man sie in eine schräge Linie, in geringer Entfernung von einander und dem Eingange gegenüber, durch welchen Se. Kaiserl. Maj. eintritt. Bald werden die Flügelthüren von zwei Pagen geöffnet, und der Kaiser erscheint, in ganz einfacher Uniform, bloß den Stern des St. Andreasordens auf der Brust, tritt mit einem huldreichen Lächeln vor und grüßt die Anwesenden auf das Leutseligste, so wie es ein englischer Gentleman von Bildung beim Empfange seiner Gäste thun würde. Der Ober-Ceremonienmeister spricht hierauf mit lauter Stimme den Namen des Individuums aus, das er zuerst vorstellt, Se. Maj. redet dasselbe an, richtet einige Fragen an den Vorgestellten und endigt die Unterredung gewöhnlich mit einer so schmeichelhaften als gut gewählten Artigkeit. Wenn dasselbe Verfahren mit allen übrigen Fremden statt gefunden hat, entfernt sich der Kaiser, indem er von ihnen durch ein Zeichen Abschied nimmt. Sie bleiben auf ihren Plätzen, bis die Flügelthüren sich wieder schließen, und werden sodann nach den Zimmern der regierenden Kaiserin und der Kaiserin Mutter geführt, welche bei diesen Gelegenheiten einige Ehrendamen und Hof-Beamten bei sich haben, aber sonst von keinem Gepränge umgeben werden. Die Präsentationen endigen sich auf diese Weise, ohne weitere Ceremonien; weder vor dem Kaiser, noch vor den Kaiserinnen, sind Kniebeugungen üblich, und nur die Hände dieser Monarchinnen werden geküßt. Das

einziges Zeichen des Respekts ist beim Ankommen wie beim Fortgehen des Monarchen eine tiefe Verneigung des Kopfes. Es ist merkwürdig, daß in Gegenwart eines constitutionellen Königs weit demüthigere Beweise von Unterwürfigkeit gegeben werden, als bei einem unumschränkten *). Die Etikette erfordert es nicht, daß bei diesen Präsentationen die fremden Gesandten oder Minister zugegen sind, im Fall sie nicht vom Kaiser besonders dazu eingeladen wurden oder nicht an demselben Tage eine Audienz nachgesucht haben. Wenn indeß der Kaiser den Wunsch hegt, daß ihm ein Fremder an dem Tage präsentirt werde, wo bei Hofe diplomatischer Cirkel ist, so besorgt der Gesandte alsdann diese Vorstellung, welche in den großen Staatsgemächern und mit mehr Pracht und Feierlichkeit, als ich hier beschrieb, statt findet, aber ohne Zweifel weit weniger zur besonderen Zufriedenheit des Reisenden ausfällt, als wenn er, wie ich, die Ehre gehabt hat, bei den verschiedenen Mitgliedern der Kaiserlichen Familie eine Privataudienz zu erhalten. Die Namen aller Derjenigen, welchen diese Ehre zu Theil ward, werden Tags darauf officiell in der Hofzeitung und dem Journal von St. Petersburg angezeigt.

„Als ich die Ehre hatte, Sr. Maj. dem Kaiser Nicolaus vorgestellt zu werden, konnte ich genau die liebenswürdige Art und Weise beobachten, mit der es ihm gelang, in allen Personen, welche ihm nach und nach präsentirt wurden, ein Gefühl von Zufriedenheit zu erwecken. Der Monarch knüpfte mit Jedem, und zwar mit ganz besonderer Leichtigkeit, ein Gespräch über solche Gegenstände an, die ihn am Meisten interessirten. An einen englischen Gentleman, welcher eine Reise durch Norwegen, Schweden und Dänemark gemacht hatte, richtete Se. Maj. Fragen über den Weg, den er genommen, und über die merkwürdigen Gegenden und Naturschönheiten der von ihm besuchten Länder. Die richtigen Bemerkungen, welche Se. Maj. über einige Theile des flüchtig skizzirten Berichts dieses Reisenden machten, zeugten eben so sehr von den Kenntnissen des Monarchen, als von der Leichtigkeit, mit welcher er über verschiedene Gegenstände spricht, und der Gefälligkeit, mit der er sie auf die Bahn bringt, was nothwendig auf die Gemüther der Anwesenden einen lebhaften Eindruck hervorbringen muß.

(Schluß folgt.)

Musikalisches Lexikon.

In Paris erscheint ein „musikalisches Lexicon für 1830.“ Es wird den Lebenslauf aller bedeutenden Musiker, sowohl der Componisten als der bloß ausübenden, von Händel bis auf die jetzt lebenden enthalten. Die 12 Bände des Werks umfassen: 709 Böhmen; 701 Italiener; 517 Deutsche; 308 Russen; 134 Franzosen; 134 Ungarn; 128 Engländer; 78 Griechen; 18 Dänen; 18 Spanier; 16 Schweden; 9 Portugiesen und 3 Türken.

*) Der König von England wird bekanntlich knieend bedient, und an mehreren Europäischen Höfen küßt man den Fürsten die Hände.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 22. Juni 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 25.

Reiseabenteuer.

(Schluß.)

„In einem Gefecht wurden die deutschen Truppen nach heftigem Kampf aus einem Dorfe verdrängt. Rings wick Alles zurück, nur ein festes steinernes Gebäude hielt sich noch. Der Platz war von der äußersten militairischen Wichtigkeit; wir waren genöthigt, Geschütz dagegen aufzufahren. Sechszehn Feuerschlünde standen bereit, auf den ersten Wink das Haus zu Boden zu schmettern, und es wurde, gleich einem Fort, angefordert, sich zu ergeben. Aber Franzosen vertheidigten es, Firmin, und so wußt' ich, daß man vergebens unterhandeln würde. — Plötzlich öffnet sich ein Fenster — ich erblicke Lavreux. „Beaucourt“, ruft er, „erinnere Dich unserer Freundschaft: ich sterbe für Frankreich und den König. Meine Tochter, mein einzig Kind wird eine Waise seyn!“ — Ein fürchterlicher Kugelhagel, welcher der abschlägigen Antwort des Befehlshabers folgte, unterbrach donnernd Lavreux Worte. In wenigen Minuten lag das Haus in Trümmern und Asche — Firmin, wenn auch eine Thräne sich in mein Auge drängt — er starb wie ein französischer Edelmann.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß sein Vermächtniß mir heilig war. Die Tochter meines Freundes wurde in einem Kloster erzogen; sie ist jetzt in unserer Nachbarschaft, bei einem ihrer Verwandten. — Du, mein lieber Sohn, und die Tochter meines Freundes werden einst das Vermögen, welches ich jetzt besitze, theilen. Das Erbe meiner Väter, wie es auf mich gekommen, ich möcht' es ungern zerstückelt sehen. Sie, Firmin, gern und mit frohem Muth denke ich daran, wie sie mich bald in die kühle Gruft zu den übrigen Bestzern dieses Schlosses tragen werden, wenn ich die beiden Wesen vereint müßte, die meinem Herzen auf der Welt, nächst meinem König, am nächsten stehen.“ — Firmin schwieg. — „Mein theurer Neffe“, fuhr der Greis fort, „ich verlange nicht, daß Du Dein Lebensglück der Grille eines alten Mannes opfern sollst; Du hast das Mädchen noch nicht gesehen, Du kennst nicht, wie ich, ihren sittlichen Werth, Du wirst sie lieben, wenn —.“ — „Mein Onkel“, rief Firmin mit Anstren-

gung, „es ist unmöglich! Ihre Güte erdrückt mich, aber ich liebe, ich bin gebunden!“ — „Firmin“, sagte ernst der Graf, „ich hoffe, daß dieser niedergeschlagene Blick nicht ein Vorbote von Geständnissen seyn möge, die unserer unwerth wären. Du kannst anders gewählt haben, als Dein Oheim, doch Du wirst nicht vergessen haben, daß die Ehre bei der Wahl unserer Lebensgefährtin eine entscheidende Stimme hat. Wer wird die Gattin Firmin Doinvilliers seyn?“

Firmin erzählte seine Begebenheiten. Der Graf hörte ohne Leidenschaft, mit würdevoller Ruhe, selbst mit väterlicher Theilnahme zu. Mit glühender Bredsamkeit schilderte der Jüngling Margot's Liebe und ihren innern hohen Werth. „Und alle diese Tugenden“ schloß er, „sollen nicht anerkannt werden dürfen, weil ihnen ein Stammbaum fehlt? Wann wird die Zeit kommen, wo wir Alle nur Menschen seyn dürfen, wo Conventenz und Castengeist uns nicht mehr trennen, wo die Tugend Adel ist, und wo alle Wesen gleiche Rechte haben, wie sie alle Gottes Sonne gleich bescheint!“ — „Mein Sohn“, erwiderte der Greis, „diese Zeit, von der Du und so viele Andere enthusiastisch sprechen, sie wird nicht kommen und soll auch nie kommen. Das Gefühl der Billigkeit in jedes Menschen Brust sagt uns, daß alle Menschen gleiche Ansprüche auf Glück haben; aber blicke um Dich: die ganze Natur erzeugt nicht zwei Dinge, die gleich wären. Von Millionen Thieren, von Milliarden Pflanzen gibt es nicht zwei, welche dieselben sind; — Ungleichheit überall in allen Dingen der vphysischen, und mehr noch in der moralischen Welt. Warum werden nicht alle Menschen mit gleicher Intelligenz, mit gleicher Empfänglichkeit für Ausbildung geboren? Warum empfing Dieser an der Wiege schon Talent, Jener Scharfsinn, Dieser Muth und Wiß und Frohsinn, während ein Anderer beschränkten Geistes und ohne alles Genie heran wächst! Warum geht Dieser so arm, so hülflos, so nackt auf demselben Pfade, den Jene so reich ausgerüstet betreten? — Das frage den Ewigen, dessen Weisheit es so und nicht anders wollte. — Was wär' auch die Welt ohne diese Verschiedenheit des Geistes!“ — „Freilich wohl“, sagte Firmin, „aber die der Verhältnisse des Lebens —.“

— „Geht eben aus jener hervor“, fuhr der Graf fort. „Von dem Augenblick, wo zwei Menschen zusammentreten, wird der Eine die Herrschaft über den Andern haben, oder es wird Krieg seyn zwischen ihnen. Der gesellige Zustand ist eben nur eine Abstufung der Macht und des Gehorsams, so daß jedem Einzelnen jene oder dieser zu Theil wurde. Der mächtigste König gehorcht der öffentlichen Meinung, und der elende Bettler herrscht in seiner Familie.“ — „Wohlan“, rief Firmin, „wenn auch eine Ungleichheit der Stände notwendige Bedingung ist, wer berechtigt denn aber den Adel, sich oben an zu stellen, und warum soll der thätige Bürger, der Landmann ihm nicht nur an Einfluß, sondern selbst in der Achtung zurückstehen?“ — „Mein Sohn“, sagte der Graf, „als die menschliche Gesellschaft sich aus dem Chaos hervorarbeitete, da fiel die Macht an die Tapfern, die Starken, an die Weisesten und Edelsten, denn sie herrschten zu allen Zeiten. Später traten sie diese Herrschaft dem Staats-Oberhaupt ab, und erhielten als Entschädigung dafür nur gewisse Rechte, Verpflichtungen, die Erinnerung an ihre Thaten, und die Achtung, welche große Erinnerungen einflößen. Warum will man die Erblichkeit der Rechte und der Achtung nicht gelten lassen, da man doch die Erblichkeit des Vermögens nicht antastet? Oder gehört dem Sterbenden das Gut, welches er vermachet, mehr als sein Ruhm? — Unser unglückliches Vaterland hat uns eine theure Lehre gegeben: es wollte nicht sowohl eine absolute als vielmehr nur die größtmögliche bürgerliche Gleichheit. Es zertrümmerte mit blutigem Schlag die Aristokratie des Adels; die der Gelehrsamkeit, des Talents, des Reichthums und endlich der Schlichtigkeit und Gewissenlosigkeit traten sogleich an die Stelle, und Frankreich stand am Abgrund des Verderbens, bis nach einem Kreislauf durch alle Extreme die alte Ordnung, der neuen Zeit angepaßt, wieder eintrat. — Wenn aber ein Adel im Staat bestehen muß, so darf er sich nicht willkürlich hinwegsetzen über so manche Eigenthümlichkeiten, die ihn constituiren. Glaube mir, mein Sohn, daß ich die tugendhafte Tochter des Försters höher achte, als den verderbten Sprößling des ältesten Hauses; allein wir werden nach den äußern Verhältnissen beurtheilt. Wir können uns über die öffentliche Meinung erheben, aber nicht ohne sie glücklich seyn; denn die Ehre ist unser Leben. Firmin, ich bin zu alt, um Grundsätze aufzugeben, welche mich 70 Jahre geleitet haben, und welche meine Väter Jahrhunderte hindurch befolgten. Wenn es Dir möglich ist, so nimm sie an mein Sohn; der Erbe Beaucourt's muß auch die Gesinnungen Beaucourt's theilen.“

Es schmerzte Firmin, seinen Wohlthäter zu betrüben, er opferte eine glänzende Zukunft, aber Margot konnte er nicht aufgeben. — Am folgenden Morgen traf ihn höchst unerwartet der Vorfall mit dem leidenschaftlichen Constant. — Blutig und bewußtlos trug man ihn zu seinem Dheim, unter dessen unausgesetzter sorgsamer Pflege er langsam genas. Was er über Constant erfuhr, verwundete ihn auf doppelte Weise. Er war zu edel, um den Unglücklichen zu verfolgen, er schrieb sogar an seine Mutter, um sie zu beruhigen,

allein selbst diese hatte jede Spur ihres Sohns verloren. — Erst nach vier Monaten konnte Firmin das Haus seines Dheims verlassen; sein erster Ausflug war zur Försterwohnung: er findet Margot — verheirathet. Der unbefugene Wille des Vaters hatte sie unter tausend Thränen in eine Verbindung mit Etienne willigen lassen, in die sie sich dann ergab, und endlich ihr Glück fand.

„Gnädiger Herr!“ sagte Etienne bittend; „meine Margot weint noch oft um Sie. Wenn Marjot Sie erblickt, so werden alle ihre Wunden aufbrechen, und ich — sie wird mich nicht mehr lieben. Seyn Sie großmüthig, gnädiger Herr! lassen Sie uns Beiden Zeit, glücklich zu werden!“ — Firmin besiegte sich selbst, aber der Kampf war schmerzlich; er sprengte fort, sein Herz war verödet, die Welt ihm leer. Er wußt nicht, wohin er ritt, der rasche Lauf seines Pferdes schien ihm wohlthätig; er wäre so gern den widerstrebenden Gefühlen, welche sein Inneres zerrissen, entflohen. Plötzlich befand er sich vor einem breiten Bach, und ehe er zu sich selbst kam, war sein Ross in einem gewaltigen Sprunge hinüber gesetzt; er befand sich zu seinem Erstaunen in einem Garten, der eine freundliche Wohnung umgab, welche ihm ganz fremd war. Vor ihm stand ein junges Mädchen, das ihn mit einer Mischung von Schreck und Bewunderung anblickte, und unentschieden schien, ob es um Hülfe rufen sollte. Ein Korb mit weiblicher Arbeit war ihren Händen entsfallen. — Firmin war in keiner geringen Verlegenheit die seltsame Art zu entschuldigen, in welcher er sich hier eingeführt hatte. Angeborne Höflichkeit hieß ihn indeß vom Pferde springen und den Korb aufheben. „Ich schätze mich glücklich, Ihnen Ihre Arbeit zu überreichen.“ stotterte er. — „Sind Sie deshalb über den Bach gesetzt?“ fragte das Mädchen; „Sie hätten Ihr Leben nicht umsonst wagen sollen!“ — „Dann schlagen Sie daß Glück, Ihnen zu dienen, zu gering, oder mein Leben viel zu hoch an!“

Es war indeß unmöglich, den Rückzug auf demselben Wege anzutreten, da das jenseitige Ufer bedeutend höher war, als das diesseitige. Firmin mußte sich entschließen, über den Hof zu reiten; er schritt mit dem jungen Mädchen durch den zierlichen Garten, indem er sein Pferd hinter sich zog, und wurde einer älteren Dame vorgestellt. Firmin gab vor, sein Pferd sey scheu geworden, er selbst sey ein Förster aus der Nachbarschaft und dem Zufall dankbar, der ihm eine so interessante Bekanntschaft habe zu Theil werden lassen. Wenn sie es bis jetzt nicht war, so wurde sie es bald. Celestine hatte keine der Reize, welche augenblicklich entflammen. Nicht die Bildung ihres Gesichts bezauberte, sondern der Ausdruck der Züge, in welchen sich eine edle reine Seele malte, und die ein natürlicher Verstand belebte. Als Firmin's ganzes Herz noch von Margot's Bild erfüllt war, da nöthigten die scharfen, treffenden Antworten des Mädchens ihm wider Willen Aufmerksamkeit ab. Er mußte sich gewissermaßen zusammen nehmen, um nicht hinter ihr zurück zu bleiben. Als seine Gedanken sich auf Cé-

lestine wendeten, da erstauete er über einen solchen Reichthum der Idern und des Gemüths, über den Zauber der Unterhaltung, des Zusammentreffens ihrer Ansichten und Gefühle. — Er hatte seine Besuche wiederholt, da wurde die alte Dame erster und ließ gelegentlich einfließen, daß Cölestine so gut wie versprochen sey. — Firmin entdeckte erst jetzt, wie werth ihm das Mädchen geworden. Er fühlte, daß er auf's Neue seinen liebsten Hoffnungen entsagen müsse. „Sie könnte mich Margot vergessen machen!“ rief er; „Ne, nur sie könnte meinem Leben Werth verleiden!“

Traurig ritt der junge Marquis am Geburtsstage seines Oheims nach dessen Schloß. Seine Stimmung wurde noch verschlimmert, als er erfuhr, daß die junge Gräfin Lavreux dort sey. — Der alte Mann eilte ihm freundlich entgegen. „Firmin“, rief er und schüttelte ihm herzlich die Hand; „sey mir willkommen! Sey frei und fröhlich, wie zuvor! Ich kann die Trauer in den Fügen meiner Schwester nicht sehen. Wenn sie durch meine Pläne verursacht wurde, ich sehe davon ab. Du findest die Gräfin Cölestine von Lavreux hier, allein unterwegs magst Du die Tante zur Frau nehmen, ich will mich nicht mehr hinein mischen; nur sey wieder der alte Firmin!“

„Cölestine?“ fragte der Jüngling. Indem traten die Damen herein. — Es waren die Bewohner des Gartenhauses am Bach. Der Graf stellte ihnen seinen Keffen vor. Firmin ergriff des Mädchens Hand. „Könnten Sie sich entschließen, Cölestine“, sagte er heftig bewegt, „mir Ihre Hand zu schenken, das Glück meines Lebens zu seyn?“ — „Nun, beim Himmel“, rief der Graf, „der Junge geht rasch zu Werke!“

Firmin's und Cölestines Hochzeit wurde bald darauf von dem fröhlichen alten Herrn gefeiert; ihr Glück ist so groß und sie sind ihrer Herzen so sicher, daß sie nicht Anstand genommen haben, Margot zur Amme zu bestimmen.

Doctor Granville's Reise nach St Petersburg.

(Fortsetzung.)

„Als der Kaiser sich hierauf an mich wandte, wechselte er den Gegenstand der Unterhaltung auf der Stelle und ebne alle Mühe. Er erkundigte sich nach dem Zustande der Heilkunde; ihren Fortschritten und den neuesten Entdeckungen in England. Er hatte die Gnade, auf einige Einzelheiten über das Verfahren der Aegyptier beim Einbalsamiren der menschlichen Körper einzugehen, was darthat, daß er von meinen öffentlichen Vorträgen über diesen Gegenstand Kenntniß hatte. Er forderte hierauf von mir eine Erklärung über die bürgerlichen, Militär- und See-Hospitäler zu St. Petersburg, und sprach mit den größten Lobeserhebungen von dem See-Hospitale zu Plymouth, das er ganz genau besichtigt hatte, wobei er hinzu fügte, er hoffe, daß ich keinen allzugroßen Unterschied zwischen dieser Anstalt und denen seiner Hauptstadt finden würde. Er bezeugte mir seine große Zufriedenheit über die Dienste, welche mehrere englische Aerzte in Rußland ge-

leistet hatten, und erwähnte besonders des Sir Jam Willie, des Doctors Leighton und des Sir Alexander Erichson. Er erkundigte sich mit sehr sichtbarer Theilnahme nach diesem Letzteren, und fragte mich, ob er eine starke Praxis in London habe, oder ob er sich in der Provinz niedergelassen hätte? „Ich hoffe“ — sagte er endlich zu mir — „daß wir während Ihres Aufenthalts in St. Petersburg öfters das Vergnügen haben werden, Sie zu sehen,“ und fragte mich, ob ich nicht Willens sey, nach Moskau zu reisen? Auf meine Antwort, daß dies meine Absicht wäre, bemerkte er: „Sie werden dort eine Stadt erblicken, die in jeder Hinsicht die Aufmerksamkeit eines Reisenden verdient. Sie sehen uns hier in ganz neuen Kleidern, die wir so gut als möglich tragen; aber in Moskau sieht man Rußland so, wie es ist; man gewahrt daselbst, was es war, und kann hiernach urtheilen, was es eines Tags werden kann. Gewiß, die alte Hauptstadt Rußlands muß in jedem unterrichteten, vorurtheilsfreien Beobachter interessante Betrachtungen erwecken.“

Der Doctor gibt mit allen Einzelheiten, in denen er sich zu gefallen scheint, von seinen übrigen Präsentationen Rechenschaft. Wir haben indes seinen ersten Bericht sehr abgefürzt und übergehen die anderen mit Stillschweigen. Auf einer sehr natürlichen Stufenleiter steigt er dann vom Hofe zu den Pallästen der Großen des Kaiserthums herab, und spricht mit vieler Theilnahme von der Lebensweise und den Gewohnheiten der vornehmen Leute. Wie es scheint, haben in dem socialen Leben des Russischen Adels seit dem Aufenthalte des Doctors Clarke in diesem Lande große Verbesserungen statt gefunden, und die Schilderung, welche unser Verfasser von der Wirtschaft und dem Inneren des Detels des Grafen Woronzow entwirft, weicht wesentlich von der ab, welche Clarke über die Sitten und Gebräuche der höheren Klassen der Gesellschaft Rußlands durch den Druck bekannt gemacht hat.

„Wir speissen gewöhnlich zu Mittag um fünf Uhr, was, wie ich glaube, alle Welt in dieser Stadt thut. In einem der an den Speisesaal stoßenden Gemächer war ein Tisch mit kleinen Schüsseln bedeckt, die Pökelschmalz, Caviar, geräucherter Zungen, dünne Butterschnitte und Käse enthielten; auch standen kleine Flaschen mit Eßöhr und Brantwein darauf. Fast alle Personen, welche an Mittagsmahle Theil nahmen, genossen hier etwas, um den Appetit rege zu machen. Im Speisesaale nahm ein prächtiges, sehr kostbares silbernes Plateau die Mitte der Tafel ein und war mit Vasen voll Blumen, Fruchtkörbchen, Kissen mit Zuderwaaren u. s. w. umstellt. Die Gäste des Grafen nahmen nach einander ihre Plätze an der Tafel ein, wobei sie genau die Rücksichten beobachteten, welche wohl eßogene Leute in allen Ländern vor Personen höheren Ranges zu nehmen pflegen. Es ist unwahr, was Englische und Französische Berichterstatter, und zwar noch im vorigen Jahre, angeführt haben, daß die Damen nämlich sämptlich an Einer Seite Platz nähmen, die Männer an der anderen, daß die Gäste von geringeren Range an das Ende der Tafel verwiesen

würden, und daß man ihnen auch Speisen und Getränke von geringerer Güte reiche. Mindestens erblickte ich in zwanzig der ersten Häuser, in denen ich Zutritt hatte, Nichts hiervon. Uebrigens gibt es, um die Wahrheit zu sagen, gar kein unterstes Ende an der Tafel, da der Herr und die Frau vom Hause gewöhnlich in der Mitte Platz nehmen und sich folglich in gleichweiter Entfernung von ihren Gästen befinden, die an den Endpunkten sitzen, und wo ich oft Personen vom höchsten Range sah. — —

„Der Marquis von Caraccioli, der ein großes Leckermaul und mehrere Jahre Neapolitanischer Gesandter in London war, hat, als er von unserer Küche sprach, folgende Bemerkung gemacht: „„Es gibt in England sechszig verschiedene Religionssekten und nur eine einzige Sauce, der melted butter (zerlassene Butter); was für ein Land!““ Wenn der Marq. Gesandter in Petersburg gewesen wäre, so würde er sich nicht zu einem solchen Ausrufe veranlaßt gefunden haben. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Land gibt, wo die volkstümliche Küche sich rühmen könnte, so viele verschiedene Saucen und Schüsseln aufweisen zu können, als die russische, und nach meinem Dafürhalten durchwandelt der ungenannte Verf. des Almanach's für Leckermäuler seine rubmvolle Laufbahn nur zur Hälfte, wenn er vor seinem Tode nicht das Büdget der Meskowitischen Speisen bekannt macht. Diese werden den Gästen, der Reihe nach, vom Haushofmeister und dessen zahlreichen Gehülfen dargeboten, welche auf einer zur Seite stehenden Tafel Alles zerschneiden und die Aufmerksamkeit haben, einem leise die Namen der verschiedenen Schüsseln ins Ohr zu flüstern. Dem Haushofmeister folgen Bediente, die in jeder Hand eine Flasche halten. Die Ersten empfehlen einem ein wenig *Warcniky*; ein Anderer, welcher bemerkt, daß man bereits ein Schüssel *Stchy* vor sich stehen hat, befragt *Kastjngay*, ein längliches Pastetengebäck, um es dazu zu essen; noch ein Anderer empfiehlt zu trinken, als da sind: Champagner, Burgunder, Cassitte, *Pracart*, *Commandeur-Wein*, *Johannisberger*, *Cometen-Wein* u. s. w. Die Menge Champagner, der in Petersburg getrunken wird, setzt in Erstaunen. Es muß dort irgend eine Champagne Rußland näher liegen, als die französische, um so viel Wein zu liefern, als von dieser Gattung dort getrunken wird. Im allgemeinen sind die Russen große Weinkenner; ich habe sehr oft gelehrten Streitigkeiten über die verschiedenen Eigenschaften der Sorten beigewohnt. Man fängt schon an, von den in der Krim gebauten Weinen Gebrauch zu machen, welche eine mit einem Privilegium versehene und vom Kaiser sehr begünstigte Gesellschaft seit einiger Zeit einführt. Aber sagen wir ein Paar Worte über den *Warcniky*; dies ist für mehrere Personen eine sehr leckere Schüssel. Sie besteht aus einem Teige von Buchweizenmehl, welcher um frischen Milchkäse gelegt und das Ganze mit zerlassener Butter übergossen ist; dies Essen wird mit Milch genossen, die ein wenig sauer geworden ist. Dieses sonderbare Gemisch ist noch gar nicht mit dem der *Batvinia* zu vergleichen. Dies ist der König der *Dilla's* oder *Potagen*, wie man gleich einsehen wird, wenn ich die Ingredienzien

aufzähle, die zu diesem Gemengsel genommen werden. Zuerst kömmt *Dwas* (eine Art gezohrenen Biers) dann eingesalzener Fisch, Krebse, Spinat, Salzgurken, Zwiebeln. Als der hochselige Kaiser Alexander, welcher den *Batvinia* sehr liebte, sich in Wien aufhielt, während der berühmte Kongreß gehalten ward, ließ er bei sich, als er ein großes diplomatisches Gastmahl gab, diese *Dilla* auftragen, und fragte einen der anwesenden edlen Lords, wie ihm dieses Essen munde? „„Ich finde es abscheulich, Sire!““ war die Antwort Sr. Herrlichkeit.“

Wie man sieht, beschäftigte sich der Doctor *Graville* nicht ausschließlich mit den Mumiën und der Arzneiwissenschaft. Die Gastronomie ward von ihm ebenfalls auf das Sorgfältigste gepflegt. Er geht bei den Preisen der zur Nahrung des Menschen dienenden Artikel, welche auf den Petersburger Märkten verkauft werden, in die kleinlichsten Details ein. Die Beschreibung seiner, in dieser Hinsicht anstellten, Wanderungen ist sehr belustigend. Von einer Bude ging er zur anderen, seine Schreiftafel in der Hand, und notierte Alles zum großen Erstaunen der Kaufleute und der Bauern, die ihre Waaren zu Markte brachten. Diese konnten das Lachen nicht verbeißen, als sie einen Fremden, der kaum den Bleistift festhalten konnte, weil der Thermometer mehrere Grad unter Null stand, solche Bemerkungen niederschreiben sahen. — —

(Schluß folgt.)

Ueber Land wandernde Fische.

In einer Excursion — erzählt der Engländer Dr. *Hancock* — welche Dr. *Campbell* in *Essequibo* (im Innern von *Gutana* von *Sparta-Estate* aus nach *Sandreefs*, einem von der Seeküste etwa sechs Meilen weit entfernten Punkte, mit seiner Familie machte, stießen sie auf einen äußerst zahlreichen Zug von Fischen, *Hafsare* genannt, die das Wasser verlassen hatten, und trotz der Sonnenstrahlen auf einer Landreise nach einem Arm des *Pomerooe-Flusses* begriffen waren. Nur in trockenen Jahreszeiten finden sich die großen Züge dieser gepanzerten Fischart zu solchen gefährlichen Land-Excursionen genöthigt, während welcher sie die Beute so vieler und verschiedener Feinde werden können; besonders sind es die plättförsigen *Hassar's*, die, nach der Aussage der *Jadianer*, gewöhnlich die ganze Nacht unterwegs sind, indem sie einem Streben nach ihrem natürlichen Elemente folgen. Ihre Bewegungen gleichen einigermaßen denen der zweifüßigen Eidechsen; sie bewegen sich auf ihren knöchigen Armen durch das seitwärts ausgeübte elastische Schellen des Schwanzes vorwärts, und ihr Vorrücken ist fast so schnell, als ein Mensch mit Bequemlichkeit geht. Die starken Schiller oder Schuppenreiben, welche ihren Körper einschließen, müssen ihren Gang sehr erleichtern, wie die Schuppen unter den Schlangenzleibern, welche nach Willkür erhoben und niedergelegt werden können und auf gewisse Weise die Verrichtung von Füßen vollbringen. Ihre Farbe ist gewöhnlich rotgelblich, mit schwarzen Flecken gezeichnet, die Flossen an der Spitze roth, und ihre Länge ungefähr 1 Fuß. (Zool. Journ.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 29. Juni 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 26.

Lord Byron's Freund, oder die Opfer des Vorurtheils.

In geringer Entfernung von Reggio lebte im Jahr 1822 eine Mutter, die noch schön war, mit einem jungen Mädchen, das sie ihre Tochter nannte, und deren Gesicht bezaubernd reizvoll und lieblich war, in größter Dürftigkeit. Das sonderbare Benehmen dieser Frauenzimmer, die wenigen Rücksichten, die sie gegen Andere beobachteten, und selbst ihre Kleidung machten die Neugierde ihrer Nachbarn rege und bewogen sie zu manchem Kopfschütteln. Schwarze Tunika's, die bis ans Kinn hinaufreichten, mit langen Ärmeln, und schwarze Schleier, welche über lange Locken herabhängten, waren zwar eine Tracht, die körperlichen Reizen nicht sehr günstig ist, aber sie trugen doch dazu bei, den Adel ihrer Gesichtszüge und ihrer Körperformen hervorzuheben. Bei der Jüngsten ward der Glanz der Schönheit noch durch den Ausdruck der höchsten Züchtigkeit und weiblichen Schaam erhöht. Die Ältere nannte sich Keina, die Jüngere Teresina. Ihre von Allem entblößte Wohnung enthielt nichts Bemerkenswerthes weiter, als eine Art von Altar, welchen ein großer seidener Vorhang sorgfältig verbarg; es war ein Gefäß mit Weihwasser, vor dem einige Blätterkronen und ein großes Kreuzifix aufgestellt waren. Da man sich von dem Armen lieber entfernt, als in seine Geheimnisse zu dringen sucht, weil die Bekanntschaft mit denselben einige Opfer erheischen möchte, so verlautete auch von denen, welche Keina und Teresina betrafen, Nichts; indes blieben sie doch nicht gegen Uebelwollen und Bosheit gesichert, und da man nichts Bestimmtes wußte, so erschöpfte man sich in ungünstigen Verdachtsgründen. Ich wiederhole es: Keina war noch schön, und Teresina zum Entzücken. Da sie Niemand bei sich sahen, konnte man ihre Sitten nicht angreifen. Aber Keina und ihre junge Freundin erschienen nicht in der Kirche von Casa-Alto *), und man sagte von ihnen: „sie haben weder einen Glauben, noch einen Gott.“ Beim Schimmer der Morgenröthe und oft

auch des Abends, wenn es schon dunkelte, ging Keina mit ihrer jungen Gefährtin, einige Lebensmittel und Blumen tragend, nach dem Altare der Einsiedelei der „Jungfrau der Felsen“, und ihre frommen Hände schmückten ihn mit ihren Blüten; da sie aber auch heilende Kräuter sammelten, die in allerlei Schmerzen erprobt waren, so sagte das Volk von ihnen: sono streghe *). Allmählig fand dies Gerücht Eingang und die Umgebungen von Keina's und Teresina's Wohnung wurden muthwillig verwüstet und zur Einöde gemacht. Teresina wartete und pflegte, um die langen Stunden ihrer einsam verfließenden Jugendzeit auszufüllen, ihren kleinen Garten. Eines Abends, es war im April 1822, stürzte Teresina in die Hütte; in ihren sonst so sanften, so resignirten Gesichtszügen sprach sich der lebhafteste Unwille aus, und indem sie die Stengel der Pflanzen, deren Blumen man abgerissen hatte, auf den Boden warf, rief sie aus: „Hier siehst Du, meine Geliebte, einen neuen Beweis davon, daß kein Winkel der Erde gegen einen Fluch schützt. Sieh, wie man das einzige Gut, das einzige Besitzthum zweier Frauen achtet, die ohne Stütze in der Welt da stehen! Ach! und ich weine nicht bloß um die Freude an den Blumen, welche schändliche Bosheit mir geraubt hat — nicht bloß darum, daß man sie abpflückte und ringsum verstreute — Keina, arme Freundin, die Frucht- und Feigen-Bäume, die Weinreben, die Granatbäume — Alles ist zerstört, Alles unter den Hieben der Bedränger der Schutzlosen Armen gefallen! — Ach! Keina, nur weil Du Dich darüber betrüben wirst, murrten meine Lippen! So macht es also dem Himmel Vergnügen, sich an den Qualen des Unschuldigen zu weiden und die Verbrechen der Väter an den Kindern ihrer Kinder zu rächen?“ — Erschöpft durch ihre heftige Gemüthsbewegung, sank Teresina vor dem Altar auf die Knie nieder und Keina wollte eben ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigen, als eine männliche Gestalt auf der Thürschwelle erschien. Ueber rascht erhoben sie sich zu gleicher Zeit. Ein Schrei

*) Ein Flecken nahe bei Reggio, am Ufer des Meeres.

*) Es sind Zauberinnen. Das Volk ist in Italien noch im höchsten Grad abergläubisch.

entfuhr dem Fremden, der ihre Einsamkeit gestört hatte; und er heftete seine Blicke schweigend auf Theresina, welche zuerst sich faßte und sprach: „Wenn eitle Neugierde Euch in dies Asyl der Thränen führte, so eilt vorüber, ohne länger zu verweilen; denn Eure Blicke würden diesen Raum entweihen. Habt Ihr Euch am Gestade verirrt und sucht Ihr einen Führer, so soll Reina Euch nach Reggio geleiten; aber wenn Ihr unglücklich seyd und Hülfe und Trost hier sucht, so können wir nur Euren Kummer theilen; denn weiter ist uns Nichts gegönnt. Noch in dieser Nacht beraubten uns schändliche Bösewichter der Freude, dem erschöpften Wanderer, dem hinfälligen Alter oder der verlassenen Kindheit wohlthuende Felichte oder nährende Milch zu reichen. Thränen und Hunger, das ist das Einzige, was die Menschen uns übrig lassen.“ — Während Theresina dies sprach, hatte sie sich der Thür genähert, und der Fremde sagte zu ihr: „Verhält es sich so, daß das Geschick die zartesten weiblichen Wesen so unsanft berührt hat, so halte ich den Tag für den schönsten meines Lebens, wo es mir vergönnt war, sein Versehen wieder gut zu machen, und Alles für Euch zu thun, was das lebhafteste Interesse, was Eifer und Beharrlichkeit nur einflößen können. Sagt mir nicht, wer Ihr seyd; denn sehe ich in Euch nicht das Vollkommenste, was die Erde schuf? aber wohl, daß Ihr mir erlanbt, Euch aus einem Zustande zu reißen, der so wenig für Euch passend ist.“ — „Eure Absicht ist die eines wohlwollenden Gemüths, und wir fühlen dies tief“ — sagte Theresina; — „aber unsere Bestimmung ist unwiderruflich. Wir müssen in der Dunkelheit leben. Ach! wenn nur wenigstens Ruhe der Preis für unsere Entfagung alles Dessen, was die Glücklichen auf Erden umgibt, wäre! Aber das Uebelwollen wacht und Schrecken und Angst bezeichnen unsere traurigen Tage. Entfernt Euch edler Fremdling; Ihr seht es, Trauer, Verwüstung umringen uns — entfernt Euch! Unser Unglück ist ansteckend, ach! vielleicht —“ Hier machten die beiden Frauen eine Bewegung, als wenn sie sich tiefer zurückziehen wollten; aber der Fremde rief aus: „Nein, beim Himmel! die Theilnahme, die ich für Euch empfinde, soll sich nicht auf nutzlose Anerbietungen beschränken, und ich werde Euch dienen, und wenn ihr selbst nicht darein willigen wollet.“ — „Hütet Euch davor!“ — antwortete Reina, die bis dahin ein tiefes Schweigen beobachtet hatte — „wer Ihr auch seyn mögt, hütet Euch, in unser Geschick Euch zu verflechten! Viele Tage, Monate, Jahre selbst verstrichen; aber weder Tage, noch Monden, noch selbst Jahrhunderte vermögen die Schmach eines besleckten Namens zu tilgen. Sie lastet auf dem Unschuldigen, den die Welt ihre Verachtung fühlen läßt. Nur die Ewigkeit entschädigt ihn dafür, sie erwartet uns. Was kümmern den Menschen wohl die Qualen viel, die er auf der Ueberfahrt zu überstehen hatte, wenn er weiß, daß er einem sichern Hafen zueilt? —“

Hiermit nahm Reina Theresina bei der Hand und verschwand mit ihr hinter den Bäumen, welche

ihre wilde Wohnung umgaben. „O Byron! wach' ein Stoff wäre dies für Deinen Malerpinsel!“ — Dieser Fremde war Shelley, ein englischer Dichter und Freund des Lords Byron, den er in Italien aufgesucht hatte. Shelley wußte noch nichts davon, in welchen Beziehungen diese beiden Frauenzimmer, die er so geeignet glaubte, die poetische Gluth des Verfassers des Hildebrand zu entflammen, mit seinen eigenen diabolischen Eingebungen standen, und wie sonderbar ihn das Schicksal in diesem Augenblick überraschen wolte. — Shelley war ein geachteter Dichter; aber eine zügellose Einbildungskraft und ein leidenschaftsvolles Gemüth verbreiteten über die Mehrzahl seiner Werke so düstere und so bizarre Farben, daß sie daraus unförmliche Gebilde, beinahe wahre Ungeheuer schufen. Ein solches ist sein Trauerspiel: die Cenci*) Dem Tone zufolge, welchen Reina angenommen hatte, befürchtete Shelley, daß sie Willens seyn möchten, ihren Zufluchtsort zu verlassen, und entfernte sich deshalb, jedoch so weit, daß er die Hütte und ihre beiden Bewohnerinnen beobachten konnte. Kaum hatte er sich verborgen, als sie wieder erschienen, von einem ehrwürdigen Greise begleitet. Reina sprach mit vieler Heftigkeit und in einem begeisterten Tone; Theresina ging einige Schritte voran, mit niedergeschlagenen Augen und still weinend.

Sobald sie in die Hütte getreten waren, näherte sich Shelley derselben und glaubte Schluchzen zu hören. Er hob sich auf den Lehensspitzen, spähte durch das Laub und sah zwei Frauengestalten auf den Knien liegen: Reina, die einen Aschenkrug hielt, und Theresina, welche die Augen auf ein weibliches Bildniß geheftet hatte, das die wunderlieblichen Züge eines jungen Mädchens im Glanz einer solchen Schönheit darstellte, daß man sich kaum davon einen Begriff machen konnte. Dies Bildniß war nicht das Portrait Theresina's sondern vielmehr das Reina's in einem Alter von zwölf bis 14 Jahren. „O Beatrix! o theure Verbrecherin!“ — rief Reina aus, die thränenschweren Augen auf dies Bildniß geheftet und die Urne convulsivisch an den Busen drückend — „haben unsre Gebete Deine Qualen gemildert? Sind unsere langen Büßungen eines Verbrechens, welches wir nicht begingen, zu dem Throne der ewigen Barmherzigkeit hinaufgestiegen? Ist unsere so schmerzliche und schreckliche Pilgerschaft ihrem Ende nah? Oder sollen wir die Beute neuer Ungerechtigkeiten werden?“

Der alte Einsiedler ergriff das Gemälde, wickelte es ein und lud, nachdem er eine kurze Ermahnung gesprochen hatte die beide Frauenspersonen ein, am folgenden Tage nach seiner Einsiedelei zu kommen, wo er sie, wie er ihnen versicherte, nach der Levan-

*) Beatrix Cenci, eine junge Römerin, die von ihrem eigenen Vater entehrt wurde und sich durch einen Vaternordrächte, wofür sie in dem zartesten Alter die schreckliche Todesstrafe erlitt. Beatrix Cenci war das schönste Mädchen ihres Jahrhunderts, und ihre Züge hatten einen so bezaubernden Ausdruck, daß die Henker, bei ihrem Anblick von Bewunderung ergriffen, die Mordwerkzeuge fallen ließen.

te einschiffen lassen wolle. Sie zeigten ihm eine gänzliche Ergebung in seinen Willen, der Einsiedler ging fort und die beiden Unglücklichen begleiteten ihn mit ihren Wünschen. Sogleich trat Shelley hervor, hemmte die Schritte des Greises, führte ihn zurück, indem er sich zu erkennen gab, und bat ihn, seine Büßenden dahin zu bewegen, daß sie die Hand eines Freundes nicht zurückstoßen möchten. — „Ich kenne sie, ehrwürdiger Vater“ — sprach Shelley — „es ist das Bildniß der Beatrice Cenci, welches ich sah. Ach! ich feierte ihr Unglück! Ich habe das Verbrechen ihres Vaters geschildert!“ — „Und zugleich das ibrige!“ — erwiderte der Greis. — „Beatrice Cenci erlitt eine gerechte Strafe. O! Ihr wißt nicht, welches schreckliche Erbtheil von Verachtung sie ihrer Familie hinterlassen hat! Keina war aus Beatrice's Geschlecht entsprossen, und von Generation zu Generation verfolgt durch Schmach, Unglück und Entsetzen die Frauen dieses von Gott verfluchten Stammes. Fremdling, ihr könnt Nichts für sie thun; selbst heilige Zufluchtsörter würden sie nur ungern aufnehmen. Isulirt und verzweiflungsvoll in der Welt umherzuirren, ist das Loos zu welchem die Verwandtinnen der Vatermörderin verdammt sind.“ Shelley war zu welterfahren, als daß er den Versuch hätte machen sollen, ein so eingewurzeltet Vorurtheil bekämpfen zu wollen; da er indeß fest entschlossen war, das Schicksal dieser beiden Unglücklichen zu lindern, so nahm er nur dem guten Einsiedler das Versprechen ab, sie zu bestimmen, daß sie das Land nicht eher verlassen wollten, als bis er sie wieder gesehen habe. Er unterstützte seine Bitte durch ein Geschenk zur Unterhaltung der Einsiedelei, und der gute Vater versprach das Gewünschte, indem er die großmüthige Hand des wohlthätigen Fremdlings segnete. „Prothero la Madonna per lei e gli suoi!“ — sprach der Einsiedler, und dieser einfache Ausdruck im Munde eines achtzigjährigen Greises, sein Ton und die obwaltenden Umstände wirkten so mächtig auf Shelley, daß er sich zu einem gewissen Enthusiasmus, kräftig zu handeln, angeregt fühlte. Er begab sich alsbald nach Reggio, beschäftigte sich sogleich damit, das Schicksal der Personen, denen er einen Dienst leisten wollte, fest zu stellen, benachrichtigte den guten Einsiedler, daß er sich zu ihnen begeben werde, und bat ihn, Keina und ihre junge Freundin davon in Kenntniß zu setzen. Folgende Zeilen schloß er an sie bei:

„Keina und Teresina, Euer Unglück soll seine Endschafft erreichen. Euer alter Freund wird Euch mit der Reinheit meiner Absichten bekannt gemacht haben — er wird sie verbürgen. Vertraut mir Euer Geschick an. Als ein Freund des Lords Byron (ein berühmter Name, der sicher bis zu Euch gedrungen ist), biete ich Euch diesen Namen als Gewährleistung an. Fliehet das Land, das Euch verstößt, und genießt unter einem freien und reinen Himmel eines ruhigen Lebens und einer brüderlichen Freundschaft, deren lebhaftestes

*) Ich werde zu der Madonna für Euch und die Entigen beten.

Bedürfniß Euer beiderseitiges Glück ist. In wenig Stunden bin ich bei Euch, um mich nicht mehr von Euch zu trennen.

Shelley,
Freund des Lords Byron.“

Der Einsiedler hatte sich seiner Gewalt als Gewissensrath bedient, um die beiden Abkömmlinge der Beatrice zu bewegen, ein Vaterland zu verlassen, welches sie zurückstieß. „E dotto, è savio, ed amico di quel bel genio, amico di Lord Byron,“ sagte der gute Alte. Keina antwortete: „Die Schmach wird uns nicht mehr verfolgen,“ und Teresina sprach, mehr sanft als bewegt, mehr zärtlich als stolz: „Er ist gut, er ist weise; was verschlägt mich sein Freund? Durch ihn werde ich das Leben wieder lieb gewinnen, nur durch ihn!“

Einige Tage verstrichen für Keina und Teresina peinlicher Erwartung. Endlich langte die Botschaft von Shelley's bestimmter Zurückkunft an; sie sollte am 8. August 1823 statt finden. Er schrieb nur diese Zeilen: „Ich komme, Euch ganz anzugehören. Erwartet mich.“ Der Tag war kaum angebrochen, und Teresina und Keina saßen am Gestade. Sie schienen die Wogen zu zählen und diejenigen der Säumniß anzuklagen, welche ihnen nur das einförmige Getöse des Meeres zuführten. Wehe ihnen! bald sollte das arglistige Element für ihre Klagen sie züchtigen. „Keina“ — sprach Teresina mit unwillkürlichem Schauder — „theure Keina, siehst Du nicht da unten einen Gegenstand, welcher nicht mehr mit den Wellen kämpft, sondern unbeweglich der Richtung derselben nach der Küste folgt? Theure Keina, heute wollte unser Freund, der edelmüthige Shelley, sich einschiffen, und der Donner rollte und die Winde waren entfesselt! O Keina, Keina! wenn unser Geschick dem Beschützer der verfluchten Familie Unglück zugewandt hätte!“ — Keina blickte hin; der Gegenstand kam näher; sie schauderte, sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Eine Woge trug ihn ans Land und legte ihn zu Teresina's Füßen hin: es war der Leichnam des unglücklichen Shelley. Teresina fiel ohnmächtig nieder.

Die Bewohner der Gegend eilten mit dem alten Einsiedler herbei, um den Schiffbrüchigen beizustehen. Keina, deren langes Haar im Winde flatterte, und deren wilder Blick den Himmel wegen eines unverdienten Unglücks anzuklagen schien, gleich in ihren Augen einer Delphischen Priesterin, welche die Kinder der Menschen verflucht und ihnen eine schreckliche Zukunft vorher sagt. „Du hast es gewagt, uns rein zu sprechen!“ — rief sie aus, als sie den Einsiedler erblickte — „Dein Mund hat uns für schuldlos erklärt und wir sind es; aber die Vorurtheile und der Himmel verfolgen uns. Du siehst es, er tödtet selbst Diejenigen, welche es wagen, dem Schicksale der beiden Verfluchten Theilnahme zu beweisen. Ehrwürdiger Vater, wache über die Unglückliche, die ich Dir zurück lasse. Ich gehe, für meine Person mindestens der göttlichen Rache zu genügen.“ — Kaum hatte sie diese Worte

gesprochen, als man sie in die Fluthen springen und verschwinden sah. An Rettung war nicht zu denken, und man fand sogar Keina's Leichnam nicht. Der Hütle des unglücklichen Schelley ward ein ausländisches Leichenbegängniß, und als Theresina einen Monat lang ihre Kräfte unter Leiden und Thränen aufgezehrt hatte, verschied sie, nachdem sie leise die Namen Keina und Schelley geflüstert hatte. Das schöne Bildniß der Beatrix Cenci schenkte der Einsiedler dem Großneffen Salvatore Rosa's zu Bologna. Es schmückt gegenwärtig die Gallerie des Pallastes Bentivoglio.

Doctor Granville's Reise nach St Petersburg. (Schluß)

Es mögen hier einige Bemerkungen über die Zusammenkunft unsers Reisenden mit dem Großfürsten Constantin zu Warschau stehen. Die Präsentation fand auf dem großen Plage statt, wo die Parade abgehalten wird.

„Als der Großfürst den General Fanshawe, der unsere Gesellschaft eben verlassen hatte, um sich zu Seiner Kaiserl. Hoheit zu begeben, welcher von seinem Generalstab umringt wurde, meinen Namen nennen hörte, kam er rasch auf mich zu. Er lud mich zuvörderst ein, mich zu bedecken, und richtete dann eine Menge Fragen über verschiedene hohe Personen an mich, die er in England gesehen hatte, und über den Zweck meiner Reise nach dem Festlande. Er fragte mich auch, ob sich der Kaiser und die Kaiserin Mutter wohl befunden, als ich Petersburg verlassen hätte, und auf meine bejahende Antwort rief er aus: „Gott sei gelobt!“ Hierauf wandte er sich nach dem General Fanshawe um und erinnerte ihn, nicht zu vergessen, mir das Militärhospital zu zeigen, wobei er hinzufügte: „ich möchte wohl seine Meinung über dasselbe wissen.“ — Obgleich der Großfürst von mehr als mittler Größe ist, so erreicht er hinsichtlich seines Wuchses doch seine beiden Brüder nicht. Er hat eine etwas gekrümmte Haltung, ist sehr stark, aber in seinem ganzen Wesen liegt demungeachtet viel Militärisches. Er trug eine grüne, knapp anschließende Uniform und einen dreieckigten Hut, der vorn beinahe viereckigt und auf ein Ohr gerückt war. (Der Kaiser Nikolaus trägt den Kopf auf gleiche Weise bedeckt.) Wir Beiden, mein junger Reisegefährte und ich, erstaunten über die ungewöhnliche Ähnlichkeit des Großfürsten Constantin mit einem Portrait des Kaisers Paul, das wir häufig in dem Pallaste zu St. Petersburg gesehen hatten. Er pflegt die Hände stark zu reiben, wenn ihm Etwas gefällt, und gab diesen Beweis von Zufriedenheit mehreren Offizieren und einigen Regimentern, als sie in Parade vor ihm vorbeiführten. Der Großfürst wird sehr von seinen Offizieren und Soldaten geliebt, abgesehen von Verbrechen oder Dienstvergehen sehr hart bestraft; indes unterläßt er auch nicht, das Verdienst zu belohnen. Er selbst beobachtet die Disciplin sehr genau, wohnt regelmäßig der Parade bei, kommandirt die Manöuvren der Truppen, steht früh um fünf Uhr

auf, arbeitet mit einem Sekretär bis acht Uhr, frühstückt zu gleicher Zeit und empfängt bis um neun Uhr die dienstthuenden Offiziere und die Rapports des Tags. Nach der Parade arbeitet er bis um zwei Uhr mit dem Baron von Mohrenheim, dem Chef der Kanzlei. Hierauf setzt er sich zu Pferde oder fährt im Wagen bis um drei Uhr spazieren, wo er zurückkehrt, um mit seiner Familie zu Mittag zu speisen. Selten gibt er Feste oder große Gastmähler, und bloß bei großen Gelegenheiten. Um fünf Uhr zieht er sich nach seinen Privatgemächern zurück, geht den Abend ins Schauspiel oder sieht eine gewählte Gesellschaft bei sich, und legt sich um zehn Uhr nieder. Diese geregelte und thätige Lebensweise setzt ihn in den Stand, eine große Menge Geschäfte abzumachen; aber er beschränkt sich lediglich auf die Militärverwaltung. Alles, was die Civil-Regierung anbetrifft, befindet sich aus einem sehr aner kennungswürthen Zartgefühl und in Folge einer sehr weisen Entschliegung des Monarchen, in den Händen polnischer Beamten.

„Der Großfürst Constantin bewohnt gewöhnlich ein Lustschloß, welches das Belvedere genannt wird, und hier lebt er in der glücklichsten ehelichen Verbindung mit Johanna Grazynska, Fürstin von Lowicz, die er im Jahre 1820 zur Gefährtin seines Lebens wählte, nachdem seine Ehe mit einer Prinzessin aus dem Hause Sachsen-Koburg aufgelöst worden war. Die zarte Reizung, welche er seiner neuen Gemahlin weichte, hat Nichts von ihrer ersten Innigkeit verloren, und diese Dame, die eben so schön, als liebenswürdig ist, soll, wie man sagt, einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth des Großfürsten ausüben. Beide leben im freundschaftlichsten Umgange mit den angesehensten Familien der Hauptstadt, und über die Vorzüge dieser liebenswürdigen Fürstin herrscht nur Eine Stimme. Der Großfürst ist ein großer Kinderfreund und liebt seine Kinder zärtlich. Die Uneigennützigkeit, mit welcher der Großfürst Constantin allen seinen Rechten auf den Thron seiner Väter entsagte, hat ihn dem polnischen Volke noch theurer gemacht. „Kein Obergeneral“ — sagte uns der General Fanshawe — „könnte von der Armee dieses Landes mehr geliebt werden; auch beweist er ihr die größte Zuneigung. Er kennt die meisten Soldaten namentlich und weiß die Lebensgeschichte fast aller Veteranen der Garde zu erzählen.“

Die Londoner Literary Gazette erzählt folgende Anekdote: „Ein Freund von uns (sein sehr hüßlicher, thut uns leid zu sagen) sperrte nebst einem andern Dandy den Spazierweg im Park zu Brüssel, als jemand in schlichten blauen Rock zwischen beiden durchging, und ihr Gespräch unterbrach. Unser Freund sagte halblaut: D—n that fellow, hes no Gentleman! (Der verdammte Kerl! er ist gewiß kein Gentleman!) worauf der Fremde sich umwandte, dem Hut abnahm, sich verbeugte und sehr artig sagte: „Gentleman, I am the King!“ (Meine Herren! ich bin der König!)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 6. Juli 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 27.

Die Dardanellen.

„Mein Herr!

Ich beeile mich, Ihnen vorläufig die erfreuliche Nachricht zu geben, daß der Commandant der Dardanellen gewonnen ist. Nachdem noch einige Differenzen beseitigt worden, kam die Capitulation am ersten April wirklich zu Stande. — So fassen wir denn auf diesem classischen Boden der alten Heroen und Dichterswelt mehr und mehr Fuß. Daß die Blokade der Dardanellen somit aufgehoben ist, versteht sich von selbst. Wünschen wir uns Glück zu der erleichterten Communication! Der Commandant der Dardanellen.“

Diese Note, vor dem Gesandtschaftshause einer Residenzstadt gefunden, mußte unter den jetzigen politisch kritischen Umständen im Orient die Aufmerksamkeit Aller erregen, denen sie zu Gesicht kam; und deren waren nicht wenige. Dem Einen, der das offene Blatt aufhob, gesellten sich bald mehrere Neugierige zu. Einer, größer als die Uebrigen, las die Schrift laut für sich über die Schulter dessen, der sie in der Hand hielt. Die Nachricht von der Uebergabe der Dardanellen, von der Aufhebung der Blokade ging bald, wie ein Lauffeuer, von Munde zu Munde durch die ganze Stadt, und kam sogar in die dortige Zeitung. Man sprach in den Gesellschaften von Nichts, als von der eingelaufenen Courier-Depesche, die vor dem Hotel des **schen Gesandten gefunden worden war.

Niemand konnte mehr und innigeren Antheil an der Stadt-Neugier nehmen, als Meister Grundmann der Maurer, Haus- und Brunnenbesitzer in der Vorstadt, und sein Nachbar, der Karten-Illuminateur Kossig. Beide waren gewissermaßen die Repräsentanten zweier politischer Parteien, die hier wie wohl überall, den Krieg gegen und für die Türken zu Hause auf dem Felde der Zeitungs-Nachrichten und der eigenen Taktik und staatsklugen Combination führten. Während der Illuminateur mit der geläufigen, bunten Statistik aus seinem Farbenkasten Europa bearbeitete, Länder und Provinzen leicht vertheilte, jetzt mit blutigem Pinfel den Balkan überstieg, und alle Festungen, Fein-

de und Schwierigkeiten überfuhr und gleichsam wegkehrte, jetzt Griechenland mit russischem Saftgrün einnahm, für Morea aber das dunkle Türkenblau zu heiterem Lichtblau verdünnte, und die Nachbarländer gegen Abend mit Goldgelb befriedigte, — blies der Maurer mit türkischem Gleichmuth bläuliche, Alles vernebelnde Dampfwolken aus seinem englischen Pfeifenkopfe von Meerschaum, womit er stoßweise bald die Festungen vertheidigte, bald listig schmauchend die Cabinette in ein Meer undurchdringlicher Intriguen hüllte. Das Gleichgewicht, meinte er, sey bei jedem, also auch bei dem Staatenbau, die Hauptsache, und daran fehle es bei den jetzigen Bauplänen der Politiker. Europa müsse erst in's Loth gesetzt werden von den Zimmerleuten — so nannte er die in den Cabinetten arbeitenden Diplomaten — bevor von dem Tisch neuer Gestaltung und geographischer Felder-Eintheilung die Rede seyn könne.

„Ey was Loth und Gleichgewicht!“ entgegnete enthußastisch der Illuminateur. „Europa ist kein Krämerladen — soll es nicht seyn! Das Glück und Unglück ganzer Nationen wägt man nicht mit Lothen und Skrupeln ab. Rußland wird die Türkei bezwingen, trotz dem Gleichgewicht, und der Staatenbau Europas darum nicht schief werden.“ — „Das denkt Ihr, Nachbar!“ sagte ruhig der Maurer. „Ihr glaubt gar nicht, was das thut, wenn so ein Eckstein, wie Rußland, um ein Paar hundert Quadrat-Weilen weiter vor, um einen Zoll höher liegt. Das hängt, und gibt einen Uebelstand auf der andern Seite. Die ganze Fronte gegen Morgen hin ist verrückt, und muß verändert werden; das ist aber nicht so leicht. Ueber dem Ausgleichen und Nachhelfen kommt wohl das Ganze in Verwirrung; es wird zum babylonischen Thurmbau, wo kein Arbeiter den andern mehr versteht; statt Kitt und Mörtel herbei zu tragen, schlägt man endlich mit dem Hammer d'rein, und das Werk der Eintracht geht aus den Fugen.“ — „Ja, was seyn soll und muß, ist nicht zu ändern!“ resignierte entschlossen der Illuminateur. „Der große Bauherr der Welt kann auch den Jammer-Zustand in der Türkei nicht länger mehr ansehen; die Dardanellen sind über, bald kommt die Reihe an Constantinopel.“ —

„An wen sind sie denn über?“ fragte der Maurer lächelnd. — „An wen anders, als die Russen?“ rief lebhaft der Illuminatur. — „Sind nicht auch englische und französische Schiffe in mittelländischen Meere stationirt?“ — „Das mag seyn, aber — Ab, da kommt mein Sohn! Wie gerufen!“ rief der politische, exaltirte Nachbar plötzlich, und lief nach dem Fenster. „Der wird es wohl am besten wissen, was es mit der Uebergabe für eine Bewandniß hat.“

Bei diesen Jubelworten des entzückten Vaters beruhigte sich Meister Grundmann, denn der Sohn des politischen Illuminaturers war in dem Hause angestellt, vor welchem die besprochene Depesche gefunden worden. Er hatte früher als Laufbursche bei einem alten französischen Emigrirten gedient, und die Gelegenheit benützt, das Französische zu lernen. Sein Französisch beschränkte sich aber nicht bloß auf die Sprache der Franzosen. Wie er das Non und Oui nie aussprach ohne ihr höfliches Monsieur, Madame, Mademoiselle, hinzu zu setzen, so suchte er überhaupt der französischen Sprache französische Sitte und Weise beizugesellen. Dahin gehörte freilich auch, daß er die französische Sprache und richtige Aussprache derselben für die erste Bedingung der Menschenbildung hielt, Paris für das Non plus ultra der Politesse, Sa-gesse, Delikatesse, und aller übrigen „essen“, wovon die andern Völker eben so unvollkommene Copieen seyen, wie ihr französisches Jargon in der Regel und ihre deutschen Lustspiel-Üebersetzungen. Abgesehen von dieser Spreu des französischen Nationalstolzes, die er zugleich mit den Weizenkörnern des französischen Sprachunterrichtes eingeeerntet, war er der beste Mensch von der Welt, der das Deutsche liebte, besonders die deutschen Mädchen, und vor Allen die Tochter des Maurers. Rosine hatte moyens, d. h. sie war in geistiger und leiblicher Hinsicht nicht ohne. Auch hatte sie bereits angefangen, die wichtigste Anleitung zur Bildung, die ausführlichste französische Grammatik, mit allen ihren langen und breiten Regeln und geistreichen Gesprächen, zu studiren. Mit dem Indicatif des Zeitworts j'aime, ich liebe, war sie längst durch alle Zeiten hindurch fertig, und stand jetzt bei dem Ideellen des Conjonctif, wohin ihre kindliche Furcht auch die Verbindung mit dem geliebten Sprachlehrer rechnete. Der alte, schlichte Grundmann, ihr Vater, drang nämlich bei diesem Modus auf gewisse Conjunctionen, die ihn, nach seiner Lehr- und Lernweise, allein nur regieren konnten. Die Grundbedingung einer näheren Verbindung der beiden Liebenden war ihm eine reelle, feste Anstellung des jungen Rossig und eine eben so feste und nachhaltige Besoldung. Dazu konnte unter den Umständen, bei der neuesten Gestaltung der Dinge, wovon die bewusste Depesche Zeugniß gab, leicht Rath werden. Fritz war nicht auf den Kopf gefallen, hatte gesunden Menschenverstand und die Gabe, sich in Umstände und Personen zu finden und zu schikken; bis jetzt fehlte es ihm nur an Gelegenheit, davon einen erwünschten Gebrauch zu machen. Als Diener und Schreiber des **schen Gesandtschafts-Secretairs nicht viel besser, als jeder andere Diener des Hauses, kam er mit dem Herrn seines

Herrn in keine Berührung. Dienste, seinem Prinzipal erwiesen, kamen nur diesem zu gute, selbst wenn sie den unmittelbarsten Nutzen des Gesandten zum Zweck hatten. Dadurch ließ er sich aber in seiner Hoffnung auf ein einstiges Glück nicht stören, sondern erwartete mit Zuversicht und Geduld den Alles entscheidenden, Alles belohnenden Augenblick.

Jetzt kam der junge Hoffnungsvolle zu ungewöhnlicher Zeit, ganz ungewöhnlich heiter nach Hause, und warf Sonnenblicke unnennbar freudiger Erwartung von fern schon durch seine Erscheinung auf die bunt gemalte Zukunft des Vaters. Dieser legte Europa bei Seite, um demjenigen Platz zu machen, der vielleicht bestimmt war, auf die politische Umgestaltung dieses Welttheils und demnächst zu erwartende geographisch-statistische Umarbeitung der Karten weltgeschichtlich einzuwirken.

„Bon soir, Monsieur Grundmann!“ rief er diesem beim Eintritte verbindlich zu. „Bon soir, mon fils!“ schmunzelte erinnernd der nicht bezutabente Vater. „Après, après, mon père!“ warf er diesem leichtfertig schäfernd hin. — „Der leibliche Vater hat denn doch immer den Vorzug!“ ermahnte der Nachbar Grundmann. — „Nicht immer, und nicht immer mit Recht!“ belehrte der Ermahnte; „am wenigsten in der diplomatischen Carriere. Das Conventionele geht da dem Naturellen vor. Mit den verschiedenen Verhältnissen ist's, wie mit den verschiedenen Wörtern, die besten sind nicht immer die zweckmäßigsten.“

Das schien der Nachbar Maurer nicht zu begreifen, oder zuzugeben, denn er schüttelte den Kopf. Als aber der Verhältnißmann zu den Verhältnissen in der Architektur seine Zuflucht nahm, um den nach Zeit und Umständen verschiedenen Gebrauch der Verhältnisse im Allgemeinen zu beweisen, blinzelte der Maurer wohlgefällig mit den Augen, denn er verstieg sich gern, baukünstig, wie er war, von dem Mauergerunde der Baukunst in die obern Sphären der Architektur, und hatte es gern, wenn man ihn da aussuchte, und mit ihm verkehrte. „Ja, da haben Sie Recht“ — bekräftigte er nun — „nicht alle Verhältnisse passen zu allen Grundrissen der Architektur. — Zum Exempel. —!“ holte er weiter aus. — „Zum Exempel. —!“ unterbrach ihn der schlaue Diplomat — „ich wollte mir einen Hausstand mit Ihrer Mademoiselle Tochter bauen — müßt' ich nicht mit Ihrem Verhältniß als Vater zu ihr und mir den Grund legen?“

Der Maurer stand mit offenem Munde, und wußte nicht, was er zu dem Sprunge von dem Hause auf seine Tochter sagen sollte. „Ja, freilich wohl!“ erholte er sich endlich. „Aber“ — setzte er trocken hinzu — „da müßten Sie denn doch wohl mit dem Kellergewölbe und dem Küchengerunde zunächst anfangen.“ — „Wißhold, der Herr Nachbar!“ lächelte Fritz. „Wie nun, wenn ich den Grund oder gar den Schlussstein dazu heute schon gelegt hätte? Wollten Sie mir Rücksichten zur Hausfrau vorenthalten?“ — Die Augen des frohgespannten Vaters funkelten bei diesen Worten, während Nachbar Grundmann nicht wußte, was er daraus machen sollte, und den lächelnden Frager zwei-

selnd ansah. — Lassen Sie mich! — fuhr Jener fort — „Ihrem Kennerblicke meinen Bauplan vorlegen. — Ich werde als außerordentlicher Botschafter nach den Dardanellen geschickt.“ — „Spasvogel!“ schalt der zu Athem kommende, enttäuschte Vater, der nach der Einleitung ein Evangelium der wirklichen Beförderung seines Sohnes erwartet hatte. — „Schlechter Bauherr! Pfscherei!“ strafte der Maurer. „Da fangen Sie ja am Siebel an. Nicht einmal die Luftschlöffer baut man so. Gehen Sie; zum Windmüller taugen Sie eher, als zum Bauherrn!“ — „Warten Sie doch nur!“ beschwichtigte der Spasige. „Weder Sie, noch die Ober-Baubehörde sollen gegen meinen Riß etwas einzuwenden haben. — Also: Ich gehe als außerordentlicher Bevollmächtigter nach den Dardanellen. Komm' ich glücklich zurück, so kann mir die Gnade meines Herrn nicht fehlen. Ein Ehrenkreuz muß mir wenigstens zu Theil werden, wär' es auch nur das Hauskreuz der Ehe, das man ja so gern auf sich nimmt. — Ich habe im vollen Ernst einen Auftrag nach den Dardanellen erhalten, wie spaßhaft es auch klingen mag. Einen Auftrag seines Herrn soll man ja nicht im Scherz übernehmen, wär' er auch im Scherz gegeben. Geseht, man scherzte mit mir, dürft' ich denn wieder scherzen? Gehört' es mir, dem Untergebenen, die scherzhafteste Seite eines Befehls hervorzuheben und darüber zu lachen? Der Scherz selbst müßte mir als Ernst des Auftrags gelten. — Noch einmal also! — Ich gehe im Auftrage meines Herrn nach den Dardanellen. Herr Maurermeister, auch wohlansässiger Bürger und Brunnen-Inhaber alhier, Tobias Grundmann! wollen Sie Ihre Jungfer Tochter, Johanne Adolphine Rosine, mir, Johann Friedrich Leberecht Gotthilf Rosig, außerordentlichem Botschafter Sr. Erzcellenz —“ — „Nein, sage mir nur, wie Du mir heute vorkommst?“ unterbrach ihn der Vater. „Vor lauter Karrethei vergiffest Du das Wichtigste.“ — „Zum ehelichen Gepons geben?“ beschloß mit demselben Athem abkürzend der Jüngling seine feierlich pathetische Anrede, „wenn diese meine Mission mir die Gunst meines Herrn und mit ihr vielleicht eine feste Zulage für meinen Hausstand zuwege brächte?“ — „Von ganzem Herzen!“ gelobte lachend der Maurer mit einem derben Handschlage. „Ein Mann ein Wort!“ — „Schon genug! Adieu! Adieu!“ rief der Eilige nun, und griff nach seinem Hute. — „Aber sage mir doch nur, Wie und Warum? — Und vor allen Dingen, was es mit der gefundenen Depesche für eine Bewandniß hat?“ — „Das ist's ja eben! lachte der Sohn. „Lieber Vater! Das Wie und Warum gehört nicht für's große Publikum. — Wie verdient' ich das Vertrauen meines Principals, hätt' ich nicht schweigen gelernt? Warum sollt' ich voreilig mittheilen, was bald genug Allen zu Theil werden wird? — Da haben Sie einstweilen ein Wie und Warum, bis ich mehr sagen kann. Nichts für ungut! Gute Nacht!“ — „Aber dem Vater könntest Du doch —!“ schmolzte Rosig. — „Da sind wir jaust wieder, wo wir waren!“ erwiderte der Schalk. „Sagt' ich nicht, als ich kam, das Naturelle müsse dem Conventiellen in der Diplomatie nachstehen? — Eh-

bien! So will ich auch damit gehen. Bon soir, mon cher père! mon très-cher beau-père!“ — Damit ging er fort, und ließ die Alten in der größten Ungewißheit und Neugierde, sinnend und fragend, was wohl an dem Scherze Ernst seyn könnte.

Zu Hause, bei Meister Grundmann's lieblicher Tochter, war der Schelm auch gewesen, hatte, gegen seine Gewohnheit, nach häuslichen Angelegenheiten gefragt, wer in das zweite Haus des Vaters zur Mieth ziehe, mit wem der neue Miethsmann — ein junger, fremder Gelehrter und rühmlichst bekannter Schriftsteller, der erst seit Kurzem nach ** gekommen war — in der Stadt wohl verkehre? — hatte sich darauf erkundigt, wie die Familie Grundmann mit dem etwas häfelichen Nachbarn stehe, und sich zum Schlusse förmlich und feierlichst mit der Tochter vom Hause verlobt.

Der **sche Gesandte, Graf **, ein junger, lebenslustiger, liebenswürdiger Mann von Geist und Wohlwollen, war spät aus der Gesellschaft gekommen. Die junge, reizende, eben so geist-, als anmuthreiche Comtesse *** hatte ihn mit der Stadt- und Zeitungsnauigkeit von Einnahme der Dardanellen und Aufhebung der Blokade geseht; worauf er 50 Ducaten gewettet, daß dem nicht so sey, und sich anheischig gemacht, das Gegentheil in kürzester Zeit zu erweisen. Die ganze Gesellschaft hatte Theil genommen; der nächste Hofball sollte entscheiden, und dieselbe Stadtzeitung, von der die Nachricht ausgegangen war, widersprechen oder bestätigen. Beim Auskleiden fragte der Graf nach seinem Secretair. Er sey, etwas unpäplich, zu Bett gegangen, hieß es, habe aber befohlen, ihn sogleich zu wecken, wenn Se. Excellenz nach Hause komme; statt seiner schreibe der junge Employe noch auf dem Zimmer. Jenes verbot die Excellenz; diesen ließ sie zu sich beschneiden. Der junge Rosig zog eiligst seinen Frack an, nahm das Papier, worauf er geschrieben hatte, und trat bei dem Grafen ein.

„Noch nicht zur Ruhe?“ redete dieser den bescheidenen jungen Mann an. — „Sollt' ich die Beruhigung haben, Ew. Excellenz die Resultate meiner Nachforschungen in der Depeschen-Angelegenheit heute noch zu Papiere zu bringen!“ antwortete der Jüngling; „damit der Herr Secretair sie morgen mit dem frühesten Ew. Excellenz vorzulegen die Gnade haben könnte.“ — „Schön, schön! erwiderte lebhaft der Graf. „Nun, und was haben Sie in Erfahrung gebracht? Sind Sie dem Gerücht auf die Spur gekommen?“ — „Auf die Quelle sogar. Ich war selbst bei den Dardanellen, um mich von dem Thatbestande der Nachricht zu überzeugen!“ — „Bravo!“ rief der Graf erfreut, und das Lächeln des Wohlgefallens erbeiterte sich mehr und mehr. „Und wo liegen die Dardanellen?“ fragte er weiter. — „Dicht unter den Kanonen, bei den sieben Brunnen der Vorstadt!“ war die Antwort. — „Bravissimo!“ lachte der Graf. „Geben Sie her; ich will ihre Depeschen durchsehen! Morgen ein Meh-

veres. Gute Nacht! Ich will sie rufen lassen.“ — Der glückselige Referent verließ entzückt das Zimmer.

Am andern Morgen wurde der Vice-Secretair mit einem Billet des Gesandten zu der reizendsten aller Gräfinnen in der Frühe beordert. Die Liebenswürdige nahm den Gesandten des Grafen unverzüglich an. Zwei dunkle, geistvolle Augen leuchteten ihm entgegen, als er eintrat und eine schlanke, behre Gestalt, werth des süßlichen Gemachs, das wie ein Rahmen, das Idealgebilde umgab, nahte ihm mit Augen und Herzen wohlthuernder Milde, das Billet zu empfangen, das er eigenhändig zu übergeben die Ehre haben sollte. Sie überließ es lächelnd, hielt es dann faltend zwischen den zart weissen, feingeformten Fingern und sagte mit eben so viel Anmuth als Wohlplaut: „Mein Herr Secretair!“ — „Verzeihung, gnädige Gräfin!“ bescheidete sich der Angeredete; „nicht Secretair, nur Schreiber des Herrn Secretair.“ — „Doch, doch, wenn ich nicht irre. Ich lese, trotz schwacher Augen, gut, und der Graf schreibt keine Unwahrheit. Ich bitte, aus schonender Rücksicht für meine Augen, die vorläufige Antwort auf dies gnädige Schreiben in Folgendem gefälligst zu concipiren: Allerdings hoff' ich meine Wette noch zu gewinnen; jedenfalls ist noch nicht jede Bedingung des Verlierens erfüllt. Die Einladung zu einer Promenade nach dem fraglichen Ort diesen Nachmittag nehm' ich mit Vergnügen an, und empfehle mich zu Gnaden.“ — Dabei neigte sich die Briefstellerin so grazienleicht und wonnig lächelnd, daß der Entlassene in der Verwirrung darüber die goldene Klingelzugquaste statt des Drückers an der Thür ergriff.

Zwei Tage nachher las man in der Stadtzeitung unter der Rubrik „Berichtigung“ den nachstehenden Aufsatz:

„Die in diesen Blättern vom 1. April mitgetheilte Nachricht von Einnahme der Dardanellen und demnächst erfolgter Aufhebung der Blokade, laut einer Courier-Depesche, beruht auf einem seltsamen Irrthume, der eben so leicht verzeihlich ist, als er täuschen konnte. Die gesandene Depesche war das Billet eines jungen, fremden Gelehrten, der sich seit einiger Zeit, der Künste und Wissenschaften wegen, in unserer, durch classische Literatur berühmten Stadt aufhält, und der einem seiner Freunde hier die Nachricht von dem geschlossenen Mieth-Contracte und der bald erfolgenden Besitznahme eines Hauses in der Vorstadt mittheilt. Diesem, der bereits dort wohnt, mußte diese Nachricht deshalb willkommen seyn, weil er, bei sieben Brunnen, durch die Mißhelligkeiten ihrer Besitzer gleichwohl Mangel an Wasser litt, da sie ihre Brunnen verschlossen und gleichsam blokirt hielten, worauf die Aufhebung der Blokade in der angeblichen Depesche zielte. Die Unterschrift, so wie die ganze täuschende Form des Billets, das auf unbefannte Weise abhanden und in der Stadt, wahrscheinlich durch Nachlässigkeit der Uebersbringerin, verloren gegangen war, gründet sich auf scherzhafte, nicht hieher gehörige Personal-Verhältnisse; die Dardanellen aber sind ein Fresco-Gemälde in dem Brunnenhause des dasigen Maurermeisters Grundmann. — Mit so manchem Qui-pro-quo der Täuschung und

Leichtgläubigkeit im Gebiete der gedruckten und ungedruckten Zeitereignisse möge auch dieses, hiermit berichtigte, freundlich aufgenommen und verziehen werden.“

Diesmal blühte auf diesem lockeren Boden der Waizen des jungen Rossig, der die Aufklärung über das politische Räthsel herbeigeführt hatte. Er wurde wirklicher zweiter Secretair des **schen Gesandten, und erhielt von diesem die gewonnene Wette, 50 Dukaten, zur Ausstattung seiner Braut.

Peter der Große und der Uebersetzer.

(Aus einem Memoire des Grafen Paul Iwanowitsch Zagouinski, General-Procurator unter Peter dem Großen, nachmals Kabinetminister der Kaiserin Anna.)

Peter der Große sah ein, daß es seinem Volke nöthig sey, weiser, geschickter und gestitteter zu werden; deshalb gebot er, ihm immer die vornehmsten Bücher in den Wissenschaften vorzuschlagen, wählte davon aus, was er zu seinen Absichten am tauglichsten hielt und ließ sie übersetzen und drucken. Unter andern Werken erwählte er auch zur Verbreitung in seinem Lande die Einleitung Puffendorfs zur „Historie der europäischen Staaten“, und beauftragte einen Mönch, der schon öfter dergleichen gut ausgeführt, mit der Uebersetzung. Dieser that sein Bestes, und fand sich, nachdem er fertig war, mit seiner Arbeit und dem lateinischen Grundtext eines Nachmittags im Vorzimmer des Zaren ein. Derselbe redete den Mönch mit gnädigen Worten an, nahm mit dem freundlichsten Gesicht die Uebersetzung, schlug mehrere Blätter um, als ob er eine Stelle nachschlüge und las endlich. Es wurden die Umstehenden bald inne, daß der Zar sich im Gesicht veränderte und Zorn verbarg; bald aber brach er los, indem er den Mönch anfuhr: „Narr, was solltest du mit dem Buche thun?“ — „Es übersetzen;“ entgegnete der Mönch. — „Hast Du das erfüllt?“ fragte hierauf der Zar und wies ihm den Satz über Rußland, worin der Mönch die harten und anstößigen Aeußerungen über das Naturell der russischen Nation ganz weggelassen, Anderes gemildert und für die Russen schmeichelhafter zugerichtet hatte. „Sogleich gehe hin,“ befahl nun der Monarch, indem er die verfälschte Uebersetzung zurück gab; „übersetzte das Buch in allen Stücken genau, wie es der Schriftsteller geschrieben, hat, und greife mir künftig nicht wieder in meinen Willen und meine Absichten!“

Und so wurde dann das Buch von Wort zu Wort nach dem Grundtext übersetzt und nachmals, in Quarto gedruckt, dem Zar dedicirt; ist ihm auch, bei seiner siegreichen Zurückkunft von dem Feldzuge in Persien, von dem Hieromonach und Präsekt Gabriel im Jahr 1723 überreicht worden.

Glanz: Tapeten.

Zu London sieht man jetzt Tapeten von Fischschuppen, die eine erstaunenswerthe Wirkung machen sollen. Ein auf diese Art tapetzirter Salon ist ganz lichtstrahlend, und macht auf das Auge einen wunderbaren Eindruck.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 13. Juli 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 28.

Eine Geschichte von Rosen.

(Aus den nachgelassenen Papieren eines alten Offiziers.)

Von L. M. Fouqué.

Das Reiter-Regiment, worin ich — vor nun circa vierzig Jahren und drüber — als fröhlicher Lieutenant zu dienen die Ehre hatte, garnisonirte in einer jener großen Städte, wo man einander nicht in die Fenster zu lachen pflegt, und also auch Dame Medicance ihr Spielchen weit mehr im Großen als im Kleinen treibt. Aber unter uns Offizieren lebte und webte ein anderes, und zwar ein sehr gutes Ding, welches uns anbielt, sich zu kümmern Einer um des Andern Thun und Lassen. Wie es jetzt heißt, kann ich in meiner retirirten Lebensart nicht ermessen. Damals hießen wir's Kameradschaft; in den Tagen des ehemaligen chevaleresken Lebens möchte man es vielleicht Waffenbrüderlichkeit titulirt haben.

Um des kameradschaftlichen Treibens willen fiel es denn auch Mehreren unter uns bedenklich auf's Herz, daß Einer unsrer tüchtigsten, elegantesten und überhaupt geliebtesten Offiziere — Graf Moritz mag er hier tout court heißen, denn sein altberühmter Familienname thut dabei nichts zur Sache — daß er nämlich immer seltener in unsern Kreisen erschien, sowohl wo es galt, den Becher fröhlich zu leeren, als in der großen Welt angenehm zu figuriren. Und wo er auch wirklich zum Vorschein kam: es war der alte Moritz nicht mehr; oder vielmehr: der junge Moritz schien auf eine ganz unbegreifliche Weise gealtert. Nicht in seinem Aeußern zwar; er blühte, nach wie vor, gleich einer Rose, war, nach wie vor, der zierlichste Tänzer, der waghalsigste Reiter — ja fast mehr noch; denn früherhin schien es ihm Freude zu machen, wenn er sich mit einem recht wilden Gaul herumarbeiten konnte, oder beim Exerciren Gelegenheit fand, über Stock und Stein hinzustiegen. Die Ambition konnte es nicht allein thun. Während einiger damals kaum erst beendeten blutigen Campagnen war es dem ganzen Corps — zum Theil auch der ganzen Armee — hülfänglich kund geworden, was für ein Herz Graf Moritz im Leibe trug; so ein Ding nämlich, wie ein Löwenberg. Mir war immer bei ihm der alte weltberühmte König von England Coeur de Lion eingefallen. Und dann

war es auch mit seinem stets forcirteren Reiten keinesweges wie auf Desesperation abgesehen. Vielmehr schaute er so fröhlich, und behaglich drein, als stögen ihm auf jeder Seite ein Paar Engelein mit, absonderlich commandirt dazu, ihn über Stock und Stein zu tragen, nöthigenfalls auch über Tod und Grab geradeaus in den Himmel hinein. — Nun, wir ließen's uns gefallen so lang' es ihm selber zu gefallen schien. Wir werden's ja schon mit der Zeit erfahren — dachten wir — und dann gewiß zu allgemein erwünschter Gratulation, sintemal er vermuthlich ein glücklicher Umant ist, wenn sich gleich in keinem Cercle ein Gegenstand wollte ansmitteln lassen, nach welchem der junge Herr seine Fittige so ernsthaft ausspannen möge. Da jedoch Moritz aus seiner sonstigen Galeté du Coeur in eine Art von Hypochondrie versank, und aus besagter Hypochondrie in eine unverfennbare Melancholie, und aus der Melancholie in eine lügübre Nullität, oder wie es die Gelehrten sonst mit ihrem Kunstausdrücken deutlicher beschreiben mögen — da ging es einem ehrlichen Kameraden doch allzu sehr an's Herz, um nicht die Frage herauszupressen: „Alter Junge, was fehlt dir?“ — Und als nun darauf gar keine Antwort kam, oder doch nur die in höfliche Worte verschleierte: „Ich will dir's nicht sagen!“ — nun, da — der Leser aber wolle mir vorher noch eine Remarque vergönnen, und zwar ohne selbige zu überhüpfen. Sie heißt: Espionage verträgt sich durchaus mit der Kameradschaft nicht. — Also: nicht etwa lauernd nachgeschlichen bin ich meinem lieben Moritz, und Niemand aus dem ganzen Offizier-Corps hat sich ähnliches Zeug in die ehrliebende Seele kommen lassen. Aber — du lieber Gott — wenn man beinahe fort und fort an ein und denselben Gegenstand denkt, und zwar mit einem gewissen bewegten Sentiment daran denkt — da werden uns unwillkürlich die äusseren Sinne scharfer in Bezug darauf; absonderlich die Augen. Es ist beinahe unglücklich, was die Augen in solchen Fällen für Dienste leisten; ob auch ungebeten.

Als ich einstmal auf einem Anger hinter der Vorstadt meinen wilden Polacken recht tüchtig zusammengearbeitet hatte — so gegen Sonnen-Untergang im Sommer — und absprange, den Gaul sacht, nach Haus

föhren zu lassen (er war heiß, und Sachtreiten niemals meine Passion), scheint mir die liebe Sonne auf zwei Fensterlein eines kleinen Hauses noch zu guter Letzt so allerliebste golden, daß ich die Augen gar nicht davon weg kriegen kann. — „Es ist Narrethei!“ sag’ ich lachend zu mir selbst. Aber die Augen haften mir fest, und hinter den gebrechlichen Fensterscheiben — je länger ich hinfuckte, je deutlicher kommen mir ganz wunderprächtige Rosen vor die Augen: ordentlich, als gäb’ es dahinten eine Art von Opern-Decorations; vielmehr um ein gutes Theil hübscher noch. Ich dacht’: entweder bin ich toll geworden oder blind, oder es hat eine Here unter den Rosenbouquets ihr Spiel! — Wie ich aber das Letztere gedacht hatte, ging mir auch ein Licht auf. In eben dieser Gegend hatt’ ich schon öfters meinen muthmaßlich im Labyrinth der Liebe herumtaumelnden Cavalier — den Moritz mein’ ich — rencontrirt, und er hatte sich jedesmal dabei absonderlich übeln Humors verspielen lassen, als könnt’ ihm so leicht nichts Unangenehmeres zu Ohren kommen meinerseits, denn das Wort: „Adieu, Kamerad!“ Nun, ich war auch immer wieder fortgeritten oder fortspaziert. Aber für dasmal dacht’ ich: „Rein!“ Und grad’ auf’s Häuslein zu. Wär’ er etwa in schlechte Schlingen gefallen, und pußt’ einer gemeinen Here ihre Tygerhöhle mit schönen Blumen heraus? — Da lieber sich tüchtig mit ihm entzweit, Leben gegen Leben, als ihn ersticken lassen unter diabolischen Labyrinthhen! — Wie ich nun in’s Häuslein eintrete, wer auch kommt mir entgegen, als mein hertzoglicher Freund Moritz selbst, und spricht: „Wer mich sucht, mag mich finden, und absonderlich Du!“ — Ich hatte schon so ganz unwillkürlich die Hand an die linke Hüfte gelegt, wo die alte Garde-du-Corps-Dame sitzt, oder vielmehr die alte Garde-d’Honneur-Dame: die Klinge. Aber Freund Moritz sagte mit einem wunderlichen Lächeln — etwa so wie Sonnenlichter durch April-Wetter: „Laß den Degen stecken, ehrlicher Freund, und thue dagegen Deine liebe Seele recht weit auf!“

„Bon!“ sag’ ich, und wir gehen mitsammen die etwas gebrechliche Treppe hinauf und in das Rosenkammerlein hinein. Ich machte natürlich ohne Weiteres meinen ehrbarlichen Reverenz, denn irgend eine Rosen-Fee muß’ ich hier doch erwarten, sey es eine gute oder eine schlimme. Und ob auch der Kuckuck selbst sich in Frauenkleidern präsentirte; eignet und gebührt es jedem ehrsamem Cavalier, einstweilen der Kreatur höflich zu begegnen. Aber Freund Moritz — wie ernsthaft ihm auch sonst zu Muth seyn mochte — konnte sich des Lachens über meinen vergeblichen Reverenz nicht erwehren.

Als ich wieder in die Höhe sah, merkte ich verwundert, es war Niemand im Zimmer, als er und ich. Ueberhaupt mochte hier schon Wochenlang Niemand mehr gewohnt haben: so staublos öde und so — wie möcht’ ich’s ausdrücken? — so fargmäßig reinlich — versteht: ich denke an einen ganz neuen Sarg, wie er vom Tischler kommt — sah Alles ringsum aus. An Mobilien gab’s auch eben nur, was zur höchsten Nothdurft erforderlich war, obzwar sehr zierlich eingerichtet und aufgestellt. Die Rosen allein sahen gesellig und

munter aus in dem kleinen Gemach, und rannten sich so ungenirt vor den Fensterlein herum, daß die untergehende Sonne nur kaum noch mit ein Paar glührothen Kuckuckern durchkommen konnte, weshalb wir auch nach wenigen Augenblicken beinah im Finstern standen. Moritz aber, sich auf einen Stuhl niederlassend und mir zuwinkend mich ihm gegenüber zu placiren, sagte: „Jetzt will ich Dir’s erzählen: denn es sprengt mir sonst die Brust; — und zwar just hier erzähl’ ich’s. — Denn hier weht mich ein Geist der liebevollen Stille an, von welchem sonst meine wilde Seele nur allzuwenig weiß. Und solltest Du etwa — man kann für Niemand stehen — spaßhaft, verwunderte, oder gar satyrische Gesichter bei manchen Stellen meiner Geschichte ziehen, so merk’ ich in dieser süßen Dämmerung davon nichts.“ — Darauf hub er zu erzählen an, und weil mir ganz wunderbar gerührt zu Muth war, fielen seine Worte in mich herein, wie Negwasser auf Marmor. Die Impression blieb, so daß ich wohl noch beinah’ wörtlich aufzeichnen mag, was und wie er gesprochen hat. Jetzt also redet Freund Moritz:

„Mir hat es seit Jahren her für ein Haupt-Gaudium gegolten, den Knaben zuzusehen, wenn sie Soldaten spielen. Nicht nur die Zukunft steckt d’rin, welche vorspukt in dem wunderlichen kleinen Böklein, und Räthsel aufzurathen gibt — es lebt und weht auch ein Stücklein Gegenwart d’rin für den echten Kriegsmann, und er kann was lernen dabei, sofern er das rechte Auge dazu mitbringt, und das kleine Paß in seiner gehörigen Ungenirtheit bleibt. Eines Abends gab es auch so ein Exercitium auf dem Plan dort hinter dem Hause, und ich — meine Rolle, als Zuschauer, Kritikus und Schüler in einer Person, desto besser zu maskiren — ließ meinen Engländer ein Paar Wolten traben; immer jedoch nach der Miniatur-Bataille hinüber spekulirend. Der commandirende General der einen Armee sach mir vorzüglich in’s Auge: ein Bürschen, wie ein Hirschchen, und sein Gesicht ein rothbäckiges Aepflein mit zwei großen, bligblauen Augen d’rin, und d’rum herum ein krauser Goldkranz von sonnigblonden Haaren! Und was die Hauptsach’ war: er führte seine Truppen admirabel, und wo es am heissen berging, war allemal er voran. Die Jungen kanonirten einander tüchtig mit Erd-Klößen. Da geschah es, daß so eine Geschütz-Kugel allzu compact gerathen war, oder es mochte auch wohl ein Steinchen d’rin stecken geliebt seyn — kurz mein Commandirender kriegt dir Eins gegen das Köpfschen, daß er taumelt und mit einem unwillkürlichen: „Au weh!“ an den Boden hinschlägt. Gleich aber wieder auf den Beinen, mir nichts, dir nichts, encouragirt er seine Armee. D’rauf los geht’s mit einer kühnen Links-schwenkung im ungeheuren Jubelgeschrei, und die Bataille ist brillant gewonnen. Blutströpflein hingen dem kleinen Sieger in den krausen Locken, wie ein Rosenkränzchen auf Gold. Ich machte mich herbei, ihm die Wunde zu visitiren, und er ließ mir’s zu — weil ich ja so gut ein Offizier sey, wie sein seliger Vater, und wie er selber in diesem Augenblick, sagte der kleine Narr. Ich fand mich ausnehmend gern in die Kamer-

radtschaft. Leider aber hatte doch der alberne Wurf ein Bißchen stark geschrammt; ich wusch ihm die Wunde am nahen Brunnen aus, und verband sie mit meinem Schnupftuche. Er biß die kräftigen Perlen-Zähne aufeinander und sagte nicht Muß. Als aber mein Engländer, den ich allzu eilig an einen Pfahl festgebunden hatte, sich löschliefte, und in wilden Sprüngen nach der Stadt zurücksetzte, erhob der kleine General, seine Truppen ausscheltend, daß sie dem Thiere nicht entschlossener den Weg verannt hätten, ein solches Jetergeschrei, daß davon ein liebes Mutterherz, damals in eben diesem Stübchen wohnhaft —“

Moris hielt inne, und preßte die Hand vor die Augen. Mir ward ebenfalls seltsam larmoyant, aber er nahm sich zusammen, und erzählte frisch weiter, oder gar ein wenig barsch, wie's denn wohl einem ehrlichen Kerl passirt, wenn man allzu weichherzig wird:

„Nun ja“, sprach er, „die Mutter des wilden Passagiers wohnte hier hinter den Rosen, und kuckte über das Jetergeschrei ihres Kückleins heraus, und dachte, ihm würde der Hals abgeschnitten. Sie mochte wohl Anfangs gar, weil ich den Burschen in den Armen hielt, mich selbst für einen mordtollischen Dackbicht ansehen. Aber das freilich hat sie mir nachher nie eingestehen wollen; sie meinte vielmehr — nun allerdings hübsches meinte sie, und als ich ihr den kleinen Narren angefschleppt brachte, erzeigte sie sich gar lieb und hold. Seitdem war sie auch durch manche schöne, recht sehr schöne Stunde, und-Woche lang, die liebste und beste Freude meines Erdenlebens geblieben. Und über das auch auf Ehre die allerreinsten Freude, welche mir je bescheert worden ist! In meinem ganzen Leben hab' ich kein Frauenzimmer so anmüthig sprechen hören und so fromm und mitunter so fröhlich; — und das blühte ihr immer so ganz natürlich aus der schönen Seele hervor; ganz wie die Rosen im Frühling aus einem schönen Garten. — Eine Offizier-Wittwe war sie, und ihr junger Rittermann hatte früh das Zeitliche durch einen schönen Heldentod gesegnet. Ach, da ließ sich dann so schön mit ihr über Alles reden, was unser Einem die Seele bewegt! — Auch las sie mir oft schöne deutsche Verse vor, wie ich bis dahin niemals vermeint hätte, daß dergleichen in unserer ehrlichen Muttersprache existiren könne. Ja, sie selbst hauchte oft so lieblich sanfte Reimlein aus sich hervor, wie eine Nachtigall. Und schön war sie dazu wie ein Engel! Dennoch — wenn wir's nach dem so ganz ordinairen Maasstab herzählen möchten — da war sie wiederum gar nicht schön; kaum hübsch vielleicht hättest Du sie nennen mögen, wäre sie Dir mit einer Fladrouge auf dem Kopf und in frisirten Haaren und mit hohen Hackenschuhen und Reifrock erschienen — und doch so in ihren einfachen fast ärmlichen Hauskleidern und mit den Himmels-Augen —!“ (Fortf. folgt.)

Auf welchem Fuße in London die Polizei mit den Dieben steht.

Ein so eben in London erschienenenes Buch betitelt: „Zweites Gericht des großen Babylon“ (A second Judgment of Babylon the great), enthält nachstehende lustige Geschichte.

Eines Abends — sagt der Verfasser des Buchs — verlor ein Freund von mir auf dem Wege von der City nach Kensington seine Uhr aus der Tasche. Daß er sie auf der Lond'ner Brücke noch in der Tasche gefühlt, wußte er gewiß, aber, indem er selbe an der St. Georgskirche mit der eben schlagenden neuen Thurmuhre vergleichen wollte, war sie aus der Tasche verschwunden. Er hatte seit der Brücke nur erst eine StraÙe zurückgelegt, und es waren gewiß noch keine zehn Minuten, daß er sich, solche in der Hand gehabt zu haben, erinnerte. Die StraÙe war sehr voll und belebt gewesen, aber in ein eigentliches Gedränge war er bisher nicht gerathen. Die Uhr hatte an sich selbst einigen Werth, und war ihm überdies als Familienstück werth und theuer. Deshalb ging er augenblicklich zu einem ihm bekannten Polizeibeamten, und setzte ihn von seinem Verlust in Kenntniß. Dieser ließ sich von ihm genau Bericht abstattnen, was auf den Fall Bezug hatte: ob mein Freund durch die Hauptstraße oder eine Nebengasse gekommen? ob ein Gedränge, ein Auf- lauf stattgefunden? u. s. w. Und nachdem Letzterer demselben über Alles so weit, wie möglich, Auskunft gegeben, sagte der Polizeibeamte zu ihm: „Ich kann Ihnen zwar nicht mit Bestimmtheit versprechen, daß Sie wieder zu Ihrer Uhr gelangen sollen; aber an mir soll es nicht liegen. Wollen Sie mich begleiten, so könnte vielleicht das, was Sie zu sehen bekommen werden, Ihnen einigermaßen Ersatz leisten für Ihren Verlust; denn Verlust für Sie findet dabei auf jeden Fall statt, da Sie für die Rückgabe der Uhr bezahlen müssen, und dazu pränumerando.“ — Kann ich mich aber Ihnen mit Allem, was ich von Werth bei mir habe, auch ganz sicher anvertrauen? — „Ich blürge Ihnen dafür mit meinem Leben,“ erwiderte der Beamte. „Nur halten Sie sich dicht an mich und verhalten sich ganz stille. Da indessen die Herren, mit welchen wir zu thun haben, sich nicht gerne mit Banknoten befassen — so thäten Sie wohl, sich mit mit etwas Gold zu versehen — fünf Guineen etwa.“ — So viel ungefähr habe ich bei mir! — „Gut,“ fuhr der Andere fort, „so wollen wir uns gleich auf den Weg machen; je eher wir gehen, desto sicherer sind wir des Erfolgs.“

Sie gingen nun miteinander durch allerlei krumme Gassen, Gänge und Winkel, so daß mein Freund am Ende gar nicht wußte, in welcher Gegend der Stadt er sich eigentlich befände. Zuletzt kamen sie an eine Art von Waarenhaus oder Magazin, welches nicht nur verschlossen, sondern gänzlich verlassen zu seyn schien. „Wir sind zur Stelle!“ sagte der Polizeidiener, und murmelte durch die Spalte einer Thür etwas in einer Sprache, die meinem Freunde gänzlich unbekannt war. Gleich darauf fiel das Licht einer Blendlaterne zuerst auf den Polizeibeamten, dann auf meinen Freund, und eine Stimme von Innen antwortete wenige Worte in derselben kauderwelschen Sprache. Darauf hörte man leise die Riegel wegschieben, und die Thür ging zur Hälfte auf — aber kein Licht ließ sich weiter bemerken. „Fassen Sie mich an, und folgen Sie mir hinein!“ flüsterte der Polizeibeamte, und Beide befanden sich

nun in einem stockfinstern, todenstillen Raum, während die Straßenthür hinter ihnen zugemacht wurde. Der Führer leitete meinen Freund und den Beamten, der mit dem Lokal ziemlich vertraut zu seyn schien, einen langen, dunkeln Gang hinab, und letzterer sagte zu meinem Freunde; „sie sind heute etwas unhöflich, weil ich einen Gast mitbringe; aber sie werden schon freundlich werden, wenn sie die Absicht unsers Besuchs erfahren.“ Bald darauf schloß sich eine zweite Thür, die bisher offen gestanden, hinter ihnen; zugleich ließ sich Licht sehen, und menschliche Stimmen wurden vernehmbar. Der Beamte wiederholte sein babylonisches Lösungswort, und man führte nun Beide in einen großen Saal, wo sich eine große, gemischte Gesellschaft beiderlei Geschlechts befand. Einige hatten sich auf den Boden gelagert, Andere zechten tapfer, Andere wieder hielten lebhafteste Conversation. An einer andern Stelle theilte man sich in verschiedene Geräthschaften und Habseligkeiten, und an einer andern schacherte man mit kräftig gestikulirenden Juden, während Viele von der Versammlung still und düster da saßen, als ob ihnen das Glück des Tages nicht günstig gewesen wäre.

In ihrer wohlbewachten Höhe sicher vor jedem Ueberfall, zeigte die Versammlung keine Unruhe beim Anblick der Fremden; der Eigentümer der Uhr war vermuthlich der Einzige, der einige Angst empfunden, obwohl er im Ganzen nichts Beunruhigendes, als etwa die und da einen misstrauischen Seitenblick wahrnehmen konnte. Der Polizeibeamte fragte, ob Capitain James nicht zu Hause und zu sprechen sey? „Ich will gleich nachsehen, Sir!“ sprach Einer von der noblen Gesellschaft, und verschwand alsbald durch eine Thür, welche zuvor nicht von der übrigen Wand zu unterscheiden war. Er kam auch gleich wieder zurück mit der Meldung: „der Capitain würde sich freuen, den Herrn in seiner Stube zu sehen,“ wohin auch der Bote die beiden Fremden augenblicklich führte, und sich sodann empfahl. Capitain James war ein Mann mittleren Alters, mit jüdischen, aber übrigens recht hübschen, einnehmenden Gesichtszügen, so daß man ihn an einem andern Orte für den ehrlichsten, vertrauungswürdigsten Menschen von der Welt hätte halten dürfen. Er war sehr anständig und fein gekleidet, und sein Zimmer war elegant meublirt. Vor ihm auf dem Tische stand eine Bouteille Wein, der er zusprach, und nebenan lagen allerlei Zeitungen, das Polizeijournal, und Zettel aller Art, worin Belohnungen für verlorne Eigenthum ausgedruckt wurden. Er stand auf und grüßte den Polizeimann als einen alten guten Bekannten, verbeugte sich gegen dessen Begleiter, und bot ihn höflich, sich niederzulassen und ein Glas mit ihm zu trinken. Der Beamte gab ihm hierauf zu verstehen, der Herr habe ein kleines Geschäft, wobei ihm der Capitain wohl einen freundschaftlichen Dienst erweisen könne. — „Mit vielem Vergnügen!“ — war die Antwort — „das heißt, auf herkömmlichem Wege.“ — Das versteht sich von selbst! erwiderte der Beamte, und setzte Jenem die Sache aufs Genauste auseinander. „Sie werden entschuldigen, wenn ich mich auf ein Paar Minuten entferne,“ sprach der Capitain, und ging hinaus. Mein guter Freund, dessen Neugier die höchste Spannung erreicht hatte, wendete sich jetzt fragend zu seinem

Führer; dieser aber fiel ihm sogleich ins Wort mit einer unbedeutenden Bemerkung über das Wetter, so daß dieser sogleich den Wink begriff, und die Ursache davon in einem an der Wand hinlaufenden Sprachrohr erkannte. Der Capitain kam auch bald zurück, und erklärte, die Uhr sey wohl wieder zu haben; da es aber viele Mühe kosten würde, so müsse man fünf Guineen bei ihm niederlegen, wofür am andern Morgen die Uhr zurückgestellt werden würde. Die fünf Guineen wurden dann aufgezahlt, und der Eigentümer beschied, sich morgen mit dem Schlag zwölf Uhr vor der St. Georgskirche einzufinden, um die Uhr in Empfang zu nehmen.

Als dies abgethan war, sagte der Polizeibeamte: „Jetzt, Capitain! wollen wir mit Ihnen eins trinken, wenn Sie nichts dagegen haben!“ — Herzlich gern! erwiderte dieser, und zog an einer Klingel. Da trat ein sehr schönes Mädchen in Dienetracht herein, und brachte, ungeheißt, Gläser und eine zweite Bouteille mit Wein. Während sie dieselbe auf den Tisch setzte, sah sie den fremden Gast mit einem langen, durchdringenden Blick an, und verließ das Gemach. Dies erregte bei diesem einige Besorgniß, und der Wein wollte ihm nicht so schmecken, als er dem Polizeidiener zu schmecken schien, der nicht die mindeste Lust zum Abzug bezeigte, bevor die Bouteille ganz leer geworden. Endlich stand aber derselbe auf, und Capitain James führte Beide auf einem ganz andern Wege hinaus, als der war, auf welchem sie gekommen waren, so daß mein Freund sich plötzlich und unversehens in einer der Hauptstraßen Londons erblickte. „Das ist ein kürzerer Weg,“ bemerkte er zu dem Führer. — Ja, erwiderte dieser, aber ein weit gefährlicherer!

Mein Freund, begierig, über das Gesehene nähere Aufschluß zu erhalten, bat den Beamten, mit ihm in einer nahen Taverne zu Nacht zu essen; dieser aber lehnte es unter einem Vorwande ab, versprach aber, mit ihm am andern Tage in einem entfernteren Stadttheil sprizen zu wollen, nachdem er den Beweis erhalten haben werde, wie die Diebe von London Männer von Wort sind.

Tags darauf fand sich mein Freund, genau so gekleidet, wie Abends vorher — am bezeichneten Orte ein. Die Glocke schlug zwölfmal, — und eben fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, man habe ihn geprellt — da streift eine sehr vornehm gekleidete Dame an ihm vorbei, sieht ihn mit einem einzigen Blicke an, drückt ihm ein Paquet in die Hand, und verschwindet unter der vorüberströmenden Menge. Es war die Uhr, aber es fehlte daran ein schwerer goldener Schlüssel. Doch auch dieser ward ihm Tags darauf durch die Stadtsfußpost zugestellt, nachdem er des Umstandes gegen den Polizeibeamten erwähnte, der sich versprochenemassen in der bestimmten Taverne einfand. Mein Freund erfuhr indes von diesem nichts weiter, als daß die Existenz solcher Diebeshöhlen den höheren Behörden wohl bekannt sey; es wäre aber durchaus nothwendig, sie zu dulden, weil es sonst unmöglich würde, gestohlene Dinge wieder zu bekommen, selbst dann, wenn die Diebe ansündig gemacht, und, was doch, außer bei den Straßenräubereien, fast unmöglich — des Diebstahls überwiesen werden sollten.

Blätter

rür

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 20. Juli 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 29.

Eine Geschichte von Rosen.

(Aus den nachgelassenen Papieren eines alten Offiziers.)

Von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung.)

Er (Moritz) drückte beide Hände wieder fest vor das Gesicht, als sey ihm die Camera obscura, worin wir bei wachsendem Abenddunkel saßen, noch viel zu rhapsodant. Dann sah er in die Höhe und sagte mit fester Stimme:

„Zu lamentiren hab' ich, Herr Bruder; das ist mein Jammer. Zu schämen hab' ich mich auch; das ist meine Demüthigung. Aber meine Amalia, die nun in diesem Leben niemals mein wird, ist rein wie ein Engel aus der ganzen Affaire gegangen; das ist mein Trost, bisweilen meine Freudigkeit sogar. Hör' an, wie es kam. Wie oft und mannigfach ich's probirt hatte, ihr durch kleine oder größere Geschenke die Eingeschränktheit, worin sie lebte — Armuth konnte man's wohl mit Recht nennen — zu erheitern, damit kam ich nun und nimmer an. Ja, ich bemerkte einen fast ängstlichen Unwillen an der lieben Frau über dergleichen. Endlich, als ich ihr einmal einen außerlesenen schönen Rosenstock brachte, ihre Fenster-Garnirung zu vermehren — den einzigen Schmuck, worauf sie zuweilen ein erspartes Thälerrhen zu verwenden pflegte — mochte sie mich schon von weitem her mit meinem angeschleppten Präsent entdeckt haben, denn mein kleiner General Georg — so hieß der liebe Blüthunge — kam mir als Adjutant auf seinen eigenen Beinen entgegen gallopiert, meldend, heut habe Mama keine Zeit. Ich roch Lunte, und kam Tags d'rauf ohne Rosenstock; wieder nicht angenommen! Der kleine Ordonnanz-Reiter stand bereits abwehrend auf Posten, hielt mir ein Blättchen hin, und sagte mit dienstmäßigem Anstande: „Schriftlichen Rapport von der Mama!“ — „Das wird mir ein schöner Rapport werden!“ seufzte ich schmerzlich lächelnd in mich hinein, und ging still von hinnen. Ach wahrlich, es war dennoch ein gar schöner Rapport, und für dasmal auch noch so schmerzlich nicht, als ich mir's vorgestellt hatte!“

Freund Moritz las ihn mir vor in der tiefen Dämmerung, als hätte er Katzen-Augen. Er mochte das Blättlein, das er aus der Schreibtischtafel zog, wohl auswendig wissen, oder er las es auch vielleicht noch mit andern Augen, als mit denen, die uns außerhalb am Kopfe sitzen. Ich aber, der ich jetzt mit gutem Recht in Possession des Billets bin, heft' es den Akten ein, wie ich so was von unserm alten Auditeur bei wichtigen Skripturen gesehen, und auch von ihm profitirt habe. — Folgendermaßen hat die liebe Amalia geschrieben und sich vernehmen lassen:

„Herr Graf!

Sie wollen mir Freundliches erzeigen, und erzeigen mir es durch Ihre Gesellschaft wirklich. Verderben Sie mir diese Freude nicht, indem Sie mit Geschenken irgend einer Art sich den Weg zu meiner schmucklosen Wohnung versperren. Schon ein Grund sollte Ihnen dazu hinreichen: ich bin arm. Soll ich durch die Beschämung, eines Reichen Geschenke abweisen zu müssen, täglich neu an meine Armuth erinnert werden? — Gewißlich ist es an diesem einen Gegenstande schon übrig genug, daß Sie mich künftig auch des leisesten Schmerzes ähnlicher Art überheben. Nicht wahr? — So ersparen Sie denn auch zugleich Ihrem kleinen Waffenfreund Georg sein ängstlich ungeduldiges Fragen und Klagen, warum sein Kamerad nicht mehr so gradelin, als sonst, zu der Mama kommen dürfe, sondern er selbst Posten stehen müsse, den Freund abzuweisen. Das liebe Kindesherz wird ganz weich vor dem Gedanken; doch ohne Murren erkennt und thut es die ihm gebotene Kriegerpflcht. Insofern unser ganzes Erdenwallen ein Feldzug ist, haben wir ja allzumal, auch die Weiber, Kriegspflchten zu erfüllen. Eins aber kann sie dem Andern erschweren oder erleichtern.

Amalia.“

Das nun hatte Freund Moritz mir noch so ganz geduldig hergelesen oder hergesprochen, mitunter auch ein Bißchen hergeseufzt; dann jedoch brach er vehement los; ungefähr so:

„O daß die Dunkelheit um uns her mit Rabenfüßigen hereinschläge, und mich zum Erblinden zwänge, bis der Morgen eines neuen Lebens anbricht! Denn

fühle, fühle, was ich Dir sagen muß: eben jener Engelbrief! — nun gezähmt hatte er mich freilich für die nächsten Augenblicke. An meine dummen Präsente dachte ich nicht mehr, und wiederum war ich mit meinen Disten gern gesehen, nicht nur von dem kleinen anmuthig verrückten Mars, der ein stets herrlicheres Soldatenleben aus seiner Knabenbrust entfaltete, sondern auch von dem wunderbar ernstern Venus-Bilde — nein, Minerven-Bilde — nein, Juno-Bilde — ey was weiß ich? — aber von dem herrlichen, engelreinen Liebes-Bilde, das seine Mutter war! — Thor ich! Mich nicht aus dem Paradiese selbst zu verbannen, war ich ja doch nun wohl hinlänglich gewarnt. Aber nein; konnte die Schlange nicht auf der einen Seite herzu, so versuchte sie's von der andern; und das kam just eines so wunderschönen Frühlings-Abends. Und eben jener holdselige Brief mußte dem bösen Feinde zum Angelhaken dienen; denn ich, der ich mich seitdem auch nicht mehr unterfangen hätte, ein Blümlein Vergißmeinnicht mit hereinzubringen, auf daß man's ja nicht für die Contrebande eines Präsents annehmen möchte — ich muß da erleben, daß Meisterlein Georg einen Demantring, in Rosenform gefaßt und durch die Folie mit röhlichem Schimmer geziert, aus einem Schubschach vorsucht, und damit sein Spielchen treibt, als mit einem guten alten Bekannten. Ich bin nun eben kein Juwelier; — aber so viel wußt' ich dennoch: Bagatelle war es nicht damit. Zwischen die Rosen steckte er ihr hinein an das gebrechliche Fenster. — „Wenn das Kleinod nun hinausfiel?“ — sag' ich so halb stauend, halb träumerisch vor mich hin. Und meine Charmannte erwidert lächelnd: „Mit dem Ring hat es keine Noth, den hüthen Engel.“

Und selbigen Augenblicks sprang Freund Moritz vom Sessel auf und hantierte an den Rosen herum, daß mir's darüber ordentlich bange ward, als sey es mit ihm nicht so ganz richtig im Kopfe, und gedenke er etwa Recherchen dort anzustellen nach dem beliebten Demant-Ring. Aber es war weiter nichts, als daß der Abendwind eins der gebrechlichen Fensterlein aufgedrängt hatte, und nun ein Paar Köselein in unnützer Neubegier die Köpfelein hinausstreckten. Das kam zwar bald wieder in Stand, aber inzwischen hatten drei, vier andere Märchen sich nebenbei durch eine zerbrochene, nur unvollkommen mit Papier verklebte Scheibe hinausgemacht, und als auch Das noch anständig arrangirt war, gab sich ein ganzes Rankengesteck als rebellisch kund, zwischen eines gebrechlichen Rahmens dergestalt unvorsichtig eingeklemmt, daß eins von Beiden vielleicht dabei untergehen mußte: Blumen oder Fensterlein. Freund Moritz aber, sonst einer der Ungeduldigsten unter den Ungeduldigen, zog sich für dasmal mit admirabler Gelassenheit aus der Affaire, und die Rosen endlich allsammt unbeschädigt wieder zum Fenster herein; dann setzte er sich nieder und sagte einigermassen erschöpft:

„Weinay unglaublich ist es, was mich die wunderlichen Dinger da zuweilen scheeren mit ihren krausen Einfällen. Das Zeug ist so üppig, und die Fenster sind so gebrechlich! Würde aber eine der Rosen durch

meine Schuld gebrochen oder sonst maltrahirt — weiß der Himmel, ich könnte mir's kaum vergeben. Hatte ja doch sie die Rosen so anmuthig lieb, und trag' ich ja des Schlimmbeleidigenden wider den Engel obnehin schon allzuviel auf dem Gewissen. Denn damals, als Amalie von dem Demanten mit so süßvertraulichen Worten sprach — da fuhr mir's wie mit Fledermaus-Geschwir in den Sinn: „von deinen Geschenken will sie nichts wissen, und scheint ihr selbst ein einfältig-freundlicher Rosenstock nicht annehmbar aus deiner Hand. Von irgend wem Anders aber durfte sie Diamanten annehmen, und läßt ihr Knäblein damit spielen, stolz und sicher im Bewußtseyn; was allensfalls verloren ginge, würde schon wiederkommen!“ — Nicht weiß ich, mit was für Worten ich voll albern verdriesslicher Eifersucht dem häßlichen Gedanken Raum gab. Mit häßlichen Worten geschah es gewiß, hätten solche sich übrigens auch geschneigelt genug produziert, woran ich nicht zweifeln mag. Aber häßlich bleibt häßlich. Und da stand Amalia hinter ihrem Arbeits-Tischlein auf: kalt, ernst, höflich, ach, und zugleich so aller Grazie voll! Und über die schönen blaffen Lippen drangen nur ganz leise die Worte: „Adieu, Herr Graf!“ — und wie aus dem Paradiese vertrieben, und wie von unsichtbaren Fittigen zürnend getragen, schwand ich von hinnen. — Zwei Tage nachher trieb's mich wiederum hin. Ich wußte, ich dürfte nichts Fröhliches erwarten; — ja nichts Tröstliches auch nur einmal. Aber wer, wenn er ein Mann ist, möchte nicht zehn Mal lieber das Schrecklichste rasch wissen und decidirt, als sich mit hunderttausend Möglichkeiten herumkatailliren, von denen am Ende keine einzige die rechte ist! — Knaben spielten und manoeuvrirten auf dem Anger; — mein kleiner General Georg nicht unter ihnen. „Ala!“ dacht' ich, und das Herz schlug mir hoch-an die Brust; „der hält wiederum Posten an Thorweg, und soll dich abweisen, armer Verbannter, mit einem schriftlichen Rapport von der Mama!“ Nicht das. Der Eingang ohne Posten. Ich rüfte vor. Oben an den Fensterlein das Rosen-Gerank; — aber freilich dahinter kein weißes bewegliches Rosen-Gesichtlein, das nach mir herunter zu lauschen schien! Mocht' es ja auch freilich von Anfang her damit nur eitle Träumerei in meinem wunderbar exaltirten Sinne gewesen seyn! Ich schreite denn also resolut vorwärts. Da regt sich's unten auf dem Flur: da denk' ich, der kleine Georg soll kommen — abweisend oder annehmend; — ach, wenn es überhaupt doch nur mein kleiner General Georg wäre! dacht' ich bei mir. Aus seiner lieben Hand und seinem lieben Mündlein sollte mir schlimmsten Falls auch das Schlimmste noch recht seyn! — Aber nein! Der alte, langweilig lange Hauswirth zieht gähmend die Nachmütze vom Kopf, hält mir mit einer Art von dummer Reverenz ein Billet hin, und sagt: „Da Herr Graf! Gnädige Frau sind abgereist, wie ja der Herr Graf wohl von selbstem wissen würden, meinten gnädige Frau, und lassen sich bestens empfehlen!“ — Ich hinauf wie ein Blitz, ohne zu erwägen, daß meine Himmelspforte verschlossen sey. Es that mir im Herzen wunderbarlich weh, als so die schlüffelosen Thürbret-

ter mir entgegen starrten. Der Wirth setzte mir dienst-
beßissen mit dem Paradieses-Dietrich nach, und öffnete.
Ach, wozu das! Vor Diebeshaken erschließt sich kein
Edenischer Garten. Dennoch muß' ich lesen, was der
scheidende Engel hinterlassen hatte. „Licht!“ donnert'
ich, und während ich — denn es war dazumal eben so
dämm'rig dunkel, so beinahe Nacht, wie jetzt, in diesem
armen verwaiseten Rosenkammerlein — während ich
das Brieflein in meinen geängsteten Händen drehte,
und Phantasteen auf Phantasteen ihren schmerzlichen
Reigentanz durch mich hinzogen in wunderlichen Tou-
ren, eine immer toller verschlungen als die andere —

„Hier ist Licht!“ — sagte der lange Hauswirth,
indem er mit einer angezündeten Kerze hereintrat.
Denn er hatte die Exclamation des Freundes Moritz
vorhin, wie der sie im Feuer der Relation ausstieß,
für ein ernstlich gemeintes Da-Capo genommen, und
er that uns auch wirklich einen rechten Gefallen dar-
mit. Weggewinkt war er ja leicht, und Moritz hielt
mir jenes Blatt hin und sagte: „Nun lies! Aber so-
chte; denn es brähe mir das Herz, müßt' ich die Worte
von fremder oder eigener Stimme hören.“ — Ich
aber laß, und hefte jetzt ein, nach oberwähntem Be-
sugniß:

„Herr Graf!

Da wir einander in Folge Ihrer letzten Aeußerung
nie auf Erden wiedersehen können, mag mein letztes
Wort an Sie sich zu all der rücksichtslosen Offenheit
gestalten, welche in der Regel nur Sterbenden ver-
gönnt ist. Ja, sogar als eine Gestorbene darf ich
mich, Ihnen gegenüber, betrachten. Denn bei Ster-
benden ist nach des Menschen Kurzsichtigkeit und der
göttlichen Allmacht noch Hoffnung; für Gestorbene in
Bezug auf diese Welt aber nicht, und eben so wenig
für Ihr und mein Zusammenfinden hienieden. Denn
ob uns auch ein solches bevorstände — nur einer zer-
rüttenden Gespenstes-Erscheinung wechselweis möcht' es
sich vergleichen. Und darauf kann ja doch Niemand
hoffen, vielmehr darf man sich so was abbeten von der
göttlichen Gnade. Darum soll man dergleichen auch
nicht fürchten, und ich fürcht' es um so weniger, als
ich Ihnen vertraue, Sie werden nicht absichtlich ver-
anlassen, was mich in meinem tiefsten Wesen erschüt-
tern, vielleicht zerstören müßte. — Also: bei der Liebe,
die Sie mir in glücklicheren Tagen zeigten: erscheinen
Sie mir niemals, liebes Gespenst! Sie sehen, Herr
Graf die kindisch heitere Laune, woran Sie oft Ihr
Gefallen äußerten, hat mich, wie durch frühere Schmer-
zen, so auch durch diesen jüngsthin mittelst Ihres Be-
tragens über mich verhängten Schmerz geleitet. Also
ängsten Sie sich nicht um mich. Sie sehen wohl etwas
mehr noch aus meinen Worten, und nun wandelt es
mich fast an, das Blatt zu zerreißen. Aber nein!
Wahrheit ist das beste Ding, und Ihre Gestorbene darf
die Wahrheit zu Ihnen sprechen. Ja, ich hielt mich
Ihrer werth, und hielt Sie meiner werth. Werth so-
gar hielt ich Sie, das Pflegvater-Amt an meinem Georg
zu üben — an unserem Georg, so wollte ich vorhin
schreiben. Sie sehen's an dem durchstrichenen Worte,
und ich mag auch das nicht leugnen; der liebe Knabe

ist Ihnen gar innig gut. Manche Thräne hat es ihm
schon gekostet, daß er Sie nicht wieder sehen soll, und
wohl manche seiner lieben Thränen wird noch darum
fließen.

„Warum sind der Thränen

Unter'm Mond so viel?“

klingt ein tiefmahnendes, oft von mir gesungenes Lied
durch meine Seele. Aber ich ringe mich gleich an des-
sen Schlußworte durch:

„Droben wird gesungen

Ein Victoria!“

Auf Wiedersehen droben, Graf Moritz! Fangen Sie
hübsch Alles hienieden so an, daß der Gruß dereinst
recht vollständig schön für uns gelten mag; — das
Wiedersehen in der Victoria mein' ich. — Für Diesseit
nur noch zur vollen Beruhigung, oder zur möglichsten
doch: jener rothge Demant war der Brautring, den
Georg's Vater an meinen Finger steckte, als ich, ein
glänzend erzogenes Fräulein damals, mich ihm ver-
lobte. Mit dem Willen meiner Eltern, versteht sich,
aber wider den Willen hochmüthig reicher Anverwandten,
die mit ihrer Nichts viel Anderes vorhatten, als sie
durch einen ziemlich unbekanntem Jüngling — sein
ganzer Reichthum war Offizier-Degen und Wappen-
schild — an den Altar geleiten zu sehen. Gott nahm
mir bald darauf meine Eltern; zwei Jahr nachher be-
rief er aus einer Siegerschlacht meinen Freund in die
Schaar der Himmlischen. Georg, sein Abbild, und
sein Verlobungs-Ring — das war, außer einem sehr
mäßigen Wittwen-Gehalt, Alles, was mir, der von
allen Anverwandten Verlassenen, blieb. Nun hab' ich
nur den Georg noch ganz allein. Den Rosenring
wandte ich auf, mich schnell von Ihnen zu entfernen;
aber lesen Sie darin ja keinen Vorwurf. Wenn Sie
meine ernste Bitte, sich nie wieder auf Erden mir ab-
sichtlich zu nahen, in Ehren halten, haben Sie den
wunderbaren Beruf erfüllt, zu dem Sie nach hienieden
unbegreifener Weise mir eine Zeitlang als Begleiter
auf dem Lebenspfade gegeben und vergönnt wurden.
Nun ist's aus damit für diese Welt; für den Himmel
nicht — droben wird gesungen ein Victoria!

Amalia.“

Unter dem Brieflein aber stand noch gekrigelt mit fei-
nen, aber zitternden, kaum lesbaren Charakteren; —
sie mochte wohl sehr innig geweint haben, während sie
es hinschrieb:

„Stör' nur nicht mit eit'len Mühen

Mich, die sich zu bergen müht,

Denn mein Leben muß verblühen,

Wie ein leiser Kuß verblüht.

Wir gingen sehr betrübt nach Hause: Kamerad
Moritz und ich. Wo mir's recht ist, haben wir gar
unterweges im Dunkeln Alle beide geweint.

Was uns seitdem eine ganze Zeit lang arrivirt ist,
war nichts Sonderliches: weder im Schlimmen noch
im Guten. Es gib solche jours gris — oder wie's
einstens ein Maler übersetzen wollte — tonlose Tage
für den Menschen, wo in Bezug auf einen oder Viele
von uns die Weltgeschichte ordentlich des Colorirens
überdrüssig geworden zu seyn scheint, und in die Wol-

fen nichts Apartes hineinzeichnen will; — höchstens mitunter eine alberne Karrikatur, über die man in solchen Umständen kaum nur zum Lachen gedenken kann. Und für's Lachen obnehin war seit dem Verschwinden der Amalika bei meinem armen Freund Moritz kein sonderlicher Fond im Innern vorhanden. Immerfort schlich er hinaus nach dem Nestlein der ausgeflogenen Colombine, oder des Täubchens, und hatte da mit der Rosenwirthschaft seine liebe Noth, das schlechtdisciplinirte Rankengeflecht an den schlechtfortificirten Fenstern in passabler Ordnung zu halten. „Wart!“ so dachte ich bei mir selbst; „das soll anders werden!“ — Ich hat es aber dumm bei mir gedacht, wie das Eventement bewiesen wird, wenn gleich grundehrlich gemeint.

Die Historie ging so: Freund Moritz ward zum Remonte-Emfang commandirt. Er zum Thore hinaus — ich nach seiner Rosen-Fabrik hin; das ging in einer halben Stunde. Und nun dem Hauswirth eingeredet, ich käm' in des Grafen Namen, wozu's eben keiner sonderlichen Künste brauchte, da ich der Einzige war, den man je mit dem Moritz dort zusammengesessen hatte, und also voraussetzen mußte, ich sey in der Confidenz. Moritz hatte bis dahin das Quartierchen immer unter dem Prätext bezahlt, er habe Auftrag von der Dame dazu, welche binnen-Kurzem wiederzukommen gedente; das war Wasser auf meine Mühle.

„Ja freilich“ — sagt' ich, so wie ich nur erst meines Terrains durch und durch sicher war — „ja freilich retourne die Dame sehr bald, und der Graf ersubir erst, wie bald, als er schon den Fuß im Steigbügel hatte. Da wird's nun Künste kosten, das Appartement in der Schnelligkeit just so zu arrangiren, wie es die gnädige Frau jetzt haben will. Denn sie hat den Geschmack changirt; sie kann die Rosen jetzt gar nicht wohl mehr leiden, weil das Geranke — schreibt sie — ihr die Fenster-Rahme so ausnehmend ruinirt hat, oder sie doch mindestens abhiet, eine gründliche Reparatur damit vornehmen zu lassen.“ — „Gar keine Blume mehr?“ entgegnete der verwunderte Hauswirth. — Ich jedoch replicirte: „Blumen? O ja freilich: die Hülle und Fülle! Aber hübsch solide Blumen — versteh' Er mich wohl; — solche Blumen, die sich von selbst grade halten, oder doch mindestens leicht die Richtung annehmen, wenn man anständige Stöcke neben sie hinstellt, und die jungen Personagen bei Zeiten daran festbindet. Aßtern, Federnelken, und was es noch mehr solcher Leute gibt!“ — Der Hauswirth faßte meine Ideen gut, und ging mir frisch dabei zur Hand, vorzüglich, als ich mit einem Sümmelein baaren Geldes herandrückte, erklärend, das habe die gnädige Frau dem Grafen als eine Art von Avant-Garde assignirt, damit sie bei ihrer Heimkehr Alles im desiderirten Stande finde. Rasch ging es über die insolenten Rosen her: hast du nicht, so kannst du nicht; kannst du nicht, so hast du nicht! wie man sprüchwörtlicher Weise zu sagen pflegt. Dann wurden tüchtige neue Fenster-Rahmen angeschafft und der bessern Conservation wegen mit Delfarbe angestrichen; hellziegelroth mit dunkelblauer Einfassung hatte der Maler dazu genommen,

was mir eigentlich selbst nicht absonderlich gefallen wollte; — aber viel Zeit zur Abänderung blieb nun einmal nicht, wenn Alles honett austrocknen sollte bis zu Freund Moritzens Wiederkehr. Auf alle Fälle, dachte ich doch, müßten sich die neuen, wohlpolirten Schreben weit besser als die früheren ausnehmen; und dann die dahinter aufmarschirten, schnurgrade gerichteten Blumen! — Einem raisonnablen Kerl müßte das Herz im Leibe dabei lachen! — Aber mit dem Raisonnablen ist es nun einmal so ein Ding in dieser convusen Welt. Was der eine raisonnabel heißt, heißt oftmalen der Andere Narrethei; oder auch umgekehrt. — Ich sollte für dasmal dahinter kommen mit einem schmerzlichen Experiment. Das hätte nun eben mir selbst nicht allzu viel geschadet. Wer freiwillig was auf seine Schultern ladet, mag es ausbaden. Aber daß meinem lieben Moritz darüber ein Schmerz so gar wehe in die Seele fallen mußte — das war das Fat'e bei der Historie. (Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Gewissens.

Lord Elive war der Sohn eines Schneiders in London; er schwang sich bis zum Generalgouverneur von Hindostan empor.

Der Durst nach Geld verleitete ihn zu den größten Gräueltthaten, und als er von seiner Stadthalterschaft wieder in sein Vaterland zurückkehrte, brachte er 30 Millionen Thaler mit, und überdies bekam er noch von der Ostindischen Compagnie eine jährliche Pension von 10,000 Pfund Sterling.

Doch bei allem seinen ungeheuren Reichthum war er nichts weniger als glücklich. Nicht einen Augenblick konnte er im Dunkeln ausdauern, denn es erschienen ihm dann die Gespenster der Hindus, die er ausgehungert hatte. Er hatte eine tödtliche Angst, wenn er sich allein in einem Zimmer befand, er wagte es nie, allein auszufahren oder auszugehen; die bleichen, blutigen Bilder der Indianer umschwebten ihn überall.

Endlich dieses qualvollen Daseyns überdrüssig, endigte er es dadurch, daß er sich aufhing.

Napoleon.

Napoleon war, den Damen gegenüber, nicht artig, sagte ihnen selten Verbindliches, doch oft genug das Gegentheil. Zum Beispiele: „Herr Gott! wie roth sind ihre Arme.“ — „O, über den häßlichen Kopfpug!“ — „Wer hat ihnen die Haare so zusammen geworfen?“ — „Ihr Kleid ist sehr unsauber, auch sah ich es schon zwanzig Mal; zieh'n Sie denn nie ein anderes an?“ — Zu der schönen blonden Herzogin von Chevreuse sprach er einst im vollen Kreise: „Ach, wie roth ihre Haare sind! Eine seltsame Erscheinung! Sie können Recht haben, Sir! erwiderte diese; doch höre ich das zum ersten Mal von einem Manne.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 27. Juli 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 30.

Eine Geschichte von Rosen.

(Aus den nachgelassenen Papieren eines alten Offiziers.)

Von L. M. Fouqué.

(Fortsetzung.)

Raum nämlich, daß der Graf von seinem Remonte-Commando wieder eingerückt war — und ich mußte auch justemal selbigen Tages die Hauptwache haben; sonst hätte ich ihn präpariren können auf die Dekorations-Verwandlung, und wäre mit ihm hingegangen. Vielleicht hätte er da meine gute Intention in seinem lieben Herzen tröstlich empfunden, und es wäre wohl Alles weit anders gekommen! — Ach nein! Es wäre wohl im Wesentlichen gar nicht anders gekommen. Ich hatte nun einmal den wunderlichen Feyen-Tanz in seiner Seele allzu ungeschickt verballhornt mit meiner Superflugheit!

Gleich Tages darauf trat der arme Moritz todtenbleich in mein Zimmer und sagte: „Guten Tag, ehrlicher Kamerad, und gute Nacht! Das kleine Bischen Außenwelt, was mich noch an diese Gegend festhielt, hast Du mir in guter Meinung vollends weg-arrangirt. Freilich wirst Du mir einwenden, die Rosen-Geflechte, d'ran sich mein innen verborgenes Leben fest-ranke, seyen doch eigentlich nachliches Zeug gewesen. Du hast Recht, Bruder! Wenn Du mir jedoch auf Erden eine Freude zeigen kannst, wobei man viel besser wegkommt, so will ich mein Spiel verloren haben. Es ist aber ein rechtes Malheur für uns Alle, daß ich das Spiel gar nicht verlieren kann!“ — Mir ließ es eiskalt durch die Seele bei seinen Worten und dann wieder brühstehendheiß; — ja, wie sie sagen, daß Einem zu Muth sey, wenn er das kalte Fieber hat, und die Paroxysmen wechseln. Ich kann nicht drüber judiziren, denn ich hab's in meinem Leben nicht gehabt; über jene Situation aber kann ich nur allzu deutlich judiziren. Es that mohrenmäßig weh.

Was übrigens nun d'raus entstand, war in der kurze Folgendes: Moritz kam um seinen Abschied ein; das machte zwar einige Diffikultäten, denn in jenen Zeiten konnte man den Kriegsdienst keinesweges einem

Taubenhaus vergleichen, wo es heißen mag: „jezt husch' ich hinein! Morgen husch' ich wieder hinaus!“ Vielmehr einer Art von Kloster ließ die Anstalt sich ähnlich nennen; — versteht sich, einem kriegerischen Kloster, wo etwan über die Thür eingeschrieben stände: „Einmal reingegangen, lebenslang gefangen. Nur im Dienst vom Haus streift Eins wieder 'naus!“ — Aber den Moritz mußten sie dennoch laufen lassen. Er war Ausländer, steinreich, mit fürstlichen Häusern verwandt, und seine im Kriege bewährte Bravour — so gern man auch eben deshalb ihn konservirt hätte — verschaffte ihm vollends, was man in der Welt Egards zu nennen pflegt.

Der Abschied kam; Freund Moritz ging; — nicht freilich, ohne mich noch herzlich umarmt und allen Segen des Himmels herabgewünscht zu haben auf meinen albernem Kopf, der ihm doch so höchst superflug seine wunderlichen kleinen Freuden verkümmert hatte! Fort zog der seltsame Freund; — heim blieb der tief bekümmerte Superfluge; — und Beide vermeinten einander in diesem Erdenleben nicht wiederzusehen.

Mir war die Sonne wie in eine graue Farbe getaucht, seit der Freund von hinnen war; so laang' ich ihn hatte, wußte ich nicht, wie lieb ich ihn hatte; nun kam ich dahinter. Auch ließ er gar nichts von sich hören; er war wie fortgeweht aus der Welt. — Ich ließ mir denn äußerlich weiter nichts merken. Es gibt wirklich Sentiments, die zu fein sind für die Welt, oder zu tief, oder zu zart — oder weiß der Kuckuk, was sonst noch. Und die mögen in gar mancher Brust stecken, der man von außen nichts ansieht, und hinter manchem Angesicht, das so ordinair über die Erde hinkuckt, wie — nun etwa zum beliebigen Exempel, wie das meinige.

Es waren ein Duzend Jahre hingelaufen und drüber, ohne daß ich es sonderlich vermerkt hätte, als höchstens etwa an meinem Bischen Avancement. Aber auch das machte sich in obwaltenden Friedenszeiten wenig bemerkabel. Wär' ich nicht endlich als Rittmeister in ein Husaren-Regiment versetzt worden; ich glaube, mir wäre der an und für sich gar estimable Lieutenant's-Titel ins Grab gefolgt. Was ungewissen an meiner

eigenen Physiognomie für Variationen aufgespielt wurden — nun, das fällt Einem, der sich (Nasirens und Frisirens halber) täglich im Spiegel betrachten muß, nicht auf, und selbst des Altersgrau, welches nach und nach meinem rappenmäßigen Haarwuchs eine Art von Stachelschimmel-Couleur zu ertheilen begann, schlich sich unter die Hütle des damals dienst- und modemäßigen Puders unmerklich mit ein.

Endlich munterte die Welt wieder einmal von Krieg und es sah darnach aus, als sollten auch wir unsere Klängen tüchtig propiren. Apropos von Klängen! dacht' ich, und fühlte mich durch meinen Revue-Säbel gar nicht sonderlich kontentirt. Natürlich hätte ich gleich nächsten Tag's einen andern einhandeln können, aber ich war nun einmal auf etwas ganz Extraordinaires gestellt, und das wollte sich in der Garnison nicht alsogleich finden. Meinen Unwillen darüber sprach ich eines Abends in lustiger Gesellschaft aus, wo ein fremder Kamerad mit dabei war. Der geht still hin, holt seinen Säbel aus der Ecke, und legt ihn blank ausgezogen vor mich hin auf den Tisch. Wie ich das seltsame Manoeuvre verstehen sollte, war mir im ersten Augenblicke nicht klar, und da mag ich ihn wohl aus schier albernen Augen angeglockt haben. Der Kamerad aber sagte ganz freundlich: „Es ist nur, um Ihnen einmal eine vollkommen echte Rosenklinge zu zeigen, und Ihnen den Weg anzugeben, wo sie Nebenliches erhalten können. Vorerst aber: — wollen Sie mit eigenem Arm einen Hieb führen auf einen der Wandnägel, die hier unsere Säbel und Mützen tragen?“ — Ich nicht lange complimentirt, sondern frisch d'rauf los, meine eigene Mütze zuvor vom Nagel abhebend. Und sieh: der alte wohlbekannte Eisennagel springt wie ein Pfeifen-Röhrlein auseinander, die äußere Hälfte klirrend hinrollend durch das Gemach; die Klinge jedoch hätte keine Spur von Scharte weggefrigt, wie genau ich auch sammt Andern darnach herumsehnen und herumfühlen mochte! Und wie wir den Damaszenen so ansahen, erblickten wir auf seiner dunkeln Fläche, ganz wunderschön mit Gold eingelegt, einige voll aufgeblühte Rosen. — „Deswegen nennt man's Rosenklingen“ — sagte der fremde Kamerad explizirend — „und zwar auch mit deswegen, weil der Waffenschmied, welcher in seiner Fabrik ausschließlich solche Klängen fertigt, mit Namen Rosen geheißen ist. Ja, die Rosenklingen sind zu dieser Frist durch ganz Deutschland berühmt, und auch wohl noch d'rüber hinaus.“ — „So eine Rosenklinge muß ich partout haben!“ rief ich laut heraus, und dacht es noch viel tiefer in mir selbst. Auch nahm ich sogleich Urlaub, um etwas Unerläßliches für meine Feld-Equipage in den Gang zu bringen. Und wahrhaftig: was kann einem Soldaten unerläßlicher zum Felddienst seyn, als eine gute Klinge? — Absonderlich einem Cavalieristen!

Ich reiste nun vierzehn Tage lang und kam an vor der einsam gelegenen Waffen-Manufaktur in einem engen, dunkelbühigen Felsenthale, durchströmt von einem raschen, gar unbändig rauschenden Bergwasser, welches die zum Werk erforderlichen Mühlen mit wunderlichen Getöse und Gesclapper trieb. Mir

drang eine alte fabelhafte Historie in den Sinn, wie einstmal vor Jahrhunderten ein braver Rittermann in eine dunkle Waldmühle hineingerathen seyn soll, um nimmermehr wieder herauszukommen: weil nämlich die malitios verborgenen Fallbretter und Mordräder den Helden zerstückt in die Bachesfluth schenderten. Ganz schauerlich rann es mir im tiefen Abenddunkel durch die Seele, und mir ward, als müsse ich just hier meine sogenannte Existenz verlieren oder doppelt gewinnen. Ich schalt den Gedanken albern und ridicul. Er wich davor, kam aber im nächsten Augenblicke wieder; — nur stärker noch. „Wohlan Quit ou double!“ rief ich laut, wie beim Würfelspiele, wenn man einen Satz doppelt halten will, und sprangte in das Hofthor der Werkgebäude hinein, meinen mühlenscheuen Gaul mit tüchtigen Sporensfüßen vorwärts treibend.

Der Meister sey in den Garten gegangen, vernahm ich auf Befragen; — hinten ab, von dem Mühlen-Gebäude, wo sich der Bach noch wilder und ungentreter hinunterstürzt. Ich ließ mir die Direction angeben; denn was sie hier Garten hießen, war schon so eine Art von Ding, was in den heutigen modernen Tagen ein Park geheißen wird: mehr eine Welt im Kleinen, als eine honett eingehegte Anstalt zum Besten der Kaffe-Biäten. Nun — ich fort durch Dick und Dünn, dem Meister Rosen nach, und so find' ich endlich eine Gestalt, hart am niederrauschenden Bache sitzend, die Hand auf's Knie gestützt, der Mantel wildstregend im Windgebraus, welches sich toll genug hier zwischen den Thales-Ecken stieß und brach, und wohl gar den vor sich hinstarrenden Mann gern in das Wellengewirbel hineingerissen hätte; — nur daß er sich allzu fest und sicher auf seiner Stelle hielt. So wenigstens kam das Alles mir vor. — Auf eine Art von Wer-da-Ruf meinerseits richtet der Mann sich empor, grüßt höflich, und ladet mich mit anständigen Worten und Gesten ein, ihm nach seiner Werkstätte heim das Geleit zu geben.

Wie sich nun alles so ganz plausibel zu machen schien; erzählt ich ihm auch (unterweges, was mich zu ihm hergeführt hätte. Er ließ sich hübsch in die Conversation ein, und ich hätte nichts Unheimliches oder auch nur Ungewöhnliches mehr an ihm verspürt; — bloß daß er zuweilen mir so scharf nach dem Gesichte sah, wie ein Stossvogel, der mir die Augen hätte ausbaßen mögen, und dann in der wachsenden Dunkelheit wieder seltsam den Kopf schüttelte, und nach den Bergen und Sternen hinauf blickte. Mir kam's vor, als werde er nun gleich anfangen, mit wunderlicher Stimme zu singen:

„Ach nein, der Rechte ist nicht hier!“

„Sieh' raus ihn Berg- und Stern-Revier!“

Mir sind nämlich als Kind solche Zellen von der Wärterin in die Seele gesungen worden, und ich hatte oft von dem Zeuge geträumt, und nun stiegen mir die alten Prejugé's — oder wie man's heut zu Tage be-nennen mag — wieder in der Seele herauf. — Alles schwirte mir wild her und hin. Ob der Waffenschmied Rosen in pressanter Gefahr des Tollwerdens stehe, oder

ich gar selbst — das wußte ich nicht mehr zu distinguiren. — Ich fing dann wieder möglichst frisch von den Klingen zu reden an; da sagte Herr Rosen: „Wäre Ihre Klinge ein gerader zweischneidiger Kürassier-Pallasch, so käme sie mir wohl gleich auf den ersten Blick bekannter vor. Ich empfind' eine eigene Vorliebe für diese Waffen-Gattung, vielleicht noch dadurch befestigt, daß ich meine Studien als Waffenschmied großentheils nach alten Ritterschwerttern machte. So aber — dürfte ich Ihren Säbel mir zur Probe ausbitten? — Es ist nur, damit ich sodann besser judizire, was ihrem Arme zusagt, und was nicht!“ — Ich zog den Säbel heraus, und gab ihn ihm hin.

Da schwang er ihn ein Paar Mal saugend durch die finstere Luft, und zwar so gewaltiglich, daß mir der Gedanke aufstieg: „Wäre dieser Meister Rosen wirklich etwas übergeschnappt oder sonst wunderbar exaltirt — es möchte mir in meiner waffenlosen Stellung hier schlecht bekommen.“ — Und femer ich mich erinnerte, wie tief sinnig er derten vorhin am Bache gefesselt hatte, je bedenkllicher wollte mir dabei zu Muth werden. Er aber blieb jetzt auf einen starken Etzchen-Nist ein, dergleichen tüchtig, daß der gespaltene Knoten in die schäumenden Wogen fiel. Doch auch der Säbel zersprang. Die eine Klingenhälfte flog in den Strom, die andere schleuderte der Meister ihr wild nach, ausrufend: „Da lieg' und roste bis an den Rimmermehrstag, du schwächliches Nachwerk!“ — Ich stand wie verdonnert, und brachte endlich nur mühsam die Worte heraus: „Ihr habt eine seltsam brüske Manier, mit anderer Leute Waffen umzugehen, guter Freund!“ — Der Meister aber entgegnete freundlichen Tones: „Und Ihr, mein Herr, habt eine seltsame Manier, herbe Worte mit so traulichen Anklängen vorzubringen, daß man Euch darüber nicht böse seyn kann. Was aber den zerschmetterten und versunkenen Säbel anbetrifft — da sollt ihr zum Schaden-Ersatz die Auswahl haben unter meinen besten und schönsten Klingen, und eine je bessere und schönere Ihr auswählen mögt, je lieber soll es mir seyn.“ — Ich aber entgegnete, noch immer ganz unwirsch: „Es saß auch ein Gefäß d'ran, mein rascher Herr, und zwar feins von den schlechtesten, sondern vielmehr aus dem reinsten Tombak fabrizirt und schön vergoldet!“ — „Auch das machen wir wiederum gut!“ entgegnete der Andere. Da rief ich ganz echauffirt über seine Kaltblütigkeit: „Und das Parte-d'Epee einer berühmten Armee hing dran, Herr! Wer schafft mir das so selt in der nächsten Stunde wieder?“ — „Ich!“ replizirte der Meister, voll einer so wunderbar deizirten Gelassenheit, daß ich nicht gleich was aufzubringen mußte, wie sich's schicken möchte zur Erwiderung. Auch dachte ich nach einigem Bestinnen: „Ist er etwa toll, so hilft einem doch, ihm gegenüber, das Disputiren zu nichts. Ist er jedoch raisonnabel, so heißt es auch billig: kommt Zeit, kommt Explikation.“

Sie kam, die Explikation, und zwar auf eine gar schöne liebe Manier; — aber doch auf eine herzerreißende zugleich. Das kommt überhaupt bisweilen so auf einmal in dieser kuriosen Welt.

Als wir in das Mühlen- und Hammer-Gebödt hin-

eingetreten waren, und etwan ein Duzend Stufen aufwärts geschritten im Hauptgebäude — siehe, da riß mein Wirth rasch eine Seitenthür auf, und führte mich kräftigen Armes sich nach in ein von Lampenlicht erhelltes Gemach und plöblich — nachdem er nur just einen raschen Blick auf mich geworfen hatte — schloß er mich in die Arme, indem er schmerzvoll jubilirend ausrief: „Ja, Du bist es! Trotz Husaren-Uniform und Schnurrbart, Du bist es dennoch wahr und wahrhaftig, mein alter Kürassier und Regiments-Kamerad!“

Und fürwahr, den Mann, der jetzt hellbeleuchtet vor mir stand, konnt' ich für Niemanden sonst ansehen — wie sehr ihn auch Civil-Costüm und eine schier ganz erblichene Gesichtsfarbe metamorphosiren mochte — als für meinen lieben Kameraden Moriz. Er war es Gottlob in der That; das ergab sich bald, und wir diskutirten ruhiger fort, Niemanden zwischen uns habend, als eine Bouteille guten Weins. — Seit jener Trennung hatte mein armer verliebter Cavalier nichts Immediates mehr mit einer Welt zu thun haben wollen, d'rin ihm seine Lieblings-Rose verblüht war; für ihn wenigstens verblüht! — Denn ob sie überhaupt noch sonst wo, auf Erden florire, wußte er nicht anzugeben, so genau hatte der arme Mensch Dedre vertrat, seit die gebietende Dame ihm verboten hatte, sich nach ihr zu erkundigen. Weil er nun aber auf keine Weise von der Armatur gänzlich los konnte, hatte er bei sich gedacht: „Mag ich nicht mehr Waffen schwingen, so mag ich doch wohl noch Waffen schmieden.“ — Somit ward der geöfite Theil seines großen Vermögens zu diesem Institut verwendet. Auf all seinen Klingen ließ er die Rosen-Figur einprägen, und Meister Rosen nannte er sich selbst. Nun fand ich mich hinlänglich instruir't, wie Alles gekommen war, und ein etwaniger Leser dieser Blätter wohl gleichfalls.

(Schluß folgt.)

Der Haysich und der Seeoffizier.

Wenn man etwas gelernt hat in der Welt, findet sich immer Gelegenheit davon Nutzen zu ziehen. Das hat unter Andern ein englischer Seeoffizier erfahren, der eine auf obige Wahrheit bezügliche Thatsache erzählt in einem kürzlich erschienenen Buche, betitelt: *The Naval Officer, or Scenes and Adventures in the Life of Frank Mildmay* London 1829. (Der Seeoffizier, oder Szenen und Abenteuer aus dem Leben Frank Mildmay's.) Wir lassen ihn selber reden.

An einem schönen Nachmittage, da wir auf der Insel New-Providore dienstunthätig vor Anker lagen, benutzte ich die Zeit, um in Gesellschaft meines Freundes Charles die steilen Klippen des Ufers zu durchstreifen, und da kamen wir an eine Stelle des Ufers, wo uns die Ruhe der See und die heitere Durchsichtigkeit des Wassers zum Baden einlud. Das Wasser war nicht tief; wir konnten von Oben, vom Ueberhang des Felsens, wo wir standen, überall bis auf den Grund des Meeres sehen. Unterhalb der kleinen Sandspitze, wel-

che die Seite der Bucht bildete, befand sich eine Höhle, zu der wegen der Steilheit des Ufers durchaus nicht anders zu gelangen war, als durch Schwimmen. Wir beschloßen, diese zu untersuchen. Wir warfen unsere Kleider von uns, sprangen ins Meer, und erreichten glücklich die Höhle. Die romantische Erhabenheit und Schönheit derselben bezauberte uns. Wir fanden, daß sich die Höhle weit hinein in den Fels erstreckte, und mehrere natürliche Bäder enthielt, welche wir eins nach dem andern versuchten, indem wir solch, je tiefer wir hineindrangten, immer kühler und kälter wahrnahmen. Die Fluth des Meeres hatte freien Zutritt zu der Grotte, und ernaute also alle zwölf Stunden das Wasser im Innern. Wir ließen es uns wohl seyn in unserm Bade, und unterhielten uns mit allerlei Erinnerungen an ähnliche Lagen, wovon uns unsere Belesenheit Beispiele ins Gedächtniß zurückrief.

Die sinkende Sonne erinnerte uns endlich, es sey Zeit, auf den Rückzug Bedacht zu nehmen, da gewahrten wir plötzlich, in gar nicht großer Entfernung von uns — den Rücken, oder die Rückenflößen eines kolossalen Haißfisches über die Oberfläche des Wassers vor der Höhle emporragen; seine ganze Länge war bei der Klarheit des Meeres im Wasser sichtbar. Wir sahen auf ihn hin, und dann uns gegenseitig an, in einer Art stummer Verzweiflung. Vergebens hofften wir, er werde sich, etwa aus Langeweile, entfernen und eine andere Beute suchen; der schurkische Fisch schwamm am Eingange der Höhle hin und her, wie eine feindliche Fregatte, die einen Hafen blockirt, und unser Gefühl hatte etwas von dem an sich, das man haben mag, wenn man jeden Augenblick gewärtig seyn muß, vom feindlichen Feuert in Grund gebohrt oder in die Luft gesprengt zu werden.

Die schwimmende Schildwache spazierte, ohngefähr zehn bis fünfzehn Schritt vor dem Eingang der Höhle, gemächlich und gravitatisch auf und ab, gewärtig des Eintritts der Fluth, um sofort Einen von uns, oder auch Beide so zu bedienen, wie wir eine Auster oder Segarneele bedient haben würden, wenn wir eine gehabt hätten. Wir hatten wenig Lust, uns in diesem Falle, wie in jedem andern, auf die Großmuth des Feindes oder die Gnade des Gerichtshofes zu verlassen, und doch sahen wir uns vorgebens nach sonstiger Hülfe um. Die Felswand des Vorgebürges über uns war unersteiglich, die Fluth schwoll, und die Sonne berührte bereits den hellen blauen Rand des Horizonts.

Ich, der Anführer der Station, machte Anspruch auf einige Kenntnisse in der Ichthyologie (der Fischnaturkunde) und berichtete meinem Begleiter, die Fische hätten eben so gut ein Gehör, als sie mit Augen versehen sind; es wäre daher gut, wenn wir weniger sprächen, und wenn wir uns ganz aus seinem Gesichtsfeld zurückzögen, so würde er auch ohne Zweifel bald seinen Abzug nehmen. Das war unsere einzige Aussicht und Hoffnung auf Rettung, und sie war wahrlich eben so gut, als hoffnungslos. — Denn die Fluth würde allem Anschein nach dem entsetzlichen Hai bald den Eintritt in die Höhle gestattet haben; und dann waren wir geliefert, da er mit der Lokalität vollkom-

men wohl bekannt zu seyn und gut zu wissen schien, daß es keinen andern Ausgang gebe, als den Weg, auf dem wir hineingekommen waren. Wir zogen uns daher zurück, um von dem Uathier nicht gesehen zu werden. Die Wahrheit zu gestehen — ich wüßte nicht, wann in meinem Leben ich eine unangenehmere Viertelstunde zugebracht hätte. Ein Rechtsbandel vor der Kanzlei, oder selbst ein kleiner Spaziergang nach Newgate (dem Kriminalgefängniß) müßte ein wahres Vergnügen seyn gegen das Gefühl, das ich empfand, als die Schatten der Nacht die Höhle dunkel zu machen anfingen, und das höllische Ungeheuer, einem verzweifelten Gefängnißwärter gleich, vor unserer Höhlenpforte einher zu stolzieren fortfuhr. — Endlich — endlich aber sah ich die schrecklichen Rückenflößen nicht mehr über dem Wasser, und gab Charles ein stummes Zeichen, daß wir auf jede Gefahr, und falls es aus wie es wolle, davon müßten: denn die wachsende Fluth mahnte uns bereits, daß es hohe Zeit sey, und wenn wir uns nicht auf die Füße gemacht hätten, würden wir bald die Exekution im Hause selbst gehabt haben. Wir hatten uns wohl gehütet, ein lautes Wort von uns zu geben, und stillschweigend uns die Hände drückend, schlüpfte wir in's Wasser, worauf wir denn, wie es gewöhnlich selbst den leichtsinnigsten Kindern der Welt zu begegnen pflegt im Augenblick der Gefahr, unter stillem Gebet und Anempfehlung unserer Person dem Schutze der Vorsehung, tapfer Reißaus nahmen. Ich gestehe, daß ich mich nie meinem seligen Ende näher fühlte, selbst damals nicht, als ich während einer grimmen Seeschlacht mitten unter blutigen Matrosenleichen im Meere umherschwamm; denn damals hatten die verdammten Haißfische doch Etwas außer mir, womit sie sich beschäftigen konnten; aber jetzt hatten sie leider gar nichts Anderes zu thun, als uns aufzulauern; wir genossen die Ehre und das Vergnügen ihrer ungetheilten Aufmerksamkeit. Rund herausgesagt — meine Empfindungen bei dieser Schwimmpartie waren unbeschreiblich. Ich kann wohl jetzt zuweilen mit Humor darüber schreiben oder reden, wenn sich's fügt — aber, so oft ich mir den Vorfall mit allen seinen Umständen lebhaft in's Gedächtniß zurückrufe — so zitt're ich bei der bloßen Erinnerung an das schreckliche Loos, das damals unvermeidlich über uns verhängt schien. Unglücklicherweise war mein Begleiter kein so fertiger Schwimmer als ich; man denke sich also meinen Schreck, als ich den einige Fuß hinter mir Zurückgebliebenen plötzlich einen schwachen Schrei ausstoßen hörte. Ich wandte mich in der traurigen Ueberzeugung, daß ihn der Hai ergriffen habe. Aber dem war nicht so. Er schrie nur etwas vor Angst auf, weil ich ihn hinter mir gelassen, mit der Absicht, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich schwamm auf ihn zu, hielt ihn empor und sprach ihm Muth ein. Ohne diesen Befehl wäre er unschleppbar gesunken. Er lebte wieder auf, als er mich neben sich erblickte, und wir erreichten wohlbehalten das sandige Ufer. Der Feind hatte vermuthlich, da er uns nicht mehr sah noch hörte, meiner Voraussehung zufolge, die Station verlassen.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 3. August 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 31.

Eine Geschichte von Rosen.

(Aus den nachgelassenen Papieren eines alten Offiziers.)

Von L. M. Fonqué.

(Schluß.)

Warum aber — so fragt' ich nach wohlwogenem Rapport meinen Kameraden — „warum denn, Bruder Moriz, treibst Du es mit der Waffenlust nicht widerum gründlicher, seit wir auf erneute Feldzüge zu rechnen haben? Laß Dich placiren — Niemand kann Dir's abschlagen — spring' in den Sattel, und baue mit der allerbesten von Deinen Rosenklingen d'runter, daß es fracht!“ — „Wider Euch, Ihr alten braven Genossen?“ fragte Moriz. „Des verbüte Gott!“ — „Nein doch! Mit uns!“ replicirte ich ungeduldig; „das versteht sich von selbst!“

Er aber holte ein Zeitungsblatt aus seinem Schreibtisch; es war schon considerabel zerlesen, und er mochte es wohl gar oft in seinen lieben schmerzlichen treuen Händen gehalten haben; darauf stand aus der Hauptstadt des uns bedrohenden Reiches gemeldet:

„Der rühmlichst renommirte Obrist-Wachtmeister Georg von (hier stand der Geschlechts-Name, welchen Amalia als Frau geführt hatte) wird vermuthlich die Reputation, ihm durch frühere Türken-Feldzüge glorios acquirit, auf's Neue behaupten und augmentiren, sintonalen obgenannter Herr Obrist-Wachtmeister beauftragt ist, einen Parteigänger-Krieg wider die uns etwa von sonsther molestirenden Feinde mit aller an ihn sonst admirirten Entschlossenheit anzuordnen und zu continuiren.“

„Und gegen meinen lieben Ritter Georg sollte ich sechten?“ sagte Moriz. „Gegen Amalias Sohn?“ — Ich wußte nichts Erleckliches d'rauf zu erwiedern, und blieb also lieber so still, wie ein Karthäuser-Mönch. Zudem fiel mir's nun erst recht schmerzlich in die Seele, wie mein lieber Kamerad vermuthlich einen ganz andern Marsch werde anzutreten haben, als in den Krieg: einen Marsch in den ewigen Frieden. Er sah nicht

nur blaß aus, sondern so recht blaß wie der Tod. Und als das erste Feuer über des Wiederlebens Lust und die Erinnerung an des kleinen, großgewordenen Ritter Georg's Reputation ein wenig nachzulassen begann, legte sich auch eine ordentliche Sterbens-Mattigkeit über die ganze liebe Physiognomie. Er mochte mir anmerken, was ich dachte, denn er sagte lächelnd — aber doch auch sehr, sehr seriös zugleich: „Daß Du gleich Morgen ein recht treffliches Rosenschwert als letzte Gabe von mir empfangen sollst, versteht sich. Und zwar, wie Du es jezo brauchst: ein Sichelschwert, mein braver Husar.“ Dann seufzte er und setzte nach einigem Schweigen hinzu: „Rosenschwert — Sichelschwert! — Es paßt für meine Wallfahrtsbahn sehr gut zusammen und am Ende für die eines jeglichen Andern mit. Was ist all Menschenleben hienieden, als eine Rosen-Ernte durch Todes Sichelschwert!“

Als er mir Tags darauf den verheißenen Säbel gab — ein Meisterstück seiner Kunst — und sein ehedem getragenes Porte d'Epée daran festknüpfte, sprach er: „Nun bitte ich Dich um eine Verbeißung als Gegengabe. Die Rosen haben mir freilich im Leben viel Schmerz gebracht, aber doch auch sehr viel Freude — ja: Seligkeit, wie ich wohl sagen darf. Nun mücht' ich gern, daß auf mein Grab — ich habe nicht weit mehr bis dahin — recht schöne, schöne Rosen-Gesträuche zu stehen kämen, wie ich auch deren zum Vorrath einige in meinem Garten erzogen habe. Aber ja keine andern Blumen — ihrer sonstigen Ehre und Lieblichkeit unbeschadet. Auch hab' ich das in meinem Testament verordnet, und obenein dem Ober-Aufscher meiner Waffenschmieden, einem edelkräftigen Manne, noch mündlichen Auftrag ertheilt. Aber die Menschen sind zuweilen kuriosere Leute, als billig; — Du weißt ja wohl, Bruder!“ — Wohl weiß ich! — unterbrach ich ihn, und mein ganzes Angesicht fühlte ich in hellem Flammen der Beschämung lodern — „wohl weiß ich! Dazumal, zum Exempel, wo ich Dir voll unausstehlicher Dienstoffertigkeit die zwei Fensterlein in dem bewußten Kabinettchen repariren ließ, und Dir die Rosen austauschte gegen andere, leichter einzuerzierende Blumen! Aber nein, hab' Du keine Sorge für dasmal.

Ich bin seither durch Schaden klug geworden; denn — nächst Dir — wem wohl hätt' ich schlimmer damit in's Herz gerissen, als mir selbst? Trieb Dich's ja gänzlich fort aus Deiner alten Herzens- und Schmerzens-Carnison, und somit auch fort von mir! Und auf Ehre: nur sehr schwer hab' ich's lernen können, ohne Dich zu leben, und dabei hab' ich's doch — wenn ich rund herausprechen soll — im Ganzen nur miserabel gelernt. Nein, Bruder, insofern es von mir abhängt, und Du schon so bald den letzten Marsch antreten mußt, soll es Deinem letzten Lager an Rosen-Piketen und Rosen-Bidetten nicht fehlen. Aber vor der Hand muß ich doch wiederum fort, und wenn Dir nun in zwischen zum Ausrücken geblafen wird auf allerhöchsten Befehl — was kann da mein guter Wille Dir helfen? — „Ey nun“ — sagte Moriz heiter — „just arg werden es hier die Leute nicht mit meinem Andenken treiben und mit meinen letzten Wünschen. Es ist nur, daß Du als General-Inspekteur späterhin eine Revue abhältst, nachforschend, ob auch Alles noch im dienst- und mondirungsfähigen Stande ist. Versprichst Du mir das?“ — „Auf Soldaten-Parole!“ rief ich aus, und unversehn sprang mir's über die Lippen, während mir zugleich auch die Augen etwas überquollen: „Eine Revue wird's auf jeden Fall, Herr Bruder. Denn entweder heißt's mit uns: „à revoir!“ noch hier auf Erden, oder es heißt: „à revoir!“ wann wir uns vielleicht während des bevorstehenden Krieges — Du als ein Krankheit-Gerufener, ich als ein Waffen-Gerufener — im lieben schönen Himmel wiederfinden. — Oder auch kán' ich wieder hierher zu einer Stunde, wo mir schon Dein Rosengrab entgegensähe — ey nun, die Rosen würden mir dennoch in Deinem Namen zunicken: „à revoir!“

Wir nahmen also Abschied von einander bis auf die nächste Revue, und ich trabte bald nachher feindan, meinen wunderschönen Rosensäbel an der Seite.

Ich hab' ihn denn auch tüchtig gebraucht, den Rosensäbel, und — wie ich nachher fast befürchten mochte — einmal ein Bißchen gar zu sink. Aber wer kann dafür! Hiebe und Schrammen messen sich schwer. Und wenn's auch der eidevant kleine Ritter Georg war, der zu selbiger Zeit aufgeschossene, berühmte Major und Parteigänger — ich hab's ihm nicht gebeissen, sich so breit zu machen mit seiner Courage und seinen klugen Dispositionen. Hatt' ich doch ausdrückliche Ordre, einem tapfern Parteigänger aufzulauern. Achtzig Pferde und zwanzig Fußjäger war mein Kommando stark. Der Feind ging mir in die Falle; ein Bißchen überkühn; so auf Jünglings-Manier. In der ersten Früh-Dämmerung fast' ich ihn auf engem Paß, zwischen einem Erlens-Bied, worin meine Jäger steckten, und einem schroffen Berghang von der andern Seite; und als er umkehren wollte, brach ich mit meinen Husaren und Dragonern in seinem Rücken los. Da ging's lustig. Die Mehrsten fingen wir, oder hieben nieder, was nicht schon zu Anfang die Jäger-Büchsen heruntergeknallt hatten. Mit dem Kommandirenden gerieth ich selber zusammen. Der Kerl wehrte sich, wie sie in den Naturhistorien schreiben, daß sich der Löwe wehren soll.

Nun — macht's der Löwe wie mein Gegner, so macht er's brav; dawider ist nichts einzuwenden. Zudem waren ihm auch seine Husaren und Dragoner, und was er sonst bei seinem melirten Kommando haben mochte, fed zugethan, wie's rechtschaffenen Soldaten für einen rechtschaffenen Offizier gebührt. Als ihm endlich ein tüchtiger Hieb meiner Rosenklinge über die Stirn fuhr, daß er aus dem Sattel stürzte — war da nicht Alles pele mele über mich her, wie ein Bienenschwarm, daß mir's beinahe selber schlecht bekommen wär'? — Donner! — Und sie brachten ihn auch richtig wieder zu Hoß und von hinten. Ich hatte nicht das Herz, die Gefangenen nach ihres Kommandirenden Namen zu fragen; denn wär's nun ganz gewiß der Georg gewesen, und schwergetroffen, vielleicht gar tödtlich, von der Klinge, die Moriz gefertigt hatte — von des Moriz Klinge in meiner Hand — o mein Himmel, so eine lamentable Verwirrung hätte einem ehlichen Kerl beinahe das Herz brechen müssen! — Aber wenn der liebe Gott Einem auch bisweilen die Dinge fast überschlimm erscheinen läßt, zum Schlimmsten des Schlimmen läßt es dennoch sein liebes Herz in der Regel nicht kommen.

Nach einiger Zeit hörte ich, ohne weiter erst fragen zu dürfen, der bekannte brave Major, uns gegenüber, liege an einer Blessur über der Stirn ziemlich krank danieder; doch werde es keine Gefahr damit haben. „Gut alsdann!“ dachte ich bei mir; „so ein kleines Ehren-Andenken vom Rosensäbel kann dem Georg, als einem tapfern Soldaten, nicht schaden. Wärs ja doch eben auch eine Blessur, die ihn, als er noch ein Anabens-Feldmarschall war, zuerst mit dem jetzigen Waffenschmied Rosen bekannt machte, mit meinem herzenslieben Moriz!“

Ja, es ist dem Ritter Georg noch ganz vorzüglich in der Welt reussirt, und zwar mit durch die Rosensäbel-Blessur, wie mir nach bald darauf erfolgtem Frieden ein Kamerad aus der Armee uns gegenüber erzählte. Just in die ritterlich: Narbe auf des braven Parteigängers Stirn hatte sich eine wunderschöne und fürstlich reiche Wittwe der Hauptstadt verliebt; oder wenigstens, es hatte ihr der junge Mann remarkabel gemacht und das Verlieben war hinterdrein gekommen; kurz, die Weiden waren ein glückliches, nebenbei auch ein brillantes Paar.

Ob Georg's Mutter die Freude noch erlebt habe, kann' ich nicht erfahren; aber so viel der Freude ich nun einmal hatte ausbringen können, besellte ich mich, meinem Herzens-Moriz zu rapportiren. „Es ist doch schon immer ein ganz hübsches Paketchen!“ dachte ich bei mir, und nahm Urlaub nach Meister Rosens Waffenschmiede.

Kaum jedoch war ich dem weitberühmten Fabrik-Ort auf etwa zehn Meilen nahegekommen, so kam mir auch schon die Kunde entgegen, ob die Waffenschmiede auch freilich noch immer florire, sey doch Meister Rosen selbst vor Monden schon gestorben und begraben.

„Est mort et enterré!“

Klang mir's durch die Seele, wie es in einem alten französischen Chanson heißt, den ich wohl sonst schon

lustig hertrallart hatte — mit dem Freunde Moritz auch manchmal zugleich — und der mir jetzt so wehklagend vorfam, wie ein Grabgeläut.

Wahrhaftig: es macht's nicht allein, ob und wie ein Ding von außen her auf den Menschen loshammert; es kommt das Allerwesentlichste auf die Beschaffenheit unseres innerlichen Resonanz-Bodens an. — Wie aber nun der gestorbene Freund beerdigt sey, und wie sein Grab gehütet und bepflanzt — darauf muß ich nach übernommener Instruktion zuseh'n bedacht seyn. Also ging es frisch und trauernd fürder.

Im Städtchen, unsern der Waffenschmiede, angekommen, sah mich alles vor der Illumination der untergehenden Sonne gar lieb und freundlich an, und doch auch gar wehmüthig und fremd zugleich. Ich wußte mir erst gar nicht zu explizieren, warum seit jenem ersten Besuche mir alles weit verwandelter vorfam, als es etwa von jenem vorhin erwähnten Resonanz-Boden hätte herkommen mögen. Endlich merkt ich's — Alle Häuser, oder die meisten doch, waren wie von außen eintapezirt in wunderschöne, übekausreiche Rosen-Gestecke, welche seit den Paar Jahren meiner Abwesenheit sich angewurzelt und umbergerannt hatten, als sey das ganze kleine Nest eigentlich ein Rosen-Nest.

„Kinder!“ fragt' ich bald Den, bald Jenen; „wo habt Ihr all das wunderbar hübsche Zeug her?“ — Und die Antwort hieß im Ganzen immer: „Vom Grabe des Waffenschmieds Rosen, dort unten im tiefen Thal.“ — Ich aber gedachte in mir, das sey ja fast wie ein Raubmord, womit das Monument meines lieben Kameraden um sein Recht gekommen sey. Dennoch hielt ich an mich, und schwieg. Hatt' ich mich doch ja nun schon in ein ziemlich raisonnables Alter hineingelegt! Und war es doch zudem just ich, der vor Jahren mit den Rosen-Jesern so ungerufen verfahren war. Da hatte ich gewiß kein Recht, mit Fremden zu hadern, falls sie auch dem Seligen in seine Rosen-Freude gegriffen hätten. Und dem Sterblichen konnte leider ich thörigter Hans damals einen Theil seiner Freude verderben! — Gottlob, dem Seligen können's alle thörigten Hänse der Erden und der Unter-Welt nicht.

Also: ich still und demüthig himarschirt an das Grab des Waffenschmieds, einem einfältiglichen Banerboten nach. Und wo ging die Reise hin? — Just dahin, wo ich ehedem gegangen war, den wunderlichen Waffenschmied selbst aufzusuchen. Am Waldbach erhob sich jetzt sein Grab. — Ganz überschattet und überkleidet war es von Rosen-Ranken, so daß die guten Leuten im Städtlein ganz unbedenklich hatten Ableger davon nehmen dürfen, um zunächst ihren Kirchhöf, sodann ihre Häuser und Gehöfte damit zu umziehen. — Und auf dem Grabe stand ein Kreuz, aus Eisen formirt, welches zu jener Zeit noch nicht so in gewöhnlich hübscher Sitte war, als heut zu Tage; und wie ich mich nach dem Kreuze hinbeuge, die Inschrift zu suchen, sagt mein guter Bengel von Bauerboten: „Aufgepaßt, Herr Offizier, damit Ihr Euch nicht et-

wan in die Finger schneidet, oder in das Angesicht gar! Denn dieses Kreuz ist aus Degenklingen zusammengeschmiedet. Die Werkleute des verewigten Herrn Rosen haben's sich nicht wollen nehmen lassen, daß, was man Rosenklingen nennt, auf diese Manier zu verarbeiten. Dafür aber mochten sie weiter keine Inschrift auf der Grabstätte leiden. Die goldenen Rosen auf den dunkeln Damaszener-Klingen — haben die Werkleute gesprochen — thäten allbereits genugsam leuchten zu ihres verewigten Werkmeisters Ruhm.“

Wogegen denn auch ich weiter nichts einzuwenden wußte. Nur daß ich mir dennoch unvorsichtiger Weise, im Diskuriren und Betrachten, eine tüchtige Schramme am scharfen Rosen-Kreuz in die Hand riß; manch Einer von delikaterem Gefühl hätt' es vielleicht eine Blessur genannt. Die Narbe trag' ich noch. — Nun, ohne Narben geht es auf dieser Welt überhaupt nicht ab; und für mein Part habe ich mir etwa so viel aus der hier verzeichneten Historie behalten: „Wer dem Andern was zu gefallen thun will, thu' es auf solche Manier, daß es Jenem nicht etwa zur Fatalität gereiche. Wenn dergleichen aber auch einmal unversehens passiren sollte, und man könnte es nicht wieder gut machen, tröste man sich; der liebe Gott lenkt dennoch Alles zum Besten.“

Und somit habe Du eine recht schöne gute Nacht, mein lieber Waffenbruder und Waffenschmied Rosen unter den Rosen.

Ein Viertelstündchen im Leihhause.

(Aus einem Berliner Blatte.)

Züngst führte mich mein Schicksal — wie und warum, braucht kein Mensch zu wissen — zu einem Pfandleiber, wo mich meine Geschäfte ungefähr eine Viertelstunde festhielten. Der würdige Inhaber der Anstalt hatte so eben zwischen mir und sich alles Nöthige abgethan, und wandte sich nun an seine hübsche 20jährige Tochter, welche ihm bei seinem — sauern beinahe hätte ich gesagt, saubern Handwerk hülfreich zur Hand ging. „Bleib jetzt da, Elsbeth,“ sagte er zu ihr, „und fertigte ab, was noch kommen mag. Ruf mich übrigens nicht, ausgenommen, wenn etwas von Wichtigkeit vorkommen sollte, hörst Du! Und taxire die Sachen so gering als möglich; die Leute können dann um so leichter auflösen.“

Ich verstehe, Papa — verlassen Sie sich nur auf mich! antwortete Elsbethgen, während der Vater sich in sein Zimmer zurückzog, wo es hübsch warm war — und setzte sich an's Fenster mit der Nadel, um abzuwarten, daß das Elend oder die Verschwendung komme, um ihren Jammer oder ihre Thorheiten vor der Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen.

Mamsellchen! rief hereinbüpfend ein junges Frauchen mit leichtfertigen Antlitz — ich will meine Uhr auflösen; ich bitte um Eile. Hier ist der Pfandzettel No. 3827. — „Aber Madamchen, die Uhr ist erst gestern versetzt worden, ich weiß nicht, wo sie hingelegt

worden; wollten Sie wohl morgen sich wieder herbe-
mühen.“ — Nun, das wäre hübsch, wenn man seine
Sachen nicht haben könnte, wenn man will! Ich habe
heute Gesellschaft, und kann nicht jede Minute aufste-
hen, um nachzusehen, wie viel es an der Schlaguhr
ist —

„Wenn Madame ihre Adresse zurücklassen wollen
und die Ausschreibekosten für den Sekretair bezahlen,
so wollen wir Ihnen binnen einer Stunde die Uhr
in's Haus schicken. Denn wir müssen noch dem Schrei-
ber gute Worte um die Gefälligkeit des Hervorsuchens
geben, da es schon über die Stunde des Dienstes ist.“

Gut — ich will noch dem Boten Trinkgeld geben
— Aber ich verlasse mich darauf —

„Hier, mein Mantel, mein Brillantring, meine
Tuchnadel! Rasch! Schätzen Sie's, wie Sie wollen,
Mademoiselle — aber halten Sie mich nicht lange auf!“
rief hereinstürzend ein junger Mann im elegantesten
Anzug, bei dem aber das flammende Auge und die zu
Berge sich sträubenden Haare eine gewaltsame innere
Bewegung verriethen.

Papa! man ruft Sie hier. —

Mein Herr, was steht zu Diensten? — Wie viel
hat der Ring gefostet? — „Zehn Friedrichsd'or!“ —
Und die Tuchnadel? — „Fünfundzwanzig!“ — Der
Mantel? — „Fünfzig Thaler!“ — Mein Herr, es
thut mir leid — aber — Alles zusammengenommen —
kann ich nicht mehr als vierzig Thaler darauf geben —

„Das ist zu erbärmlich! Was soll ich damit an-
fangen?“

Ich bedaure, aber sehen Sie zu, daß velleicht an-
derwo —

„Dazu hab' ich keine Zeit: die Partie ist engagirt,
man wartet nur auf mich; es ist drüben No. — zwei
Schritte von hier.“

Ich kann nicht mehr als vierzig Thaler geben; wenn
man solche Sachen verkauft, kommt man nicht einmal
zu dem Ausgelegten —

„Nun so geben Sie her, ins Teufelsnamen!“ —
Der junge Mann nahm das Geld und stürzte hinaus,
ohne sich einen Pfandzettel geben zu lassen. Der Pfand-
leiher rief ihm zum Fenster hinaus nach — aber er
hörte nichts und verschwand.

Ich stand noch mit eben nicht angenehmen Gefüh-
len im Herzen an der Schwelle des Bureau's, als eine
junge elegante Person hereinschlüpfte, deren Gesicht
mir von irgendwo her bekannt schien.

„Bonjour, Vetchen! Willst Du mir wohl geschwind
zehn Thaler geben hier auf meinen Mantel und die
Pelzpelletine? Ich brauch' sie höchst nothwendig, und
auf der Stelle. Ich soll mit Fritz nach Zehlendorf,
und da er mir versprochen, mich heute zu ferren, und
da er dazu keinen Groschen in der Tasche hat, so hab'
ich ihm dagegen versprochen, ihm Geld zu leihen, bis
er's mir wiedergeben kann.“

Gut, Vetchen — hier ist das Geld. Aber hörst
Du, vergiß nicht, morgen Deine Shawl und Deine
Uhr auszulösen; übermorgen wäre sonst Beides verfal-
len, und Du thätest wohl besser, das Geld hier —

„Das geht Sie nichts an, Fräulein Elisabeth! Ich
kann mich wohl ohne Mantel, ohne Uhr und ohne
Shawl behelfen — aber nicht ohne Fritz. Er ist so
gut — so — Nun, wenn ich kann, komm' ich morgen.
Adieu!“ Und die Närrin schlüpfte rasch an mir vor-
bei hinaus, und ich erinnerte mich, das holde Kind
einmal mit meinem guten Freunde unter den Linden
gesehen zu haben, worüber ich mich sehr wunderte, da
ich mich geschämt haben würde, wenn es hätte unter
die Leute kommen können, daß ich einmal unter vier
Augen einige Worte mit derselben gewechselt.

Es war bereits sieben Uhr Abends, der Sturm-
wind blies auf der Straße aus vollen Backen, der
Regen stürzte wie aus einem Sieb nieder, und Kälte
begannt mich bei meinen Beobachtungen zu schütteln, so
daß ich schon, mit dem Gesehenen zufrieden, weiter des
Wegs ziehen wollte, da trat ein ungefähr fünfzehnjäh-
riges Mädchen herein, Thränen in den Augen, schüch-
tern, mit einem Antlitz, worauf Unschuld und Tugend
mit den leserlichsten Zügen geschrieben standen. —
„Ach!“ seufzte sie, „wollen wohl Mamfellen die Güte
haben, noch heute etwas auf die Sachen hier zu lei-
hen? Ich bitte darum recht sehr.“

Was ist es?

„Zwei Unterröcke, ein Halstuch und ein neues Kat-
tunkleid.“

Kommen Sie morgen wieder —

„Ach, ich habe das Geld heute so nöthig.“

Die Kasse ist schon geschlossen, es ist Sieben vorbei.
„O ich bitte recht sehr! die Mutter liegt mir auf
den Tod krank zu Hause; der Doktor hat eine theure
Medizin verschrieben.“

Lassen Sie mal die Dinger sehen! Im, die Sa-
chen sind gar nichts werth. Aus Mitleid will ich einen
Thaler darauf geben. —

„Seyn Sie barmherzig, legen Sie noch acht Gros-
chen zu, daß ich der Mutter morgen eine Bouillon
machen kann.“

Unmöglich, sag' ich Ihnen. Das Zeug ist alles
verbraucht.

„Nun, so nehmen Sie das Umschlagetuch dazu!“
— rief die Unglückliche mit fast in Thränen brechender
Stimme, indem sie ihren Hals der rauhen Luft der
Jahreszeit aussetzte. — „Da, und geben Sie mir den
Thaler und acht Groschen, die ich durchaus haben
muß.“

Sie bekam's, und ging mit ihrem Körbchen am Ar-
me hin, stolz auf die Hüfte, welche sie ihrer leidenden
Mutter bringen konnte. Ich stieg mit ihr die Treppe
hinab, und bin überzeugt, daß sie bei ihrer Ankunft
unter ihrem bescheidenen Dache einer besonderen wohl-
thätigen Fügung des Himmels die Hüfte zugeschrieben
haben wird, die sie unverhofft am Boden ihres Körb-
chens gefunden. Armes, gutes Kind! Möge sie Dir
behülflich seyn, Dich den Liebkosungen Deiner dankba-
ren Mutter wiedergeben! —

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 10. August 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 32.

Das Fünf-Frankenstück.

„Das ist recht dumm!“ — sagt' ich zu mir selber eines Morgens, nachdem ich, meine Taschen umkehrend, nichts weiter darin fand, als ein armseliges Dreißig-Sousstück. Ich bewohnte damals ein Paar menblierte Stuben in der Rue de Monsieur, in der Vorstadt St. Germain; frühstückte in der Regel zu Hause, und ging zu Tische in ein Kaffeehaus. Ich hatte eben mein Frühstück beendet, als ich obige unangenehme Entdeckung machte, welche einen dicken Duerstrich zog durch alle meine schönen Pläne für den heutigen Tag. Ich hatte während der letzten Zeit etwas mehr als gewöhnlich über die Schnur gehauen, und noch einige Tage mußten verfließen, bevor ich meine vierteljährliche Anweisung erwarten durfte. Dreißig Sous!! — Wer auf der Welt kann einen ganzen Tag auskommen mit dreißig Sous? Es reichte nicht einmal zu einer Cotelette!

Es schlug elf Uhr. Ich steckte mein Geldstück in die Tasche und ging aus, schlendernd, bis ich mich im Palais-Royal wiedergesunden. Niemand, der je an einem Hochsommer-Mittag das Palais-Royal gesehen, wird dessen ödes Aussehen vergessen: die wenigen Fremden, schleichend unter den Säulengängen und guckend in die Juwelier-Laden; — die Gruppe älthlicher Franzosen in grauen Ueberrocken, dem trefflichen Restaurateur Very grade gegenüber sitzend; das Häuflein von Jungen, welche auf das von der Mittagssonne durch ein Brennglas bewirkte Losgehen der kleinen Kanone der großen Sonnen-Uhr warten, während das Geplätscher des Springbrunnens seine ewig gleichtönige Melodie dazu absingt. Zu einer andern Zeit hätte ich mich wie jeder Fremde amüsiren, oder, wie die Franzosen, ein Paar Stunden auf einem gemieteten Strohsessel verträumen können; aber der Gedanke: „Du hast nicht mehr als dreißig Sous in der Tasche!“ war ein trübseiger Dämpfer alles Vergnügens, und der unbequemste Störer jeder Art ruhiger Betrachtung.

Zufällig traf mein Auge auf die Nummer 154, welches Gebäude ich als eins der großen Spielhäuser kannte; mich erinnernd, daß zwölf Uhr — welche die

Kanone eben angekündigt — die Stunde sey, wo das Spiel beginnt, trat ich ein, und fand das große Werk eben angefangen. — Messieurs, faites vos jeux — Messeieurs, faites vos jeux!“ schallte es — und an dieser Tafel waren so niedrige Sätze, als dreißig Sous erlaubt. Meine dreißig Sous waren mir nichts nützig; ich konnte mich eben so gut ohne Mittagessen behelfen, als mit einem für dreißig Sous. So warf ich denn mein Geldstück auf den Tisch, und war so glücklich, dasselbe zweifach verdoppelt zurück zu erhalten. Ich gab den sechsten Frank dem Thürsteher, und ging fort mit meinem Fünf-Frankenstück in der Tasche. Jetzt konnte ich doch diniren — wenn auch nicht wie ein russischer Fürst oder ein englischer Lord, doch wenigstens wie ein anständiger Gentleman; daher schlenderte ich gemächlich aus dem Palais-Royal gegen die Quais, in der Absicht, über die Brücke des Arts nach dem Quai Voltaire zu kommen, welches immer mein Lieblings-Tour gewesen.

Ich war noch nicht weit gegangen, als ich mich von Jemand um eine milde Gabe angesprochen hörte. Beim Umsehen erblickte ich eine ausgemergelte Gestalt in einem lumpigen Ueberrock und randlosen Hut, unter welchem ein Gesicht hervorblickte, von dem man wohl sagen konnte, daß Kummer und Elend dasselbe bis auf die Knochen aufgezehrt hatten. Der Fremde bat mich um Gotteswillen, ihm eine Kleinigkeit zuzulassen zu lassen, und erzählte eine so rührende Geschichte mit so vieler Aufrichtigkeit im Tone, daß mein Fünf-Frankenstück bereits aus meiner Tasche in seine Hand übergegangen war, ehe ich mich besann, daß es das einzige meines Besitzes gewesen. „Was thut's!“ sagt' ich zu mir selber, als der Dank des Bettlers in mein Ohr zu schallen aufgehört hatte; „ich soll mich nun einmal heut ohne Mittagessen behelfen!“

Nun hatte ich die Brücke des Arts erreicht, und wollte eben in dieselbe einbiegen; da fiel mir ein, daß ich nicht die nöthigen zwei Sous habe, den Zoll zu bezahlen. Das ärgerte mich mehr, als die Aussicht, nicht diniren zu können; und eine kleine Pause im Gehen machend, erblickte ich wenige Schritte von mir den Mann, den ich so eben beschenkt. Ich hatte meinen

Kopf darauf gesetzt, die Brücke des Arts zu passieren, und keinen guten Grund sehend, warum ich nicht zwei Sous borgen sollte von den Hundert, die ich ihm gegeben, sagte ich zu ihm, ich hätte Eile, nach dem Quai Voltaire zu kommen, und nicht Geld für den Brücken-Zoll. Er zog augenblicklich eine Hand voll Kupfermünze aus der Tasche, wovon ich zwei Sous nahm, und, ihm dankend, die Brücken-Barriere passirte. — Anstatt nun gerade vorwärts über die Brücke hin zu eilen, blieb ich darauf stehen, mich über das Geländer lebend, um dem schimmernden Flusse zuzusehen, und die Aussicht von derselben zu beiden Seiten zu bewundern: die malerischen Reihen unregelmäßiger Gebäude auf dem Quai Voltaire, die prachtvolle Linie der Tuilerien und des Louvre, und die groteske Form nebst den massiven Pfeilern der Pont neuf sammt dem Menschengewimmel, das darüber hinwogte.

Hingelehnt außs Geländer, um ein unten vorüber schwimmendes Floß zu betrachten, fühlte ich mich stark am Hockschuß gezupft, und mich hastig umwendend, sah ich abermals das von mir beschenkte Individuum, von dem ich die zwei Sous geborgt. „Was machen Sie denn für Streiche? Was haben Sie vor?“ sagte der Mann zu mir. „Als ich ihr Fünf-Frankenstück erhielt, wußte ich nicht, daß es Ihr Letztes sey; hier ist es zurück, und noch drei dazu!“ — Ich war zuerst geneigt, über den Mann und seine Sonderbarkeit zu lächeln; doch bedenkend, daß etwas Außerordentliches in dem Charakter des Mannes liegen müsse, der mich erst um fünf Francs beschwindelte, und mir dann zwanzig anbot, weil er glaubte, ich wollte einen Selbstmord begehen — ließ ich mich in eine Konversation mit ihm ein, erklärte ihm seinen Irrthum nebst der Ursache, warum ich für den Augenblick ohne Geld sey, und äußerte den Wunsch, etwas mehr von dem Manne zu erfahren, der nach so entgegengesetzten Grundsätzen zu handeln scheine. — „Wenn Sie mich begleiten wollen“, antwortete er, „so soll Ihrem Wunsch genügt werden. Sie haben mich mit Mitteln versehen zu einem Mittagstisch — ich will Ihnen dagegen ein Mahl anbieten, das vielleicht einer Acceptation von Ihrer Seite nicht unwürdig ist. Da Sie aber nicht wünschen können, an meiner Seite auf der Straße gesehen zu werden, so will ich voran gehen, Ihnen den Weg zu zeigen.“

Ich folgte demnach dem Bettler, nachdenkend über die Sonderbarkeit des Abentheurers, obschon mit keiner hohen Erwartung in Hinsicht des meiner wartenden Mahls. Wir fehrten durch dieselben Straßen zurück, die ich eben passirt war, gingen am Palais-Royal vorbei, die Straße Richelieu hinauf, quer über die Boulevard, Rue d'Artois entlang, und betraten endlich einen langen Durchgang rechts am Ende der Maturins-Straße in der Nähe des Montmartre. Die Passage öffnete sich in einen Garten, mit einem Hause in dessen Mitte, in das mich mein Gesellschafter als in sein Eigenthum einführte. Die Thür wurde von einer Frau mittleren Alters geöffnet, und ich geleitet in einen Saal, wo bereits ein Tisch mit zwei Bedecken stand. Die augenscheinliche Ueberraschung, womit die Dienerin den Befehl, noch ein Couvert hinzu zu fügen, zu hören

schien, bewies, daß Gäste hier etwas Seltenes waren. Das Gemach fand ich nicht nur gut, sondern selbst geschmackvoll möblirt. Ein schönes Fortepiano prunkte in einem Winkel, eine prachtvolle Marmor-Uhr stand auf einem Piedestal in einem andern. Ich saß da nur wenige Minuten, als eine junge Dame, ohngefähr fünf- undzwanzig Jahr alt, in die Stube trat. Sie grüßte mich mit vieler Anmuth, und sagte zu dem Alten, den sie Papa nannte: „Das Diner wird augenblicklich servirt!“

„Das ist ein komisches Abentheuer!“ dachte ich bei mir. „Ich werde von einem zerlumpten Bettler um ein Almosen angegangen, der mich darauf in seine bequeme Wohnung führt, wo nicht das Mindeste auf Anmuth deutet. Im Gegentheil, Alles zeugt hier von Unabhängigkeit, wenn nicht von Ueberfluß.“ — Was nun folgte, diente mehr noch, das Räthsel zu steigern als zu lösen: ein geschmackvoll bereitetes, mannigfaltiges Mittagessen, von einer Flasche trefflichen Burgunders, dann von einer Bouteille Rosa-Champagners begleitet, bei gewähltem Dessert, und zum Schluß eine Tasse Kaffee nebst einem Glas Marasquin. Ich hätte mich nicht besser befinden können in der glänzendsten Restauration, mit einer Börse voll Louisd'or und nicht ein Viertel so gut mit meinem Fünf-Frankenstück, hätte ich auch essen mögen, wo ich wollte.

Als das Diner vorüber war, und wir aufstanden, ward meine Neugier so rege, daß ich schon meinen Wirth um die versprochene Aufklärung angehen wollte, als er mir selber mit nachfolgender kurzer Erzählung zuvorkam: „Sie finden mich“, begann er, „versehen und umgeben mit allen Bequemlichkeiten, und selbst mit dem Luxus, wonach gewöhnlich die Menschen zu streben pflegen. Ich kann mir Alles verschaffen, was diese große Stadt dem Geschmack oder den Sinnen an Genuß bietet, ohne deshalb mehr als höchstens ein Viertel meines Einkommens zu verausgaben — doch, Gewohnheit hat mich zu ihrem Sklaven gemacht — und ich will ihnen erzählen: wie? — Ich war der Jüngste von sechs Geschwistern, alles Jungen, und unser väterliches Erbtheil war gering. — Meinen Antheil daran hatt' ich bald verschwendet; und da meine Eltern todt, meine Brüder in alle Welt zerstreut waren, sah ich mich auf mich selbst und auf meine eigenen Hülfquellen angewiesen. — Zwei meiner ältern Brüder fanden den Tod in den Kriegen der letzten Zeit, und drei andere, welche sich dem Kaufmannstande gewidmet, hatten sich in Livorno, Marseille und Bordeaux etablirt. Bei der vollkommnen Erschöpfung meines Erbtheils versuchte ich also mein Glück auf meine Hand, mit keinem andern Grundsatz, als dem, der mich antrieb, meinen Lebensunterhalt zu gewinnen auf die nächstbestmögliche Weise. Mancherlei waren der Entbehrungen, die ich erlitt; mit dem Hunger ward ich so vertraut wie ein herrenloser Hund; um Brod zu erschwingen, mußte ich von einem Stratagem außs andere sinnen, bis ich am Ende ein gemeiner Bettler geworden. Dies Kind war ein Gefährte meines Glucks; die Mutter war schon lange zuvor gestorben; und mancher Sohn ward dem Lächeln des Kindes zu Theil,

welcher dem um Milde stehenden Blick des Vaters verweigert worden wäre.“ — Hier umfaßte mein Wirth seine Tochter und küßte sie mit der zärtlichsten Innigkeit, auf ihren Wangen Spuren von Thränen der bitter süßesten Erinnerung zurücklassend. — „Indeß,“ so fuhr er fort, „diese Lebensweise, so unsicher, unbestimmt und unrühmlich sie auch war und ist, gewann täglich für mich neuen Reiz. Hatte nur mein Kind genug zu essen, und ich so viel, um den wüthendsten Hunger zu stillen, so war ich vergnügt und zufrieden. In meinen Jugendtagen war das Spiel meine Leidenschaft; und das Bettlerhandwerk — wenn Scham und Demüthigung einmal überwunden sind — führt eine Art von eigener Aufregung in sich, erzeugt durch dessen Ungewißheit, welches dasselbe gewissermaßen der Spieler-Profession ähnlich macht. Nachdem ich ganz Frankreich durchgewandert, ging ich nach Italien, und kam zuletzt nach Livorno. Ich war gänzlich unbekannt mit dem Aufenthalt meiner übrigen Brüder, wußte indeß, daß einer von ihnen in einem Handelshaufe dieser Stadt untergebracht worden, da er ohngefähr zehn Jahr alt gewesen. Wo er aber seitdem hingekommen, vernahm ich nie. Eines Tages, bald nach meiner Ankunft in Livorno, trat ich in einen Laden, für ein oder zwei Münzstücke, die ich auf der Welt besaß, mir ein wenig Tabak zu kaufen, der mir öfters statt des Brodes gedient hatte. Derselbe ward mir in einer Tute von gedrucktem Papier eingehändigt, und bei zufälligem Blick auf diese fand ich meinen eigenen Namen darauf; es war eine Zeitungsaufforderung an die Erben meines Bruders, welcher ein Jahr zuvor in dieser Stadt gestorben war. Wer, wie Sie, mein Herr, nie in einer Lage wie die meine gewesen, kann sich keinen Begriff von dem machen, was ich in dem Augenblick empfunden. Auf jeden Fall war ich zu einem Theil der Erbschaft berechtigt, und ich erschien in meinen zerlumpten Kleidern an dem bestimmten Orte, darauf meine Ansprüche zu machen. Zuerst lachte man mir in's Gesicht, dann setzte man mich als einen Betrüger ins Loch; am Ende aber mußte man auf mich hören, und zuletzt ward ich, nach langer Frist zur Sammlung der Beweise — als einziger Erbe meines Bruders anerkannt, da sich's auswies, daß meine zwei noch übrigen Brüder bereits der Natur ihre Schuld bezahlt hatten. So sah ich mich denn auf einmal im Besitz von mehr als dreißig Tausend Louisd'ors — ein Vermögen, das mir selbst in der Hauptstadt meines Vaterlandes im Ueberfluß zu leben erlaubte, wohin ich mich denn auch bald zurückbegab. — Im Anfang lebte ich, wie es mein Vermögen mit sich brachte; ich nahm ohne Rückhalt Theil an allen Vergnügungen der Stadt — und einige Zeit lang glaubte ich mich auf dem Gipfel aller Glückseligkeit, die ein Mensch nur verlangen mag. Doch — die lange Gewohnheit war zu stark, um mir eine Aenderung meiner Lebensweise zu gestatten. Ich war reich, und dennoch sehnte ich mich, ein Bettler zu seyn; ich war müßig, und sehnte mich nach Beschäftigung. Die Gewohnheit trug den Sieg davon. Ich zog mich in den finstern Winkel der Stadt zurück, verummte mich

in Lumpen, und begab mich in die Straßen, das Gebarmen der Vorübergehenden anzusehen. Das ist meine tägliche Beschäftigung. — Ich finde eine Lust darin, die mir kein Luxus der Welt ersetzen könnte — und ich fühle mehr Vergnügen, wenn ich die wenigen den Tag hindurch erbettelten Francs überzähle, als bei dem Blick auf mein sicher untergebrachtes Kapital.“

Damit endete mein Wirth seine Erzählung. Ich versuchte mit ihm über seinen Geschmack zu streiten; er aber bedeutete mir, daß sey nutzlos. Ich bewies ihm, daß seine Handlungsweise sogar verbrecherisch sey; er sagte, er wisse es, könne aber ihrer Versuchung nicht widerstehen. Ich bemerkte ihm hierauf, daß er damit der Respectabilität seiner Tochter Eintrag thue; er antwortete: sie sey reich und könne auch sonst in jeder Hinsicht Respekt fordern; kurz ich fand jedes Argument hier unangebracht, und als ich mich auf Maria — so hieß die Tochter — berief, erwiderte sie, sie fühle sich glücklich, weil ihr Vater glücklich wäre. Bald darauf beurlaubte ich mich.

Als mich nach vier Jahren mein Schicksal wieder nach Paris führte, schlug ich eines Abends meinen Weg ein nach der Naturins-Straße, das Haus des Bettlers aufzusuchen. Es war zu, und auf Nachfrage bei den Nachbarn erfuhr ich, der Eigentümer sey vor einem halben Jahr gestorben; die Tochter, seine Erbin, habe geheirathet und sey fortgezogen; Niemand wußte, wohin.

Vergeltung.

Die Waffen Amuraths des Zweiten, vor denen Europa und Asien bereits erzitterten, fanden allein in dem tapfern Arme des damaligen Beherrschers von Ungarn, des edlen Ladislaus, einen unbezwinglichen Widerstand; mit Recht hoffte man, daß der Himmel sich dieses Fürsten als eines Werkzeugs bedienen werde, die bedrängte Christenheit von der stolzen Oberbergschaft der Muselmänner zu befreien. Ladislaus vereinigte mit diesem Heldenstam eine Aemuth des Geistes, die, verbunden mit einer höchst anziehenden Gestalt, ihn zu einem der lebenswürdigsten Männer seines Zeitalters erhob. Fürst Wenceslaus, dessen jüngerer Bruder, verdiente nicht minder das allgemeine Lob, das auch ihm ertheilt ward; auch liebte ihn Ladislaus auf das Zärtlichste, und wenn dieser Letztere die Zahl seiner Besitzungen zu vergrößern strebte, so war es vornehmlich der Wunsch, auch auf dem Haupte des geliebten Bruders einst eine Krone glänzen zu sehen, der ihn dabei befehlte.

Adelheid, die Tochter Ottokars, des Königs von Böhmen, war unter mehreren schönen Fürstentöchtern erkoren, mit ihrer Hand den älteren dieser Brüder zu beglücken. Entzückt empfing Ladislaus die reizende Gemahlin aus den Händen des edlen Koloman, den er würdig befunden hatte, seine Stelle, der Sitte gemäß, bei der feierlichen Einsegnung dieses Ehebündnisses zu Prag einzunehmen; denn Alles, was seine feurige Phantasie seiner Braut an Annehmlichkeiten des Körpers wie des Geistes geliebet hatte, war nur ein bleiches

Schattenbild im Vergleich mit Dem, was ihm die Wirklichkeit jetzt zeigte; und kaum ward von ihm flüchtig noch des Antheils gedacht, den kluge Sorgfalt für das Wohl seiner Staaten an seiner Wahl gehabt.

In dem Gefolge der jungen Königin befand sich auch die Tochter ihrer Vase, die liebenswürdige Hildegard, deren Schönheit auf das Herz des Prinzen Wenceslaus einen so lebhaften Eindruck machte, daß dieser nun mit allem Feuer des ersten jugendlichen Verlangens nach einer Verbindung strebte, die ihm ein nicht geringeres Glück zu verheißen schien, als dasjenige war, dessen er seinen Bruder bereits im vollsten Maaße genießen sah. Dieser sowohl, als Adelheid, bemerkten mit dem innigsten Vergnügen, eine Neigung, welche nicht anders, als ihren beiderseitigen Wünschen entsprechen konnte, da für zwei ihnen so theure Wesen eine frohe Zukunft aus derselben zu erblihen schien; denn Hildegard nahm die Bewerbungen des Prinzen nicht allein mit sichtlichem Wohlwollen auf, sondern man bemerkte auch sehr bald, wie seine Neigung auf das Zärtlichste von ihr erwidert wurde. Doch leider war eben diese frühe und warme Erwidderung seiner Empfindungen für sie die Quelle tausendfacher Leiden. Ein schwer errungenes Gut nur konnte Wenceslaus Herz beglücken; das leicht Erworbene erregte ihm bald Ueberdruß. — Mit dieser Eigenthümlichkeit seines Charakters unbekannt, wäbnte Hildegard ihn durch immer neue Beweise ihrer Liebe auß Feste an sich zu fetten, und sie gewährte nicht, wie sie dadurch Nichts, als das Gegentheil, beförderte.

Den beiden Neuvermählten verstrichen indes die Tage des Herbstes, so wie des darauf folgenden Winters in jener stillen Freundigkeit, welche bei reinen und in voller Klarheit sich erkennenden Gemüthern stets eine Folge des gesicherten Besitzes ist. Wie innig aber auch die Liebe war, die Ladislaus für seine reizende Gemahlin fühlte, so vermochte sie dennoch nicht, den Durst nach Ruhm aus seiner Seele zu verdrängen. Der neu erwachte Lenz rief ihn zu neuen Thaten. Er sah sein Reich, so wie die daran gränzenden Provinzen, von Amuraths Eroberungssucht auf das Gefährlichste bedroht, und es war hohe Zeit, den Fortschritten, die er seit kurzem gemacht, ein Ziel zu setzen. Pflicht also war es, die ihn jetzt aus der geliebten Gattin Armen rief; nicht eitle Ruhmsucht trieb ihn fort und der Gefahr entgegen. Zugleich diente es ihm zur Beruhigung, daß sie unter dem Schutze seines Bruders blieb, in dessen Hände er die Zügel der Regierung während seiner Abwesenheit niederzulegen beschlossen hatte.

Adelheid hingegen, die mit schwärmerischer Liebe an ihrem Gatten hing, vermochte den Gedanken an eine Trennung von ihm kaum zu fassen. „Von mir wolltest Du scheiden, mich verlassen!“ — rief sie, indem ein Strom von Thränen über ihre Wangen floss. — „Mich, deren einziges Glück Du bist — um Dich in einen Krieg zu stürzen, wo Dich Gefahren tausendfacher Art bedrohen? — Warum willst Du den Schwerdtern der Barbaren Dich entgegen werfen, in-

des Dein Bruder ruhig hier daheim verbleibt, er, der auch seinerseits sich Vorbeeren zu erkämpfen streben sollte? Um Deine Schläfen wand sich längst des kriegerischen Ruhmes Kranz, und Du erkauftest ihn mit Deinem Blute — unsterblich ist Dein Name gegenwärtig schon; laß nun auch ihn nach gleicher Größe ringen. Und dann — an seinem Leben hängt noch keines Reiches Wohl; an keine theure Gattin knüpfen ihn der Liebe Bande. — Was aber wird aus mir, wenn Dich ein früher Tod von meiner Seite reißt? Wie soll ich dieses Daseyn ohne Dich ertragen?“ —

Nicht ohne tiefe Rührung konnte Ladislaus diese Aeußerungen der zärtlichsten Anhänglichkeit vernehmen; doch Pflicht und Ehrgefühl waren zwei allzumächtige Triebfedern seines Thuns, als daß er nicht unwillkürlich von ihnen hätte fortgerissen werden sollen, wie stark auch andererseits die Liebe ihn an die Heimath band. „Mein theures Weib,“ — sprach er, die schöne Klagende mit Innigkeit in seine Arme schließend — „nicht Deines Flehens, nicht Deiner Thränen hätte es bedurft, um mich bei Dir zurückzuhalten; nur zu laut ruft mein eigenes Herz mich dazu auf — allein ich kann, ich darf der süßen Stimme jetzt nicht folgen. Dem Staate, nicht mir selbst, gehöre ich als König an; ihm muß ich Ruhe, Glück, das Leben sogar opfern, sobald sein Wohl es von mir heischt. Dein edles Herz wird selbst die Größe dieser wichtigen Pflicht erkennen; noch mehr — erröthen würde meine Adelheid, mich hier, in träger Weichlichkeit, an ihrer Seite zu erblicken, indes der Ruf einer gewonnenen Schlacht, in der ich nicht gekämpft, an der ich keinen Theil gehabt, mit des Triumphs Posaumentöne zu ihr erschalle! Wie, oder hätte der Feind gesiegt, wer trüge dann die Schuld, wenn seine Schaaren dieses Land mit zügelloser Raubbegier, ohne Barmherzigkeit, verwüstend überschwenkten? — Nicht Tapferkeit allein, auch Klugheit und Erfahrung thut dem Feldherrn Noth; und diese letztere ist es, die noch meinem Bruder mangelt. Der Sultan aber führt ein sieggewohntes Heer; ein Feind von solcher Art darf nicht gering geachtet werden. — Je mächtiger indes derselbe ist, um desto fester dürfen wir auf Gottes mächtigen Beistand hoffen. Darum, Geliebte, zittere nicht für mich; der Himmel wird mich im gerechten Kampfe schützen; Du wirst um Segen für die Waffen Deines Gatten zu ihm stehen, und dies Gebet aus deinem Munde wird der Gütige erhören. Auch ist der Raum, der uns in Zukunft trennen wird, ja nicht so groß, daß wir nicht öfters Kunde von einander haben könnten — Und bleibt denn nicht, wo ich auch immer sei, mein Herz bei Dir, so nah, als wär' ich noch an Deiner Seite? Willst Du jedoch, daß Dein Gemahl mit festem, freudigen Muthe streite, so gib Dich, Theure, keinem allzubestigen Schmerz hin. Laß mich vielmehr die Zuversicht, die mir im Kampfe nöthig ist, laß sie mich immer in der deinen finden! — Wo sollte ich anders sie auch suchen, als nur dort?“ —

(Fortsetzung folgt.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 17. August 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 33.

Vergeltung.

(Fortsetzung.)

Diese so herzlichen als eindringenden Worte verfehlten ihres Zwecks nicht. Adelheids Gemüth fühlte sich besonders durch die letztere Vorstellung dergestalt erkräftigt und erhoben, daß sie es über sich gewann, dem Ausbruch ihrer innern Empfindungen zu gebieten und ihrem Gemahl eine Festigkeit zu zeigen, die seinen Wünschen völlig entsprechen mußte. Bald waren die nöthigen Anstalten zu seinem kriegerischen Unternehmen getroffen, und nur zu früh erschien auch ihm der Tag des Scheidens. Feterlich übergab er seinem Bruder die Sorge für das Wohl des Reichs, empfahl die geliebte Gattin seinem Schutze, und riß sich endlich gewaltsam aus den Armen der Holden, die ihm das Thronerbe auf Erden war.

Adelheids mühsam errungene Standhaftigkeit verließ sie jetzt gänzlich, und mit verdoppelter Heftigkeit brach der so lang' verbaltene Schmerz hervor. Mehrere Tage hindurch blieb sie in tiefer Einsamkeit im Innersten ihres Gemachs verschlossen, um ihre Seele durch Gebet und heilsame Betrachtungen zu stärken, daß sie sich aufrecht erhalte in diesem ihrem Leide. Dabei that sie die frömmsten Wünsche für das Wohl ihres geliebten Gatten, welche der Himmel in der That auch zu erhören schien. Die häufigen Botschaften, die sie von ihrem Gemahl erhielt, blieben stets die günstigsten, für ihn sowohl, als für das Heer, und bald verbreitete sich allgemein der Ruhm seiner glorreichen Thaten.

Indeß besorgte Wenceslaus die Angelegenheiten des Reichs, die ihm sein Bruder scheidend anvertraut, mit dem regsamsten Eifer; wobei er nie ermangelte, der Königin von seinem Thun eine genaue Rechenschaft zu geben; ja, sie auch wohl bei wichtigeren Vorfällen um ihre Meinung zu befragen, wo dann ihre Wünsche stets die Richtschnur seines Handelns blieben. Diese häufigen Mittheilungen und Berathungen aber, dieses gemeinschaftliche Streben nach einem und demselben Ziele brachte ihn jetzt weit öfterer in ihre Nähe, als es sonst geschehen war; und da der Gegenstand ihrer Unterredun-

gen meist alle Zeugen davon ausschloß, so war es fast unvermeidlich, daß das leicht entzündliche Gemüth des Prinzen, dieser reizenden Frau gegenüber, sich Gefühlen öffnete, die sich allmählig zur heftigsten Leidenschaft entflammten. Mit Scherz bemerkte Hildegard die immer auffällender werdende Veränderung in dem Betragen des Prinzen gegen sie. Zwar war es ihr schon früher keineswegs entgangen, wie die erst so lebhaften Aeußerungen seiner Neigung für sie sich zu einem ungleich gemäßigteren Tone herabgestimmt hatten; doch alle die üblen Folgerungen, die ihr Herz daraus hätte ziehen können, schien sie bisher geflissentlich vor ihrem eigenen Blicke verbüllt zu haben. Jetzt aber konnte sie sich's länger nicht verhehlen, wie des Geliebten Launigkeit in Kälte überging. Zu sichtlich mied nun Wenceslaus ihre Gegenwart; und die Verlegenheit, die er dann blicken ließ, wenn ihn der Anstand nöthigte, sich im Gespräch an sie zu wenden, verwundete ihr Herz aufs Schmerzlichste. Adelheid jedoch, deren Gedanken und Gefühle einzig und ausschließlich mit dem fernem Gatten beschäftigt waren, gewährte weder das veränderte Betragen des Prinzen, noch auch die stille Trauer Hildegards. Die thätige Sorgfalt, mit welcher Jener das ihm anvertraute Geschäft verwaltete, und deren wahren Grund sie weit entfernt war, nur zu ahnen, gewann ihm ihre volle Achtung; ja, sie ging so weit, daß sie in ihrer Unbefangenheit ihm öfters selbst die Mittel bot, sie ungestört und wiederholt zu sprechen. — Wohl suchte sich Wenceslaus Anfangs selbst über den Zustand seines Inneren zu täuschen; der Pöbel Glut nannte er stets nur der Freundschaft heiliges Feuer; Bewunderung hieß das Gefühl, das ihn unwiderstehlich zu der schönen Fürstin zog — allein der selbst geschaffene Betrug wich nur zu bald der unbestreitbaren Gewißheit seiner Verirrung, und jetzt war es zu spät, eine Leidenschaft, die ihn mit solcher Allgewalt beherrschte, zu bekämpfen. Ohnmächtige Versuche waren Alles, was er dagegen unternahm; ihre Fruchtlosigkeit galt ihm für eine Rechtfertigung seines sträflichen Beginneß, und willenlos überließ er sich dem Strome seiner Empfindungen, der ihn unaufhaltsam mit sich fortzog, indeß seine Phantasie ihm lieblich-trügerische Bilder einer

genüßreichen Zukunft vorgankelte, die er in eine noch süßere Wirklichkeit zu verwandeln sich bestrebe.

Hildegards forschendem Blick entging Nichts von Dem, was in dem Herzen des Prinzen vorging. Wie lange das ihrige sich auch weigerte, für Wahrheit anzunehmen, was sie so unverkennbar sah, so mußte sie dennoch endlich der traurigen Gewißheit Raum geben, welche ihr für Gegenwart und Zukunft jede Lebensfreude raubte. Adelheid, die mit herzlicher Liebe an ihr hing und jetzt mit Befremdung ihren jugendlich frohen Sinn in düstere Schwermuth übergehen sah, forschte freundlich theilnehmend nach der Quelle ihres Kummer's. So willkommen aber dem leidenden Gemüthe der Prinzessin diese Veranlassung, sich durch Mittheilung erleichtern zu können, dünken mußte, so trug sie doch Bedenken, sich derselben ohne Rückhalt zu bedienen. Sie beschränkte sich demnach auf allgemeine Klagen über das fränkende Benehmen des Prinzen, welcher, nachdem er sie öffentlich auf das Auffallendste ausgezeichnet, ja, durch sein leidenschaftliches Betragen die Vermuthung, daß er sie als Gemahlin zu besitzen wünsche, bis zur Gewißheit erhoben habe, jetzt, durch sein nicht minder merkliches Zurückziehen, das oft aus Ungeziemende gränze, sie nicht allein auf das Empfindlichste fränke, sondern auch dem Spotte des sämmtlichen Hofgesindes Preis gebe. — Von diesen, so gerechten als bitteren Beschwerden, und den heißen Thränen, womit dieselben begleitet wurden, auf das Innigste gerührt, ließ Adelheid Nichts unversucht, um die geliebte Hildegard zu trösten. In dieser Absicht bemühte sie sich Anfangs, das Vergehen, dessen Wenceslaus sich schuldig gemacht, in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, welches sie mit desto größerer Zuversicht that, da ihr selbst nichts Ungewöhnliches in seinem Benehmen erschienen war und sie deshalb die Beschuldigungen Hildegards nicht für so ganz gegründet hielt. Wie leicht, sprach sie, läßt unser Herz sich nicht durch falschen Argwohn täuschen! Wie oft, daß auch mir selbst ein Gleiches schon begegnete! Und dann bedenke, daß auf Wenceslaus jetzt so mancher Sorge für des Landes Wohlfahrt ruht; die ungewohnte Last mag ihn wohl schwer zu tragen dünken — auch ist sie's in der That; darum, scheint seine Stirn Dir oft bewölkt, läßt er Dich weniger Zärtlichkeit, als sonst geschehen, blicken, so darf dies gegenwärtig Dir nicht so befremdend seyn, als ob es zu der Zeit geschehen wäre, da Nichts, als seine Liebe, ihn beschäftigte. . . .

„Ach!“ — fiel ihr Hildegard ins Wort — „wenn er mich wirklich so wie damals liebte, wie sogar leicht würde es ihm seyn, mir — sey es auch nur dann und wann — einen Beweis davon zu geben! Ein flüchtiges Wort, ein Blick, ein leiser Händedruck, in welchem ich den Ausdruck treuer Liebe fände, genügte mir, und gäbe mir Beruhigung, indem er alle meine Zweifel löste. Doch Nichts von allem Dem, hat Wenceslaus mehr für mich. Sein Blick streift kalt und fremd an mir vorüber — ich sehe es deutlich, wie er meine Nähe flieht. Muß dies mein liebend Herz nicht auf das Födllichste verwunden? Ein Herz, das sich — o spotte

meiner Schwachheit nicht — noch immer zu ihm hin gezogen fühlt!“ —

„Ich, Deiner spotten?“ — rief hier Adelheid, von der heftigen Bewegung, mit welcher diese Worte ausgesprochen wurden, tief erschüttert. — „Kenne ich denn nicht der Liebe Macht? Und liegt Dein Schicksal minder, als das meine, mir am Herzen? — Doch eben darum bitte ich Dich: urtheile nicht zu schnell; laß uns gemeinschaftlich das Herz des Prinzen prüfen; und ist er Deiner unwert, dann empfinde er Deinen vollen Zorn. Bis zur Entscheidung aber bitte ich Dich, der Hoffnung immer einigen Raum zu geben. Hoch kann ich ihn nicht für so strafbar halten, als Du glaubst, und fast wollte ich mich Dir für seine Redlichkeit verbürgen.“

Noch hatte die Königin nicht geendet, als Wenceslaus eintrat, ihr ein Schreiben zu überreichen, das ihr Gemahl an sie gesandt. Hildegard verließ, um ihn die Spuren der, um seinetwillen vergossenen Thränen nicht erblicken zu lassen, das Gemach; ihre Verwirrung jedoch war ihm nicht entgangen, so wenig als die letzten Worte Adelheids, welche ihn in der Vermuthung bestärkten, daß er der Gegenstand des eben unterbrochenen Gesprächs gewesen sey; und er würde Mühe gehabt haben, seine Verlegenheit zu verbergen, wenn der von ihm überbrachte Brief nicht die ungetheilte Aufmerksamkeit der Königin auf sich gezogen hätte. Es enthielt nämlich derselbe, außer den zärtlichsten Versicherungen der innigsten Liebe, die erwünschtesten Nachrichten über den glücklichen Fortgang des Feldzugs und die ausführliche Beschreibung mehrerer nicht unbedeutender Gefechte, in welchen Ladislaus nicht allein den übermüthigen Feind besiegte, sondern auch reichliche Beute gewonnen hatte, wodurch er sich für die, auf diesen Krieg verwendeten Kosten auf das Vollkommenste entschädigt sah. Mit unansehlichem Vergnügen durchlas Adelheid das theure Blatt, dessen Inhalt sie dem Prinzen mitzutheilen sich beeilte, um ihn den — wie sie meinte — wohl verdienten Antheil an ihrer Freude nehmen zu lassen. Wenceslaus aber, ausschließlich mit seiner glühenden Leidenschaft für sie beschäftigt, hatte wenig Sinn für die Angelegenheiten des Staats, in dessen glücklichem Beherrscher er nur noch einen beneidenswerthen Nebenbuhler erblickte. Die mächtige Stimme der Natur, die sonst in ihm so laut für Ladislaus sprach, verstummte immer mehr in seinem Lufsen, in welchem nur noch Raum für die verbotene Neigung war. — Seine sichtliche Zerstreung und etwas Unstüdes in seinem Wesen, das Adelheid niemals vorher an ihm bemerkt, fielen ihr, durch Hildegards Reden aufmerksam gemacht, jetzt plötzlich an ihm auf und sie beschloß sogleich, zu versuchen, ob es ihr nicht gelingen möchte, eine Aufklärung über sein Betragen gegen dieselbe zu erlangen. Sie begann mit einigen scherzenden Vorwürfen über die anscheinende Gleichgültigkeit, mit welcher er, der gegenwärtige Regent, die für das Reich so günstige Kunde angehört; und als er sich deswegen zu vertheidigen suchte, fiel sie ihm lächelnd in die Rede.

„Nicht ich allein“ — sprach sie — „mag über Euch Beschwerden dieser Art zu führen haben; auch Hildegard hat, wie mirs scheint, ein Recht dazu. Ich sehe Euch nicht mehr, wie es wohl ehemals geschah, bemüht, Euch ihre Liebe zu gewinnen, und ihre stille Schwermuth sagt mir, wie sie dies vielleicht schon längst, nicht ohne Schmerz, gefühlt. Doch mag ich andererseits auch Euch nicht ungehört verdammen; darum rechtfertigt Euch, wenn ihr es könnt; ich bin wie's einem billigen Richter ziemt, bereit, Eure Vertheidigung anzuhören.“

Die Verlegenheit des Prinzen war während dieser Rede auf das Höchste gestiegen. Umsonst bemühte er sich, in seiner Antwort eine Unbefangenheit zu zeigen, welche die sicherste Widerlegung der gegen ihn geführten Klage hätte werden müssen; sein schuldbewusstes Herz verstarrte ihm nicht, den freien Blick zu seiner schönen Richterinn zu erheben, indes die Röthe der Beschämung seine Wangen überzog. — „Keiner Rechtfertigung bedarf es“ — sprach er, endlich sich ermannend — „wegen des ersten Unrechts, dessen Ihr, wohl nur im Scherz, mich beschuldigt. Wie sehr das Heil des Reichs und meines Bruders mir am Herzen liege, war Euch gewiß nie unbekannt; unmöglich ist es, daß Ihr heute daran zweifeln solltet. Die zweite Klage aber, die sich gegen mich erhebt, mag allerdings ein wenig mehr den Schein der Wahrheit an sich tragen, wie schuldlos ich jedoch dabei auch immer bin. Nicht läugnen kann, und will ich's, daß ich seltener als sonst die Nähe Eurer schönen Ruhme suche; allein es ist auch meine Zeit jetzt ungleich mehr, als je, beschränkt. Die erste Sorge für den Staat verdrängt in mir den Sinn für jene süßen Tändeleien der Liebe; wohl mag daher der jungen Fürstin launenhafter Sinn den Grund . . .“

„Vollendet nicht!“ — fiel Adelheid ihm hier sehr ernst ins Wort. — „Gewiß, Ihr selbst glaubt nicht, was Ihr jetzt sagen wolltet. Nicht bloße Laune ist es, was die Wangen meiner Hildegard gebleicht. Betrachtet sie; Ihr werdet Spuren tiefen Grams in ihren Zügen finden, der nie die Frucht eines nur leicht begründeten und flüchtigen Verdrußes ist. Ihr habt sie einst geliebt, und zeigtet dies ganz unverhohlen, woran Ihr auch sehr wohl gethan, da Eurer Reizung Nichts entgegen stand und sie aufs Innigste erwidert wurde. Jetzt aber zieht Ihr unerwartet Euch zurück, und tief empfindet Hildegard das Kränkende Eures Benehmens — ja, ich gestehe Euch frei, daß es mich gleichfalls schmerzt. — Was Ihr, Euch zu vertheidigen, gesagt, kann ihr und mir nicht genügen, und dennoch möchte ich Euch nicht gern des Wankelmuths beschuldigen. Daher hoffe ich, die Zukunft werde das Vergangene vergüten und ich Euch bald versöhnt mit einer mir so theuern Freundin sehen. —“ Ohne seine Gegenrede abzuwarten, zog Adelheid bei diesen Worten eine Glocke, worauf alsbald ein Diener eintrat, dem sie Befehl erteilte, ihr Schreibgeräth herbeizuholen. Sie gab hierauf dem Prinzen zu verstehen, daß sie gesonnen sei, den Brief ihres Gemahls, dessen Ueberbringer

er gewesen, unverzüglich zu beantworten — er selbst werde demnach vielleicht ein Gleiches thun.

(Fortsetzung folgt.)

Des Teufels Lustschlößchen.

Zu einer Zeit, in welcher man noch mehr an Gott und Teufel glaubte, als in unsern Tagen, gegen den Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts nämlich, lebte in einer deutschen Residenzstadt ein junger Mensch, Namens Paul Rundbart, der im Hofstalle des regierenden Fürsten als Reitknecht angestellt war.

Rundbart war ein hübscher, blühender und schlanker Jüngling, stets sorgfältig gekleidet, und in der erhabenen Kunst, vom hohen Bocke herab die Pferde zu bändigen und zu lenken that es unserm jungen Reitknecht kaum der berühmteste Meister im Fache, Irremitas Schnurwache, Sr. Durchlaucht des Fürsten wohlbestallter erster Leibkutscher, zuvor. Nun hatte aber so eben erwähnter Irremitas ein achtzehnjähriges Töchterlein, Namens Virginie, ein dermaßen blankes und anmuthiges Jungfräulein, daß auf dasselbe der ganze fürstliche Hofstallblicke der heftigsten Sehnsucht wandte, keinem aber wurden von Seite der Jungfrau Virginie erwähnte Blicke freundlicher erwidert, als dem hohen Reitsjüngling Paul. Die Thatfache zeugte von der Sinnigkeit der Leibkutschers Jungfrau, denn ohnstreitig blieb der junge Rundbart für sie einer der geeignetsten Ehestandskandidaten, welchem die schönsten Hoffnungen winkten. Serenissimus kannte und schätzte die Talente Pauls, und hatten bereits mehrere Male schon zu verstärken allergnädigst geruht, wie solch seltenes Genie noch dereinst gewiß belohnt und erhoben werden würde, und es war nicht zu bestreiten, daß Allerhöchstdieselben die Verdienste Allerhöchster Reitknecht und Schubpußer besser zu würdigen verstanden, denn jene Allerhöchster Geheimen Räthe, welche Serenissimus sammt und sonders dicke dumme Mastrocken zu betiteln allergnädigst geruht haben. Enfin — Paul Rundbart machte Virginien so zierlich den Hof, als es von einem feingebildeten fürstlichen Hofstallfrechte in jener Zeit zu erwarten stand, und die Jungfer Leibkutscher ließ sich das alles recht wohl gefallen; als aber endlich darüber Jahr und Tag vergingen, und Paul den längst erwarteten, feierlichen Heirathsantrag noch immer nicht von sich geben zu wollen geneigt schien, verlor (wie gar sehr zu schuldigen) das Mädchen die gute Laune, und es fand zwischen den Mädchen einmal folgende zärtliche und zart sinnige Erklärung statt.

Virginie. (Indem sie Pauls Liebessungen unwillig abwärts Lasse mich der Monsieur Hasenfuß zufriednen; thut er nicht immer, man möchte meinen Wunder — was! wenn er mich denn gar so lieb hat, so beirathe er mich, — sonst weiß man ja gar nicht, wie man daran ist?)

Paul. Ach herzallerliebster Schatz, nichts lieber, als das; längst hätte ich Ernst gemacht, aber ich hab einen Fehler an mir, den, wie man spricht, selbst

der Teufel nicht soll aushalten können, und nun gar so ein Engel wie Sie — ich fürchte nur, wenn die Jungfer von meinem Fehler hört, so wird Sie die Lust verlieren, mich im Ernst heirathen zu wollen.

Virginie (sehr erschrocken.) Nun, das sind mir saubere Geschichten! Der Mensch hat einen Fehler, der ihm's heirathen verbietet. Warum hat er das nicht früher gesagt, ehe er mich in der Leute Mäuler gebracht? Doch rede Er, was ist es denn für ein Fehler?

Paul (das Gesicht mit den Händen bedeckend.) Ach theuerster Schatz! ich kann's nicht sagen, ich schäme mich gar zu sehr!

Virginie (mit den Füßen stampfend.) Ob Er jetzt gleich reden will, oder der Henker soll mich holen, wir haben heute uns gesehen, und dann nicht wieder.

Paul. Nun, wenn es denn durchaus seyn muß, so höre die Jungfer: Ich schnarche im Schlafe so bestig und furchtbar, daß es selbst die fürstlichen Leibrosse nicht vertragen können, und unruhig werden, wenn ich in deren Nähe schlafe; deshalb bin ich auch verdammt worden, mein Nachtlager in einem der entferntesten Winkel eines abgelegenen Heubodens aufzuschlagen; aber nun bedenke die Jungfer —

Virginie (ihn unterbrechend und freudig.) Bester, herzallerliebster Paul! uns hat die Vorsehung für einander bestimmt; ich schnarche selbst im Schlafe, daß es kein Pferd, und was noch mehr sagen will, daß es selbst mein Vater nicht ertragen konnte, den sonst selbst Kanonendonner nicht zu erwecken vermochten, und dieser Fehler hat mich zur Nachtzeit auch in die höchste Bodenkammer in unserm Hause verbannt. —

Genug, nach diesen interessanten Eröffnungen verständigte sich unser Paar, und es hub an, ihm klar zu werden, daß es für einander geschaffen, Paul warb beim fürstlichen Hof-Leib-Kutscher um Virginien's Hand, und erhielt weder vom Vater, noch von der Tochter einen Korb. — Nachdem des Priesters Einsegnung geschehen war, stiegen Paul von seinem Heuboden, Virginie aus der Bodenkammer hernieder. Das junge Ehepaar hatte sich eine freundliche eigene Wohnung in einem belebten Theile der Residenz gemiethet, aber Hilf Himmel! nach wenigen Tagen schon führten sämtliche Bewohner der Straße, in welcher unser Pärchen sich eingemietet hatte, Klage bei einer hochpreislichen Lokal-Polizei-Behörde, stammal Niemand mehr schlafen konnte, ob der entsetzlichen Schnarcherei, welche Paul und Virginie jede Nacht vernehmen ließen.

Die Sache machte Aufsehen, und kam selbst Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten zu Ohren, welche über das ungemeyne und ungezogene Schnarchen unserer beiden jungen Eheleute dermaßen zu lachen allergnädigst geruheten, daß Allerböchst — Sie sich veranlaßt sahen, sich den allergnädigsten Bauch halten zu müssen. Es lieben nicht die Großen, daß die Kleinen über sie lachen, allein im Gegensatze pflegt das Gelächter der Großen den Kleinen öfters ersprießliche Folgen zu bringen.

Unfern der Residenz befand sich in einem angeneh-

men Thale das sehr schöne Landhaus, einst das Eigenthum eines ursprünglich aus Italien stammenden alten Geschlechtes, der Grafen Jurioso. In einer echt hochpoetischen Weise hatten die Jurioso geendet; zwei Brüder — Zwillinge — blühten als letzte Sprossen des Stammes, da erschoss der eine Herr Bruder den andern, aus Eifersucht, im Walde, und schnitt sich so fort selber, ganz verzweiflungsvoll, mit einem scharfen Rasirmesser den Hals ab. Hab und Gut der erloschenen Jurioso fiel von Rechts wegen dem Landesherren zu, allein es vermochte in oben erwähntem herrlichen Landhause Niemand auszubalten, weil, seit dem Selbstmorde des letzten Jurioso, in demselben der Teufel selbst sein Wesen trieb, daher es auch nicht anders, als des Teufels Lustschlößchen genannt wurde. Ist es doch ein altes Sprichwort: „Der Kerl schnarcht, daß es der Teufel selbst nicht aushalten kann“ — darum sollen mir Paul und Virginie, die Schnarcherfamilie, den Teufel aus meinem Lustschlößchen vertreiben — also decidirte Sr. Durchlaucht der regierende Fürst allergnädigst, indem Sie über Allerböchstero eigenen ungemein witzigen Gedanken abermals ganz unbändig zu lachen beliebten. — Paul und Virginie mußten des Fürsten Schloß beziehen und in der That, — ihrem vereinigten Schnarchen gelang es, den Teufel selber aus seinem bisherigem Reviere zu vertreiben. Unser Pärchen stieg mit jedem Tage höher in der Gnade Sr. Durchlaucht. Die reizende Virginie erfreute sich Höchstero besonderer Huld, und Paul sah nach seines Schwiegervaters Tode sich zu dem geheimen ersten Leibkutscher ernannt. Nur ein einziger holdere Sohn, Amadäus genannt, entsproß aus jener Ehe, dem Sr. Durchlaucht ihre allergnädigste Gnade in einem ganz vorzüglichen Grade zuzuwenden geruheten. Es durfte Amadä nicht den hohen Thron seiner Väter, den Kutscherbock nämlich, bestiegen, sondern er mußte studieren. Der Knabe entwickelte außerordentliche Talente und zeigte Sinn für die Intrigue, daher man in der Folge wohl daran that, ihn dem diplomatischen Fache zu weihen. Es stieg Amadä schnell von Stufe zu Stufe und wurde als Frhr. v. Schnarcher, von Sr. Durchlaucht endlich in den Adelsstand sogar erhoben; es verehrt das noch heutigen Tages im ****lande blühende wackere Geschlecht derer von Schnarcher in jenem Amadä seinen Stammvater und in des Teufels Lustschlößchen, ansezt Schnarchenburg genannt, sein Stammschloß.

Eine völlige Heilung der Wasserscheu.

Dr. Buisson zu Paris kündigt eine solche an, indem er die von der Wasserscheu heimgesuchte Person durch ein russisches Dampfbad von 50 Grad Hitze, eine Stunde hindurch fortgesetzt, völlig geheilt zu haben versichert. Vor dem Bade nahm die Person einen Aufguß von Cassaparille und Guajac, und ward auf den leidenden Theilen stark gerieben.

Die herrschenden drei M.

Drei M sind's, die auf Erden thronen:
Meinung, Mode, Millionen!

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 24. August 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 34.

Vergeltung.

(Fortsetzung.)

Wenceslaus entfernte sich, diesem Wink geobehrend, und suchte nun die tiefste Einsamkeit, um sich hier ungestört dem Strome der Empfindungen zu überlassen, deren empörte Wogen ihn gewaltsam mit sich forttrissen. Zum ersten Male sah er jetzt, zu welcher Riesengröße seine Leidenschaft gediehen war, und wie dies einzige Gefühl sein Herz beherrschte und erfüllte. Schwer lastete zugleich auf seiner Seele das Bewußtsein seiner Schuld; er fühlte nur zu wohl, daß er mit diesem Ungeheuer einen harten Kampf bestehen müsse, um nicht zuletzt unwiderbringlich dessen Schlachtopfer zu seyn, da es schon jetzt fast jedes bessere Gefühl in ihm erstickte. Doch er empfand zugleich sehr wohl die Schwierigkeit solch' eines Unternehmens; sein heftiges Gemüth, das nie sich einem Zwange unterworfen hatte, vermochte es nun am Mindesten, da ein so mächtiger Trieb dagegen stritt; und mit dem Muthe schwand zugleich die Kraft, das Bessere zu vollbringen. Seine Verblendung endlich ging so weit, daß ihn die Wärme, womit Adelheid ihm Hildegards Geschick aus Herz gelegt, so wie ihr Wunsch, sie bald mit ihm versöhnt zu sehen, erzürnte. Die Gleichgültigkeit, welche er gegen diese Letztere gezeigt, und worauf sich auch wirklich Alles beschränkt hatte, was er jetzt noch für sie empfunden, ging nun in einen heftigen Widerwillen über, so daß ihr bloßer Anblick schon ihm unerträglich ward. Dabei schmeichelte sein Herz sich mit Hoffnungen, die nicht minder thöricht als verberberisch waren, und immer gieriger sog er das süße Gift in sich; das er aus Adelheids sich immer gleichen, glütigen Benehmen schöpfte. Stets eifriger suchte er jetzt ihre zauberische Nähe, an die ihn eine magische Gewalt unwiderstehlich band.

Die Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten, die ihm übertragen war, mußte ihm den Vorwand leiben, sie fast zu jeder Tageszeit zu sehen, und wohlbedächtig wählte er hierzu die Stunden, wo sie allein, oder doch Hildegard nicht bei ihr war. Zu unbefangenen, um deshalb auch nur dem leisesten Verdachte Raum

zu geben, glaubte sie in der jetzigen Verworrenheit seines Gemüths, die sich in Allem, was er that und sprach, so unverkennbar zeigte, zum Theil Beschämung über sein Betragen gegen Hildegard zu sehen; theils auch Verlegenheit über die Art, wie er das gestörte Verhältniß mit ihr, auf eine, für ihn nicht alljudemüthigende, Weise wieder anknüpfen sollte, und täglich sah sie dem Augenblicke der so gewünschten Ausöhnung entgegen. Weinabzwei Wochen waren ihr in dieser Erwartung vergangen, als Wenceslaus sie eines Abends unvermuthet um Gehör ersuchen ließ. Wie ungelegen auch die Stunde war, so würde Adelheid sein Begehren dennoch mit ihrer gewohnten Güte erfüllt haben, hätte nicht eine Unpäßlichkeit sie genöthigt, sich früher, als gewöhnlich zu geschehen pflegte, zur Ruhe zu begeben. Da sie aber die Stimme des Prinzen bereits im Vorgemache vernahm, so ward Hildegard, die eben bei ihr war, von ihr ersucht, sie bei demselben zu entschuldigen, daß sie ihm die gewünschte Unterredung heute nicht gewähren könne, ihn aber auf den folgenden Morgen zu ihr zu bescheiden, im Fall nicht etwas äußerst Dringendes, das durchaus keinen Aufschub leide, dieselbe sogleich nöthig mache. — Nicht allein, daß Adelheid durch diese Sendung dem Prinzen die Versagung seines Gesuchs minder empfindlich zu machen hoffte; sondern sie schmeichelte sich auch, daß das unerwartete Erscheinen der Prinzessin vielleicht einen nicht ungünstigen Eindruck auf sein Herz machen, ja, wohl gar zu einer Erklärung zwischen Beiden Anlaß geben werde, die leicht zur endlichen Versöhnung führen dürfte. — Wie bitter aber fand sie sich in ihren Erwartungen getäuscht, als Hildegard nach wenigen Minuten schon, und zwar mit allen Zeichen des heftigsten, nur mühsam unterdrückten, Unwillens zurückkehrte! — „Eures Auftrags“ — sprach sie — „habe ich mich entledigt; doch müßt Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch nicht zu hinterbringen fähig bin, was Wenceslaus auf denselben mir erwiedert. Ein Blick, in dem die höchsten Verachtung lag, war es, mit dem er mich empfing; und meine Rede war noch nicht vollendet, als er mit raschen Schritten das Gemach verließ. — Doch ach! was konnte ich auch Besseres erwarten?... Zu

unwillkommen war der Tausch, statt Euch, der Angebeteten, mich — die Verhaßte — hier zu finden! . . . —“

Wie ein Blitz traf diese Aeußerung, der unglücklichen Hildegard in der Heftigkeit ihres Schmerzes entschlipft, die bis jetzt in der sorglosesten Ruhe lebende Adelheid. Auch nicht die leiseste Ahnung von dem, was in diesem Augenblicke als etwas Unbezweifeltes vor ihr ausgesprochen worden war, hatte vorher Raum in ihrer Seele gefunden — denn wie hätte ein so reines Gemüth sich einem solchen Argwohn öffnen sollen? — Jetzt aber trat die unselige Wirklichkeit um desto furchtbarer vor sie hin, und Alles vereinigte sich, selbst den kleinsten Zweifel, der sich an der Wahrheit dieser schreckenvollen Entdeckung in ihr regen wollte, zu widerlegen. Die plötzliche Veränderung, die mit dem Prinzen vorgegangen war, die früheren Klagen Hildegards, ja, noch mehr — so manche Aeußerungen, Jenem kürzlich erst entfallen, deren strafbarer Doppelsinn ihr jetzt verständlich ward — dies Alles drang ihr eine Ueberzeugung auf, vor welcher sie, gleich wie vor einem bösen, dem finstern Abgrunde entfliegenen, Geiste zuriückschauderte. Ungewöhnlich war es ihr, was ihre Brust so schmerzlich zerriß, segleich in Worten auszudrücken; eine entsetzliche Beklemmung raubte ihr zugleich Sprache und Athem, wie ängstlich sie auch darnach rang. Mit Schrecken gewahrte die Prinzessin jetzt den Zustand, in welchem der unbedachtame Ausbruch ihres Unwillens gegen Wenceslaus die theure Freundin gestürzt, und das Gefühl ihres eigenen Schmerzes schwand bei dem Anblicke des Leidens, das sie dieser bereitet. Weinend warf sie sich vor ihrem Lager nieder, drückte die Hand der Königin an ihre bebenden Lippen, mit halb erstickter Stimme rufend: „Dürnt mir nicht, daß ich mit unbesonnener Hand den Schleier lüftete, der dieses Unseligste aller Geheimnisse auf ewig vor Euren Augen hätte verhüllen sollen! Gewissenhaft verbarg ich's Euch bis jetzt, wie manchen schweren Kampf es meinem Herzen auch gekostet — heut' riß der Schmerz des Augenblicks mich hin — ich Unglückselige, ich störte Euren Frieden! Dürnt mir deswegen nicht, vergebt, und denkt was ich bisher — zwar ohne Eure Schuld, und doch um Euretwillen schon gelitten habe; denkt, was in Zukunft mir für Leiden noch bereitet sind!“

Adelheid, die sich indeß ein wenig erholt hatte, zog sie gerührt an ihre Brust. Vereint flossen nun ihre Thränen, und Hildegard, welche einerseits nicht unterlassen konnte, ihre Uebereilung zu bereuen, empfand dagegen eine ungemeine Milderung ihres Schmerzes, seit sie den Quell desselben ganz enthüllt und ihn hinfort nicht so, wie sonst, in ihrer Brust verschlossen halten durfte. Daß auch nicht das entfernteste Mißtrauen gegen Adelheid ihre Seele befeckte, war natürlich. Mit ihr von früher Kindheit an in liebevoller Einigkeit verschwistert, waren die geheimsten und innigsten Empfindungen dieses schönen Herzens ihr zu wohl bekannt, als daß auch nur der geringste Zweifel an der Reinheit desselben in dem ihrigen hätte aufkeimen können. Eben so wenig kam es Adelheid in den Sinn, irgend einem möglichen Verdachte, der sich gegen sie

erheben könne, zu begegnen; ihr ganzes Bestreben ging allein dahin, die noch immer bewegte Hildegard zu beruhigen, und sie ihrer herzlichsten Theilnahme: sowohl, als auch ihres Beistandes, in so fern sie ihr denselben gewähren könne, für die Folgezeit zu verschern. — Mitternacht war schon vorüber, als Hildegard die Königin verließ. Schlaflos vergingen dieser die Stunden bis zum Anbruche des neuen Tages; tausend ängstliche Besorgnisse erfüllten ihr Herz bei jedem Blicke, den sie in die Zukunft that. Den stillen Frieden, dessen sie bisher sich stets erfreut, sah sie auf lange Zeit — und ach! vielleicht auf immerdar vernichtet! — Die ihr nur zu wohlbekannt heftige Gemüthsart des Prinzen ließ sie die gewaltsamsten Ausbrüche einer Leidenschaft besorgen, die er bisher in seinem Innern tief verschlossen gehalten hatte, wodurch sie unlängbar nur immer mehr an Kraft gewann. Was mußte sie, wie frei von aller Schuld sie immer war, nicht von der einstigen Entdeckung dieses unglückseligen Geheimnisses befürchten? — Nur Ein Gedanke, der sich ihr in ruhigeren Augenblicken darbot, konnte ihr einigen Trost gewähren; die Hoffnung nämlich, daß Hildegard von Leidenschaft gleichfalls befangen, sich selbst getäuscht und als Gewißheit angenommen habe, was vielleicht nur ein Truggebilde sey, das ihr stürmisch bewegtes Gemüth zur Ungerechtigkeit verleite. „Wie sinreich“ — dachte sie — „ist nicht das Herz, sich selbst zu quälen, wenn es gekränkte Liebe ist, die es verwundet! Habe ich nicht diese Wahrheit schon aus tausend Weispielen erfahren? Wäre es unmöglich, daß sie sich hier neu bestätigte? —“

Nach langem Schwanken zwischen den so verschiedenen sich ihr darstellenden Ansichten einer Lage, die ihr nur immer peinlicher ward, je mehr sie die verworrenen Fäden, die sie unheilbringend zu umschlingen drohten, zu ordnen suchte, beschloß endlich Adelheid, den Bruder ihres Vatters nicht eher zu verdammen, als bis ihre eigene Ueberzeugung sie dazu nöthige; vorher also wollte sie ihn noch ein Mal hören. Auch dächte es ihr im schlimmsten Falle nichts so gar Unmögliches, den Verirrten von dem verderblichen Abwege zurück, zu seiner Pflicht zu führen, und so den glimmenden Funken zu ersticken, ehe er zur gefährlichen Flamme würde. — Mit den ersten Strahlen der Morgensonne, welche jetzt freundlich ihr Schlafgemach erhellte, verließ sie ihr Lager, wie sehr sie auch nach der so unruhig durchwachten Nacht einiger Stunden sanften Schlummers bedurft hätte. Ein lebhaftes Verlangen, sich an dem Anblicke der im jugendlichen Glanze des neuen Tages prangenden Natur zu erquicken, bewog sie, hinauszusteigen in den Garten, der die königliche Burg umgab. In dieser lieblichen Abgeschiedenheit hoffte sie, ungestört sich mit sich selbst beraten zu können, welche Mittel wohl die wirksamsten seyn dürften, den Prinzen von jener unglücklichen Verirrung seines Herzens abzuleiten und zu verhindern, daß dieselbe zur Kenntniß des Königs, ihres Gemahls, gelange, auf daß der Friede des Gemüths ihm mindestens gesichert bliebe. Langsam und gedankenvoll schritt sie an den in voller Blüthe prangenden Blumenbeeten vorü-

ber, um zu dem Schatten eines hohen Lindenganges zu gelangen, der dieselben begrenzte; doch eben, da sie um die Ecke dieses Ganges bog, sah sie — den Prinzen vor sich stehen.

Unmöglich konnte sie, ohne etwas höchst Auffallendes in ihr Benehmen zu legen, ihm hier mehr ausweichen; allein wozu auch das? — Ihr reines Bewußtseyn gab ihr sogleich die Fassung wieder, welche sein unerwartetes Erscheinen ihr für einen Augenblick geraubt, indes auf seinen Wangen Röthe und Blässe wechselten und er den schuldbehafteten Blick nicht wagte, zu ihr aufzuheben. — „Ihr wünschtet,“ redete ihn Adelheid, zwar freundlich, doch mit Würde und Hoheit an — „mich gestern Abends noch zu sprechen. — Verzeiht, daß ich Euch dies Verlangen nicht bewilligte. Die ungewohnte späte Stunde, da ich der Ruhe höchst bedürftig war... Allein wozu noch eine Wiederholung dessen, was Ihr schon gestern wahrscheinlich von Hildegard gehört? — Wie, oder solltet Ihr mir dennoch zürnen? — Fast könnte mich die Art, wie Ihr die arme Hildegard empfangt, etwas dem Aehnlichen befürchten lassen; denn nicht verhehlen mag ich's Euch — sie hat sich über Euch beklagt, und ihre Thränen sagten mehr, als ihre Worte mir verriethen. War ich es nun, die Euch beleidigte, warum denn liebet Ihr sie so bitter Euren Zorn empfinden?.. Mehr Schonung hätte sie, so mich dünkt, von Euch verdient; ihr Herz....“

„D nicht von ihrem Herzen spricht,“ — fiel Wenceslaus lebhaft ein — „während das meinige in unennbarer Qual verschmachtet! Doch wie? — Ihr wendet Euren Blick von mir? Soll ich in dieser Augen freundlich-hellem Strahle nicht mindestens ein Zeichen Eures Mitleids finden? Bin ich denn strafbar, weil ich meinem Herzen nicht gebieten kann, mit gleicher Neigung Liebe zu erwidern? Wie ungerecht wäre eine solche Forderung! Läßt ein Gefühl, wie dieses, sich erzwingen?...“

„So habt Ihr also Hildegard getäuscht,“ — entgegnete die Königin sehr ernst, — „als Ihr von Liebe zu ihr sprach? — Sonst Keinem, als Euch selbst, hätte ich dies jemals glauben mögen — doch Euren eigenen Worten muß ich's wohl. Erlaubt indes, daß ich Euch für jetzt verlasse. Was Ihr zu sagen mir gewünscht, werde ich wohl heute in der Versammlung unserer Räte noch vernehmen können — dort, und nicht eher sehe ich Euch“ —

„Hört mich!“ — rief Wenceslaus, hastig ihre Hand ergreifend; — „nur einen Augenblick noch hört mich an, ehe Ihr ein allzustrenghes Urtheil fället. Nicht Hildegard ist die Betrogene, ich bin es selbst, von meinem eigenen Herzen hintergangen. Zu lieben wähnte ich, als mich ein flüchtiges Wohlgefallen zu ihr zog — Wie wenig kannte ich damals ein Gefühl, das, so verzehrend jetzt mein Innerstes durchglühend, mir selbst mich ganz entfremdet hat! Vergebens habe ich gekämpft, umsonst geringen; Nichts widersteht der mächtigen Leidenschaft, die alle Kraft in mir vernichtet. Unwider-

rüsslich ist mein Loos bestimmt; fort treibt es mich zu Euch — laßt mich zu Euren Füßen Euch um Erhöhrung — um Erbarmung stehen! Verstoßt den Unglückseligen nicht, den Eurer Reize Zauberkraft so fest an Euch gekettet, daß nur der Tod die schmerzlich süßen Bande lösen kann! Nur Einen fernen Hoffungsstrahl laßt jetzt in seiner Seele dämmern, ihn zu erretten aus der grauenvollen Nacht, wo Hölle Geister ihn mit schauernder Gewalt umringen. — Nicht gebt ihn dem Verderben Preis; vielleicht daß es ihm einst gelingt, an Eurer Hand sich wieder zu erheben; verloren ohne Rettung aber ist er, wenn er sich von Euch verworfen sieht — Jetzt sprecht mein Urtheil; Euer Herz entscheide!“

Mit Schmerz hatte Adelheid in diesem Ausbruche der wildesten Leidenschaft die unlängbarste Bestätigung dessen gefunden, woran sie noch so gern gezweifelt hätte, und nicht ohne Schauern vermochte sie an die Folgen zu denken, welche die unglückliche Verirrung eines sonst edlen Gemüths für sie und ihn einst haben konnte. Denn auch ihr Gatte war aufbrausend und reizbar, daher sie mit Recht der, bei des Prinzen Unbesonnenheit fast unvermeidlichen, Entdeckung seiner strafbaren Liebe zu ihr mit Zittern entgegen sah. Von diesen Vorstellungen bange ergriffen, verharrte sie noch einige Minuten lang, als schon der Prinz geendet hatte, in tiefem Schweigen, während dieser, immer noch zu ihren Füßen liegend, mit gesenktem Haupte ihrer Entscheidung harrete. Endlich gelang es ihr, die nöthige Fassung zu erringen. — „Ihr's möglich,“ — sprach sie sanft und innig — „ist's möglich, daß auch selbst das edelste Gemüth nicht frei von einer Schwachheit sey, der sonst nur Herzen, denen es an Kraft, an Heldemuth gebricht, erliegen? Auch Ihr sogar, Ihr wäret von ihr unterjocht? — O wüßtet Ihr, mit welchem Schmerz ich den Gedanken fasse — wach' einen süßen Glauben Ihr in diesem Augenblicke mir geraubt — es wäre dies unselige Geständniß über Eure Lippen nie gekommen; Ihr hättet ewig mich damit verschont. Mir wäre dann das herrliche Vertrauen, die schöne Zuversicht, mit der ich stets auf Euer Herz gebaut, geblieben; ein holder Bahn hätte mich mindestens beglückt. Dahin sind jetzt auf immer jene goldenen Träume von einer Einigkeit, die so erfreulich unten uns geherrscht. Doch nein; Ihr werdet kämpfen, muthig ringen und siegen über eine Leidenschaft, die Euch, wie mich, in unvermeidliches Verderben stürzen müßte. Schwer ist der Kampf, ich weiß es wohl, und groß das Opfer, das ich fordere; allein ich fordere es von Euch, und bin des Siegs gewiß!“ —

„D hofft auch nicht zu viel von mir,“ — rief Wenceslaus schmerzlich aus. — „Wohl hätte ich Muth, gälte es Euch zu gewinnen; verlieren aber soll ich Euch....“

„Verlieren? nein; doch eben weil ich mir in Euch den Freund, den Bruder gern erhalten möchte, weil ich die Schwester Euch, die Freundin bleiben will, muß ich Euch jetzt an die Erfüllung Eurer Pflichten mahnen.“

„Wäre Euch die Dual bekannt, der dieses arme Herz erliegt. . . .“

„Bald wird ein seliger Frieden es erfüllen; wollt nur mit Ernst, so findet Ihr den Pfad zum Glücke leicht — . . .“

Das Geräusch schneller Fußtritte, die sich in der Nähe vernehmen ließen, unterbrachen ein Gespräch, welches die Königin ohnedies gesonnen war, aufs Baldigste zu enden. Es war ein Diener des Schlosses, von einem Eilboten begleitet, der, aus dem Lager kommend, die freudige Botschaft eines von dem Könige über die Türken glorreich gewonnenen Sieges überbrachte. Adelheids Herz, seit gestern nur von bangen Sorgen gequält, öffnete sich plötzlich wieder der Freude. „Kommt,“ — sprach sie, mit erkeifertem Angesichte sich zu dem Prinzen wendend, der vor dem fremden Zeugen mühsam eine Fassung erkünstelte, die wirklich zu gewinnen er in der mächtigen Erschütterung seines Gemüths nicht fähig war — „kommt, laßt uns an gewisster Stätte dem Allgütigen danken, daß er so unverdientes Glück uns schenkt. Leben wir zugleich zu ihm um Kraft, uns dessen werth zu zeigen!“

„Das will ich, ja;“ — entgegnete Wenceslaus wehmuthsvoll, den düstern Blick zu Boden senkend — „doch soll hinfort kein milder Hoffnungsstrahl die Nacht, in die Ihr mich verstoßt, erhelten? Darf ich. . .“

„Die Hoffnung nicht, die Ueberzeugung nehmst mit Euch,“ — fiel Adelheid ihm rasch, doch gütig ein, — „daß ich, so lange Ihr meiner Achtung würdig bleibt, Euch stets als meinen theuersten Verwandten schätzen werde. Laßt uns jedoch vor Allem die Gelegenheit, die gern zum Erlimmen lockt, vermeiden. Fliehet meine Gegenwart; nicht ohne Zeugen dürfen wir uns künftighin mehr sprechen; ist's etwas Wichtiges, daß Ihr geheim mir mitzutheilen habt, so mögt Ihr's schriftlich thun — das Uebrige muß öffentlich von uns besprochen werden. Jetzt aber kommt und zögert länger nicht, dem Höchsten das ihm schuldige Opfer unsers Danks zu bringen.“

Adelheids rasches Fortreiten und die Dazwischenkunft mehrerer Personen des Hofes, welche ihren Antheil an dem freudigen Ereignisse zu bezeigen kamen, verhinderten den Prinzen, noch etwas zu erwiedern. Allein wie wenig Günstiges die Worte der Königin auch für seine Leidenschaft enthielten, so gab er doch im Grunde seines Herzens noch nicht alle Hoffnung auf. War gleich der Inhalt ihrer Rede nicht geeignet, diese zu beleben, so dünkte ihm doch der Ton, in dem sie ausgesprochen ward, zu mild, als daß die einstige Befriedigung seiner Wünsche ihm so ganz unmöglich hätte scheinen sollen; und seine sträfliche Begierde, jetzt durch Widerstand noch mehr gereizt, trieb ihn gewaltsam vorwärts in den Abgrund des Verderbens. — Statt die Gelegenheit zu fliehen, wie Adelheid es ihm geboten, suchte er sie nur noch um so eifriger auf. Vereitelt aber sah er sein Bestreben; nur öffentlich und in der Rathversammlung sprach sie ihn; und was auch seine List erfinden mochte, seine Absicht

zu erreichen, es scheiterte an Adelheids Besonnenheit und an der Festigkeit, mit welcher sie auf ihrem Vorsatz beharrte. Diese so unerwartete als ungewohnte Strenge war dem Prinzen zu peinlich, als daß er sie nicht bald hätte unerträglich finden sollen; und wenig geneigt, seine Zeit noch länger in fruchtlosen Klagen zu verschwenden, sann er vielmehr auf Mittel, welche ihn zu dem erwünschten Ziele führen konnten. Die Leidenschaft, die er bisher, einem Heiligthume gleich, tief in dem Innern seiner Brust verschlossen hatte, brach nun mit ungezügelter Gewalt hervor; und jetzt war es, wo ein Vertrauter ihm ganz zuentbehrlich würde. Leicht fand er diesen, und zwar völlig so, wie seine gegenwärtige Lage ihn erheischte; schlau, unternehmend und bereit, die kühnsten seiner Wünsche zu erfüllen, ja, ihnen noch zuvorzukommen, wenn es möglich war. Mosoni war sein Name. Ein Welscher von Geburt, war er, ein Knabe noch, mit seinem Vater nach Stuhlweissenburg, an das Hoflager des Königs Mathias gekommen, welcher die aus ihrem Vaterlande vertriebenen Flüchtlinge großmüthig beschützte, sie unter seine Dienerschaft aufnahm, und als er die vorzüglichsten Gaben des Vaters und dessen ausgezeichnete Fähigkeiten erkannt, denselben zu seinem Geheimschreiber ernannt hatte. Der Sohn, damals kaum vierzehn Jahre alt, ward als Edelknabe dem Prinzen Wenceslaus beigelegt, dessen Gunst er sehr bald zu erwerben wußte, und sich fast täglich mehr darin befestigte. Eine einnehmende Gestalt, verbunden mit jenem gefälligen Wesen, dem eine seltene Geschmeidigkeit zum Grunde liegen muß, damit der Geist sich jeder Form, die ihm zu seinem Zwecke dienlich scheint, zu schmiegen wisse — und endlich die von ihm frühzeitig eingesehene Nothwendigkeit, sich der Gewogenheit seines Herrn zu versichern, machten ihn bald zu dessen Lieblinge, ohne daß er sich darum dem immer wachsamem Neide des übrigen Hofgesindes bloßgestellt; denn klüglich miß er es, mit den Begünstigungen seines Herrn zu prahlen. Im Gegentheil schien er anspruchslos den Vorzug nur kaum zu beachten, den dieser ihm oft zu stücklich erteilte und mit erbenchelter Demuth zog er sich jedes Mal zurück, sobald es galt, den Vorrang einem andern abzutreten. So sah er sich denn, wenn auch nicht ganz allgemein geliebt, doch mindestens von allen gern geduldet. — Wer zweifelt nun noch, daß sein schlauer und geübter Blick des Prinzen Herz und seine Neigung für die Königin durchschaute? Zu klug jedoch, um sich in das Vertrauen des ersten einzudrängen, hatte er des Augenblicks geharrt, wo er dasselbe ihm entgegen bringen würde; denn daß dies einst geschehen müsse, davon war er überzeugt. Wohl mag der stille Duell sich leicht vor fremden Blicken bergen; nicht so der mächtige Strom, der stark durch alle Schranken bricht, die wilden Wogen brausend durch die Fluren treibend.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 31. August 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 35.

Vergeltung.

(Fortsetzung.)

Mit dem Scheine des Erstaunens und allen Zeichen des lebhaftesten Mitgefühls, hörte Mosoni das Geständniß und die Klagen des Prinzen; und als nun dieser Rath und Trost von ihm begehrte, zögerte er nicht, die so willkommene Gelegenheit, die Gunst desselben in einem noch höheren Grade zu erwerben, als es bisher jemals geschehen können, zu benutzen. Das Erste, was er deshalb that, war, daß er die fast ganz gesunkenen Hoffnungen des Prinzen wieder zu beleben suchte; ein Unternehmen, das ihm um so leichter gelang, da seine Worte mit den geheimen Wünschen desselben nur zu sehr im Einklange standen. Jedoch nicht Trost allein, auch Rath sollte er erteilen. — Der seinige ging dahin, daß Wenceslaus, da die Königin ihn jetzt aus ihrer Gegenwart verbannt, ihr schriftlich seinen Schmerz darüber schildere; zugleich sollte er um Milderung dieses so strengen Urtheils flehen. „Mich,“ — fügte er hinzu, — „mich laßt dies Schreiben überbringen; vielleicht — gewiß wird sich, indem sie es durchliest, der Eindruck, den es auf sie macht, in ihren Zügen malen. Wohl möglich, daß mir da ein einziger Blick verräth, was klüglich, oder schüchtern, ihre Lippen Euch verschweigen.“ Mit Freuden willigte der Prinz in einen Vorschlag, von dem er sich den glücklichsten Erfolg verhiess. Ein an demselben Morgen aus dem Lager eingelaufenes Sendschreiben, welches der Königin mitgetheilt werden mußte, bot einen gültigen Vorwand zu der Sendung Mosoni's, und ohne Zögern schrieb er folgende Zeilen an Adelheid:

„Umsonst verbergt Ihr Euch vor meinen Blicken, da Ihr auch fern von mir, mir ewig gegenwärtig bleibt. Wie? oder soll etwa die Zeit in mir bewirken, was die Vernunft, was Ihr sogar nicht über mich vermocht? — Meint Ihr, daß Strenge Euch zu diesem Ziele führen werde? — Nein, nicht gewaltsam wird ein Uebel, wie das meinige, geheilt. Denn ach! um wie viel leichter wäre es mir, ein freudenloses Daseyn hinzugeben, als einem Glücke zu entsagen, das mir höher als das Leben gilt! Hat dieses auch einen Werth,

wenn Liebe es nicht verschönert? und endete zugleich mit ihm nicht meine Dual? Der Tod... Ein Augenblick nur, und es ist vorüber; gefühlt wäre die Gluth, die langsam mich verzehrt, geheilt für immer dieses Herzens Wunden... — Verzeiht; nicht schrecken wollte ich Euch etwa mit dieser Aeußerung — nur kennen solltet Ihr den Zustand meiner Seele, und wissen, welches Uebermaß des Leidens Ihr zu tragen mich verdammt. O möchte Mitleid mindestens in Eurer Brust für mich erwachen, und mich vor der Verzweiflung retten, zu der Eure Härte mich sonst treibt! —“

Nicht ohne innige Betrübniß erkannte Adelheid aus diesem Briefe, wie weit entfernt sie noch von jenem Ziele sey, zu welchem sie durch kluge Mäßigung in kurzem zu gelangen sich geschmeichelt hatte; und sorgenvoll blickte sie in eine Zukunft, die ihr jetzt viel bedrohlicher, als je, erschien. Ungewiß, auf welchem Wege sie dem nahenden Unheil am Sichersten entrinnen dürfte, ruhete ihr Blick noch lange gedankenvoll auf dem unseligen Blatte, nachdem sie dasselbe schon durchlesen, während Mosoni's späherndes Auge jeden Wechsel ihrer Gefühle in dem veränderten Ausdruck ihrer Züge belauschte. Rasch entschlossen erhob sie sich endlich. „Ich werde,“ — sprach sie mit erzwungenem Gleichmuth, — „noch heute dem Könige meine Antwort senden; doch ehe dies geschieht, will ich den Prinzen sprechen. Sagt ihm daher, ich bäte ihn um seine Gegenwart; in einer Stunde etwa wöge er hier erscheinen.“ — Auf einen von ihr gegebenen Wink entfernte sich Mosoni, um dem mit Ungeduld harrenden Prinzen die freudige Botschaft zu hinterbringen, und sein Herz mit neuen trügerischen Hoffnungen zu erfüllen, denen es sich nur allzuwildig überließ. —

Adelheid empfing ihn mit erster ruhiger Würde. „Ich finde mich,“ — sprach sie, — „in dem Vertrauen, das ich auf Euch gesetzt, auf's schmerzlichste getäuscht. Gehofft hatte ich, Ihr würdet trachten, über eine Leidenschaft zu siegen, die mich beleidigt und Euch zum Verbrecher werden läßt. Den Schleier der Vergeßlichkeit wollte ich dann über ein Vergehen breiten, in welchem ich, Euch zu entschuldigen geneigt, nur eine flüchtige Verirrung Eures Herzens sehen wollte.

— Doch Euer Brief sagt mir, wie Ihr in Eurem Wahne thöricht noch verharret, ja, mich sogar zu Euch hinabzuziehen trachtet. O Wenceslaus, habt Ihr nie die Größe Eurer Schuld bedacht? Ist Euch das Ungeheure derselben nicht erschienen? — Ein Bruder ist's, dem Ihr das Herz der Gattin rauben wollt — ihm, der im fernem Lager für des Reiches Wohlfahrt streitet, nicht ahnend, daß sein schlimmster Feind ihm hier, im Heiligthume seines Hauses, wohne!... Ihr wendet Euch hinweg? — Nein, schämt Euch nicht der edlen Rötche, die Eure Wangen plötzlich überzieht. — Ein schöner Bürge ist sie mir, daß Ihr in diesem Augenblicke das Geschehene bereuet; und seht, ich reiche willig zur Versöhnung Euch die Hand. Versprecht mir nur...

„Vollendet nicht!“ — fiel ihr der Prinz hier heftig ein; — „nicht leisten kann ich das Versprechen, das Ihr von mir fordert, denn nicht betrügen will ich Euch. Entsaugung ist es, was Ihr mir gebietet; Euch zu gehorchen aber steht nicht mehr in meiner Macht. Selbst Euer Zorn vermöchte mich jetzt nicht zu schrecken; nur höher, immer flammt in mir die wilde Blut, die hier verzehrend und vernichtend wüthet. Ja, beim Allmächtigen, Ihr müßt die Meine seyn; was auch geschehen mag, ich will ein Thor nicht länger dulden, indes ein Anderer im Vollgenusse Eurer Liebe schwelgt! Umsonst hofft Ihr...“

„Bewegener, haltet ein!“ — rief hier die Königin mit streng gebieterischer Stimme; — „Euch länger anzuhören ziemt mir nicht. Gewaltig zwingt Ihr mich, mich für Eure Feindin zu erklären — so sey es denn — die Folgen fallen auf Euch selbst zurück. Nicht über mich habt Ihr Euch zu beklagen, trifft Euch die wohlverdiente Strafe Eurer Schuld...“

„Ich weiß,“ — sprach Wenceslaus rasch; — „es steht in Eurer Macht, mich zu verderben — ein Wort von Euch, mein Leben ist verwirkt. So sprecht denn dieses Wort; kühlts Euren Zorn in meinem Blute; das Leben ist mir Nichts, da Ihr das höchste Gut desselben mir versagt. — Doch wehe Euch, wenn einst zu späte Rixe Euch ereile!“

Mit hastigen Schritten verließ er das Gemach, und Mosoni selbst erschrock über die entsetzliche Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen zeigte. Sein Auge brannte in düsterer Glut, und Todtenblässe deckte seine Wangen, indes sich seine Brust nur mühsam unter schweren Athemzügen hob. — „Dahin ist Alles, und ich bin verloren!“ — rief er seinem Vertrauten im Tone wildester Verzweiflung zu. — „Einem Verworfenen gleich ward ich von ihr verstoßen, ein Gegenstand des Abscheus nur erschien ich ihr — die kälteste Verachtung sprach aus ihren Mienen. — und dennoch, dennoch liebe ich sie! — Fluch sey der Stunde, in der ich sie zum ersten Male erblickte; verflucht die Hand, die dieses Eheband geknüpft, das mit ihr das Verderben in dies Haus des Friedens brachte!... Nein, nicht ertragen läßt sich eines solchen Daseyns Hölle quaal... — Doch sprich, würde auch der Tod sie enden? — Er kann es nicht; verfolgen wird ihr Bild mich bis ins Grab — — O lehre mich sie hassen, sie,

die ich jetzt mit der Wuth des Hasses liebe, oder durch bohre dieses Herz, das nur zu meiner Pein noch schlägt!“

Vergebens erschöpfte Mosoni Alles, womit er das empörte Gemüth des Prinzen zu besänftigen hoffte; seine Worte verhallten ungehört, oder sie dienten nur, ihn heftiger noch zu reizen. In diesem Zustande der entsetzlichen Aufregung aller seiner Gefühle, emfieng der Prinz folgendes Schreiben von der Hand des Königs, seines Bruders:

Ladislaus, König der Ungarn,
an den Prinzen Wenceslaus, seinen vielgeliebten Bruder.

„Wir haben einen neuen glorreichen Sieg, erfochten. Der durch dieses für unsere Waffen so glückliche Ereigniß auf das tiefste gedemüthigte Feind wird nicht sobald im Felde gegen uns erscheinen können. Geschlagen ist sein Heer, und seine Macht auf lange Zeit vernichtet; ich darf demnach ohne Gefahr einige Tage der Erholung und der Freude widmen. Wo anders aber könnte ich diese finden, als am Herzen meiner Adelheid? Dahin also will ich jetzt eilen, da meine Gegenwart hier für den Augenblick entbehrlich ist. Des Heeres Führung bleibt indes dem tapferen Huniades überlassen, so daß ich ungehört des Glücks genießen kann, im Kreise meiner Lieben zu verweilen. Doch möchte ich dasselbe zu erhöhen, die theure Gattin gegen durch meine Ankunft überraschen. Laßt diese ihr daher, ich bitte Euch, ein Geheimniß seyn — bald wird des Wiedersehens frohe Stunde schlagen!“

Unbeschreiblich war der Eindruck, den diese wenigen Zeilen auf den Prinzen machten. In jener wilden Leidenschaft, von der sein Herz gefoltert wurde, gefellte sich jetzt noch die Pein der Eifersucht, und — wohl vielleicht ein dunkles Gefühl von Furcht, daß Adelheid sein sträfliches Beginnen dem Gemahle nicht so ganz verschwiegen halten dürfte. Diese Besorgniß aber war es, die besonders in Mosoni jetzt erwachte; denn die Gefahr, in die der Prinz durch eine solche Mittheilung gerieth, ward zugleich auch für ihn bedrohlich. Sie von ihm abzuwenden, mußte demnach seine nächste Sorge seyn; ihm einerlei, welch' einen Preis es koste. Leicht ward es ihm bei der an Wahnsinn grenzenden Zerrüttung des Gemüths, in welcher Wenceslaus sich befand, sich dessen Willens völlig zu bemästern; und so verleitete er ihn zu einer That, die er zu jeder andern Zeit nicht ohne Abscheu hätte denken können. Es kam auf nichts Geringeres an, als einer möglichen Entdeckung bei dem Könige vorzubeugen.

Auf Adelheid also sollte die ungeheure Schuld gewälzt, des Königs Zorn nur gegen sie gerichtet werden; dies aber mußte jetzt sogleich geschehen, wenn nicht die Frucht dieser verrätherischen That verloren gehen sollte. Die schwachen Einwürfe des Prinzen waren bald besiegt; kaum wissend, was er, seiner selbst nicht mächtig, Unnatürliches begann, entwarf er flüchtig einige Zeilen an den König, in welchen er ihn dringend bat, für jetzt noch seine Ankunft in der Hauptstadt zu verzögern, indem Das, was ihn dort erwartete, nichts Erfreuliches für ihn sey. „Ich selbst bin im

Begriffe,“ — fuhr er fort, — „dies Schloß so wie die Stadt auf eine Zeitlang zu verlassen. Zwar sollte dieses eher nicht, als bis Du es bewilliget, geschehen — allein Verzög bringt hier Gefahr, und . . . meine Pflicht gebietet mir, zu eilen. Unselige Verirrung eines Herzens, das bisher so rein, so schuldlos schien! . . . Du wärest Du nimmer doch von hier geschieden, so hättest Du der Gattin Treue Dir doch mindestens bewahrt, wenn Du auch ihre Liebe schon nicht mehr besessen! Warum hast Du nicht mit des Heeres Führung anvertraut!.. Ich hätte freudig dort gekämpft, für unseres Reiches Wohl gestritten, da ich hingegen jetzt. . . . — Der Platz, auf den Du mich gestellt, war der gefährlichste, den Du erwählen konntest. Seit heute weiß ich es, und — heute noch scheide ich von hier. — Ich Unglückseliger! Mußte ich's denn eben seyn, zu dem verbrecherisch sich ihre Neigung wandte? Zu einem Frevel, vor dem sich mein Innerstes empört, mußte ich — unschuldig zwar — den Anlaß geben. . . . Beklage mich! — — Doch ach! auch Du beklagenswerther noch, als ich, seht Du, was Dir das Thenerste auf Erden war, verloren —! Ich gehe jetzt nach Deinem Schlosse Waraddin; die Reichsverwaltung habe ich indes dem Kanzler übertragen, da ich in jener Abgeschiedenheit mich von den Stürmen dieser Tage zu erholen Willens bin — Mosoni nur wird mich dahin begleiten. Ich bitte Dich, mir deinen Willen dorthin kund zu thun; ich selbst vermag jetzt über mich Nichts zu beschließen, und überlasse mich deswegen Deiner Leitung ganz. — —“

Schrecklich war die Wirkung dieses Schreibens auf das Gemüth des unglücklichen Ladislaus. Die dumpfe Betäubung, in welche ein so unerwarteter Schlag ihn zuerst versetzte, machte in Kurzem einem Schmerz Raum, der immer brennender sein Innerstes durchwühlte. Sein kurz vorher der Liebe und Freude offenes Herz fühlte sich plötzlich auf das Grausamste verwundet; zugleich war seine Ehre auf's Furchtbarste gekränkt. Das gräßliche Vergehen der Gattin, deren Schuld er nicht bezweifeln konnte, reizte ihn zur höchsten Wuth — und diese, ihn sich selbst durchaus entfremdend, verleitete ihn jetzt zu einem Vorsatze, von dem er noch vor einer Stunde den Begriff nicht hätte fassen können, da er ganz außerhalb den Grenzen seines sonstigen Thuns und Vollens lag. — Die Hälfte des Weges, der ihn in die Arme der einst so heiß geliebten, jetzt aber tödlich verhassten, Gattin führen sollte, hatte er bereits zurückgelegt. Mit einer Art von Grauen erfüllte ihn die Vorstellung, sich ihr so nahe schon zu wissen; doch bald besann er sich, wie eben diese Nähe dienlich sey, um seine Rache zu beflügeln. Nur Blut vermochte in seinen Augen ein Vergehen, das ihn so unerhört verletzt, zu tilgen. — Geheim jedoch, wie ihr Verbrechen war, sollte die Schuldige den Tod empfangen; daß seine Schande vor der Welt zum Mindesten verschwiegen, und er nicht ihrem Spotte Preis gegeben sey.

Bogislaw, ein treu bewährter Diener seines Hauses, war es, den er zum Vertrauten seines Unglücks, und — zum Vollstrecker des von ihm gesprochenen Ur-

theils erwählte. Vergebens wandte dieser, vor dem gräßlichen Auftrage, zu dem er sich erkoren sah, zurückschaudernd, Alles an, um den erzürnten König zu Milderung dieses entsetzlichen Spruchs oder doch zu einer Verzögerung der Vollziehung derselben zu bewegen; umsonst stellte er ihm vor, wie doch vielleicht ein Irrthum möglich wäre, der dann, zu spät entdeckt, nicht wieder gut zu machen sey; Ladislaus drang auf die schleunigste Erfüllung seines Willens, und der redliche Bogislaw, welcher im unerschütterlichen Glauben an die Unschuld Adelheids schnell den Gedanken zu ihrer möglichen Rettung faßte, versprach endlich, zu gehorchen, auf daß nicht Schlimmeres noch aus seiner Weigerung entstehe. Schon am Abend des andern Tages langte er in der Hauptstadt an; doch erst am folgenden Morgen zeigte er sich der Königin, nachdem er sich, so viel es in dieser kurzen Frist geschehen können, von Allem, was sich während seiner Abwesenheit am Hofe ereignet, die sorgsamste Kunde eingezogen. Was er hier erfuhr, konnte nur dazu dienen, die Unschuld der Königin in das hellste Licht zu stellen, indem es ihn zugleich in seinem Argwohne gegen den Prinzen bestärkte. Die unglückselige Freude, mit welcher Adelheid ihn empfing, und welche um so lebhafter war, da die Zeit, in der sie keine Nachricht von ihrem Gemahl erhalten, sich zu einer ungewöhnlichen Länge ausgedehnt hatte; die Fragen, mit denen sie ihn bestürmte, um sich selbst von den kleinsten Ereignissen, die denselben betroffen, zu unterrichten, und das Entzücken, mit welchem sie seine vorgebliche Botschaft aufnahm, als er ihr die nahe Ankunft des Königs verkündete, machten ihm seine Vermuthungen zur unbezweifelten Gewißheit, und augenblicklich schritt er nun zur Ausföhrung des Plans, den er zur Rettung der so schuldlos Angeklagten entworfen. Vor Allem kam es jetzt darauf an, sie unter einem schicklichen Vorwande aus Stuhlweissenburg zu entfernen und ihr einen sicheren Zufluchtsort anzuweisen, wo sie die Entwicklung ihres Schicksals erwarten, im schlimmsten Fall aber dem sie bedrohenden Verderben mit weniger Schwierigkeit durch die Flucht entgehen könne. Diesen gewährte ihr ein, seit geraumer Zeit unbewohntes Schloß, das durch seine einsame Lage sowohl, als durch seine geringe Entfernung von der Grenze, zu diesem Zwecke ganz geeignet war. Dorthin gab Bogislaw nun vor, wünsche der König, daß sich Adelheid begeben, da derselbe sich nur auf wenige Tage vom Lager entfernen könne, und diese kleine Frist ihm weder durch Geschäfte, noch durch die Festlichkeiten, denen er bei seinem Erscheinen in der Hauptstadt nie ganz entgehen dürste, verstimmt werden solle. Nur ihr und der Liebe wolte er in jener Einsamkeit diese kurzen Augenblicke weihen, weshalb er sie ersuchen lasse, mit so wenigem Gefolge, als es nur immer möglich sei, dort einzutreffen; er seinerseits sei gesonnen, ein Gleiches zu thun, um jedem lästigen Zwange zu entgehen. Adelheid war um so bereitwilliger, dieses Verlangen zu erfüllen, je mehr dasselbe mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmte. Nur Hildegard, die sie nicht gern allein

ihrem Gram überlassen wollte, sollte sie begleiten; ein Begehren, das den Absichten des treuen Bogislav auf das Vollkommenste entsprach, indem derselbe wohl vorausah, wie eben jetzt die Nähe einer theilnehmenden und vertrauten Freundin der Königin ein unentbehrliches Bedürfnis werden würde, welche indes mit froher Ungeduld den Augenblick ihrer Abreise beschleunigte. Wie weit war sie entfernt, zu ahnen, was sie am Ziele dieser Fahrt erwartete! —

Schnell verstrichen die Stunden unter mancherlei Erzählungen, welche Adelheids liebende Sehnsucht, die von Allem, ja, dem Kleinsten, was dem theuren Gemahl in der Zeit ihrer Trennung begegnet war, unterrichtet seyn wollte, dem sie begleitenden Bogislav abdrang; und früher, als sie es selbst erwartet, erblickte sie den hohen Wartthurm des Schlosses, das, auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe erbaut, ernst und stolz auf die umliegenden Hügel und Wälder herabzuschauen schien. Dede und menschenleer war die Gegend; nur hier und da zwitscherte ein Vogel in den dichtverwachsenen Zweigen der hohen Eichen und Buchen, die das tiefe Thal beschatteten. Bogislav hatte einen Diener vorausgesendet, dem Schloßwärter die nahe Ankunft der Königin zu verkünden, daher dieser, als er die Kommenden gewahrte, eiligst die Zugbrücken herabließ und die Thore öffnete. Mit schauerlichem Geräusch senkten jene sich herab, indes die schweren Flügel der letzteren sich knarrend in ihren Angeln drehten, so daß es fast schien, als klagten sie unwillig ob der unwillkommenen Störung der ihnen seit Jahren gegönnten Ruhe. Selbst Adelheid, deren Gemüth, einzig mit der fröhlichen Erwartung des ersehnten Wiedersehens beschäftigt, bisher nur wenig der um sie wechselnden Gegenstände geachtet hatte, fühlte sich jetzt von einem seltsam unheimlichen Gefühl ergriffen. — „Dies also,“ — sprach sie, als sie in den weiten, mit hohem Grase bewachsenen Schloßhof traten, — „dies also ist der Ort, wo ich ihn wiedersehen soll?“ — „So Gott will, ist er es,“ — entgegnete Bogislav abgewandt, mit ungewisser Stimme; denn auch ihn überfiel zum ersten Mal eine Bangigkeit, die er nicht ganz bemeistern konnte. Immer weiter schritten sie indessen fort, bis sie in das Innere des Schlosses gelangten, dessen hohe, nur von schmalen Bogenfenstern sparsam erleuchteten Gemächer, von deren Wänden alte halbverklümmerte Bilder geisterhaft herniederschauten, den ersten trüben Eindruck noch verdüsterten. Hildegard, von der Reise sehr ermüdet, hoffte durch einen kurzen Schlaf neue Kräfte, ja wohl auch eine heiterere Stimmung des Gemüths zu erlangen; Adelheid hingegen, von einer immer steigenden Unruhe umhergetrieben, durchstreifte noch mehrere Gänge und Säle der alterthümlichen Burg und gelangte endlich zu einem um mehrere Stufen erhöhten Erker, von wo aus sie eine freiere Aussicht in die Gegend, vielleicht sogar auf die Straße, von wannen Ladislaus kommen werde, zu haben glaubte. Rasch stieg sie daher hinauf; doch Nichts von dem was sie erwartet, bot sich hier ihren Blicken. Durch einen nahe gegenüberliegenden Hügel ward das Auge, das in die Ferne zu schweifen sich sehnte, beschränkt;

der erste Gegenstand aber, auf dem dasselbe haftete, war eine Kapelle, die nach allen äußeren Verzierungen derselben zu schließen, zu einem Begräbnisorte bestimmt schien. Eine kleine Ringmauer schloß dieselbe ein, und über der Pforte, die durch diese letztere führte, zeigte ein in Stein gehauenes Bild eine am Boden liegende weibliche Gestalt, die das Ansehen einer Sterbenden hatte. Vor ihr kniete ein Ritter, sein Gesicht mit beiden Händen verbüllend — seine Gebärden drückten die wildeste Verzweiflung aus; zu seinen Füßen aber lag ein Dolch, der seiner Hand so eben erst entfallen zu seyn schien.

(Schluß folgt)

Anekdoten von Napoleon.

In den ersten Tagen nach dem Eintreffen Napoleons in Wilna, versuchte Alexander noch das letzte Mittel, um dem blutigen Streit vorzubeugen und sandte den General Balatschef mit Friedensbedingungen an den französischen Kaiser, die Frankreich und Polen zum größten Vortheil gereichen mußten. Napoleon aber äußerte sich Anfangs dagegen, als ob er einen jeden Friedensunterhändler nur für einen Spion ansehe, bewilligte indessen dem General Balatschef eine Privat-Audienz, empfing ihn artig und schien sich im Laufe des Gesprächs zu verwundern, daß der Kaiser Alexander in Höchstseignen Person sich die Mühe nehme, sein Heer zu befehligen. Er sagte: „Dies kommt wohl einem alten Korporal, wie ich bin, zu.“ Die Friedensvorschläge verwarf er gänzlich und gab zu verstehen, daß der Rubicon einmal überschritten sey und das Glück der Waffen nunmehr entscheiden müsse. Als er endlich den russischen Gesandten verabschiedete, trieb er den Hochmuth so weit, zu fragen: welches der nächste beste Weg nach Moskau sey. „Sire!“ — erwiderte Balatschef mit seltner Geistesgegenwart — „dabin führen gar viele Wege, man könnte auch den von Pultawa einschlagen.“

* * *

Nachdem Moskau verbrannt war und Napoleon die Armee verlassen hatte, um incognito zu entfliehen, nannte er sich, wo er durchkam, Colincourt. Der Name ward bei den französischen Flüchtlingen bald bekannt und weil selbst in diesem größten Elend die Franzosen nicht den Scherz vergaßen, machten sie daraus: Colin qui court.

Der berühmte Heirathsstifter.

In der Rue neue St. Eustache Nr. 44 und 46 in Paris wehnt der Hr. Guillaume, der seit 24 Jahren kein anderes Geschäft treibt, als Heirathen zu stiften; er hat seine Korrespondenten in der ganzen Welt; ein Wink von Eltern, die ihre Töchter zu verheirathen wünschen, oder von einem Hagesolz, der eine Frau sucht, reicht hin, daß er, ohne die Quelle im mindesten anzugeben, die Sache auf die schidlichste Weise einrichtet.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 7. September 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 36.

B e r g e l t u n g.

(Schluß.)

Noch war die Königin mit der Deutung dieses Bildes beschäftigt, welches allem Vermuthen nach eine Begebenheit aus der Vergangenheit darstellte und sich auf die in der Kapelle Ruhenden bezog, als die Fußtritte eines Kommenden sie aus dem tiefen Sinnen, in das sie allmählig versunken war, aufschreckten. Es war Bogislav, der diese Stunde, wo er sie ungestört und ohne Zeugen sprechen konnte, nicht ungenützt vorübergehen lassen, sondern ihr jetzt entdecken wollte, was er ihr bisher sorgfältig verschwiegen; denn er besürchtete, es möchte ein allzulanges Zögern ihr größeren Nachtheil, als Nutzen, bringen. Starr und unbeweglich, ihren Sinnen kaum traunend, vernahm Adelheid den entsetzlichen Inhalt seiner Rede; doch ihr mit hohem Muth begabter Geist, vereint mit dem erhebenden Bewußtseyn ihrer Unschuld, gaben ihr bald die Fassung wieder, die sie im ersten Augenblicke zu verlassen drohte. — „Wollzuehet denn Eures Herrn Gebot,“ — sprach sie, als Bogislav geendet hatte; „verlezt die Treue nicht, die Ihr, als Eures Könige, ihm schuldig seyd, indem Ihr mir ein Leben zu erhalten strebt, das er dem Tode weihte. Ich selbst, ich will die Hand, die es verkürzt, aus vollem Herzen segnen. Durch Ihn erhielt es Werth für mich — Er ist es jetzt, der diesem Daseyn seinen Werth genommen!“

„Nein,“ — rief Bogislav, von edlem Eifer erglühend; — „nein, nimmermehr soll das geschehen! Ehe müsse dieser Arm erlahmen, ehe er zu solcher unerhörten Freveltthat sich leiht. In Euch die tiefgefränkte Unschuld zu beschützen, ist es, wozu die Pflicht und mein Gewissen mich jetzt ruft; und redlich will ich ihr Gebot erfüllen. Ein fürchterlicher Irrthum ist es, der des Königs Blick unnebelt hält; es muß ihn aufzuklären mir gelingen — es wird es auch, ich bin's gewiß; nur daß es auf das Baldigste geschehen könne, daß ist's, wozu ich Eurer Hilfe, Eures Rath's bedarf. — Wer der Verläumder sey, woher dieser Betrug gekommen — ich weiß es nicht; jedoch ein schrecklicher

Verdacht... es möge Gott vor falschem Argwohne mich behüten; allein mir scheint es fast, als müßten in Euch selbst Muthmaßungen von gleicher Art — sey's gegen Euren Willen auch — entstehen. Der Prinz... nach einem Schreiben, das mein Herr, der König, erst von ihm erhielt, ward mir der gräßliche Befehl....“

„Ein einziges Blatt reicht also hin, um seinen Glauben an der Garsin Herz so gänzlich zu vernichten!“ — rief hier die Königin mit bitterem Schmerz aus — „Wohl könnte ein anderes Blatt, wie rein von aller Schuld ich bin, beweisen, und von des Schuldigen Antlitz die verrätherische Larve ziehen — —“

„Ein solches ist in Eurer Hand?“ — fiel Bogislav ihr freudig in die Rede; — „o zögert nicht, und sendet es dem Könige, auf daß der Wahrheit Licht den schändlichen Betrug enthülle! Kein Zweifel bleibe ihm....“

„Wie hätte ein Zweifel Raum in seiner Seele finden sollen. Kann nur ein schriftlicher Beweis in ihm den schwarzen Argwohne stillen, dann wehe mir! Unwiederbringlich hat die Liebe ihr schönstes Recht an ihm verloren, ist sein Vertrauen Ein Mal hin. Es kehren ewig jene finsternen Zweifel wieder, wenn nicht im Herzen selbst der schöne Glaube wohnt. Nein, möge lieber heute noch ein Daseyn enden, in welchem keine Freude mir hinfert erblüht! — —“

Standhaft blieb Adelheid bei ihrer Weigerung, und weder Bogislav's Flehen, noch auch die Bitten Hildegards, welcher das traurige Geheimniß nicht hatte verborgen bleiben können, vermochten Etwas an diesem Beschlusse zu ändern. So verließ denn endlich Bogislav das Schloß, nachdem vorher bestimmt worden war, daß die Königin dort so lange weilen werde, bis sie Kunde von ihm erhalte, nach welcher sie einen entscheidenden Entschluß zu fassen fähig sey. — Wohl ahnete der treue Diener, unter welchen Qualen sein unglücklicher Gebieter seiner Rückkehr entgegen sehe, denen dieser wirklich oftmal zu erliegen wähnte. Schon in den ersten Stunden, da Bogislav den Weg nach der Hauptstadt angetreten, begann Neue über das so unbedacht als grausam ausgesprochene Gebot ihre str

fende Stimme zu erheben, wie laut auch die Gerechtigkeit — wie es schien — dagegen sprach. Umsonst suchte er in der verläumderischen Anklage, welche gegen sie zeugte, die Rechtfertigung einer That, vor welcher nun sein Innerstes erbebte; nicht mit den gehässigen Zügen, unter welchen sie ihm Wenceslaus dargestellt, wollte ihm die sonst so heiß geliebte Adelheid erscheinen. In der gewohnten Engelsreinheit trat ihr Bild jetzt wiederum vor seine Phantasie ihr schönes Auge schien ihm mild, doch strafend anzublicken, und ihrer holden Stimme sanften Ton glaubte er oft klagend in der nächtlich öden Stille zu vernehmen. Von seinen Augenlidern stob der Schlaf und schloß sie auch ein Mal die gänzliche Erschöpfung seiner Kräfte, so schreckten blutige Traumgesichte ihn aus jener glücklichen Vergessenheit, in welche ihn der Schlummer hatte wiegen wollen. Immer mächtiger drängte sich ihm dabei der Gedanke auf, daß sie, die jederzeit ihm so viel Järrlichkeit bewiesen, vielleicht nicht ganz so schuldig sey, als es der Anseh'n glauben ließ. Noch war es Zeit, den Todesstreich von ihrem Haupte abzuwenden; ihn aufzubalten mindestens, bis er genauer noch die Größe ihrer Schuld erforscht, und also fernerhin sich keine Uebereilung vorzuwerfen habe. Schnell, wie er ihn gefaßt, ward dieser bessere Vorsatz von ihm ausgeführt, und der Befehl zu Bogislav gesandt: „Er solle eher nicht das frühere Gebot vollführen, als bis ein zweites ihn dazu berechtere. Inzwischen aber solle er in der Hauptstadt weilen, bis ihm des Königs fernerer Wille kund geworden sey.“

Etwas beruhigter, doch immer noch von innerer Angst umhergetrieben, eilte nun dieser selbst nach Baraddin. Dort mußte sich das Schicksal, das er Adelheid bereiten wollte, entscheiden. War ihre Schuld so groß, als es ihm Wenceslaus Schreiben fürchten ließ, dann konnte er, ohne ungerecht zu seyn, sie seines Jornes Schwere ganz empfinden zu lassen; doch vielleicht fand sich auch ein Grund, sie zu entschuldigen, und der ihm Anlaß gab, die ihm sonst eigene Milde auszuüben. —

Hell schimmerten ihm im Abendrotthe die Thürme der königlichen Burg zu Baraddin entgegen. Mit verdoppelter Ungeduld spornete er sein Ross, hastig sprengte er durch das Burghor, und stieg dann eilig die breiten steinernen Stufen hinan, die in das Innere des Schlosses führten. Schon hatte er einige Gemächer desselben durchschritten, als er nicht ohne Verwunderung bemerkte, wie ihm bis jetzt noch kein lebendes Wesen darin begegnet sey. Ganz ausgestorben dünkte ihn das Haus, und die Bewohner wie daraus verschwunden. — Ein langer, etwas düsterer Gang lag jetzt vor ihm, der zu der anderen Seite des Gebäudes führte. Rasch eilte er vorwärts durch denselben hin; doch als er eben so die Thür des Saals, zu dem derselbe führte, öffnen wollte, da trat ihm von dem gegenüberliegenden Ausgange her die Gestalt eines Geistlichen im Mönchsgewand entgegen, der ihm durch diese hier so unvermuthete Erscheinung, und betroffen

über das Geheimnißvolle, das ihn in diesem Schlosse umgab, nahete er dem Greise, der jetzt erst den Monarchen in ihm erkennend, ihm ehrerbietig, doch mit vieler Würde um einige Schritte näher kam. „Mein König wolle mir vergeben,“ — so redete ihn dieser mit gedämpfter Stimme an, — „wenn meine durch das Alter schon geschwächten Augen ihn nicht sogleich und auf den ersten Blick erkannt; daher vielleicht mein Wink....“

„Laßt das,“ — fiel Ladislaus ihm ins Wort, — „und wollet mir nur außs Baldigste den Grund der räthselhaften Stille erklären, die mich hier rings umgibt. Ich hoffe meinen Bruder hier zu finden....“

„Wohl trifft Ihr ihn,“ — erwiderte der Mönch; — „doch nicht zur frohen Stunde seyd Ihr hergekommen; kein freudiges Wiedersehen ist es, das hier Eurer harret.“

„Was ist's? Um Gotteswillen sprecht! Ein solcher Eingang laßt das Schlimmste fürchten.“

„Noch ist nicht alle Hoffnung hin; doch mag sich Euer Herz, das Schlimmste zu ertragen, rüsten. Des Menschen Dasein liegt in Gottes Hand, und unersforschlich ist des Höchsten Wille. — Ein Sturz, den Euer Bruder in der Morgenstunde dieses Tages mit dem Kopfe that, von jener Höhe, welche Ihr von diesem Bogensenster aus erschauet, bringt — ich verheiß Euch nicht — sein Leben in Gefahr. Besinnungslos und einem Todten gleich, ward er ins Schloß getragen, und aller Sorgfalt ungeachtet, ist ihm das Bewußtsein noch nicht ganz zurückgekehrt, obschon es Augenblicke giebt, wo es mir scheint, daß er die Gegenstände um sich her erkenne. Man rief mich auf das Schleunigste hierher — wohl, wie ich glaube, im Vertrauen, auf die geringe Kenntniß, die ich von der Kräuter Heilkraft mir erworben. — Es möge der Allgütige meinem Bemühen die nöthige Kraft verleihen; doch hätte er anders über ihn beschloßen, so wolle er dem Kranken meine Segenwart zu seinem Seelenheile dienen lassen! —“

Der Abend und die Nacht verging dem doppelt geängsteten Ladislaus unter den bängsten Zweifeln. Immer noch verharrete Wenceslaus in dem Zustande todtähnlicher Bewußtlosigkeit, welche nur von Zeit zu Zeit durch das Gefühl eines heftigen Schmerzes unterbrochen wurde. Schon war der Morgen unter stets trügerischem Hoffen einer günstigen Aenderung herangenacht, als endlich der König, von übergroßer Mattigkeit überwältigt, sich erschöpft auf ein Ruhebett warf, wo bald ein wehlthätiger Schlaf ihn in eine glückliche Vergessenheit aller seiner Qualen versenkte. Doch nicht lange genoss er diese Erquickung, welche ihm die Natur, ihr unveränderliches Recht behauptend, jetzt mit milder Hand gewährte; denn kaum war die Morgensonne glühend roth hinter den Bergen hervorgestritten, als Ladislaus, durch eine leise Berührung erweckt, die Augen aufschlug. Der erste Gegenstand, der sich seinen Blicken darbot, war die Gestalt des Geistlichen. „Zürnt nicht,“ — sprach dieser, — „daß ich Euren Schlummer so früh störe; doch Euer Bruder trägt ein schulisches Verlangen, Euch zu sehen, und

Wichtiges hat er Euch noch zu offenbaren. — Wer weiß, was ihm die künftige Stunde bringt.“

„O kommt denn, laßt uns zu ihm eilen!“ — rief Ladislaus, hastig von seinem Lager aufspringend und dem Gemache des Kranken zufliehend, der kürzlich erst aus seiner Betäubung erwacht und durch den Vater Celestinus von der Anwesenheit seines Bruders unterrichtet ward, dessen Gegenwart er auf das dringendste begehrt. — „Nicht eher!“ — hatte er hinzugefügt, — „könne er auf Gottes gnädige Verzeihung hoffen, als bis er die drückende Bürde seiner Schuld durch ein offenes und reines Bekenntniß erleichtert und die Folgen seines sträflichen Beginns, wenn es noch möglich sey, verbüßt habe.“ — Mit der schmerzlichsten Erschütterung betrachtete Ladislaus einige Augenblicke lang die halb erstorbenen und entstellten Züge des sonst so blühenden Angesichts des geliebten Bruders; dann neigte er sich zärtlich zu ihm herab, einen sanften Kuß auf seine bleichen Lippen zu drücken. Allein die letzten Kräfte gewaltsam anstrengend, wandte dieser sich hinweg. — „Nicht so!“ — sprach er mit dumpfer, schon gebrochener Stimme; — „erst höre mich — Dein Weib ist schuldlos... ein Verläumder, ich... Nein ist sie, wie das Licht der Sonne... Im Tode nur ist Wahrheit — mir verziehe... wenn Du es kannst... das vor des Richters Antlitze ich... Deine Verzeihung bringe —...“

Nur kaum hörbar vermochte er diese letzten Worte noch zu flüstern; leblos sank er auf das Kissen zurück. Durch die heftige Bewegung hatte der Verband sich von der tiefen Wunde am Haupte gelöst, und von Neuem quoll ein heiserer Blutstrom aus derselben hervor. Während Celestinus mit der emsigsten Sorgfalt um ihn bemüht war, blieb Ladislaus mehrere Minuten lang wie versteinert auf seinem Plage; dann plötzlich raffte er sich auf und stürzte aus dem Gemache. „Mein Kopf! fort — nach der Hauptstadt!“ — schrie er den erschrockenen Dienern zu, und rasch stürmte er den Gang hinunter, die Stiege hinab, mit einer Eile, als stünde hinter ihm die hohe Burg in Flammen. Da sprengte durch das große Thor ein Reiter in den Hof, in welchem er sogleich — den ferngegläubten Bogislav erkannte! — Ein Donnerschlag hätte ihn nicht schrecklicher zu Boden schmettern können, als eben dieses Mannes Anblick, jetzt!! — Unbeweglich, der Marmorsäule gleich, an der er halb bewusstlos lehnte, starrte er dem Kommenden entgegen. Der Athem stockte ihm in seiner Brust, und alles Blut gerann in seinen Adern, indes Bogislav ungewiß und zögernd nabete. Auch zu ihm war das Gerücht von dem Unfälle des Prinzen gelangt, das sich, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, schnell in der ganzen Gegend rings umher verbreitet hatte. Den Grund oder Ursprung dieser Nachricht, die von höchst wichtigen Folgen für Adelheid seyn konnte, zu erkunden, kam er an diesen Ort, wo ihn des Königs Gegenwart nicht wenig überraschte. Der Gedanke, daß es wohl leicht zu einer Erklärung gekommen seyn dürfte, gewann durch die gewaltsame Spannung, die das Aeußere des Königs

unverkennbar zeigte, einen erhöhten Grad von Wahrscheinlichkeit; doch blieb es immer zweifelhaft, wie diese ausgefallen wäre — daher seine Verlegenheit, wie er jetzt den Bericht von seiner Sendung zu erstatten habe. Vergebens hoffte er, der König werde eine Frage an ihn richten; und so begann er denn, da dieser nicht das Schweigen brach, sein unerwartetes Zusammentreffen mit ihm zu erklären, wobei er ihn im Glauben ließ, daß seine Gegenwart zu Barradin ihm zufällig bekannt geworden, weshalb er auf das Eiligste hierher gekommen sey. „Euer Gebot,“ — fuhr er nach einer kurzen Pause weiter fort, da er umsonst auf Antwort harrte — „ich habe es...“ — „Unglücklicher!“ fiel ihm hier Ladislaus außer sich ins Wort — „Du hast... Du wagtest es?...“

„Ich habe Nichts gethan,“ — erwiderte Bogislav mit der Unerfrodenheit, die das Bewußtseyn, Recht gethan zu haben, stets begleitet — „als was mir meine Pflicht gebot. Die Königin...“

„Vollende nicht! Du hast Dein Todesurtheil ausgesprochen. Berrüchter! — Nein doch, nein; der Mörder bin ja ich! Auf mein Geheiß... Allein Du liebst den Arm zu dem Verbrechen, das ich doch nur dachte; — und diese That...“

„Mein König!“ — rief jetzt Bogislav mit schnell entschlossenem Muthe, indem er sich zu seinen Füßen warf; — „habe ich gefehlt, so wil ich gern mit meinem Blute mein Vergehen büßen. Gehorsam hatte ich Euch gelobt; in Allem, doch in diesem einen nur, konnte ich Euch nicht gehorchen. Eure Gemahlin lebt...“

„Sie lebt! Bogislav, darf ich Deinen Worten trauen? — Sie lebt — und Du vollführtest nicht...“

„Ich folgte nur meinem Gewissen. Gefällt es Euch, so führe ich Euch zu ihr; mit Euren Augen könnt Ihr Euch dann überzeugen, daß sie noch lebt, und — Euch noch liebt.“

„Wo ist sie? Wo? — O hin zu ihr! Vielleicht daß ich zu ihren Füßen noch Verzeihung finde! — Fort, fort! — Zur Ewigkeit dehnt sich mir jeder Augenblick... Mit Sturmeseile laß uns unseren Lauf beflügeln! — —“

Noch war der Abend dieses so verhängnißvollen Tages nicht hereingebrochen, als sie das ersehnte Ziel ihrer Fahrt erreichten. In ängstlichem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung hatte Adelheid die Stunden seit Bogislavs Abreise verlebt. Die Zeit seiner Wiederkehr war ungewiß geblieben; doch war sie beinahe überzeugt, das mindestens zwei Tage würden vergehen müssen, ehe er selbst, oder, wie er im schlimmsten Falle es verheißten hatte, Nachricht von ihm eintreffen könne. Erstaunt, ja erschrocken, vernahm sie daher jetzt den schnellen Hufschlag nahender Rosse; schon wäunte sie, es sey Bogislav schonendes Verfahren gegen sie verrathen, und daß von ihm unausgeführte Gebot einem willigeren Vollstrecker desselben übertragen worden. Ungstvoll eilte sie, ihre Ver-

sorgnisse der theilnehmenden, nicht minder unglücklichen Hildegard zu eröffnen; da rasselten die Zugbrücken nieder, in fliegender Eil stürzte es die Stufen hinan — erblickend wandte sie sich nach der Thüre, die sich jetzt hastig öffnete — ein Augenblick, und ohnmächtig lag sie in den Armen des athemlos zu ihren Füßen stürzenden Ladislaus.

Leicht verzeiht ein liebendes Herz, was der Geliebte verbrach. Nur dem herzzerreißenden Schmerz, der diesem Austritte vorangegangen, war das Entzücken des überseligen Ladislaus zu vergleichen. Ungestört blühte hinfort das Glück des neu vereinten königlichen Paares; denn ein glorreicher Frieden, den Ungarns König mit den Feinden der Christenheit und seines Vaterlandes schloß, sicherte ihm ein freudig ruhiges Daseyn an der Seite der ihm nun doppelt theuren Gattin. — Wenceslaus hatte noch an demselben Tage, da Ladislaus Waraddin verließ, in den Armen des frommen Celestinus das seinige beschlossen; Hildegard aber weihte dem Himmel ein Leben, das ihr bis jetzt nur die bittersten Täuschungen geboten, und fand in der ruhigen Stille klösterlicher Abgeschiedenheit jenen seligen Frieden, den ihr kein irdisches Glück gewähren konnte.

V ö l k e r k u n d e.

Der König von Aracan (im Lande der Birmanen) wählt seine Frauen mit besonderer Voracht, jedesmal eine unter zwölfen. Man kleidet die zwölf Jungfrauen in das feinste Baumwollenzug stellt sie zehn Stunden lang in die brennendste Sonne, wechselt dann die schwerstreichenden Gewänder mit frischen, und übergibt jene dem Leibarzt des Königs. Dieser untersucht sie, und schließt von dem Geruch auf die Gesundheit.

Wenn im Lande Siam Jemand nieset, sprechen die Umstehenden: „Wöge der oberste Richter in seinem Buche nur Gutes von dir lesen.“ — Die Redensart hat Folgendes zum Grunde: Die Siamesen sind des Glaubens, daß im Himmel der oberste Richter beständig im Lebensbuche der Menschen blättert, und daß derjenige, dessen Leben das ausgeschlagene Blatt enthält, nieses müsse.

Das folgende persische Sprüchwort wird Ufurpatoren und strengen Censoren gefallen: „Spricht der Sophi am hellen Mittag: es ist Nacht, so müssen sämtliche Unterthanen nachsprechen: „Wir sehen den Mond und die Sterne.“

Wenn in Corsika ein Mann stirbt, machen sich alle Weiber ihrer Bekanntschaft über die Wittve her, und prügeln sie. Diese Gewohnheit nöthigt die Weiber, das Leben ihrer Männer sorgfältig zu erhalten. Eben diese Weiber reifen, nachdem sie den Todten gegrüßt haben, weil er nicht darauf antwortet, in der Bosheit den Körper aus dem Bette, legen ihn auf das Deckbett, und prellen ihn eine halbe Stunde in die

Höhe. Dieser Todtentanz hat zum öftern Leuten das Leben gerettet, die man für todt hielt, und die nur in einer Schlassucht lagen.

Die drei Freier.

Der Maler.

Könn' ich von den purpurothen Lippen
Nur ein Küßchen, o Madonna! nippen,
Wär ich seltzer als Raphael,
Tief in Farben soll der Pinsel tauchen,
Schnell die Scene hin auf Leinwand hauchen;
Drum sag' Deine Meinung ohne Hehl.

Der Kaufmann.

Lieblicher wie Kandis und Rosinen
Sind Charmante, Deine holden Mienen,
Feuriger dein Kuß, als Mallaga;
Dürst' um Deine Hand ich, Mädchen! handel'n,
Nicht an Syrop dächt ich, und an Mandeln,
Gäbst Du mir das süße Wörtchen: ja.

Der Pächter.

Mädel, hör nicht auf den dummen Laffen,
Mag' Dir mit dem Kaufmann nichts zu schaffen,
Der sucht selbst beim Lieben noch Profit!
Sieh' mich an, und meine Schaaf' und Kinder,
Alle lieb' ich sie wie eigene Kinder; —
Sapperment! sprich: ja! — Dein Weizen blüht!

Der Maler.

O wie wollt' ich meine Farben mischen,
Alte Bilder stets zu neuen frischen,
Und mein Ideal sollst Du nur seyn;
Fleißig pinsle ich vom frühesten Morgen,
Dann sind wir vor aller Noth geborgen;
Darum zaudre nicht, und schlage ein.

Der Pächter.

Was ich in der Wirklichkeit besitze,
Häuser, Gärten, selbst die Entenpfüße,
Das malt der nur hin auf Leinwand;
Doch bei mir sind Scheunen voll und Ställe,
Glücklich wirst Du seyn auf alle Fälle,
Gibst Du mir, mein Täubchen, Deine Hand.

Der Kaufmann.

Riß' und Rasten hab' ich voll Dukaten,
Darum sey geschickt und laß Dir ratthen,
Schlag' nicht thöricht meinen Antrag aus;
Laß Dich von dem Dickwanst nicht verblenden,
Denn auch ich komm' nicht mit leeren Händen,
Habe Geld und Güter, Hof und Hans.

Das Mädchen.

Haltet ein, ich will den Wettstreit enden!
Kommt, Ihr Beide, gleich mit vollen Händen,
Will ich mich doch nur dem Maler weihn,
Hier die Hand! — gern will ich sie Dir geben,
Denn du wirst in Deinem ganzen Leben
Ganz gewiß ein guter Pinsel seyn!

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 14. September 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 37.

Abdankung des Königs Gustav von Schweden.

In dem kürzlich erschienenen Memorial du Colonel Gustavson findet sich über die am 13. März 1809 im Pallaste zu Stockholm erfolgte Verhaftung des vormaligen Königs von Schweden Nachstehendes angeführt:

„Die Generale Klingspare und Adlerkreuz, so wie der Generaladjutant Silfverspare, sprengten die Thüre zu dem Zimmer des Königs nicht auf, sondern Klingspare, welcher die Armee von Finnland commandirte, war zum König gerufen worden, um dessen Befehle zu empfangen, und er war es, der den andern beiden heimlich die Thüre öffnete. Das Vorgeben, diese drei Herren hätten nun dem Könige Vorstellungen über den traurigen Zustand der Angelegenheiten gemacht und ihn gebeten, entweder sein System zu ändern oder die Regierung niederzulegen, ist ebenfalls in sofern falsch, als diesen Personen nicht die Zeit blieb, lange Reden zu halten; denn da mehrere Offiziere des Generalstabes ihnen in das Zimmer des Königs folgten, so zog dieser sogleich den Degen, um sich einen Weg durch die Verschwornen zu bahnen; Silfverspare umfaßte jedoch den König von hinten und entriß ihm den Degen. Gustav bemächtigte sich nunmehr des Degens eines Generals, wurde aber zum zweitenmal entwaffnet; dennoch fand er Mittel, diesen Degen noch einmal zu erfassen und entschlüpfte nun schnell durch eine unbewacht gebliebene Thüre. Verfolgt von mehreren Offizieren, kam er denselben zuvor, und würde sicher auch bis zu der Schloßwache gelangt seyn, wo dann die Sache sehr leicht ein ganz anderes Ansehen hätte gewinnen können, wenn ihm nicht auf seinem Wege zwei Verschworene, einer vom Militair und einer vom Bürgerstande, entgegengetreten wären. Der letztere entfloß sogleich, als er sah, daß der König den Offizier angriff und denselben am Arme verwundete; da sich jedoch des Königs Degen in dem Ärmel von dem Ueberrock des Offiziers verwickelte, so erfaßte dieser Militair nun Gustav und hielt ihn so lange fest, bis die anderen Verschworenen herbeikamen, worauf man dann den König, der durch die heftige Anstrengung

und Gemüthsbewegung schwach wurde, in ein anderes Zimmer des Schlosses trug. In der Nacht auf diesen Tag ward Gustav in Begleitung einer starken Cavallerie-Escorte nach Drottningholm gebracht, woselbst er bis zum 24. März blieb und dann nach dem festen Schlosse Gripsholm geschafft wurde. Zwölf Wochen blieb Gustav hier und hatte in dieser Zeit Tag und Nacht zwei Offiziere zu Wächtern in seinem Zimmer. Erst nach acht Monaten, 3 Wochen und 6 Tagen, und nachdem er nachfolgende, jetzt zum Erstenmale gedruckte, wörtlich hier übersetzte und vom 29. März 1809 datirte Abdicationsacte unterzeichnet hatte, kam er aus diesem Gefängniß.

„Im Namen Gottes und der heiligen Dreieinigkeith. Wir Gustav Adolph, von Gottes Gnaden König der Schweden, Gothen und Vandalen ic., Herzog von Schleswig-Holstein ic. machen hiemit kund, daß von dem Tage an, welches ist der 17. Jahrestag, an welchem wir mit blutendem Herzen zum König und Erben des von dem Blute eines aufrichtig geliebten und geehrten Vaters bespritzten Thrones ausgerufen wurden, es unser fester und unwandelbarer Entschluß war, zum wahren Wohl und Ruhme dieses alten Reiches, die unzertrennbar sind, an dem Glücke eines freien und unabhängigen Volkes zu wirken... Da wir jedoch jetzt unsere königl. Obliegenheiten nicht mehr mit einer der Reinheit unserer Absichten entsprechenden Art dadurch auszuüben vermögen, daß wir die Ruhe und Beobachtung der Gesetze, übereinstimmend mit unserer Würde, so wie mit der unserer Unterthanen, erhalten: so erachten wir es für eine heilige Pflicht, unseren königlichen Vorrechten zu entsagen, was wir hiermit freiwillig und ohne Zwang thun, um hinsichtlich den Rest unserer Tage zur Ehre Gottes zu verleben.

„Wir wünschen allen unseren Unterthanen und deren Nachkommen die Gnade und den Segen des Höchsten für eine glücklichere Zukunft. „Ja fürchtet Gott und ehret den König!“ Zu mehrerer Gewißheit haben wir dies eigenhändig geschrieben und unterzeichnet und mit unserm königlichen Insezel versehen. Gegeben im Schlosse zu Gripsholm, den 29. März 1809.
Gustav Adolph.

Den 6. Dezember 1809 öffnete sich die Pforte des Gefängnisses von König Gustav; er wurde nach Carlscrona gebracht, wo er sich auf einer Fregatte nach Deutschland einschiffte "

Karl VI., König von Frankreich, läuft Gefahr, bei einem Feste lebendig zu verbrennen.

Eine plötzliche Erscheinung, ein unerwartetes Geräusch hatten hingereicht, des Königs Karls VI. schwache Vernunft zu verwirren und mit Wuth zu erfüllen, als er bei großer Sonnenhitze nach der Bretagne marschirte, um sie mit Krieg zu überziehen. Ruhe und die sorgfältigste Pflege gaben ihm in kurzer Zeit Gedächtniß und Gesundheit wieder. Wilhelm von Harsely, ein gelehrter Arzt, welchen man zu dem Monarchen berufen hatte, sagte zu den Herzögen von Orleans, Burgund und Berry: „Ich gebe Ihnen den König in einem guten Zustande zurück, Gott sey Dank! Aber zuvörderst seyn sie darauf bedacht ihn vor Zorn und Bekümmernissen zu bewahren. Sein Kopf ist noch nicht sehr stark, allein nach und nach wird es mit ihm besser werden. Vergnügungen und Zerstreungen sind ihm nützlicher, als Arbeit und die Anstrengung in großen Conseils.“

Den Dheimen des Königs war es recht angenehm, einer Weisung folgen zu können, welche ihrem Ehrgeiz ein weites Feld öffnete. Man hatte für Karl's Leben gesürchtet, und aus Vorsicht, wenn er ja sterben sollte, einen Vormundschafts-Rath organisiert. Die Regierung sollte dem Herzoge von Orleans, als dem der Krone am Nächsten stehenden Prinzen übertragen werden. Aber diese für die Zukunft getroffenen Maßregeln änderten nichts in der Gegenwart; der Herzog von Burgund und sein Bruder übten fortwährend die Gewalt aus, und unter dem Vorwande der Anhänglichkeit an die Person des Monarchen und des Eifers für seine Wiederherstellung, beschäftigten sie ihn nur mit Vergnügungen. Durch einen traurigen Vorfall beschleunigte aber das Heilmittel die Rückkehr des Uebels.

„Die Königin vermählte eine deutsche Dame ihres Hauses, welche sie mit ihrer ganzen Gnade beehrte. Der König, welcher dieser Gelegenheit zu einer Lustbarkeit mit Freuden ergriff, verlangte, daß die Hochzeit im St. Pauls-Hotel gefeiert werden solle. Sein Bruder, seine Dheimen und ihre Gemahlinnen wurden eingeladen, und man tanzte den ganzen Tag. Das Hotel hatte einen Stallmeister, Hüget von Guisay mit Namen, welchen der König sehr liebte, weil er sehr geschickt im Erfinden von allerlei Lustbarkeiten und Zeitverkürzungen war; vernünftige Leute verachteten und tadelten ihn aber sehr, weil er die ganze Jugend des Hofes verdarb und in tausenderlei Ausschweifungen unterrichtete, zu denen er sie zu verleiten wußte. Als der Abend an diesem Feste sich zum Ende neigte, fiel dieser Guisay darauf, eine Vermummung zu veranstalten. Da die Braut eine Wittwe war, so mußte bei ihrer Wiederverheirathung, der Sitte

gemäß, allerlei Spott und Kurzweil getrieben werden, und Alles ging in der vergnügtesten Unordnung zu. Der König, vier junge Ritter und Hüget von Guisay verkleideten sich als Wilde. Sie ließen sich in Leinwand nähen, welche all ihre Umrisse scharf zeigte. Diese Leinwand ward mit Harzpech bestrichen, um Bergfestzubalten, das man darauf klebte, um ihnen das Aussehen zu geben, als wenn sie ganz rauh wären, vom Kopfe bis zu den Füßen. Schreiend und tanzend traten sie ein, vom Könige geführt, und so maskirt, daß sie von Niemand erkannt werden konnten. Sorgfältig hatte man verboten, mit Fackeln oder Kerzen im Saale herumzugehen. Der König lief zuvörderst zu seiner jungen Tante der Herzogin von Berry, um sie zu verungeln, und die übrigen Masken belustigten die Gesellschaft durch ihre Tänze und ihre Verdrehungen. Jeder zerbrach sich den Kopf darüber, wer das seyn könne? Als der Herzog von Orleans und der junge Graf von Bor, welche einen Theil des Abends bei Frau von Clermont zugebracht hatten, diese Felle von Berg erblickten, dachten sie, ohne sich etwas Uebels dabei zu denken, daß man den Damen einen großen Schrecken einjagen könne, wenn man dieses Berg in Brand stecke und dann die lodernden Wilden durch den Saal laufen ließe. Deshalb ergriff der Herzog von Orleans eine Fackel und näherte sich den fünf Wilden, die sich umgefaßt hatten und zusammentanzten. Augenblicklich standen sie sämmtlich in Flammen. Nichts vermochte sie zu retten. Die Leinwand war zusammengezogen, und das Harz nährte die verzehrende Flamme nur allzusehr. Niemand hatte Zeit oder Mittel, ihnen zu Hülfe zu eilen. Ein gräßliches Geschrei erfüllte den Saal und vermischte sich mit dem Brüllen dieser Unglücklichen, welches ihnen der Schmerz entriß. „Rettet den König!“ — riefen sie zugleich, und bald wußte die Gesellschaft nicht ob der König nicht Einer von denen sey, welche in Flammen standen. Die Königin, welche allein in das Geheimniß dieser Verkleidung eingeweiht war, fiel in Ohnmacht. Auf allen Seiten vernahm man nur Geschrei und Wehklagen, und sah Unordnung und Entsetzen. Die Herzogin von Berry überzeugte sich bald, daß der bei ihr stehende Wilde der König sey. Sie hielt ihn zurück, so daß er sich nicht von der Stelle bewegen konnte und rief ihm zu: „Bleiben sie hier, Sie sehen, daß Ihre Gefährten in Flammen stehen;“ zugleich bedeckte sie ihn mit ihrer Robe, damit kein Funke auf diese elende Verkleidung fallen sollte. Hierauf eilte er zur Königin, am diese zu beruhigen.

Von den fünf Gefährten der königlichen Maskerade ward nur der Herr von Rantouillet gerettet; er hatte die Geistesgegenwart, im ersten Augenblicke der Gefahr sich in den Wasserbottich zu stürzen, in welchem man die Weinflaschen frisch erhielt; die Uebrigen starben unter den unerhörtesten Schmerzen. Der Tod des Hüguet von Guisay ward als eine gerechte Züchtigung Gottes für seine wilde Grausamkeit und seine schlechte Aufführung betrachtet. Der Herzog von Orleans erhielt von seinen Dheimen einen sehr ernsten Verweis. Er versprach, sich zu bessern, und ließ zur

Sühne in der Kirche der Cölestiner eine Kapelle bauen.

Das Volk bewies einen allgemeinen Unwillen gegen die leichtfertigen und verdorbenen Sitten eines Hofes, welcher das Schicksal des Königreichs auf eine so unbesonnene Weise auf's Spiel setzte. Es verlangte den König auf der Stelle zu sehen, um sich zu überzeugen, daß sein Leben gerettet sey. Am folgenden Tage fand eine feierliche Prozession vom Thore Montmartre nach der Kirche Notre-Dame statt. Der König erschien bei derselben zu Pferde, und der Herzog von Orleans, so wie die Herzöge von Burgund und Berry, folgten ihm barfuß.

Dieses so schrecklich sich endende Fest fand am 1. Februar 1393 statt. Bald darauf verfiel Karl VI. von Neuem in einen vollständigeren und länger anhaltenden Wahnsinn, als der erste war, und Frankreichs große Unglücksfälle begannen.

Heinrich IV. und die Schauspieler.

Im Hotel de Bourgogne, in Paris, wurde am 26. Januar 1607 vor Heinrich IV., seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe eine Posse aufgeführt, woran der König großes Vergnügen fand. Bei'm Aufrollen des Vorhangs sieht man ein dürftiges Zimmer. Man und Frau janken sich. Jene wirft ihm vor, daß er seine ganze Zeit in der Schenke zubringt, während sie mit ihren Kleinen hungern muß, und nicht weiß, wie sie die Steuern entrichten soll. „Noch gestern sind sie vom Amte hier gewesen, und haben mir Kessel und Bett mitgenommen.“ — „Siehst Du wohl“, erwidert der Mann, „daß ich recht hatte, Kessel und Bett zu versehen und — zu vertrinken. Auf diese Weise kommt es doch uns zu Gute und nicht den Blutsaugern. Wozu hülfte es uns, zu sparen, zu schaffen und reich zu werden: kämen doch die Bluthunde, und schleppten Alles fort. Ja, wenn es noch für unsern guten König wäre; so aber ist es für sie und für ihre H —. Nein, nein, den letzten Souß will ich im letzten Tropfen vertrinken auf des Königs Gesundheit; der Herr König soll leben und gesund seyn; meinen Souß soll er aber nicht haben. Hier ist er; hole mir einen Schoppen; auf der Stelle! hörst Du?“ — „Eiender“, rief sie; „Du willst mich also und die lieben Kinderchen in's Elend stürzen?“ — Es wird an der Thür gepocht; sie wird eingestossen; es treten Drei vom Amte herein, die Steuer einzufordern. Die Frau schreit laut auf; der Mann tritt ihnen entgegen, und fragt, wer sie sind. — „Gerichtsbeamte!“ — „Was? Leute von Art und Gericht gehen gerechter zu Werke; ich sehe Euch nicht für rechtliche Männer an!“ — Inzwischen hat sich die Frau auf eine Lade gesetzt, und will nicht weichen, als die drei Herren vom Gericht ihr befehlen, aufzustehen und zu öffnen. Sie reißen sie zuletzt mit Gewalt von der Lade, schließen auf, und es springen drei Teufel heraus, welche die drei Gerichtsbeamten holen.

Die Pariser Polizei, über diese Posse entrüstet, ließ die Schauspieler verhaften; aber Heinrich IV.

schenkte ihnen die Freiheit. „Ihr seyd Narren“, sagte er, „die Posse hat mich mehr beleidigt als Euch, ich habe aber darüber gelacht; machts, wie ich, und laßt die Leute in Ruhe!“

Lebens-Versicherungs-Anstalten.

Eine Hauptstraße in einer großen Stadt. In der Nähe ein Friedhof. Viele Leute, die von demselben zurückkommen.

Eine alte Frau. Habe ich doch in meinem Leben nichts Schöneres gesehen, als des Herrn Präsidenten Leichenbegängniß!

Das Kind an ihrer Hand. Ja, Mutter, so schöne Musik hören wir nicht alle Tage, und unser Garten trägt keine so schönen Blumen, als die waren, die man dem armen Herrn ins Grab nachwarf.

Ein alter Nachbar. Sie waren verdient, diese Kränze. Es ist ihm noch Herrlicheres in die Grube nachgeworfen worden, als Klang und Blume: eine Saat von Thränen, — Thränen von armen ehrlichen Leuten, die der Selige unterflüßt und gepflegt hat, mit Allem, was er erübrigen konnte.

Mehrere Arme. Gott segne ihn! er hat uns gekleidet! er hat uns ernährt! er war unser Helfer, als die ganze Welt uns verlassen!

Ein Vater zu seinem Sohne. Hörst du den Lobgesang, mein Sohn? Auch du trittst nun in die Welt, auch du wirst Vater eines Hauses, einer Familie werden. Vergiß darum nicht, den Leidenden dennoch immer Vater zu bleiben, so weit deine Kräfte reichen.

Der Sohn. Warum muß ein so schönes Leben sinken? Warum den Seinigen, nach so vielem Guten, nur Schmerz und Gram hinterlassen?

Ein Herr, zu den Damen, die er führt. Freilich hat er nichts andres hinterlassen als das Register seiner Almosen. Traurig genug für die Familie, zu deren Erhaltung die schmale Pension bei weitem nicht hinreicht, und die mehrere Töchter und Söhne zu versorgen hat!

Ein junger Ehemann zu seiner Gattin. Scheiden thut weh, meine Liebe; nicht wahr, ein Gatte sollte eigentlich niemals sterben!

Eine alte Wamsfell. Das beste Mittel unpreizig, der verderblichen Hagestolzen-Wuth der heutigen Männer zu steuern!

Ein Zettel-Anschlager. Das ist der beste Augenblick, mein Placat an die Mauer zu beften. Herbei, ihr Herren und Damen! herbei, ihr guten Leute und schlechte Christen! herbei, ihr Pöbelvolk und armes Gesindel, das nur an der Erde hängt wie eine Milbe am schwarzen Brod, und dennoch selbst von dem schwarzen Brod nicht weichen will, als ob es Zucker wäre! Herbei, ihr Todesseheue, allzumal! les't die Proclamation, die ich an die Ecke klebe: les't und geses't!

Ein Schuster, der mit offenem Mause vor dem Zettel stehen bleibt. Lebensversicherung? Ey du mein blauer Montag! was man nicht heut zu Tag alles erfindet!

Ein Schneider, der sich hinter ihm auf die Zehen stellt. Lebensversicherungs-Anstalt? Soll man da nicht sterben? Wer mir das erklärte! Ich habe begriffen, zu meinen Kleidern das Maas mathematisch zu nehmen, und wäre auch vielleicht geschick genug den Zettel zu capiren.

Ein Politicus. Seht, ihr Freunde, ich möchte euch das wohl erklären, weil ichs aus dem Grunde verstehe, wie überhaupt alles, was in der Welt und ihren Staaten vorgeht. Seht: gegen das Sterben hilft das Ding so eigentlich nicht, denn der berühmte Paracelsus sagt selbst, daß wider den Tod kein Kraut gewachsen ist. Man sollte das Ding deshalb wohl eher Todesversicherung, als die des Lebens nennen, weil immer eber Einer sterben muß, ehe ihn der Andere, die Anstalt nämlich, bezahlt.

Die Zuhörer. Ah! bezahlen? wem wird bezahlt?

Zettel-Anschlager. Euch, ihr dummen Leute! Euch, wenn ihr im Leben brav beigesteuert habt und endlich gestorben seyd.

Ein Zinngießer. Was nützt mir denn die Zahlung, wenn ich todt bin? —

Ein Tischler. Gott sey Dank, daß das Ding 'ne solche Wendung nimmt! ich dachte gar, der Tod sollte aufhören und keine Särge mehr gemacht werden.

Ein patentirter Bettler. Oder, die Reichen hätten allein das Privilegium bekommen, sich vom Grabe loszukaufen.

Ein Dorfsparrer zu seinem Schulzen. Sieht Er nun, Herr Schulze, wie weise die Schöpfung in all ihren Dingen ist, und der Landesherr in seinen Gesetzen? Hier ist Ihm das Mittel geboten, würde Er selbst ein Bettler, den Seinigen ein Kapital zu hinterlassen, das sie vor jedem Mangel sicher stellt.

Schulze, kratzt sich hinter den Ohren. Recht gut, Herr Pfarrer. Das hilft aber nicht gegen Viehsterben, Steuern, Einquartirung und Frohdienst. Ich denke mir immer: weil du dir's hast sauer werden lassen, so mögen die Deinigen nachher auch sehen, wie sie auf dieser Welt durchkommen.

Eine Hauptmännin zu ihrem Gemahl. Nicht wahr, mein Bester, Sie lassen sich assureiren, ehe Sie ins Feld ziehen?

Der Hauptmann. Leider, meine Vortreffliche, sind wir Kriegerleute von der vortheilhaften Anstalt ausgeschlossen.

Ein langer blasser Mensch. Was meynen Sie, mein Freund, wenn ich mich jezo versichern ließe?

Der Freund. Die Anstalt würde, fürchte ich, bei Ihrer Acquisition nicht zum besten wegkommen.

Ein Arzt. Lassen Sie sich diese Gedanken vergehen, mein Allervortrefflichster. Sie haben einen belästigten Habitus, eine Habnen-Brust, lange weiße Zähne, und einen permanenten Husten: Sie sind nicht zu versichern.

Ein eingebildeter Kranker. Gott stehe uns bei! die verdammte Lebensversicherung wird eine Menge von Todesurtheilen zu Tage fördern. Wie mancher, mit rothen Wangen, und wohlgenährter Gestalt,

glaubt sich jezo noch gesund, und erfährt mit Schrecken just da er sich seine Hand voll Tage noch versichern will, daß er ein Patient des nahen Endes ist!

Ein Student. He da, mein lieber Freund und Stubenbursche! das ist ein herrlich Ding! wir wollen uns gegenseitig versichern. Seht Einer von uns während der academischen Zeit am Commerc oder am Schläger drauf, so soll der Andere doch noch etwas Besseres erben als die Bücher und den Stiefelknecht.

Ein Agent. Verzeihen Sie, mein Herr, so angenehm und stets Ihr Geld seyn wird, so bricht doch schlechter Lebenswandel und Quell den Contract mit Haut und Haar.

Ein Melancholikus, zu einem Andern. Du kennst meine Lage, Bruder. Du weißt wie arm mein Beutel, wie überdrüssig mir das Leben, wie träge Arm und Kopf mir ist. Wie, wenn ich hinginge, mich versichern ließe, und dann ins Wasser stürzte? Familie und Welt wären mich dann los und die Erstere hätte zu leben.

Der Agent. Ihr Entschluß ist nicht übel, mein Herr. Aber der Selbstmord bricht jeden Contract.

Ein Mann mit gelblichem Gesicht. Ich wünsche der erste zu seyn, der sich in die Liste der Versicherungen einschreibt. Ich wünsche meiner Familie 10,000 Thaler zu hinterlassen; hier ist mein Beitrag, hier das Zeugniß des Arzts. Fertigen Sie mir die Police aus, daß ich der Erste sey, dessen die öffentlichen Blätter erwähnen.

Der Agent. Gern, mein Herr, empfangen Sie Ihre Thaler, aber als Geschäftsfreund darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß es möglich wäre, daß irgend eine Krankheit der Organe sich in Ihnen gebildet, und daß im Falle Sie binnen einer gewissen Frist an einem solchen Uebel vercheiden sollten, es nur von der Beratung der Gesellschaft der Versicherung abhängen wird, ob Ihr Contract zu halten oder nicht.

(Schluß folgt.)

Eingetroffene Worte.

Als der Oberceremonienmeister in der Nationalversammlung erschien, um ihr im Namen des Königs, Ludwig XVI., zu befehlen, auf der Stelle auseinander zu gehen, gab Mirabeau folgende gewichtige Antwort: „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir durch die Macht des Volks hier versammelt sind und daß man uns derselben nur durch die Kraft der Bajonnette entreißen kann.“ — Diese Worte sind bekannt genug, weniger aber die, welche der König sprach, als der Minister ihm jene kühne Antwort überbrachte: „Nun wohl!“ — sagte der Monarch — „wenn die Herren vom dritten Stande sich weigern, den Saal zu verlassen, so kann man Nichts weiter thun, als sie darin zu lassen.“ — In diesen wenigen Worten war das Schicksal des unglücklichen Fürsten enthalten.

(Hiebei eine literarische Beilage.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 21. September 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 38.

Die Fidiuse.

Am Hofe eines großen Fürsten hatten sich mehrere Gesellschaften darstellender Künstler durch viele Jahre mühevoll gearbeitet, um den geliebten Herrn in den wenigen Stunden seiner Geschäftsruhe angenehm zu zerstreuen. Er langweilte sich am Ende dennoch bei den wichtigsten Momenten ihrer Kunstausbrüche; das Heulen; das Trillern und das Drehen hatte für ihn keinen Reiz mehr.

Er sehnte sich nach etwas Anderm, aber er wußte sich nicht gleich zu erklären, — wornach er sich sehnte.

Endlich fand er es. — Eine muntere Abendgesellschaft, durch die Schranken der hohen Ehrfurcht nicht so enge eingeschlossen, um nicht frank und frey und so, wie das Sprichwort lautet: — von der Leber weg — über Dieß oder Jenes seine Meinung zu sagen, sollte ihm wohl die angenehmste Unterhaltung gewähren. — Die Meinungen seiner Höflinge wußte er alle schon vorhinein, sie waren ein getreues Echo seiner eigenen; — er wollte aber auch andere Meinungen hören und freute sich herzlich darauf; wenn ein eigensinniger Gelehrter, ein stolzer Künstler und ein derber Handwerksmann seinen Behauptungen mit der freimüthigen Phrase: „nein, es ist nicht so!“ entgegen kommen würde.

Der Fürst wählte zu diesem Zwecke zwei Mal in jeder Woche eine Abendtafel; — dazu wurden die Gäste aus verschiedenen Ständen geladen und vorzüglich jene, die durch besondere Kenntnisse in ihrem Fache, oder auch durch ihre muntere, witzige Laune bekannt waren.

Die hoch eruditen Gäste ärgerten sich nicht wenig über des Fürsten humane Vertraulichkeit mit den profanen Plauderern, (wie sie die Arbeitsleute nannten), durch deren lärmende Geschwätzigkeit sie nicht selten gehindert wurden, zu Worte zu kommen und ihren profunden Salbader auszukramen. Die grüßgrämige Mimik dieser Mitglieder so vieler gelehrten Gesellschaften belustigte den Fürsten ungemein.

Bei einem dieser fröhlichen Gelage führte ein Schreier — in seiner Zunft der Kreuzkopf genannt, —

das Hauptwort. Er hatte dreierley Launen, wenn er den vollen Gläsern zusprach; — die ersten Gläser machten ihn lustig, die folgenden nachdenkend, und wenn er gegen ein Duzend geleert hatte, brach er in Sentenzen aus, die, — wenn auch nicht reiche Cultur, — doch immer gesunden Menschenverstand verriethen.

„Je weniger der Mensch zu thun hat“ — rief er mit dem dreizehnten vollen Glase in der Hand, sehr ernsthaft aus: — „und je besser er bezahlt wird, desto fauler und nachlässiger ist er!“

„Sehr dumm gesprochen!“ — leuchte sein Nachbar, ein dicker Mathematikus, — „die gute Bezahlung spornet zum Fleiße und wer wenig zu thun hat, hat Zeit, das Wenige gut zu verrichten, was er wohl nicht thun kann, wenn er mit Geschäften überladen ist.“ —

Hier blickte der sich insakibel dünkende Mann mit einem gefälligen Lächeln auf den Fürsten, als wolle er ihm damit ein ehrenvolles lautes Placet abnöthigen; — der Fürst veränderte aber seine Miene nicht, er stellte nur in ein Paar Secunden darauf in höchst gelassenem Tone an den Widersprecher die kurze Frage, „Betrauen Sie sich Ihren Gegensatz praktisch zu beweisen?“ —

„Eure Durchlaucht kennen ja meine Axiome aus meinen Büchern, die ich auf Velin-Papier und in Cassian mit Goldschnitt gebunden, höchstedenenselben überreicht habe, wofür ich aber bei dem Buchdrucker und Buchbinder leider noch in Rückstand baste, weil die Honorarien noch nicht eingegangen sind,“ — antwortete der subline Rechenmeister; — „ich kann mich in nichts irren, meine Wahrheiten sind nicht erforschbar, sie sind schon ausgemacht; was aus meinem Munde und meiner Feder hervorkommt, ist kein x, y, z.“

„Wohlan, mein Herr Euklides,“ — sprach der Fürst weiter: — „ich fordere Sie zur Probe auf, und wenn Sie Ihrer Meinung getreu bleiben, soll sie Ihnen nicht übel bekommen. Von morgen an sind Sie in meinen Diensten mit einem Jahresgehalt von 2000 Thalern und einem Freiquartier in meinem Pallaste,“

Mathem. (vor Freude beinahe umsinkend und

matt sprechend) — und meine Pflichten, Euer Durchlaucht — ?

Fürst. Die sind sehr klein. — In meinem Kabinette steht auf dem Schreibtische ein silberner Becher, darin stecken die Fidibuse für meine Pfeife, diese haben Sie ausschließend zu besorgen. Wenn er auch nicht voll ist, so müssen ihrer doch wenigstens ein Duzend darin seyn; — wären Sie aber in ihrer Aufsicht so sorglos, daß ich nicht einmal so viel fände, — dann haben sie ihren Dienst verloren und ich jage Sie aus meinem Lande.

Math. (höchst erstaunt.) Und für dieses kleine Geschäft zahlen Eure Durchlaucht jährlich 2000 Thlr. und geben ein Freiquartier dazu?

Fürst. Ja! ja! das Alles, — aber wie ich sage, ich halte Wort, im Schlimmen wie im Guten.

Math. (mit Selbstvertrauen) Zum Schlimmen soll's wohl nicht kommen.

Fürst. Wenn Sie länger leben als ich, so haben Sie Ihren Gehalt als Pension und dürfen nicht einmal mehr für die Fidibuse sorgen.

Math. Gott gebe Euer Durchlaucht langes Leben! — Tausend Stücke sollen in meinem Quartier immer vorrätzig liegen, der Becher immer voll seyn und bis zum Duzend soll's nie herabkommen; wenn ich auch zu Hause am Podagra krank liege, so werden meine Leute —

Fürst. Machen Sie's, wie Sie wollen.

Damit war es nun abgethan und der Mathematikus, den wir, — um ihm doch einen Namen zugeben, weil wir seinen rechten Namen nicht erfahren haben, und auch der Kürze wegen, — Herrn Kalkul nennen wollen, trat am folgenden Tage in sein neues Amt. Er ließ schon am Abend vorher ein ganzes Rieß blendend weißes Papier in seine Wohnung bringen, zerschnitt es die ganze Nacht hindurch mit sorgenvoller Aengstlichkeit, als würde er damit nicht für zwei Tage auslangen, zu den regelmäßigen Anzündungsformen, schleppte, eh' noch kaum der Morgen graute, einen dicken Paß, womit er leicht zwanzig Becher hätte füllen können, in das bezeichnete Cabinet und stopfte den Becher so fest voll, daß der Fürst beim nächsten Gebrauche nur mit vieler Mühe ein Stücklein davon herausziehen konnte.

Nicht genug! er blieb täglich einige Stunden dabei stehen als besorgte er, sie würden alle sammt und sonders davon fliegen, — und so verstrichen einige Wochen, worüber der Fürst herzlich lachte, als er den angstvollen Hüter mit starren Augen auf das Gefäß hinblicken sah.

Nach ein paar Monaten hörte aber dieses stundenlange Wachhalten unvermerkt auf, und der Fürst sah nun Morgens und Abends den lauer gewordenen Kalkul auf einige Minuten nachsehen, ob der Papierbecher in dem vorgeschriebenen Zustande sich befinde.

Der Fürst machte dem Kalkul hierüber keine Bemerkung, er brauchte ohnehin von dem Vorrathe täglich nur einige Stückchen, aber als ein tiefer Menschenkenner sah er voraus, daß, dieser einst so ängst-

liche Wächter nach und nach eben so nachlässig seyn werde; als er vorher, übertrieben war.

Es gingen wieder einige Monate vorüber und Kalkul erschien auch nicht mehr täglich Morgens noch Abends. — Am Anfang einer jeden Woche zählte er obenhin die vorhandenen Stückchen und steckte zur Noth eben so viele dazu, als er von der Zahl in der vergangenen Woche abgängig fand.

Kalkul mochte nun wohl ein halbes Jahr angestellt gewesen seyn, als er die Wochen-Revue auch noch überflüssig fand.

Es kam das angenehme Frühjahr herbei, — die grünenden Fluren und die duftenden Blüten luden den durch sein reichliches Einkommen für die Natur-Schönheiten gefühlvoller gewordenen Mann, der seit dem neuen Amte auch seinen algebräuschen Apparat auf die Seite gelegt hatte, zu erquickenden Genüssen freundlichst ein. — Er hielt als ein guter Lateiner sich fest an den trefflichen Spruch: Quod quis per alium facit, per se fecisse videtur, das in freier Uebersetzung heißt:

Was uns nicht mehr zu machen freut,

Das mögen And're machen.

Der Custos gab seinem Stiefelpußer den Auftrag, alle Wochen fleißig nachzusehen und wenn es nöthig wäre neue Streifen dazu zu stecken — und er ging auf das Land.

Der Stiefelpußer war aber ein alter, vergeßlicher Mann, und hätte er keine junge Tochter und diese kein besseres Gedächtniß als ihr Vater gehabt, so wäre das Gefahr drohende Gefäß gar bald ganz leer geworden; aber so sorgte das liebe Mädchen für den Auftrag, den ihr Vater erhalten hatte und der Fürst lachte noch herzlicher, als er seinen Kalkul gar nicht mehr und für sein Amt die achtzehnjährige Tochter eines Stiefelpußers sah, die mit ihren niedlichen Fingern den silbernen Becher hin und her schaukelte, damit die Fidibuse in gleicher Höhe blieben.

Aber auch die jungen Mädchen sind vergeßlich, besonders wenn sie mit dem lieben Amor zu tändeln anfangen, da vergessen sie auf die ganze liebe Welt mit allen ihren Fidibusen und obendrein auch auf den lieben Himmel.

Gerade jene Stunden, die das Mädchen zu diesem Dienste bestimmen konnte, hatte der freundliche Liebesgott und auf seinen Befehl der Liebhaber gewählt zu den Stunden der süßen Minne; das Glück des Einen gebiert das Unglück des Andern, und indessen die Herzen der beiden Liebenden entflammten, wozu sie wohl keine Fidibuse brauchten, drohte dem Fürsten die Gefahr, seine Pfeife an der brennenden Kerze anzünden zu müssen.

Der Nebengott hatte seine Gaben schon ganz gespendet und Kalkul sah noch ganz fest und rubig auf dem Landhause eines seiner Bekannten, der ihm ewige Freundschaft zuschwor, seitdem ihm Kalkuls Einkommen und seine Fürstengunst bekannt geworden war, als das Becherlein in dem fürstlichen Kabinette halbleer zu werden anfang.

Es ist doch sonderbar, daß das Halbleere am Ende ganz leer wird, wenn man immer davon nimmt und gar nichts mehr dazu thut. Das nenn' ich doch ein steinfestes und sonnenklares Axiom, wenn es auch weder in einem mathematischen noch philosophischen Lehrbuchein buchstäblich angeführt ist.

Der Fürst lachte nun zum dritten Male, aber noch weit lauter als die beiden ersten Male, als er nur drei Fißibuse mehr in dem Becher sah. — Damit gürdete er seine letzte Pfeife für diesen Abend an und schrieb, während er den Rauch in dicken Dampfwolken heraublies, folgenden Brief:

Mein Herr Mathematicus!

Von heut' an sind Sie Ihres Dienstes entlassen und haben weder Gehalt noch Quartier mehr. — Von der Verbannung aus meinem Lande will ich Sie vor der Hand losprechen, aber ich verlange ausdrücklich von Ihnen, daß Sie die Wahrheit des Satzes, den der philosophische Schreiner aufgestellt hat, schriftlich anerkennen. Nur unter dieser Bedingung dürfen Sie in meinem Lande bleiben, und ich erwarte binnen drei Tagen diese Erklärung, sonst müssen Sie fort.

„Ich soll dem Schreiner huldigen?“ — rief der erzürnte Kalkulator, als er das Schreiben las, — „Nein! da laufe ich eher hundert Meilen von der Gränze eines Landes, wo man die Handwerker-Sentenzen respektiren soll.“

Er gab also diese Erklärung nicht, wanderte aus, und aß in einem fremden Lande lieber das Bettelbrod.

Lebens-Versicherungs-Anstalten.

(Schluß.)

Ein leichtsinniger Mann. Ha! seht dort den Ellenlangen Zettel! eine Charlatanerie unserer Zeit! das wäre mir das Rechte! bin ich gesund, und bleib ich es, so zahle ich an Beisteuern in ein paar Jahrzehenden das ganze Kapital, das ich mir versichern lassen möchte. Wozu die Poffen? mein Weib hat meine Liebe, die Kinder haben die Hoffnung, und ich schaffe mir lieber im Jahr ein paar fröhliche Champagner-Stunden mehr und spare meine Prämie.

Ein solider Mann. (er notirt sich in seiner Schreibtisch den Namen des Agenten) Man muß an den Tod denken, dieweil man noch in frischer Kraft ist. Darum will ich morgen nicht versäumen, den Meinigen ein Erbe zu sichern, ohne daß sie es wissen. Auf meinem Sterbebette sollen sie es erfahren, wie ein liebender Vater für sie gesorgt. Das Meiste doch muß der Vater im Himmel thun.

Eine Braut. Wenn Sie sich nicht assureiren, mein werther Bräutigam, so kann aus unserer Verbindung nichts werden. Sie haben ein kleines Amt und beginnen, der Mode zu Liebe, eine große Haushaltung. Ich will gesichert seyn.

Ein Gastwirth zu seinem Schuldner. Mein Herr! Sie wissen schon längst, daß Sie mir 6000 Tha-

ler schulden, und haben mich noch nicht bezahlt; darf ich nun wissen, wie Sie sich befinden?

Der Schuldner. Ganz wohl; ich fühle mich disponirt, auf ewige Zeiten ihr Schuldner zu bleiben.

Der Gastwirth. Sie sollen mich auch nicht bezahlen. Wie wäre es jedoch, wenn ich Ihr Leben versichern ließe, um dereinst zu meinem Kapital zu kommen?

Der Schuldner. Ich bin's zufrieden. Aber Sie wagen Ihr Geld. Ich werde steinalt.

Der Gastwirth. Speisen Sie nur wieder bei mir und meine Tafel soll das Uebrige thun.

(Ein Ehepaar geht gravitatisch über die Straße, von einigen Kindern gefolgt.)

Das Söhnchen von 6 Jahren. Mama, versichern Sie mich! wenn ich Soldat werden soll, muß ich schöne Kleider und große Stiefel haben, und der Papa ist so karg mit dem Gelde!

Das Töchterchen von 7 Jahren. Papa, versichern Sie mich! Wenn ich Berwalters Rudolph heirathe, so brauche ich Spitzen und seidene Schuhe, und die Mama will nichts von dem Ihrigen hergeben.

Die Mama. Ach, die Naivetät der Kinder verdient, daß Sie ihrem Wunsch entsprechen.

Der Mann. (lachelnd zu der Frau) Meinen Sie nicht, daß es besser wäre, wenn wir uns gegenseitig versichern ließen?

Die Mama. Ich glaube nicht, daß Sie zu kurz kommen würden, mein Schatz. Ihre verzweifelte Sparsamkeit würde mich bald verschmachten lassen.

Der Mann. Beruhigen Sie sich, Madame. Jedensfalls ärgert mich Ihr Reisen früher zu Tode.

Ein ganzer Schwarm von Frauen zu ihren Männern. Leset, leset, leset ihr Herren! jener Zettel ist ein Fingerzeig des Himmels, und um so auffallender, da wir gerade vom Grabe des Präsidenten zurückkehren, der seine Familie so übel bedacht hat, weil er den Armen zu viel gab.

Ein Pietist. Die Werke des Gerechten sind der größte Schatz für dessen Hinterbliebene.

Ein Weltkind. Davon speist man nicht, mein Wertheister, und der Segen der Armen hört auf, sobald die Hand nichts mehr gibt.

Eine Dame. Sehen Sie, meine Lieben! dort nähert sich gerade die Gattin des Präsidenten mit ihren erwachsenen und unmündigen Kindern. Sie gehen jetzt hinaus, nachdem der fremde Troß sich verlaufen, um auf dem Grabe ihres Vaters zu weinen. Welch Herz zerreißender Anblick, diese traurigen Gewänder, diese thränenvollen Blicke!

Ein Staatsoffizier. Der Präsident war ein Mann, dem nicht nur die Armuth ihr Heil verdankt, sondern auch das ganze Vaterland. Wenn auch der Herrscher nicht alles thun kann, um solche Dienste zu vergelten, — wenn wir auch dem Patrioten kein Monument errichten, — und welche ein Lohn wäre auch für ein warmes Herz der kalte Marmor! — warum könnten wir nicht thun, was Nachbarvölker für die Nachkommen wohlverdienter Todten freigebig gethan?

Warum scherten wir nicht durch eine allgemeine Unterzeichnung den Hinterbliebenen des Ehrenmannes ein anständiges Vermögen, einen Beweis unserer Dankbarkeit?

Ein Weltbürger. Aus dem Grunde, mein Herr, daß es bei uns nie Herkommens war. Es paßirt uns wohl zuweilen, daß wir unsern Nachbarn eine Willkür von Thorheiten nachmachen, ehe wir es über uns gewinnen können, es ihnen in einer Tugend gleich zu thun.

Die Dame. Was bliebe uns denn also übrig, um jener unglücklichen Familie unsere Theilnahme zu bezeugen?

Ein Egoist. Ein Condolenz-Billet, und das Bedauern, daß nicht schon ein Jahr vor dem Tode des Seligen die Lebens-Versicherungs-Anstalt ins Daseyn trat.

Perlen und Diamanten, als Arzneien.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gebraachte man gewisse Kostbarkeiten, z. B. Edelsteine, Perlen, zur Heilung von Krankheiten. Im J. 1397 verpflichteten sich zwei Mönche bei Todesstrafe, den König Karl VI. von Frankreich durch Heiltränke zu curiren, bestehend aus einem in zerstoßenen Perlen destillirten Wasser. Ihr Unternehmen mißlang; man gab ihnen die Tortur, nöthigte ihnen hierdurch das Geständniß ab, sie seyen Abtrünnige, Zauberer, Geisterbeschwörer, und so wurden sie zum Tode verurtheilt, hingerichtet, gewiertheilt, und dann dem Volke zur Schau ausgestellt. Ein Jahrhundert später war man noch nicht klüger, denn ein berühmter italienischer Arzt, Luzano di Ticino, gab 1492 Lorenz von Medizis in dessen letzter Krankheit ein angeblich sehr wirksames Mittel, nämlich einen Trank, bestehend aus gepulverten Diamanten und Perlen. — Der fürstliche Kranke starb aber demungeachtet.

Wirkungen der Einbildungskraft.

Dr. Barbantini, in Lucca, beobachtete unlängst folgenden denkwürdigen Fall, den die Polizei zu bezichtigen wissen wird, da er über die Gefahren des Hundehaltens zu ernstlichen Betrachtungen Veranlassung geben kann. Ein Jäger ging mit einem Hunde auf die Jagd. Der Hund begegnete einem andern, fiel denselben an und verbiß sich. Der Jäger suchte die Hunde auseinander zu bringen, indem er an dem Schweife seines Hundes zog, wurde aber von diesem leicht am Beine gebissen. Der Hund verließ sich, und die Wunde heilte am dritten Tage. Der Gebissene, fürchtend sein Hund habe die Hundswuth, bekam am dritten Tage alle Anzeigen der Wasserscheu, und konnte vier Tage hindurch weder Festes, noch Flüssiges schlucken. Selbst einige Wuthanfälle gesellten sich hinzu. Am 9. Tage nach dem Bisse kehrte der Hund heim, der in das Zimmer des Gebissenen gebracht, seinem gebissenen Herrn, wie gewöhnlich schmeichelte. Von

diesem Augenblicke an verschwanden die Erscheinungen der Wasserscheu.

Die Philologie und der Bauer.

Scaliger und Vossius, zwei berühmte Philologen des 17. Jahrhunderts, erhielten einst in einem Glase eine gallertartige körnige Materie höhern Orts amtlich zugesandt, um sie zu untersuchen und zu sagen, was es wäre. Ein gelehrter Kommentar wurde nun abgefaßt, ohne jedoch den räthselhaften Körper, dem Namen und der eigentlichen Natur nach, zu bestimmen. Zufällig erblickte ein Bauer das Glas mit dem Inhalt, und gefragt, was denn das sey, rief er sogleich aus: „Ach das ist ja Froschlauch!“

Mylord Rundhut.

Kaiser Paul I. hatte die runden Hüte verboten; ein Engländer behielt den seinen, und zeigte sich auf allen Straßen und Plätzen. Dies entging dem Kaiser nicht. Von weitem erblickte er den Rebellen, als er einst ausfuhr, und schickte einen Leibgardisten, um ihn zu verhaften. Dieser reitet heran, findet — einen dreieckigen Hut und berichtet. Der Kaiser setzt sein Glas noch einmal an, er sieht einen runden. Jetzt schickt er den Garde-Offizier ab, und als dieser ebenfalls berichtet, die drei Hut-Ecken gesehen zu haben, wird Paul entrüstet, und greift wieder zum Glase; aber der Engländer war verschwunden. Die wachsame Polizei hatte ihn bald aufgestöbert, und nun findet es sich, daß der Hut, vermittelt einer Feder, bald rund bald aufgestutzt erscheinen mußte. Der Kaiser lachte über den Einfall, und gestattete dem Engländer seine Hutfreiheit. Dieser hieß seitdem Mylord Rundhut.

A n e k d o t e.

Ein Kaufmann in der Altstadt London wollte sein eigenes Bild, so wie das seiner Tochter und seiner beiden Söhne, auf Leinwand verewigen und wählte zum Gegenstande das Opfer der Iphigenia, indem er einen französischen Maler aufforderte, ihn als Agamemnon und seine Tochter als Iphigenia darzustellen; Calchas und Achilles sollten die Züge seiner Söhne tragen. Wie groß war aber des armen Künstlers Verzweiflung, als sein Beschützer den Helm weg haben wollte, weil er der Aehnlichkeit und dem Haarpuße des Kaufmanns, einer blonden Perücke, hinderlich war. Bald fand auch die Tochter, daß der Faltenwurf an der Iphigenia ihren zarten Wuchs zu sehr verhüllte, er mußte die griechische Fürstin mit einem englischen Leibchen bekleiden; der Bart des Calchas mußte dem ältern Sohne zu Gefallen abgenommen werden, und schon schickte der Maler sich an, den Achilles in eine Oribsten-Uniform zu hüllen, als er die Nachricht erhielt, daß sein Agamemnon — so eben Banquerot gemacht habe.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 28. September 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 39.

Die Jugendfreunde.

Novelle von Hermann Horst.

Vor etwa dreißig Jahren studirten auf einer deutschen Universität zwei Jugendfreunde, geboren in einer und derselben Stadt, und beinahe von gleichem Alter.

— Falk, der Jurist, war reich; Kempf, der Theolog, so arm als möglich. Beider Eltern waren verstorben, und des Letzteren Umstände nun um so trauriger, da er nicht einmal Vettern und Basen von einigem Einfluß hatte, und deshalb nur ein sehr karges Stipendium zu erwerben vermochte. Ein guter Mensch, wie er war, hatte er keine andere Angelegenheit, als Tag und Nacht mit Sorgen für die Zukunft seinen theologischen Studien obzuliegen, Alles ausschließend, das nicht unmittelbar auf ein zu hoffendes Prediger-Amt hinwies. Falk dagegen, ein Student in vollem Behagen, hatte einen vorzüglichen Hang zu den mathematischen Wissenschaften; er trieb die Jurisprudenz nicht stark, sondern beschäftigte sich meist mit der höheren Arithmetik und der Geometrie; nebenher sah er in allen Wissenschaften sich etwas um. Auch er war gutmüthig; wäre er schon Herr über sein bedeutendes Vermögen gewesen, so würde er gewiß seinen Jugendfreund sehr unterstützt haben; aber laut dem Testamente seines Vaters erhielt er zwar hinreichend für sein gutes Auskommen, doch nicht so viel, um einem Andern noch etwas Ansehnliches davon mittheilen zu können. — Indessen wenn ihm Kempf auf dem Wege zu seinem Pfennigs-Tisch begegnete, und Falk in das vom Lernen, Wachen und Hungern bleiche Gesicht sah, packte er ihn oft rasch unter den Arm und nahm ihn mit in sein flottés Speisehaus, wo schon die Nase des armen Theologen sich regalirte, ehe er noch an's Essen kam.

Falk's Vater hatte ihm seinen letzten Willen verordnet, daß sein Sohn für mündig erkannt werden solle, sobald er seine Studien absolvirt habe, und die desfalls nöthigen Vorkehrungen bei seiner Obrigkeit getroffen. Obgleich nun der Sohn sich der Rechtsgelahrtheit nicht sehr befließigt hatte, fand er doch Mittel, sich mit einem ganz vortrefflichen Zeugniß zu versehen. — Bei seinem Scheiden von der Universität

gab er einen fidelen Abschied; ein sehr vollständiges Gabel-Frühstück und Champagner in Ueberfluß stand für Alle, die kamen, in Bereitschaft, und der Abgang wurde stets ersezt. Kempf hatte das Glück, bei seinem Besuch den Freund Falk eben allein zu finden; in Gegenwart Anderer würde er sich genirt haben, von den kostbaren Victualien viel zu nehmen: — so aber war er freier und sein Jugendfreund setzte ihm hauptsächlich mit dem Champagner so lebhaft zu, daß er in eine etwas heitere Stimmung kam. „Sieh' her, Bruder-Heiz!“ rief Falk auf eine Karte der westlichen Hemisphäre zeigend; kennst Du das Land, wo kräft'ge Freiheit blüht?“ — „Du deutest auf Amerika!“ erwiderte Kempf. — „Ja auf Nord-Amerika!“ rief Falk begeistert; „Dahin will ich zieh'n! — Ich gehe jetzt nach Hause“, fuhr er rasch fort; „hole mein Vermögen, komme noch einmal — wegen einer gewissen Angelegenheit — hierher, und dann geht's nach Hamburg — zu Schiffe — und fort in die neue Welt. Die alte, Bruder-Heiz, ist so ausgemessen, und gleichsam Ellenweise verkauft, daß ich für meinen Hang zur Geometrie im Großen hier gar keine Beschäftigung finde.“ — „Nach' keine dummen Streiche!“ sagte lächelnd Kempf, vom Champagner etwas ermutigt. „Du brauchst keine Geometrie; Du hast Vermögen — Ach!“ — rief er tragikomisch aus — „könnt' ich leben ohne Theologie; arbeiten wollt' ich gern!“ — Falk lachte laut. — „Ich soll keine dummen Streiche machen?“ rief er; „was sind denn das für Streiche, wenn einer sich wie ein Hund plagt, um etwas zu lernen, das ihm selber nicht gefällt? Nein, da schau mich an! Ich sollte Jura studiren, um einmal in meiner Arbeitsstube, oder in einem Amt, all' das alberne Zeug anzuhören, das Einem da mit großer Ernsthaftigkeit erzählt wird? Nein hoch lebe die Mathematik! die einzig wahre Wissenschaft! Ich will Landmesser in Nord-Amerika werden; ich würde sagen Feldmesser, aber die Felder sind da wohl noch dünn gesät! Landmesser von Geschicklichkeit sind dort gesuchte Leute, wie ich sicher weiß!“ — „Wenn das gefährliche Seefahren nicht wäre“ — sagte Kempf, nachdem er ein volles Glas Champagner geleert — „so hätte ich wohl Lust umzusatteln; denn ich glaube

schwerlich, daß ich zu Hause ein gesuchter Mann werde!" — „Das laß' bleiben!" sagte Falk rasch; „Du bist verdorben für die Mathematik. Du glaubst Alles, was Einer sagt, der Mantel und Kragen anhat; bei uns Mathematikern gilt das nicht; selbst unser Patriarch Euklid muß sich nachrechnen lassen, ehe wir ihm Glauben schenken; — der steht dann aber auch fest gegen alle Kezerei, und wir nehmen ihn wahrscheinlich einst von hier mit, als eines von den Gütern, wovon ihr Theologen, unbekannter Weise, behauptet, daß sie weder Motten noch Kost fressen." — „Nach' nur", sagte Kempf, vom Champagner lustig; „daß Dich unterwegs nicht die Fische mit all Deiner Weisheit verschlucken!" — „Da haben wir's!" rief Falk laut lachend; „Du hältst ein Schiff für ein Ding, das so à la merci des vents et des flots dahin treibt! Wärest Du ein Mathematiker, so wäre Dir bekannt, wie sicher die Hand des Steuermanns eine so große Maschine durch den Ocean dahinführt. Unglücksfälle abgerechnet, gibt's nichts, das sicherer wäre." — „Ja, aber Unglücksfälle", sagte Kempf, indem er ein frisch gefülltes Glas ergriff, „die bringst Du nicht in Rechnung!" — „Wozu soll ich mich mit Unvermeidlichkeiten in Gedanken plagen!? Doch wenn Du willst, so werd' ich mir einmal lebhaft vorstellen, Du würdest bald ein recht angesehen Herr Stadtpfarrer; gingst in Wind und Wetter zu den Kranken, die Dich rufen ließen, aber — unter tausend Fällen einen angenommen — einer Deiner geizigsten Beichtkinder hätte, consequenter Weise, seinen baufälligen Schornstein nicht ausbessern lassen, und der siele Dir, im Vorübergehen, auf den Kopf?" — Kempf schwieg und schlürfte an seinem Glase. — „Du hast freilich den Trost", fuhr Falk lächelnd fort, „nicht von Fischen gefressen zu werden, denn man braucht Deinen Leichnam noch zu einem Beerdigungs-Pomp; auch greift der Geizhals vielleicht sich an, und läßt auf seinen neuen Schornstein eine Märtyrerkrone nebst der Jahrszahl auswendig darauf malen. Sieh', Bruder-Hez, so steht's mit Deiner Sicherheit; auf dem Schiff aber ist Alles gut und fest gemacht, und wir wissen auch ziemlich, wie es unter uns im Grund des Meeres aussieht!" — „Ich möchte nur einmal so ein Seeschiff sehen!" sagte Kempf lebhaft. — „Topp! Bruder, das sollst Du!" rief Falk; „wie lange bleibst Du noch, um hier mit Deinem Gewäsch fertig zu seyn?" — „Ich kann alle Tage abgehen!" sagte Kempf, indem er sein Glas leerte. — „Gut", sprach Falk; „wenn ich zurückkomme, nehm' ich auf meine Kosten Dich mit nach Hamburg, da magst Du eine Seestadt und Schiffe genug sehen; ich zahle Alles, auch Deine Rückreise."

Kempf ließ sich das gern gefallen, und als eben Falk's Aufwärterin, ein schönes junges Mädchen, in's Zimmer trat, sagte er: „Was sagen sie denn dazu, Jettchen, daß wir unsern Freund nun bald verlieren?" — Jettchen zuckte lächelnd die Schultern und trug die leeren Champagner-Flaschen fort. — „Bruder-Hez", sagte Kempf benebelt; ich kann mich auf die Universitäts-Mädchen gar nicht verstehen; immer glaubt ich bei dieser eine große Anhänglichkeit an dich zu bemerken, aber es heißt bei ihr auch: ist's der nicht,

so ist's ein Anderer! — „Das kommt noch", meinte Falk; „Du wirst Dein blaues Wunder sehen, wie die weinen wird, wenn ich fort bin." — „Hör", entgegnete Kempf wankend; „wenn's so ist, wär mir's doch nicht so einerlei an Deiner Stelle; das Mädchen ist zwar arm, aber sehr brav und von guter Herkunft!" — „Was bist Du für ein närrischer Kerl!" rief Falk lustig; „Bravheit, diese Quadratwurzel alles Guten, diese incommensurable Größe, ist schon hinreichend für einen Mathematiker; Dein Herkunftswesen ist purer theologischer Pleonasmus. Bekümmere Dich nicht um Henriette; packe Dich von hinnen, und mache Dich bereit, in Zeit von vier Wochen mit mir nach Hamburg zu reisen. Jetzt leb' wohl, denn in einer Stunde will ich schon unterwegs seyn!" — Die Freunde umarmten sich, und schieden auf baldiges Wiedersehen.

Zum ersten Mal in seinem Leben war Kempf mit einem Champagner-Rausch nach Hause gegangen. Er warf sich auf sein Bett, ohne sich auszukleiden; aber nicht ohne einige Augenblicke daran zu denken, wie er wohl am hellen, lichten Vormittage über die Straße gewandert seyn möge. — Immer seine künftige Amtswürde im Sinne habend, war er, trotz dem merklichen Uebergewicht seines Kopfs, beflissen, in verpendikulärer Körperhaltung eine gerade Direktionslinie der längeren krummen vorzuziehen. Er hatte jeden Begehrenden scharf in's Auge gefaßt, um objektive, gleichsam im Spiegel, gewahr zu werden, ob sein mühsam steuerndes Subjekt wohl einen ziemlich ordentlichen Cours halte.

Bald war der flüchtige Rausch ausgeschlafen, und Kempf trat sein mageres, profaisches Leben wieder an; doch jetzt von der ihn sehr anregenden Perspektive auf die Reise nach Hamburg merklich erheitert. — Auch hatte sein Freund Falk, durch die bloße Mittheilung seiner weitaussehenden Projekte, ihn — er wußte selbst nicht wie — etwas gehoben. Er saß nicht mehr so gedrückt und gedrückt hinter seinen theologischen Heften, sondern machte seinen Rücken etwas grader; und wenn der Wind, zum offenen, einzigen Fenster seines Dachstübchens hereinwehend, mit dem Vorhang lustig spielte, so witterte er schon Seelust und glaubte Segel um sich flattern zu sehen. — Mittags, wenn er in's Refektorium seiner Minoriten-Ordensbrüder ging, und an die Göttertafel voll Rüben und Heeringe sich setzte, dachte er oft, mit einer gewissen Selbstbehaglichkeit sich umsehend, wie wohl schwerlich einer unter seinen Tischgenossen sey, der in Kurzem eine Seestadt, Ost- und Westindienfahrer, und wohl gar das Meer zu sehen das Glück habe.

Nach Ablauf von vier Wochen hatte auch Kempf sein Studium beschlossen, und privatisirte bereits einige Tage in Erwartung von Falk's Ankunft. Er ging in das Haus, wo sein Freund gewohnt hatte, um bei Jungfer Jettchen sich zu erkundigen, ob noch keine Nachricht da sey; aber er vernahm, daß Jettchen schon vor vierzehn Tagen ihren Dienst traurig verlassen, und zu einer Base an einen entfernten Ort gezogen sey. — „Sagt' ich's nicht?" sprach Kempf zu sich selbst, indem

er nach seiner Wohnung ging; „das arme Mädchen! — Falk ist reich; er hätte ihr doch etwas Ansehnliches schenken sollen!“ — Unter diesen und ähnlichen Gedanken kam er an die Thür seines Dachstübchens; erstaunt fand er einen Brief daran geklebt: „An den Studiosus Theologiae Kempf, franco u. s. w.“ Er löste ihn sorgsam von der noch ganz frischen Oblate, womit der Briefträger ihn an diese Burschen-Pforte geheftet, trat hastig in sein Kämmerlein, erbrach, la, schaute um sich her, und vor seinen trunkenen Blicken erweiterte sich zusehends die Dachkammer zu einem weiten, leichten Empiraem. Falk schrieb ihm: „Armer theologischer, lieber Freund! hier eine Anweisung auf fünfzig Thaler; erbebe sie und eile mäßig nach Hamburg, wo Du mich entweder im Einbeck'schen Hause, oder am Bord der Dreifaltigkeit von New-York antriffst. Ich war — gewisser Umstände wegen — genöthigt, einen andern Weg zu nehmen. Dein Freund erwartet Dich zu Wasser oder zu Land. Adieu!“

„Fünfzig Thaler!“ rief der erstaunte Kempf, und rannte sofort zu dem Kaufmann, auf den die Anweisung lautete, empfing das Geld, und dankte so herzlich für die Zahlung, als wenn er sie von dem Bezogenen geschenkt bekommen hätte. Sogleich packte er seine wenigen Habseligkeiten, die zum größeren Theil aus Büchern bestanden, ein, und begab sich auf die Reise.

Die Wirthe, bei denen Kempf einkehrte, hatten keinen übeln Gast an ihm; Alles lobte er, und fand es weit über seine gewöhnliche Art zu leben hinaus. Nur kamen ihm auch die Rechnungen der Wirthe, je mehr er sich dem Norden näherte, immer größer vor, und obgleich er sehr behutsam zehrte, mußte er doch zuweilen für seine Mahlzeit so viel bezahlen, daß er dafür in der Univeritätsstadt eine ganze Woche den besten Tisch hätte frequentiren können. Aber die Wirtheleute waren überall so zuvorkommend höflich und dienstfertig, daß er ihnen demohngeachtet kein unfreundliches Gesicht zeigen konnte.

So kam nun Kempf in Harburg an, und bestieg mit vielen andern Passagieren, unter denen auch eine dicke Engländerin sich befand, den sogenannten Post-Eber, ein sehr großes offenes Boot, mit hohem Mast und einem braunroth angestrichenen Segel, in dessen Grund viele Waarenballen und Fässer lagen, und wo nun noch die Equipage der Passagiere hinzu kam. Von einem Bord zum andern waren starke Bretter gelegt, und die Reisenden setzten sich so darauf, daß ihre Koffer ihnen als Fußbänke dienten. — Anfänglich schienen dem aufmerksamen Kempf Wind und Segel von geringer Wirkung; als aber einer der Bootsknechte, auf dem schmalen Bord hinlaufend, mehrere Schaufeln voll Elbwasser in das trockene Segel, das bei dem schwachen Winde nicht recht ziehen wollte, hinaufwarf, begann das dichter und schwerer gewordene Segel etwas mehr zu ziehen. Das hinaufgeschleuderte Wasser fiel zum Theil auf die Köpfe der Reise-Gesellschaft zurück, und Kempf, der den Zweck nicht begriff, schaute ob der Keckheit des Bootsknechtes, sich verwundernd um; beruhigte sich aber, als er die Engländerin, unter der

Trause, ihr Gespräch mit einem Nachbar ganz gelassen fortsetzen sah. — Als sie nun auf die große Elbe kamen, wo der Wind freier das Segel packte, und Mast und Schiff so auf die Seite bog, daß der erschreckte Candidat ganz bequem mit der rechten Hand etwas Schaum von den Wellen hätte abschöpfen können, da bekam er doch großen Respekt vor Wind und Segel. — Seine Augen suchten nach Trost in der ihm gefährlich dünkenden Lage; sie erreichten eben die Engländerin, die, auf demselben Brette an dem andern Bord, um ein halbes Stockwerk höher in der Luft saß, und, auf ihre modeste englische Weise, sich mit ihrem Nachbar unbesangen unterhielt. — Nun sah er gar, wie ein sehr kleines Boot, auf dessen Hintertheil eine schöne rothe Flagge wehte, mit den Hamburgischen drei weißen Thürmen geschmückt, zwischen den, auf den Wellen tanzenden Tonnen, die das Fahrwasser bezeichnen, mit einer vollen Ladung gepuhter Damen hinfegelte; und so gewann er mehr Vertrauen auf sein größeres Schiff, zumal da der Post-Eber indeß, ohne daß er es bemerkte, umlegte, und er nun die Höhe, die Engländerin aber nahe an's Wasser kam.

Jetzt, da sie, zwischen zwei Landspitzen durchsegelnd, die beiden Städte Hamburg und Altona an dem noch fernen Ufer vor sich liegen sahen, vergaß Kempf auf eine Weile Alles, was er sonst in seinem Leben schon gesehen hatte, bei diesem großartigen, prächtigen Anblick; er konnte sich nicht satt sehen an dem Schauspiel, das die oft pfeilschnell vorüber segelnden Schiffe ihm gewährten, und an dem Wald von Masten am Ufer beider Städte, dem sie nun immer näher kamen. Endlich ließen sie in den Hafen ein, wo Kempf nicht wenig staunte über die kolossalen Schiffe, an denen sie nun ganz nahe vorüber fuhren. Sie stiegen an der Treppe des Waarenhauses an's Land, wo sich sogleich für seinen Koffer ein Träger fand, der ihn auch nach dem Einbeck'schen Hause hinwies. — Dort angekommen, fragte er gleich den Gastwirth, ob sein Freund Falk hier sey; vernahm aber, daß derselbe bereits seit acht Tagen an Bord sich befinde. — „Wie?“ rief der Candidat betroffen; „so will ich gleich hin in's Schiff, damit ich ihn noch sehe, ehe er abreist.“ — Der Wirth lächelte und sprach: „Sie haben nicht nöthig zu eilen; denn bei dem Wind, den wir jetzt haben, kann das Schiff nicht segeln; auch ist es schon zu spät am Abend, das Schiff liegt draußen, und der Hafen wird, ehe Sie hinkommen, geschlossen seyn. Herr Falk“, fuhr er fort, „hat wahrscheinlich sich einstweilen an seine Kajüte gewöhnen wollen, sonst konnte er wohl noch hier im Hause bleiben, wo er es viel bequemer gehabt hätte; indeß kommt er jeden Tag an's Land, und auch hierher, um sich nach Ihnen zu erkundigen.“ — „So!“ rief Kempf voll Freude: „es ist ein herrlicher Junge!“ — „Der Herr Falk“, entgegnete der Wirth mit ehrfurchtsvollem Ernst, „sind ein sehr großmüthiger reicher Herr; denken Sie, er gab jedem meiner Leute einen Louisd'or Trinkgeld, obgleich seine Rechnung, für die kurze Zeit seines Aufenthaltes bei mir, über sechshundert Mark sich belief.“ — Der Candidat konnte kaum einen Schrei des Schreckens unterdrücken; er folgte

ganz verdukt dem Kellner auf sein Zimmer, nachdem er die ehrerbietige Verbeugung des Wirths mit einem verlegenen Bückling erwiedert hatte.

Die prächtige Einrichtung seines Zimmers, als da waren: seidene Bett- und Fenster-Vorhänge, Kanapee und Stühle mit seidenen Kissen u. s. w., setzte ihn noch mehr in Angst; von seinen fünfzig Thalern hatte er nicht viele mehr, und wie leicht konnte der Wind sich drehen!? — Wenn nun sein Freund diese Nacht fortsegelte, wie wollte er hier bezahlen, wo seine ganze Baarschaft vielleicht für ein Nachtlager nicht hinreichte? — an splendides Trinkgeld und Rückreise gar nicht zu gedenken. — Zudem ging's ganz besmäßig bei ihm zu; ohne daß er mit einem Laut etwas verlangte, brachte der Kellner eine halbe Flasche Madera und Zwieback mit Butter und Sardellen; ein hübsches Hausmädchen trug zwei silberne Leuchter mit brennenden Wachslöchtern in's Zimmer, und zugleich präsentierte sich ein Lohndiener, mit einer wahren Chevaliers-Physiognomie, der seine Kleider zum Ausstopfen beehrte. Kämpf ließ Alles mit sich machen, Alles nehmen, gab her, was man wollte und redete kein Wort; woran er gewiß sehr gescheidt that. Er hätte freilich den Wirth zu sich rufen lassen, und demselben über seine Verhältnisse klaren Wein einschenken können; aber, wie fürchtam auch in vielen Dingen, war Kämpf doch einer von den Menschen, die sehr ungern zu solchen Eröffnungen schreiten, und bei nur etwas tröstlicher Aussicht, ein über ihnen hängendes, drohendes Gewölk still und fest anschauen, in der Erwartung, daß bald heiterer Sonnenschein ihren Lebenstag wieder aufhelle. Als er allein war, rief er vor allen Dingen aus: „Du mein altes Dachstübchen! ein König wär' ich da mit den Thalern gewesen, wovon der traurige Rest noch in meiner Tasche ist!“ — Er öffnete schnell ein Fenster, und ob er gleich weder über Ost noch West hier im geringsten sich orientiren konnte, so hängte er doch sein Taschentuch, an den Reijestock geknüpft, in die enge Straße hinaus, um die Beständigkeit des Windes zu erforschen. Eines der Wachslöcher hatte er längst gelöscht, um so viel als möglich seine Zehne in Schranken zu halten; nun nöthigte ihn sein Appetit, einen der Zwiebacke zu verzehren; die Sardellen reizten zum Trinken und so fing er auch an, dem Madera zuzusprechen; dieser vermehrte wieder seine Eglust, und so befriedigte er, wechselsweise, beides, bis nichts mehr vorhanden war. So, restaurirt, sah er etwas beherzter über sein Verhältniß hinaus; anfänglich hatte er sich vorgenommen, nicht zu Bette zu gehen, sondern bei der geringsten Aenderung des Windes, es komme wie es wolle, hinaus zu seinem Freunde zu eilen; da aber der Nachtwächter nun die Mitternacht ausrief, und hinzusetzte: „Nordwest!“ so sagte der Candidat für sich: „Das ist ja eine herrliche Einrichtung hier! — der Nachtwächter ruft den Wind aus!“ — Noch einmal sah er nach seiner ausgehängten Flagge, die eben so wehte wie früher. — „Das ist also Nordwest“, sagte er; und dabei kann Falk nicht abreißen; jetzt leg' ich mich zu Bette und höre auf den Nachtwächter.“ — Er nahm sofort sein Tuch herein, und legte, nachdem er sein Zimmer verriegelt hatte, sich

zur Ruhe. Aber seine Ermüdung und der gewohnte, ihm ungewohnte Madera gewann es über seine Sorgsamkeit; — nur im Traum hörte er noch mehrmals „Nordwest“ rufen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein neues Hochzeit-Lied.

Mel. Willkommen, schöner froher Tag.

Die Hochzeit ist ein echtes Fest —
Sie bindet fest für's Leben;
Und wer nun fest ist, muß den Rest
Schnell allem Losen geben.
Das, liebes Pärchen, merkt Ihr Euch,
Und seyd hübsch von solidem Zeug —
Die Eh' will fluge Leute!

Da darf der Mann nicht mehr wie sonst
Nach Kaffeehäusern flitzen;
Er muß als trautes Ebgespont
Bei seinem Weibchen sitzen;
Für Billardspiel, Champagner-Kausch,
Erhält er ein Gespräch zum Tausch,
Von Thear'ung, Wäsch' und Scheuern!

Die Frau darf nicht am Fensterlein
Weitum nach Moden blicken;
Sie schauet hübsch in's Haus hinein,
Beim Kochen, Nähen, Stricken;
Sie trennt ein Kleid von ehedem,
Und stichelt daraus ganz bequem
Sechs Plittchen für die Kleinen.

Der Mann muß von dem Bräutigam
Nicht allzuviel verlieren,
Und schillet ihm im Zorn der Kamm,
Den Zorn nur maltrairiren.
Gewiß, der Ehe-Candidat
Weiß stets zur Milde guten Rath,
Will inn'rer Sprudel brausen!

Die Frau — selbst bei des Mannes Schuld —
Zerbricht des Trozes Fesseln,
Ihr ziemen Demuth und Geduld,
Nicht Worte gleich den Kesseln.
Ein altes Wörtlein guter Art.
Man gebet einem um den Bart,
Kann nur für Männer passen!

Wenn Zweie sich entgegensteh'n,
Ist's Eheband von Eisen,
Doch, wenn sie traut zusammengeh'n,
Als höchster Werth zu preisen!
Drum treu' in Lieb' entschlossen mag
Zum silbernen und gold'nen Tag
Der heut'ge Tag Euch stärken!

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 5. Oktober 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 40.

Die Jugendfreunde.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen mußte tüchtig an des Candidaten Thür geklopft werden, bis er aufwachte. — „Wer da!“ rief er endlich. — „Du Erzschläfer, mach' auf!“ rief Falk in lustigem Tone. — Kempf hörte kaum diese Götterstimme, so sprang er mit gleichen Füßen aus dem Bette, riegelte auf, und, trotz der Gegenwart des Wirtbes, fiel er, im bloßen Hemde, seinem Jugendfreund um den Hals. Der verständige Wirth machte, wegen dem grand negligé, eine kleine Reverenz und ging seiner Wege.

Jetzt kam's zum Fragen und Erzählen; der erbeiterte, gesprächige Candidat wollte sich zum Anziehen gar nicht Zeit nehmen; — der Kellner brachte ein flottes Frühstück; immer blieb Kempf im Hemde parlirend, und Falk hatte seine wahre Freude daran, bis endlich das Stubenmädchen, mit sonderbar verschämten Blicken, eintrat und die Leuchter abholte. Da erst fiel dem Theologen die Unschicklichkeit auf, und statt nach dem Beesileak, wie Falk wollte, griff er zuvörderst nach seinen Modestiefen. Kempf verschwieg nun seinem Freunde gar nicht, in welche Verlegenheit er ihn, wenn gleich ungeschuldiger Weise, gestern gebracht. Falk wollte sich todtklachen, bis es an den Punkt seiner Zeche kam. „Die Kneipe ist gut“, sagte er; „aber der Wirth kneipt auch teuflermäßig Einen in denbeutel. Drum hör' mich an: in diesem und in jedem andern guten Gasthause kostest Du mir zu viel, ohne daß Dir mit dem Aufwand von Silber und Seide, wie ich weiß, etwas gedient ist; — in ein geringes Wirthshaus will ich nicht, daß Du gehen sollst, auch haben wir noch Vieles mit einander zu schwätzen; deshalb werd ich jetzt gleich Deine Zeche hier bezahlen, und nehme dich mit an Bord!“ „Was, Bord!?“ rief Kempf erstaunt. — „Halt's Maul!“ rief Falk, „und laß' mich ausreden; auf dem Schiffe leben wir so gut wie in der Kneipe hier, und es kostet mir bei weitem so viel nicht; so oft wir Lust haben, gehen wir ans Land und in die Stadt; kommt günstiger Wind, so scheiden wir; Du nimmst

zur Rückreise von Deinem Freund ein Geschenk von dreihundert Thaler an, und geh'st mit den Handwerksleuten hier aus der Stadt, die jetzt noch auf dem Schiffe arbeiten, ans Land zurück.“ — Dem Candidaten liefen Thränen über die Wangen. „Topp! Bruderherz!“ rief er; „ich gehe mit!“ und umhals'te seinen Freund. — „Was hab ich“, fuhr Kempf mit einer Art Stolz fort, „in der kurzen Zeit doch schon Alles erlebt!“ „So muß es kommen!“ rief Falk; „für Euch Theologen ist Erfahrung eine Hauptsache; sonst kräh't Ihr den Menschen ein gelerntes Stückchen aus der Kanzel heraus vor, gerade wie ein abgerichteter Blutsfinke. Deine Erfahrungen“, fuhr Falk fort, „sind zwar noch klimperklein; aber ich glaube doch, daß Du schon jetzt die Klingel an der Hausthür Deines künftigen Herrn Consistorial-Präsidenten mit mehr Vertrauen auf Dich selbst in die Hand fassst, und rascher zupfst, wenn Du Deinen ersten Besuch ihm zu machen im Begriff bist!“

Falk zog jetzt rasch die Zimmerglocke; der Kellner erschien, und erhielt den Auftrag, die Rechnung und einen Träger für Kempf's Koffer zu besorgen. Indes saßen die Jugendfreunde nebeneinander vergnügt aus dem Fenster, und erfreuten sich an dem Gewühl auf der Straße. „Sieh' dort“, rief Falk, „die schöne Bierländerin, wie sie schalkhaft unter ihrem Hut hervorsteht, der wie ein umgestülptes Körbchen aussteht; keinen stattlichen Mann läßt sie vorbeigehen, ohne ihm ihre Blumen feil zu bieten!“ — „Apropos!“ rief der Candidat; „das arme Zettchen —“ — „Halt's Maul!“ unterbrach ihn Falk; „Dich hat der Henker immer mit Jeremia:den bei der Hand, und zwar so recht übel angebracht!“ — Der Kellner trat ein mit der Rechnung, und auch der verlangte Träger; bald gingen sie dem Hofen zu. — An der Treppe beim Baumbause stiegen sie in ein Boot, Falk sagte zum Bootsknecht: an Bord der Dreyfaltigkeit, Capitain Topper.“ Der Schiffer setzte sein Ruder hinten in eine Art plätschernder Bewegung und zu Kempf's Erstaunen folgte das Boot der so einfaches Manipulation auf's genaueste. — Falk ergötzte sich an der Aufmerksamkeit seines Freundes, und sagte: „Wenn Du ein Mathematiker wärest, so wüßtest Du

gleich, wie es damit zugeht; ich kann Dir's jetzt aber nicht leicht erklären, und der Praktikus da kann Dir's nur zeigen!" — Sie waren nun an dem Schiff angekommen; es war ein Dreimaster von fünfhundert Tonnen. — Falk zahlte den Bootsknecht und lief wie eine Wiesel die Strickleiter hinauf; Kempf stand noch im Boot, die dicht an dem Schiff liegende Strickleiter schien ihm nicht gemächlich; aber der Bootsknecht trieb, und Falk rief ihm zu, herauf zu kommen. Kaum hatte er einen Fuß auf die Leiter gesetzt, so fuhr der Bootsknecht fort, und der bedrängte Candidat mußte eben, wohl oder übel, die Dreifaltigkeit erklimmen. — Wie groß war aber sein Erstaunen, als plötzlich Jettchen auf's Verdeck gesprungen kam und nachdem sie seinen Freund umhalselt und geküßt, ihn auf's freundlichste begrüßte. — „Ey, ey!" rief er mit sonderbarem Lächeln; was sind das für Geschichten!" — „Kärriſcher Teufel!" rief Falk; „das sind keine Geschichten, wie Du etwa in Wieland's „Oberon" gelesen hast; wir geh'n als rechtmäßige Eheleute zu Schiffe; wenn Du anders gegen die Trauung von einem Hamburger Pastor nicht einzuwenden hast!" — „Gott bewahre!" rief der Candidat; er reichte sofort, glückwünschend, der jungen Frau gerührt die Hand, und sagte dann leise zu seinem Freunde: „Das war brav von Dir, Falk!"

Der Capitain des Schiffes trat nun zu ihnen, und Kempf wurde ihm von seinem Freunde vorgestellt. Nach einigen Höflichkeits-Reden, wobei Jener bemerkte, daß Falk dem Kapitain ein sehr werther Passagier war, wurde zum Mittagessen gerufen. Sie gingen die bequeme Treppe hinab, in ein geräumiges Lokal, in welches das Tageslicht von oben herein fiel; gerade unter dem Fenster stand ein großer runder Tisch, der ganz auf die einladende Weise, wie in den besten Gasthäusern, gedeckt war. Hier fanden sie noch vier Personen, nämlich drei Steuermänner und den Schiffs-Arzt. Jetzt erschien der Koch mit der Suppen-Terrine und dessen Junge mit einem Flaschenkorb voll Wein. Als die dampfende Suppe auf dem Tische stand, setzten sie sich; dann faltete der Capitain seine Hände und sprach still für sich ein kurzes Gebet; Alle folgten seinem Beispiel. Das gefiel nun besonders dem guten Kempf, so wie überhaupt das anständige Benehmen des Capitains und Aller; denn er hatte Gott weiß welche Idee von dem Leben zur See gehabt. Bei der Suppe wurde nicht diskurirt, dann aber, während die übrigen nicht sehr mannigfaltigen, aber sehr gut zubereiteten Speisen aufgetragen und auch die Gläser gefüllt wurden, kam die Unterhaltung in Gang. Der Capitain eröffnete das Gespräch, indem er erzählte, er sey dieser Tage, als er in Cuxhaven gewesen, zufällig zum billigen Ankauf von zwölf Schiffskanonen gekommen, wozu er längst schon von einem New-Yorker Patron Auftrag gehabt; diese müsse er bei der Abfahrt nun auch dort einnehmen. — „Wie befinden sich denn Ihre Töchter?" fragte Frau Falk; „Sie haben mir ja erzählt, daß sie in Cuxhaven bei einer Base wären?" — „Die Mädchen sind munter und wohl", erwiderte vergnügt der Capitain; „und was werden sich die freuen, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, denn auch sie kommen zu Cuxhaven

an Bord." — „Das ist herrlich, Herr Capitain!" rief Falk; „da lebt meine Frau doch auch in weiblicher Gesellschaft." — Der Schiffs-Arzt hatte mit den Steuerleuten indeß ein leises Gespräch begonnen, das nun etwas lauter geführt wurde. — „Ja, wir wären richtig in den Keller gegangen", sagte der Doctor, „wenn die Leute nicht gleich so eifrig gearbeitet hätten!" — „Ach was!" sagte der Ober-Steuermann lächelnd; „Sie sind gleich so furchtsam, wenn einmal Alles ein wenig durcheinander fällt." — „Wovon reden Sie denn?" fragte der Capitain. — „Wissen Sie", begann der Doctor, „wie wir auf der Herreise beinahe den Canal verfehlt, und in den von Bristol gekommen wären? — es mußte sehr beim Wind gehalten werden, um wieder in den rechten Cours zu kommen." — „Ja, ich entsinne mich; es war ein sehr nebeliger Tag." — „Wir saßen grade, wie jetzt, hier am Tische", sagte der Doctor; „aber, auf einen Ruck lagen wir, sammt Flaschen, Schüsseln, Tellern u. s. w., dort an der Wand." — „Ja", setzte lachend einer der Steuerleute hinzu; „und Sie riefen ganz erbärmlich: wir gehen in den Keller! Bester Herr Capitain, in den Keller gehen wir!" — Alle lachten laut; der Candidat aber fragte neugierig, was denn damit für ein Keller gemeint sey? — Der Capitain erklärte ihm, daß das Kellergehen eine scherzhafte Redensart sey, die sie gewöhnlich statt dem Wort „ersaufen" gebrauchten. — „Gott bewahre Sie und Alle vor diesem Keller!" rief der Candidat erschreckt aus; Falk aber und seine Frau lachten, obwohl Kempf seiner Furcht vor ihrer Fahrt noch weitere Worte gab.

Nach Tische führte der Kapitain, Falk und seine Frau den Kandidaten in die große Kajüte, das Staatszimmer auf jedem Schiffe von einiger Bedeutung. — Kempf erstaunte über den Glanz dieses Gemaches; die Wände waren ganz mit Mahagony getäfelt und vier Hamburger Tischler-Gesellen beschäftigt, dieses schöne Täfelwerk abzuziehen und zu poliren, wobei zwölf Kanarienvögel in messingenen Käfigen lustig trillerten. An der Hinterwand, in deren Mitte das Steuerruder hinter einer Verkleidung auf's Verdeck hinauf reichte, waren sechs, in's Freie gehende Fenster; in der Mitte der Kajüte stand ein runder Tisch, mit seinem grünem Tuche überhängt, worauf ein großer Compaß stand; dicht anstoßend war des Capitains geräumiges Schlafgemach und darin drei niedliche Betten so angebracht, daß zwischen dem einen und den beiden andern ein Vorhang vorgezogen werden konnte. „Das ist Alles ganz vortrefflich!" sagte Kempf; aber wie wird's, wenn das Schiff im Gang ist! — ich habe in dem kleinen, von Harburg herüber, schon mein blaues Wunder erlebt." — „Je größer das Schiff, je besser und sicherer ist's!" sagte der Kapitain; „in einem Boote auf einem kleinen Strom ist oft mehr Gefahr, als in einem Dreimaster auf dem Meere. — Uebrigens haben Sie jetzt eine gute Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, wie es auf einem großen Schiffe sich fährt; Sie können bis Cuxhaven uns begleiten; da legen wir bei, meine Töchter und die Kanonen werden an Bord geholt; sie können bequem dort an's Land gehen und bald wieder in Hamburg seyn." — „Der Vorschlag gefällt mir",

sagte Kempf zu seinem Freund, „man soll den Erfahrungen nicht aus dem Wege gehen, wenn es auch nur wegen der Consistorial-Klingel ist, wie Du Schelm heute früh gesagt hast!“ — „Bursche!“ rief Falk lustig; „auf Dich macht die Wasserluft guten Eindruck; Du wirst witzig. Beim Himmel! man sollte Euch junge Theologen, wie gewisse geringe, zähe Weine, zu Eurer Verbesserung ein Paar Jährchen auf dem Meere spazieren fahren. Komm jetzt“, setzte Falk hinzu, indem er Kempf bei der Hand ergriff; „ich will Dir Deine, und alsdann meine Schlafstelle zeigen!“ — Gleich vor der großen oder Capitains-Kajüte öffnete Falk eine Thür und sagte: „Sieh! hier schläfst Du, so lang’ Du auf dem Schiffe bleibst!“ — Es war ein artiges Kämmerlein, mit festgemachtem Bette, Tisch und Spiegel, nur die beiden Stühle waren beweglich; Waschbecken mit Becher von Zinn, und ein reines Handtuch befanden sich auf dem Tische; auch Kempf’s Koffer hatte dieses Quartier bezogen. Jetzt öffnete Falk eine Thür gegenüber, und sie traten in ein ähnliches Gemach, das aber noch einmal so groß war; es enthielt, nebst den sonst nöthigen Doubletten, zwei Betten, und, außer einem kleinen Bücherschränke, waren an den Wänden mehrere Delgemälde von Falk angebracht, als: Falk’s Eltern, seine Vaterstadt, mehrere Landschaften, eine ruhige und eine stürmende See, Christoph Columbus und noch mehrere schöne Bilder.

Frau Falk rief jetzt zum Kaffee; sie durften nur zur Thür hinaustreten, um sogleich wieder in das Speisezimmer zu kommen. Henriette saß heiter an dem Tische und schenkte aus einer Maschine, mit einer Spiritus-Lampe versehen, den Kaffee ein. Von der Mittag-Gesellschaft fehlten nur die Steuerleute, welche auf dem Verdeck beschäftigt waren. — Als eben ein munteres Gespräch auf die Badn kommen wollte, trat der Ober-Steuermann ein und sagte rasch: „Capitain, wir können gleich unter Segel gehen, der Wind ist herrlich!“ — „Vorwärts dann!“ rief der Capitain; „schafft die Hamburger Tischler fort; winkt ein Boot herbei, damit wir uns nicht aufhalten!“ — „Es liegt schon eins am Bord!“ rief der Steuermann, indem er hinaus eilte. — Kempf setzte seine Tasse nieder und sah Alle, der Reihe nach, furchtsam lächelnd an. — „Nun, was gibt’s, geistlicher Herr?“ fragte lebhaft der Capitain, indem er gemächlich seine Tasse ausschürfte. — „Ich — weiß nicht“, begann Jener; „soll ich, oder soll ich nicht hier bleiben?“ — Jetzt traten die Tischler hastig ein, empfingen ihre Bezahlung, und unter freundlichem Lebwohlwünschen eilten sie fort — Kempf war von seinem Stuhl aufgestanden, und schien sehr unentschlossen; als aber Alle in lautes Lachen ausbrachen, setzte er sich wieder, ergriff seine Tasse und sagte: „Meinetwegen soll denn das Ersaufen einmal, bis Cuxhaven, riskirt werden!“ — Gewiß würde wieder derb gelacht worden seyn, wenn nicht jetzt ein ernster Zufall es verhindert hätte. Frau Falk ließ ihre Tasse fallen, und wurde ohnmächtig. Alle waren um sie beschäftigt; der Arzt holte schnell von seinen Mitteln, und so sehr auch Falk erschreckt war, konnte er doch nicht umhin, dem Kempf derb zuzulüftern: „Mußt

Du denn ewig ersaufen wollen!“ — Kempf gab keine Antwort, und hielt demüthig eine Flasche, die ihm der Arzt in die Hand gedrückt, und aus welcher dieser Einiges zum Riechen auf ein Tuch geschüttet hatte. Endlich öffnete Henriette, in den Armen ihres Falk, die Augen wieder, und sagte: „Es thut mir leid, daß ich Dich, lieber Falk, und Sie Alle, erschreckt habe; Du glaubst, die ängstlichen Reden Deines Freundes seyen an dem Zufall schuld? — ach nein! — ich selbst bin allein schuld daran; schon einige Mal habe ich bemerkt, daß der Geruch von dem brennenden Spiritus mir sehr zuwider ist; ich hätte mich mehr davon entfernen sollen; aber vorhin, da die Thür offen stand, kam mir der Dunst so stark entgegen, daß ich die Bestimmung verlor.“ — „Dafür weiß ich Rath!“ rief der Capitain; „künftig soll der Koch den Kaffee fertig hereinbringen, und meine gute Frau Falk soll den fatalen Spiritus nicht mehr riechen!“ — dann ging er auf’s Verdeck.

„Es ist mir nur lieb“, sagte Kempf lächelnd zu Falk, „daß ich nicht schuld bin und Deine Frau wieder wohl ist; und nebenher sehe ich, daß Du Mathematiker doch auch manchmal glaubst, ohne Deiner Sache ganz gewiß zu seyn!“ — „Bravo!“ rief Falk lustig; „wie gesagt, ein Paar Jahre auf dem Meere, und Dein Witz ist nicht mehr auszuhalten!“ — Falk führte jetzt seine Henriette auf ein im Speisezimmer stehendes großes ledernes Sopha, und bat sie, auf den Anfall etwas der Ruhe zu pflegen, dann holte er schnell aus seiner Kajüte einige Flaschen Champagner und Gläser, ließ den Stöpsel springen, schenkte ein, und indem er seiner Henriette ein Glas brachte, nahmen Kempf und der Doctor die für sie eingeschenkten Gläser, um anzustoßen. — „New-York hoch!“ rief der Arzt. — „Nein, Cuxhaven hoch!“ rief Kempf. — Als sie eben anstoßen wollten, machte das Schiff eine rasche Bewegung auf die Seite, und Kempf stürzte über den Doctor hinweg; dort lagen die Gläser! — „Was ist das!“ schrie Kempf. — Der Capitain trat lustig ein und rief: „Bivat! das Schiff segelt wie eine Puppe!“

Der Wind war wirklich so mächtig, daß er, sobald die Segel aufgezogen waren, das Schiff augenblicklich auf die Seite neigte; wodurch der gute Kempf plötzlich das Gleichgewicht verloren hatte. Der Doctor war schon wieder auf den Beinen, und sagte, indem er Kempf beide Hände hinreichte: Stehen Sie auf, oder wollen Sie auf der Kellertür liegen bleiben?“ — Sobald Kempf nur das Wort „Keller“ hörte, sprang er hastig auf. — Bei der Ueberfahrt von Harburg nach Hamburg war die dicke Engländerin und ihr unbefangenes Benehmen sein Trost gewesen; jetzt aber wurde es, in höherem Grade, die schöne junge Frau Falk, die, auf dem Sopha liegend, an der Bewegung des Schiffes ihr Vergnügen zu haben schien. Sie hatte ihr Glas Champagner unversüttet erhalten, und trank es eben, zur Freude ihres Mannes, lächelnd aus. Der Capitain setzte ein in der Nähe befindliches Gestell auf den Tisch, das die Gläser vor dem Umfallen schützte; Falk schenkte sie alle voll, und jauchzte: „Laßt uns anstoßen! New-York und die vereinigten Staaten hoch!“ — Der Capitain und der

Doctor ergriffen Gläser und stimmten ein; auch Kempf kam, wegen der schiefen Lage des Schiffes, mit einem gekrümmten und einem straffen Beine, an den Tisch, nahm ein volles Glas und rief lustig: „Für mich gilt's nur bis Cuxhaven!“ — und so stürzte er, unter dem Gelächter der Andern, sein Glas hinunter.

Jetzt rief einer der Steuerleute die Treppe hinunter: „Ein Wallfisch-Jäger!“ — Sogleich liefen Alle auf's Verdeck selbst Kempf; folgte beherzt. Sie sahen in mäßiger Entfernung mit vollen Segeln einen Grünlandfabrer nach Hamburg eilen, der zwischen seinen Masten, über dem großen Boot, den sehr ansehnlichen Kopf eines jungen Wallfisches aufgehängt hatte. Als Kempf gewahr wurde, daß mehrere Matrosen ihre Collegen auf dem Grünlandfabrer munter durch Hutschwingen begrüßten, welches dort erwiedert wurde, so fing er an, etwas sticher auf dem Verdeck vorwärts zu schreiten. Er trat zu seinem Freund, der mit seiner Frau neben dem Capitain stand, und sagte: „Lieber Falk, ich danke Dir's doch jetzt herzlich, daß Du mich so nach und nach gleichsam in eine neue Welt gebracht hast.“ — Falk lachte. — „Rache so viel Du willst, für Tausende, die von alter und neuer Welt schwafeln, wäre diese hier, auf dem segelnden Schiffe, mit Allem, was man sieht, neu genug.“

(Fortsetzung folgt.)

Französischer Dienst-Eifer.

Die Boulevards des Palais-Royal und der Garten der Tuilerien gelten für die besuchtesten öffentlichen Spaziergänge von Paris; der letztere aber ist ohnstreitig der eleganteste, weil mit großer Aufmerksamkeit darauf gesehen wird, daß nur Personen von anständigem Außern ihn betreten dürfen. Handwerker und Arbeitsleute in kurzen Jacken, Männer, welche barfuß oder ohne Kopfbedeckung gehen, dürfen nicht hinein; eben so wenig Leute mit Körben, Paketen und ähnlichen Dingen, welche alle man häufig sehen würde, indem der Weg durch den Garten die Entfernung zwischen der Vorstadt St. Germain und dem Quartier St. Honore bedeutend abkürzt. Am Ende befindet sich eine Hauptwache und an jedem Eingange ein Doppelposten von einem französischen und einem Schweizer-Grenadier. — Im vorigen Sommer schritt früh um acht Uhr durch das Gitterthor am Pavillon de Flore ein artiges Pariser Dienstmädchen in den Garten, in nettem Morgen-Anzug, ein Arbeitstäschchen umgebunden, woran eine Scheere herabhängt, die Locken aber — ordonnanzwidrig — in Papillotten eingewickelt. Diese bilden aber nicht, wie hier zu Lande, fünf oder sechs dicke Pakete mit Haarnadeln befestigt, sondern wohl fünfzehn, zwanzig kleine spitzzugedrehte Papierchen, die kokett nach dem Gesicht gestrichen werden, sich oft recht gut ausnehmen und bis elf Uhr Vormittags auch auf der Straße zu sehen sind. Kaum hatte unsere Pariserin drei Schritte gethan, als ihr der französische Grenadier entgegen trat und rief: „Mademoiselle, die

Papillotten passiren nicht!“ — „Aber mein Herr“, erwiderte sie, „ich bin so eilig und schon so weit von Hause!“ — „Mademoiselle, ich habe meinen Befehl, und dieser ist sehr streng!“ sagte der Grenadier, indem er bedenklich die Bärmüge schüttelte; „nun, machen Sie Ihre Toilette!“ setzte er freundlich hinzu; „Sie werden dadurch nur hübscher werden!“ — Was war zu thun? Sie trat an das Schilderhaus, beide Hände drehten die Papierchen auf, die wie Schneeflocken herabfielen, und rasch waren alle zehn Finger in Bewegung, die Locken zu schnörkeln, zu kräuseln, zu rollen. Das Ganze war in einer halben Minute geschehen; und hätte auch der Spiegel vielleicht Einiges zu erinnern gehabt, so war die Sache doch nicht übel ausgefallen, dazu war das Mädchen allerliebste. Der Soldat sah ihr lange lächelnd nach.

Ungarische Curiosa.

(Aus Esaplovics „Gemälde von Ungarn.“)

Szegedy und Korabinsky berichten über den Adels-Erwerb der sogenannten Sz. Laszlo Nemessei im Szalader Comitot Folgendes: Dem König Ladislaus sey nämlich auf einer Reise nach Dalmatien zu seiner Schwester ein Nagel vom Wagenrad ausgefallen. Flugs habe ein Bauer seinen Finger an die Stelle des Nagels gesteckt und sey auf eine Meile weit neben dem Wagen mitgelaufen. Dafür habe der König ihn und alle Bewohner seines Dorfes zu Edelleuten gemacht. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben einmal mehr als 2500 Familien dieser Sz. Laszlo Nemessei-Edelleute ihre adeligen Rechte streng vor Gericht erwiesen.

In Ungarn gebührt der Titel: Egregius, im Geschäftsstyl, ausschließlich dem Edelmann; Unadelige, welche adelige Gemablinnen beäugen, heißen Agiles, gleichsam Geschickte, Pfliffige — da sie verstanden, eine adelige Person in sich verliebt zu machen; derothalben genießen sie auch manche andere Vorrechte!

Zunehmender Werth liegender Gründe in England.

Ein kleines Gütchen zu Loderwell wurde vor wenigen Monaten um 500 Pf. St. (3500 Rthlr.) verkauft. Bei Eintragung des neuen Kaufs in das Gerichtsbuch (das Gut wurde vom Gerichte verkauft) zeigte es sich, daß dieses Gütchen vor 200 Jahren um 4 Pf. 10 Schill. (30 Rthlr.) verkauft wurde. Es war der Ururgroßvater der letzten Besitzer dieses Gütchens, der dasselbe seiner Familie kaufte. Was würden diese jetzt gehabt haben, wenn ihr Urahnherr ihnen 30 Rthlr. baar hinterlassen hätte? Kann der glücklichste (und dies ist zugleich auch der schädlichste) Handel mit Staatspapieren in 200 Jahren aus 30 Thalern 3500 machen?

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 12. October 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 41.

Die Jugendfreunde.

(Fortsetzung.)

Bis Cuxhaven fiel nun nichts Erhebliches weiter vor. Dort aber ging für Kempf wieder ein neues Staunen an, als er das offene Meer erblickte. Er getraute sich jetzt schon allein auf's Verdeck zu gehen, und konnte an dem erhabenen Schauspiel sich nicht satt sehen. Was ihn jetzt beengte, war der nahe Abschied von zwei Menschen, die einen großen Theil seines Herzens inne hatten, und die er vielleicht hienieden nicht wiedersehen sollte. Still und betrübt ging er hinab in sein Kämmerlein; auf dem Tische lagen die dreihundert Thaler, gerollt und überschrieben, die Falk ihm versprochen hatte; er warf sich auf sein Lager und war sehr betrübt. Endlich erhob er sich wieder, packte seine wenigen Sachen und das Geld sorgfältig ein, und wie böde und traurig auch seine nächsten Lebensstände vor ihm lagen, so stärkte ihn doch seine Zuversicht auf die Vorsehung, die ihm ja bis daher so manches unerwartete Gute zugeführt.

Die Töchter des Capitains hatten in Cuxhaven gute Wache halten lassen; sie erwarteten gar nicht das Boot von der Dreifaltigkeit, sondern ließen, als das Schiff in der Ferne gesehen wurde, sofort die Kanonen in ein großes Boot einladen, nahmen Abschied von ihrer lieben Base, gingen an Bord des Bootes und segelten dem Schiffe zu. — Mariano und Rosa Topper waren die einzigen Kinder des Capitains, ihre Mutter war längst verstorben; Rosa zählte siebenzehn, Mariane neunzehn Jahre; Beide freuten sich nun, wieder zu ihrem Vater zu kommen. Schon waren sie dem Schiff so nahe, daß sie, als man das Boot dort aussetzen wollte, durch Zeichen sich zu erkennen geben konnten. Das freudige Rumoren auf dem Schiff rief auch den guten Kempf auf's Verdeck, wo er zwei schöne muntere Mädchen, in der sonderbaren Begleitung von zwölf Kanonen, an Bord kommen sah. Die Dreifaltigkeit hatte ihre Segel eingezogen, und das Boot erhielt die Weisung wegen eines an's Land gehenden Passagiers sich in der Nähe zu halten, worauf der Bootsmann an Bord des Schiffes kam.

Der Capitain stellte nun, mit seemannischer Geduld, dem Herrn und der Frau Falk, sodann auch dem geistlichen Herrn, wie er Kempf zu nennen pflegte, seine Töchter vor. Groß war die Freude der Mädchen, eine so angenehme Reisegefährtin, wie Frau Falk, auf dem Schiffe anzutreffen. Man ging nun hinab in's Speisezimmer, und jetzt fing der Capitain an, mit Champagner zu regaliren; ein Duzend Flaschen wurde auf den ersten Gang gebracht. Die Stöpsel knallten und flogen gegen das Fenster über dem Tische, es wurde eingeschenkt, angestochen und jubelnd Willkommen getrunken. Kempf hätte sich gar nicht denken können, daß er bei seinem Abschied so lustig seyn würde; aber, lauter fröhliche Gesichter, und vorzüglich drei schöne Französinen zu sehen, deren zwei, wie einst Hebe, den schäumenden Nektar reichten, wer könnte da traurig seyn? — Die allgemeine Freude mischte die Gespräche so durcheinander, daß sie nur mit Mühe dramatisch zu ordnen wären.

Wiederum eine neue Welt für Kempf! — der, als er vielleicht schon den Geist von einer Flasche Champagner im Kopfe hatte, sich zu den Mädchen auf's Sopha setzte, Verse der damals beliebtesten deutschen Dichter recitirte, — und nebenher beinahe den Liebhaber spielte. Wo gab's da für diesen noch ein Meer, Wellen, oder irgend eine Gefahr? — Selbst bei dem Worte „Keller“ hätte er jetzt nur an Champagner gedacht. Da er, in übertriebener Lustigkeit, nun immerfort die ihm gereichten Gläser leerte, so versagte ihm endlich die Kraft; er sank in die Ecke des Sopha und schlief ein. — „Armer Freund!“ rief Falk und erzählte dem Capitain das Wesentlichste von Kempf's Lebenslauf und künftigen Aussichten. „Was?“ rief der Capitain: „das sind in Deutschland die Aussichten für einen jungen Mann, der sich's so hundsfauer hat werden lassen, etwas zu lernen? Wissen sie was?“ fuhr er rasch fort; „den nehmen wir mit! — Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich den geistlichen Herrn zu Haus nicht besser placiren sollte.“ — Falk stand in Gedanken, die Mädchen sahen sehr theilnehmend auf den wirklich hübschen jungen Candidaten. — Henriette trat zu ihrem Mann und sagte: „Lieber Falk,

ich denke auch, daß Dein Freund nichts verliert, wenn er mitreißt, und wenn man dort ein wenig für ihn sorgt.“ — „Topp!“ rief Falk lebhaft, und das Boot segelte nach Cuxhaven zurück. Jetzt trug Falk seinen Freund, mit Hülfe des selbst wankenden Doctors auf sein Bette, und lief dann zum Capitain auf's Verdeck. Dieser commandirte schon: „Auf die Segel!“ — Falk war ganz außer sich vor Freude; denn der Abschied von seinem Jugendfreund, den er so ohne Geldmittel und was noch schlimmer ist, ohne Vettern und Basen von Einfluß in die theologische Welt sollte hinlaufen sehen, hatte ihm schwer auf dem Herzen gelegen. — Als nun das Schiff die langen, laufenden Bergrücken der schäumenden Wellen durchschnitt, und über die unabsehbare frasse Fläche dahin eilte, streckte er lächelnd seinen Arm gegen die Küste aus, und rief: „Deutschland wird es mir verzeihen, daß ich ihm einen Candidaten der Theologie gewaltsam entführe; es hat der guten Leuten mit schlechten Ausichten noch genug!“

Die beiden Mädchen hatten die Frau Falk auf dem Sopha in der Mitte und konnten nicht genug fragen und erzählen. Kempf aber schlief in seiner Kajüte so gut, als wenn er in seiner Studenten-Dachkammer läge; auch den Doctor fand Falk so, und am Abendtische fehlten Beide. Alles an dem Tage Vorgegangene wurde hier recapitulirt und lebhaft besprochen; dann wünschte man sich gute Nacht, und zog in die verschiedenen Appartements sich zurück.

Kempf erwachte, als eben die Morgensonne durch das kleine Fenster, der einzigen in seiner Kajüte befindlichen Luke, herein in den Spiegel gegenüber schien, und, durch die Bewegung des Schiffes, mit dem hin- und herfabrenden Glanz, Reflex ihm über die Augen strich. Ungekleidet fand er sich auf dem Bette — wie war er dahin gekommen? — kurz, er konnte über seine augenblickliche Lage mit seinen Gedanken nicht in's Reine kommen. Er sprang auf, wankte zur Thür hinaus, und fragte den ihm eben begegnenden Doctor: „Wo ist denn das Boot, das mich nach Cuxhaven bringen soll?“ — „Was weiß ich!“ brummte dieser, der noch ganz confus von seinem Lager sich eben aufgerappelt hatte. — Jetzt begegnete Kempf dem Capitain, und wiederholte dieselbe Frage. Der kluge Mann erwiderte ganz ernst: „Lieber Freund, haben Sie Geduld; während unserm gestrigen Trinkgelage sind wir weit von Cuxhaven weggetrieben worden, der Wind ist uns entgegen, wir müssen auf einem großen Umweg wieder dahin zurück zu kommen suchen.“ — „Wo ist denn Falk?“ fragte Kempf ängstlich. — „Bei seiner Frau!“ erwiderte der Capitain, und ging auf's Verdeck. — Kempf klopfte an Falk's Thür, würde aber nicht eingelassen, weil bei Frau Falk, während der Nacht, die Seekrankheit sich eingestellt hatte.

In dem Augenblick kamen die beiden Töchter des Capitains, in sehr nettem Negligee, aus der großen Kajüte, wünschten Herrn Kempf freundlich guten Morgen, und nahmen ihn mit ins Speisezimmer zum Frühstück. Nachdem er ein Paar Tassen Kaffee mit Rum,

statt Milch, und etwas Zwieback mit Butter zu sich genommen hatte, wurde er, so zu sagen, wieder ein anderer Mensch; — er blickte lächelnd eine um die andere der beiden lieblichen Schwestern an, und wurde von Marianen freundlich aufgefordert, sich zu ihnen auf's Sopha zu setzen, und etwas zu erzählen. — Der Candidat war wie im Himmel; glücklicher Weise stöberte er auch in seinem Gedächtniß gleich ein Gesichtschen auf, das für Mädchen nicht ohne Interesse war; doch bemerkte er, daß Mariane ihm größere Aufmerksamkeit schenkte, als die jüngere Rosa; daher er denn auch vorzugsweise an jene seinen Vortrag richtete.

„Wie befinden Sie sich denn, geistlicher Herr?“ fragte, sich zum Frühstück setzend, der Capitain. — „So wohl“, erwiderte Kempf schnell, „und in so werthrer Gesellschaft, daß ich mich wirklich über den Wind freue, der uns von Cuxhaven noch abhält.“ — Falk, der auch eingetreten war, gab dem Capitain verstohlen einen Wink, und ging auf's Verdeck; dieser folgte ihm. „Ich habe ein Plüschchen im Kapsel“, sagte Falk zum Capitain; „Kempf steht nicht deutlich in die Ferne, drum will ich jenes Gewölk dort am Horizont ihm für Cuxhaven ausgeben; sagen Sie, wir könnten nicht näher kommen, er solle also jetzt mit dem Boot dahin gebracht werden, und ich wette, so viel Sie wollen, er thut es nicht!“ — „Pog' Wetter!“ rief der Capitain lustig, „ich geb' Ihnen Beifall; lassen Sie mich nur machen; es ist obnehin gut, wenn er freiwillig bei uns bleiben will; schaffen Sie mir nur jetzt den kühnen Seemann herbei!“ — Falk ging hinab, und der Capitain gab die erforderlichen spaßhaften Befehle.

Jetzt trat Falk mit dem zögernden Kempf auf's Verdeck und sagte: „Sieh', lieber Freund, dort, das ist Cuxhaven; wir können mit dem großen Schiffe, bei dem mächtigen Wind, nicht bei, und weil er sehr anhaltend zu seyn scheint, so dürfen wir nicht länger warten, sonst möchte die Entfernung, für ein kleines Schiff, zu weit und gefährlich werden; in dem großen Boote da kommst Du aber mit einigen geschickten Leuten jetzt noch ziemlich gut hin!“ — Kempf sah nach der Gegend, und sagte: „Ich sehe nichts als Himmel und Wasser!“ — Als nun der Steuermann rief: „Hoch upp! und die Matrosen an den Seilen zogen, um das auf dem Verdeck stehende Boot zu küssen, rief Kempf: „Halten Sie ein! — in das kleine Ding set' ich mich nicht!“ — „Fassen Sie Herz, Herr Kempf!“ sagte der Capitain ernst; „das kleine Ding trägt ja uns Alle, wie wir hier an Bord sind!“ — „Hilft Alles nichts!“ rief der Candidat; „lieber will ich hier in Gesellschaft, als so allein ersaufen!“ — „Was fangen wir denn nun an?“ fragte Falk den Capitain mit scheinbarem Ernst. — Dieser zuckte die Schultern, und mußte sich abwenden, um das Lachen zu verbergen. — Kempf sagte zu Falk: „Du magst sehen, wie Du mich auf eine weniger gefährliche Weise los wirst, Du bist ja doch an Allem schuld!“ — „Lieber Freund“, sagte Falk; „den Wind konnt' ich doch nicht im Voraus berechnen, und die Leute, die Dich begleiten sollen, schlagen ihr Leben doch auch für etwas an; ohne noch zu erwägen, daß

„Sie auch wieder zurück an's Schiff kommen müssen!“ — „Hilft Alles nichts!“ wiederholte Kempf; „ich gebe nicht in das Boot!“ — „Ja, Freund, dann weiß ich kein anderes Mittel, als daß ich Dir anbiete, mitzureisen; Du sollst mir nie zur Last seyn; Deine bescheidenen Wünsche reißen keine Lücke in meine Mittel, und der Umgang mit Dir ist mir unendlich viel mehr werth. Drum laß uns zusammen bleiben!“ — „Topp! Bruders-Heiz!“ rief Kempf, und mit überfließenden Augen umarmte er seinen Freund. — „Bravo!“ jauchzte der Capitain; „Herr Kempf, ich freue mich auf Ihre fernere Gesellschaft!“ — Der Candidat drückte dem Capitain still die Hand; dann wendete er sich zu Falk und sagte: „Hör', Du Mathematiker, hast gewiß das Alles so voraus berechnet und gleichsam abgekartet; darum warst Du schon an Bord, als ich in Hamburg ankam, und deshalb sollte ich probiren, wie es auf einem großen Schiffe sich fährt, und endlich das gestrige Champagner-Fest!“ — „Sei kein Narr!“ rief Falk; „Du wirst doch nicht an sonderbaren Fügungen menschlicher Schicksale zweifeln wollen?“ — „Nein!“ rief Kempf. — „Nun denn, so laß' mich aus dem Verhör, sonst muß ich Dich, auf dein Gewissen, fragen, ob allein die Furcht vor den Wellen, oder etwa ein anderer Gegenstand hier auf dem Schiffe Dich festhält?“

Kempf schwieg verlegen, und war froh, daß, wie er sah, der Capitain Falk's letzte Worte nicht gehört hatte. Sie gingen nun Arm in Arm hinab. Die Frauenzimmer waren erfreut zu hören, daß Herr Kempf sich entschlossen habe, die Reise mitzumachen; Mariane sagte zu ihm: „Es kann ihnen in Amerika nicht fehlen, denn sehr oft werden Geistliche aus Deutschland gesucht. Noch kurz vor unserer Herreise las ich in den New-Yorker Blättern wohl zehn solcher Gesuche, von deutschen Ansiedlern, davon stets eines das andere zu überbieten strebte; freilich an Geld erhalten die Herren Pfarrer gerade nicht sehr viel, aber an allen andern Lebensbedürfnissen weit mehr, als sie, oft bei zahlreicher Familie, gebrauchen.“ — „Das ist ja Alles weit über meine Erwartung!“ sagte Kempf mit vergnügten Blicken zu der schönen Mariane; und als deren Vater eben eintrat, fragte er: „Lieber Herr Capitain, wie weit haben wir denn noch bis New-York?“ — „Ho! ho! geistlicher Herr!“ rief Topper lächelnd; „haben Sie schon jetzt Langeweile?“ — „Keinesweges!“ rief Kempf schnell, mit einem verbindlichen Blick auf die Damen. — „Ich kann Ihnen,“ sagte der Capitain, „einige Beschäftigung geben; bei der Schiffsrechnung will Ihr Freund mir helfen, er hat gute Kenntnisse in der Meskunst und im Rechnen; Ihnen aber will Ich das Verzeichniß der Lebensmittel einhändigen, worin die täglichen Ausbehlungen abzuschreiben sind; meine Töchter werden Ihnen dabei zur Hand geben.“ — „Mit dem größten Vergnügen übernehme ich diese Beschäftigung!“ rief Kempf lebhaft; „geben Sie nur gefälligst das Verzeichniß her; auch sollen die guten Leute, die Matrosen, gewiß nicht zu kurz kommen.“ — „Was?“ rief der Capitain; „nicht zu kurz kommen? Sie dürfen über die Vorschrift hinaus nichts hergeben; denn wer bürgt uns dafür, daß wir ausreichen, wenn

das Meer uns länger behält, als wir wünschen?“ — „Um Gotteswillen!“ fiel der erschrockene Kempf ein; „ich will denn lieber täglich etwas einbehalten, für die Zeit der Noth.“ — „Ach was!“ sagte der Capitain lachend; „die Mannschaft würde ihnen den Teufel auf den Kopf wünschen, wenn sie nicht ihre Ordnung bekäme; die hungern und dursten nur geduldig, wenn sie mit ihren eigenen Augen sehen, daß es nothwendig ist.“ — Der belehrte Kempf lächelte nun auch, und bemerkte, daß er nicht wohl begriffe, wie die Mannschaft an Durst denken könne, wenn sie nur ordentlich ihre Augen aufmachen wolle. Der Capitain wurde gerufen und ging lachend hinaus. — Jetzt trat Falk mit seiner Henriette, die wieder munter war, in's Zimmer. Kempf, der bereits zwischen den beiden Schwestern auf dem Sopha Platz genommen, sprang hurtig auf, um der Frau seines Freundes den Sitz einzuräumen, und die beiden Mädchen waren sehr erfreut, ihre liebe Frau Falk wieder bei sich zu haben. Eben trat auch der Doctor in's Zimmer; er sah bleich und verdrießlich aus. „Was ist Ihnen denn begegnet, Herr Doctor?“ fragte Falk. — „Ich weiß nicht was mir fehlt“, erwiderte Jener; „meine halbe Apotheke habe ich schon an mir probirt, aber es will Alles nichts helfen!“ — „Ey, ey!“ sagte Falk; „bei Andern wissen Sie doch den rechten Fleck zu treffen, und bei Ihrem eigenen Gesundheits-Verk will's Ihnen nicht gelingen?“ — „Nein!“ erwiderte kurz der Doctor, indem er sich possirlich in einen Sessel kauerte. — „Wissen Sie, sagte Falk halb ernsthaft; „daß Sie in diesem Augenblick Aehnlichkeit mit manchem Aesthetiker haben?“ — „Ich wollte“ brummte der Doctor; „ich hätte Aehnlichkeit mit einem gesunden Menschen, das wäre mir um Vieles lieber!“ — Jetzt trat der Capitain ein, und sagte: „Freunde, es ist etwas im Fluge, das uns ein wenig herumwürfeln wird; wenn mein Rath was gilt, so gehen die Frauenzimmer zu Bette. Da sitzt ja auch der Doctor!“ fuhr er schnell fort; „das ist mein Barometer; wenn der so dasigt, dann kommt allemal die Schaukel in den Gang.“

(Schluß folgt.)

Das Taucherboot.

Herr Beaudouin, der Erfinder des Taucherboots, machte vor mehreren Monaten in Gegenwart des Maire's von Andelys den Versuch mit seinem Fahrzeuge. Punkt 7 Uhr stieg er in das Fahrzeug „Dauphin“ durch eine am oberen Theile angebrachte Oeffnung. Alle Verbindung mit der atmosphärischen Luft ward ihm sogleich abgeschnitten, die Arbeit des Untersenkens begann, geschah regelmäßig und mit angemessener Langsamkeit, dauerte 13 Minuten, und um 7 Uhr 14 Minuten war das Fahrzeug den Augen der Behörden und zahlreichen Zuschauer, welche auf den Flußufern und auf Mähen standen, gänzlich verschwunden. „Der Dauphin“ blieb in einer Tiefe von 18 Fuß 44½ Minuten lang unter dem Wasser. Die Uhrzeit der Zu-

schauer stieg nach und nach auf's Höchste und gab sich lebhaft zu erkennen. Darauf ertheilte der Maire den Schiffern Befehl, die Rückkehr des Boats zu beschleunigen, welches auch bald wieder zum Vorschein kam. Herr Beaudouin, der im „Dauphin“ eingeschlossen war, antwortete mit starker Stimme auf den Zuruf, welcher an ihn geschah, und machte so der allgemeinen Urrube ein Ende. Als er aus seinem Fahrzeuge gestiegen war, beklagte er sich lebhaft darüber, daß man ihn sobald habe hervorkommen lassen, da seine Luft-Vorräthe noch lange nicht erschöpft seyen. Herr Beaudouin ist auf diese Weise 6½ Minuten ohne die geringste Verbindung mit der äußeren Luft geblieben. Das Fahrzeug „Dauphin“ schiff mit offenem Boden und hat die gewöhnliche Form der übrigen Fahrzeuge. Am oberen Theil ist eine große, mit Druckschrauben befestigte Klappe, die sich nach außen hin öffnet und zur Eingangsthür dient. Am untern Theile sind Klappen, die zur Verbindung mit dem Grunde des Wassers dienen, und sich nach Belieben öffnen und schließen. An den beiden äußersten Enden des Fahrzeugs, rechts und links, sind zwei Arten von Vorrathskammern, die sich mit Wasser füllen, wenn man will, durch Luftlöcher, welche mit einem Hahne versehen sind, und die in diesen Kammern verschlossene komprimirte Luft hinaus und nach Maßgabe das Wasser oder den flüssigen Ballast hineinlassen. Mit Hülfe dieses Ballastes kann man das Untersinken des Fahrzeugs bewirken. Wenn man in diesen Behältern einen leeren Raum hervorbringen will, so bedient man sich einer Druck- und Saugpumpe, mit zwei Stiefeln, und man hat dadurch das Mittel, das Boot zu erleichtern und wieder heraufkommen zu lassen. Diese Pumpe steht mit den beiden Vorrathskammern durch krumme Röhren in Verbindung. Am Fahrzeuge sind Behälter voll komprimirter Luft angebracht, die dazu dienen, die Schiffleute zu unterhalten, und, wenn es Noth thut, den leeren Raum in beiden Vorrathskammern hervorzubringen. Jeder dieser Behälter enthält eine Quantität Luft, die hinreicht, einen Menschen wenigstens 6 Stunden lang zu unterhalten. Sie sind mit Klappen versehen, durch welche ihnen die durch Wasser und Quecksilber zusammengedrückte Luft zugeführt wird. Die Kompression kann darin von 80 bis 100 Atmosphären gebracht werden. Eine mit Räderwerk versehene Vorrichtung ist bestimmt, durch ihre hin- und hergehende Bewegung das Steuerruder zu lenken. Endlich erlauben mehrere Fensterchen dem Tageslichte den Eingang in das Schiff, so daß man darin lesen und selbst schreiben kann. Diese Fahrzeuge werden von Schiffleuten bestiegen, die sichere Mittel haben, ihren Dienst, selbst während sie im Wasser sind, zu versehen. Sie gebrauchen Sturmbauben von einer besonderen Form, an welchen zwei metallische, mit komprimirter Luft gefüllte, Behälter angebracht sind, die sie während einer Stunde mit Luft versorgen können. Diese Leute gehen, mit den Sturmbauben versehen, aus dem Fahrzeuge, können sich umbewegen und das von entfernen. Wenn sie es wieder erreichen wollen, so fassen sie einen am Fahrzeuge befestigten Strick an, der ihnen zur Leitung dient. Dies System läßt sich

vollkommen auf das Taucherboot anwenden, welches bestimmt ist, die Taucherglocken zu ersetzen. Es genügt, nur einige Theile der Konstruktion zu verändern, z. B. auf dem oberen Theil erhebt sich eine Art Schornstein, mit einem Deckel bedeckt, in dessen Mitte die Eingangsklappe ist. Durch diese Klappe bringt man die zu den Wassersauten bestimmten Materialien hinein, ohne nur im Geringsten die Arbeiter zu stören, welche auf dem Grunde des Wassers beschäftigt sind. Wenn es nöthig ist, daß sich Arbeiter vom Fahrzeuge entfernen, um besondere Arbeiten vorzunehmen, so gibt ihnen Herr Beaudouin die Gelegenheit dazu, indem er sie mit metallischen Sturmbauben versieht, welche aus Kapseln bestehen, die durch eine horizontale Röhre vereinigt werden und komprimirte Luft zur Versorgung des Arbeiters während einer Stunde enthalten. Diese Luft geht durch eine mit einem Hahne versehene Röhre aus den Kapseln in die Spitze der Sturmbaube. Dem Munde gegenüber ist eine, mit einer zum Ausathmen bestimmten Röhre, die mit einer kleinen Klappe versehen ist, in Verbindung gesetzte Oeffnung, den Augen gegenüber besteht ein Theil der Maske aus Glas, wodurch der Arbeiter in den Stand gesetzt wird, zu sehen und seine Schritte zu leiten. Die Sturmbaube ist durch Riemen befestigt, welche zwischen den Beinen durchgehen und nach vorn hin zugeschnallt werden. Der Arbeiter steht fest, mittelst metallischer Sohlen und Gewichte, die er leicht losmachen kann. So kann man vermöge dieser Entdeckung den Ufergrund unserer Meere erforschen, die Flüsse sondiren, Korallen und Perlen fischen, nach Kunst- und Alterthums-Gegenständen suchen, die in der Tiefe der Ströme liegen.

Reiselust.

Im siebzehnten Jahrhundert hörte man oft den Spruch wiederholen: „Viele geh'n zum Türken, die könnten daheim wirken!“ — Es war unter den Edel-leuten Mode geworden, nach Asien zu reisen, weil die Neigung zur Romantik dort am meisten Genüge zu finden konnte. Vielleicht kehrt in nächster Zeit jene Mode wieder; bei unsrer jetzigen Reiselust wäre nur nöthig, daß die europäischen Post-Einrichtungen bis nach Asien vordringen, da könnt' es an Reisenden gar nicht fehlen. Welch' ein Sprüchwort aber dadurch veranlaßt würde, das läßt sich freilich noch nicht bestimmen!

Magnetische.

Dr. Keil aus Langensalza verfertigt jetzt künstliche Magnete. Einer derselben, 10 Pfund schwer, trägt 450 Pfund Eisen. Er heilt damit auch nervöse Krankheiten mit dem wunderbarsten Erfolg. Er wird diese durch vieljähriges, mühseliges Studium gewonnene Entdeckung bekannt machen, von der sich eine große Verbesserung der jetzt herrschenden Theorien erwarten läßt.

Düsseldorf, Montag den 19. Oktober 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 42.

Die Jugendfreunde.

(Schluß.)

Schon hörte man den Wind stark brausen, die Wellen klappten wider Bord, und es wurde beinahe ganz finster. Der Capitain, der die meisten Segel schon hatte einziehen lassen, ging, als er die immer zunehmende Bewegung des Schiffes bemerkte, wieder auf's Verdeck. Der Doctor kroch von dannen. Henriette wollte mit ihrem Mann dableiben; Rosa aber hüpfte fort, indem sie erklärte: den Rath ihres Vaters befolgen zu wollen.

Jetzt erleuchtete ein Blitz das Zimmer, und ein starker Donnerschlag folgte bald darauf. Henriette fing an zu zittern; Falk bat, sie möchte doch lieber auch zu Bette gehen. Henriette stand auf und fragte, indem sie die Hand nach Marianen ausstreckte: „Und Sie?“ — „Ich bleibe hier“, antwortete Mariane, „wenn Herr Kempf mir Gesellschaft leisten will!“ — „Mit dem — größten Vergnügen!“ erwiderte dieser schnell; und Falk sagte, indem er seine Frau wegführte, halblaut: „Das ist ein Erzlügner!“ — Mariane hatte diese Worte, trotz dem jetzt sehr starken Brausen der Wogen und des Wetters, gehört. Sie setzte sich wieder auf's Sopha und fragte: „Haben Sie gehört, was Ihr Freund eben gesagt hat?“ — „Ja!“ erwiderte Kempf, der sich kaum auf den Beinen erhalten konnte, so stark war das Schiff in Bewegung; „aber“, fuhr er schnell fort, „Falk hat nur halb recht, folglich nicht recht.“ — „Sagen Sie sich zu mir“, sagte Mariane, „und erklären Sie mir, wie soll ich das verstehen?“ — Kempf hatte schon Platz genommen, und erwiderte: „Weil ich ganz recht habe: denn wie könnte ich Sie hier allein lassen, schöne Mariane, wenn Sie wünschen, daß ich bei Ihnen bleiben soll?“ — „Wie hatte denn aber“, fragte diese, „Ihr Freund halb recht?“ — „Falk weiß“, sagte Kempf mit Gefühl, „daß ich, ohne Sie, liebste Mariane, nicht mit Vergnügen hier geblieben wäre.“ — „Ich bekenne“, sagte Mariane, in ernstem Tone, „daß ich sehen wollte, ob Sie, mir zu Liebe, Ihre Furchtsamkeit überwinden, und bei mir bleiben würden.“ — „Liebe Mariane!“ rief Kempf, indem er, ganz außer sich, ihre Hand ergriff: „Nie,

nie in meinem Leben will ich von Ihnen weichen, wenn Sie es wünschen!“ — Ein langer Blitz erhellte das Zimmer, Beider Augen begegneten sich, und bei dem schnell folgenden Donner fielen die Liebenden einander in die Arme. — Eine Stange stürzte auf das Eisengitter des Fensters in der Decke, zerbrochene Glasscheiben und Meerwasser, von denen das Schiff überfühlenden Wellen, fielen auf den Tisch herunter. — Jetzt trat ganz durchnäht der Capitain ein und rief: „Ist Jemand hier?“ Kempf wollte aufspringen; aber Mariane hielt ihn fest und antwortete: „Ja, lieber Vater, Herr Kempf und ich.“ — „Wie?“ rief der Capitain, indem er eine Schiffslampe mit dem chemischen Feuerzeug anzündete: „Herr Kempf! Alle haben sich verkrochen; und Sie haben das Herz gehabt, hier zu bleiben?“ — „Lieber Vater“, sagte Mariane, indem sie einen Arm um Kempf schlang; „mir zu gefallen ist er hier geblieben.“ — Eben stürzte viel Seewasser zu dem zerbrochenen Fenster herein; der Capitain rief hinaus: „Männer! deckt die Klappe über das Fenster!“ und jetzt erst sah er Kempf und seine Tochter an. — „Was seh' ich?“ sagte er lebhaft; „Ihr seyd ja ver-teufelt einig!“ — Kempf schlug die Augen nieder, und Mariane sah ihren Vater bittend an. — Der Capitain fragte, nach einer kurzen Pause, ernst: „Haben Sie meine Mariane gern, Herr Kempf?“ — Dieser wollte antworten, aber ein Blitz, der eben noch zu dem erst halbbedeckten Fenster hereinleuchtete, erschreckte ihn etwas; er ergriff stumm des Capitains Hand und drückte sie lebhaft an seine Brust. — Der Vater verstand ihn, und sagte: „Sie sind ein braver junger Mann, nach Allem, was ich von Ihrem Freund gehört, und mit eigenen Augen gesehen habe; meine Mariane soll die Ihre werden, sobald wir in Amerika angekommen sind.“ Da fielen die Liebenden sich einander um den Hals, und ein ferner Donner erkönte als Salve zu diesem Bunde. „Kinder!“ rief der Capitain, indem er Beide mit seinen Armen umfaßte; „denkt an diesen Augenblick, so oft ihr künftig die behre Wolkenstimme vernehmt! Und Sie, lieber Sohn“, fuhr er fort, halb schwerlich jemals gedacht, daß Sie in solcher Umgebung und unter solchen Umständen Ihre Braut zum ersten Mal umarmen würden.“ — „Rein, beim Himmel!“

rief Kempf; „aber jetzt ist auch alle Furcht vor den tobenden Elementen von mir gewichen!“ — „Vater!“ fuhr er fort: „wenn ich Sie denn so nennen darf — heißen Sie mich auf's Verdeck, auf die Masten hinauf klettern, ich thu' es ohne Zaudern!“ — „Halt!“ sagte der Capitain lächelnd: „so ist's nicht gemeint; dazu sind schon Leute genug da; aber, wenn der Sturm ganz vorüber ist, dann sollen Sie an meiner Statt ein Dankgebet sprechen; ich thue das sonst gewöhnlich aus einem alten Buche, Sie werden dazu kein's brauchen! — Und zu Hause“, fuhr er munter fort, „soll's für Sie auch weiter nichts zu klettern geben, denn auf die amerikanischen Kanjeln führen, glaub' ich, bequemer Stiegen als auf die in Europa. Ich habe.“ fuhr er immer munterer fort, „einen artigen Landsitz in der Nähe eines großen Dorfes bei New-York, da ist ein alter, würdiger Pfarrer, der einen so wackern Gehülfen, wie Sie, recht nöthig braucht; da mögen Sie für erst Ihren Cours als Geistlicher beginnen. Wir können dann, selbst mit Herrn Falk, zusammen dort wohnen.“ — „Gott!“ rief Kempf mit Thränen in den Augen, „welche Aussichten eröffnen sich mir!“ — Kempf und Mariane hingen an dem guten Capitain; dieser sagte jetzt: „Wenn ich nicht von dem ersten Augenblick an gesehen hätte, wie brav Sie sind, so hätte ich nicht dafür gestimmt, Sie wider Ihren Willen mitzunehmen; jetzt aber mögen Sie es wissen, ich war's, der zuerst den Gedanken dazu hatte, und aussprach!“ — „Sie wollten mich“, sagte Kempf, „aber doch mit dem Boot nach Curbaven bringen lassen?“ — „Ach was! eine Wolke war's, die Ihr Freund für Curbaven ausgab! — ich mußte mich des Lache's wegen abwenden. Ja“, fuhr er lustig fort, „Herr Falk und ich sind gute Rechenmeister; wir hatten im Voraus kalkulirt, daß Sie nicht anbeissen würden.“ — Unter diesen wohnigen Gesprächen hatte das Gewitter ausgetobt und der Sturm sich gelegt; die Matrosen nahmen die Klappen von dem Fenster weg, und der Abendhimmel wurde vor dem Untergang der Sonne wieder wolkenfrei.

Jetzt nahm der Capitain Kempf und Mariane mit auf's Verdeck, auf welches nur an den Seiten die Wellen noch heraussprühten; die Liebenden standen versunken im Anschauen der untergehenden Sonne, die weithin den Schaum der Wogen mit Rosenfarbe überzog. Rosa kam herauf gesprungen, und war sehr erstaunt, ihre Schwester Arm in Arm mit Herrn Kempf zu sehen; ihr Vater unterrichtete sie über das, was seitdem mit jenen Beiden vorgegangen war, und darauf hüpfte sie mit den Worten: „Jetzt rus' ich Herrn Falk und seine Frau!“ die Treppe hinab. Der Capitain ließ die Schiffsglocke ziehen, wonach alsbald die Matrosen auf dem Verdeck sich versammelten; hierauf nahm er den Hut ab, Alle folgten seinem Beispiel; auch Falk und seine Frau kamen mit Rosa, gerade in dem Augenblick, da Kempf in die Mitte der Versammlung trat, und ein so schönes Dankgebet hielt, daß auch nicht einer der so verschiedenen Zuhörer ohne Rührung blieb. Er sprach nicht etwa nur so vor sich hin, sondern faste, nach einander, Alle in's Auge, und wußte seine Worte da besonders eindringlich zu machen, wo ihm einige Unaufmerksamkeit entgegen zu blif-

fen sahen. Als er geendigt hatte, umarmte ihn der Capitain voll Freude, und stellte nun die Verlobten dem Herrn Falk und seiner Frau, ja allen Umherstehenden, vor. Falk war wie besessen, jubelnd warf er sich seinem Freund um den Hals, und bat ihm Alles ab, was er zeitlich über ihn und Theologie gefaselt hatte. Henriette und Rosa umarmten Marianen, bis der Capitain jovialisch rief: „Jetzt, Freunde und Kinder, kommt mit hinab, ein lustiger Abend soll der Verlobung folgen.“

Die weitere Reise bis New-York war ganz glücklich und bot außer denen bei jeder Seefahrt gewöhnlichen, unerheblichen Vorfällen nichts Besonderes mehr. Falk wurde den Tag nach der Verlobungsfeier krank, aber auch er war bald wieder davon frei. Er ärgerte sich, daß Kempf ganz und gar verschont blieb, und stellte scherzweise die Behauptung auf, eine Verlobung zur See, und zwar während eines Sturmes, bei Bliß, Donner und eindringendem Seewasser, müsse ein Präservativ gegen jene Krankheit seyn. — Kempf führte, mit Hilfe der Capitains-Töchter, die Controlle über die Lebensmittel; und hielt an den Sonntagen sehr wohlgesetzte Vorträge und Reden, wobei Alle, die auf dem Schiffe waren, ihm gern zuhörten. — Falk beschäftigte sich in Gesellschaft des Capitains und der Steuerleute mit den Meß- und Rechnungs-Arbeiten, wobei bald er von diesen, bald diese von ihm etwas lernten. Der Schiffs-Medicus war wieder lustig geworden, und wegen Ermangelung an Stürmen, blieb er in seinem hohen Barometerstand; da es übrigens, während der ganzen Reise, glücklicher Weise keinen eigentlichen Kranken auf dem Schiffe gab, so spielte er da mehr eine erweiternde als beschäftigte Person. — So kamen sie nun auf der Rhede von New-York an. Der Capitain ging sofort, mit Falk und dem Ober-Steuermann, auf dem großen Boote an's Land, um den Eigenthümern des Schiffes und der Ladung seine Ankunft zu melden. Kempf und der Doctor mußten zur Unterhaltung der Frauenzimmer an Bord bleiben.

Capitain Topper wurde von dem Haupt-Unternehmer mit offenen Armen empfangen; sogleich stellte er diesem seinen Freund vor, der hierauf von dem Kaufmann freundlich begrüßt wurde. Falk fragte, wie er seine Fonds, die er bei einem sehr angesehenen Hause in Hamburg, bis zu seiner Verfügung, hinterlegt habe, wohl am besten beziehen könne, worauf der Kaufmann erwiderte: daß er bereit sey, gegen die Papiere, die Falk in Händen habe, ihm die volle Ausbezahlung zu machen. Es kam nun auch von dem Belauf der Summe die Rede, die so bedeutend war, daß der Kaufmann ausrief: „Solche Leute können wir brauchen in Amerika!“ — „Das ist noch nicht Alles!“ sagte Topper; mein Freund ist ein so guter Mathematiker, daß seine Kunst, wenn er sie valiren machen will, ihm mehr Zinsen tragen wird, als sein Geld.“ — „Ey was!“ entgegnete der Kaufmann; „Sie brauchen kein Gewerbe zu treiben; Sie können doch wie in Rosen leben!“ — Falk bemerkte aber, daß das Nichtsthun seiner Reizung nicht zusage, worauf der Kaufmann ihm die Versicherung gab, er dürfe seine Ankunft nur öffentlich anzeigen, um bald hier bald dorthin, zu großen Mes-

sungen berufen zu werden, wobei dann Reisekosten und Bemühung gut bezahlt würden.

Der Capitain, der bereits, als er an's Land gekommen, einen Boten nach seinem Landhause abgefertigt hatte, eilte nun mit Falk und dem Ober-Steuermann in den Hafen, ließ den Letzteren mit dem Auftrag, zwei Wagen und ein Boot zur Ueberfahrt zu besorgen, zurück, und fuhr mit Falk auf die Rhebe hinaus an Bord. Hier nahmen sie nun die vergnügten Frauenzimmer, Kempf, den Doctor und das Nothwendigste von ihrem Gepäc in's Boot ein, wobei der Capitain immer rief: „Nehmt doch nicht so viel Zeug's jetzt! es kann uns morgen ja Alles nachgeliefert werden!“ Als nun gar der Doctor auch seine Apotheke herbei tragen ließ, sagte der Capitain: „Lassen Sie die Apotheke zurück, oder ich werfe sie ins Wasser; wir haben sie auf der ganzen Reise nicht gebraucht, und sollen uns heute damit placken?“ — Der Doctor erwiederte bedencklich: „Ich kann doch nicht meine —“ — „Ach was!“ unterbrach ihn der Capitain; „Sie dürfen die Apotheke offen auf dem Schiffe stehen lassen, die Matrosen vergreifen sich nicht daran.“

Sie steuerten nun dem Hafen zu, wo der Ober-Steuermann schon zwei bequeme Wagen in Bereitschaft hatte; die drei Frauenzimmer, Falk und Kempf mußten den größten einnehmen, der Capitain und der Doctor bestiegen den andern; das Gepäc wurde auf beide Wagen vertheilt, und dann setzten sie in einem Fahr-Boot auf's westliche Ufer des Hudson über.

Bald kamen sie in das schöne, große Dorf, in dessen Nähe der Land'sitz des Capitains lag. Topper ließ an dem Hause des alten Pfarrers halten, und nahm den froh überraschten Mann mit, holte auch bald die Andern wieder ein, so daß sie zusammen an dem Landhause eintrafen. — Sein Nefse Wilhelm Topper, ein artiger junger Mann, der in Abwesenheit des Capitains das Gut verwaltete, empfing seinen Oheim, und dann Alle, mit herzlichster Freude, als Jener ihn mit den neuen Freunden bekannt gemacht hatte. Falk und Henriette merkten gleich, daß es hier an einem zweiten Liebespärcchen nicht fehle; denn bei dem Empfang zwischen Rosa und dem Vetter Wilhelm sprach ein zärtliches Verhältniß sich ganz deutlich aus.

Sie traten nun Alle in das schöne, geräumige Haus, wo im Saale, weil der Vete mit der Anmeldung sich sehr geeilt hatte, schon Alles zu einem frohen Empfang vorbereitet war. — Das Erste, was nun der Capitain vornahm, war, seinen Sohn Kempf mit dem alten Pfarrer bekannt zu machen. — „So haben Sie denn doch endlich einmal Ihr Wort gelöst, Freund Topper!“ sagte der alte würdige Mann, „und mir einen Adjunctus aus Europa mitgebracht.“ — Kempf borchte erstaunt hin bei diesen Worten. — „Ja“, erwiederte der Capitain lächelnd; „es hat mir aber Mühe genug gekostet; damit Sie nun auch Ihrem achtbaren Gehülfsen sich dankbar verpflichten können, so sollen Sie ihn übermorgen mit meiner Tochter Mariane copuliren.“ — „Wie!“ rief der erstaunte Alte, „Herr Kempf — Ihr werthber Schwiegersohn! — mein Gehülfe! Das ist der Freude zu viel!“ — Er ging zu Kempf und umarmte ihn, dann sagte er: „Ich will

mit den Vorstehern reden; ich bin ein alter Mann, habe keine Familie; ich trete Ihnen mein Amt ganz und gar ab; zu leben hab' ich — dafür ist gesorgt!“ — „Alter Herr!“ rief Topper; „Sie thun zu viel; aber ich sehe ein, daß Sie doch nicht Unrecht haben. Jetzt wollen wir indeß über alle die Sachen kein Wort mehr reden, sondern uns recht wohl seyn lassen.“

Unter solchen Verhältnissen herrschte Freude in dem Hause, nur Rosa und Wilhelm schienen etwas ernst zu seyn; es kam ihnen vor, als wenn der Vater rüchtsächlich ihrer etwas schwerfällig begreife. Falk bemerkte dies, nahm die beiden jungen Leute bei der Hand, führte sie zum Capitain, und fragte lächelnd: ob er vorhin nichts vergessen habe, als er mit dem Pfarrer von Copulation gesprochen? — „Was denn, lieber Freund?“ fragte Topper; „die Beiden werden doch nicht an's Heirathen denken?“ — „Lieber Vater“, entgegnete Rosa, „ich bin siebenzehn Jahre vorüber und Wilhelm ist bald zweiundzwanzig Jahre alt!“ — Alle lachten herzlich. — „Wohlan denn!“ rief der Capitain jovialisch: „weil mir eben beifällt, daß unser jüngst verstorbenen Franklin ein Vertheidiger früher Ehen war, und auch überhaupt für die Bevölkerung unsers jungen Freistaates gesorgt werden muß, so überantworte ich Ihnen, Herr Pfarrer, noch dieses Paar zur Trauung!“ — Der liebevolle Vater wurde hierauf von seinen Kindern beinahe vor Freude erdrückt.

Am dritten Tage wurden Kempf und Wilhelm Topper mit Mariane und Rosa getrauet, und das Hochzeitfest, wozu auch die wackern Kirchen-Vorsteher aus dem Orte, die mit Vergnügen Kempf als ihren künftigen Pfarrer begrüßten, eingeladen waren, übertraf an Lust alle Beschreibung. — Bald nachdem Falk seine Ankunft in den öffentlichen Blättern angezeigt hatte, erhielt er mehrere Einladungen zu Beschäftigungen, die, seiner eigenen Wahl nach, ihm die liebsten waren. Auf seinen Reisen nahm er gewöhnlich seine liebe Henriette, und den närrischen Doctor mit, den seine Kellersche bestimmt hatte, von jetzt an, mit seinem erworbenen Vermögen, in der Nähe von Topper's Land'sitz zu privatificiren.

Kempf übernahm das Amt des alten Pfarrers, und zog mit seiner geliebten Mariane in ein schönes geräumiges Haus im Orte. — Der Land'sitz des Capitains aber blieb der Versammlungsort für Alle; selbst dann noch, als Falk ein eigenes schönes Landhaus in der Nähe sich erbaut hatte. — Topper zeigte wenig Lust, aus diesem frohen Kreise sich wieder in das einsame Treiben zur See zu begeben. „Was sind doch unsere Vorsätze!“ rief er; „ich glaube, in wenigen Monaten würde ich das Leben zu Lande satt genug haben; aber die Verhältnisse sind verändert: — ja“, fuhr er lebhaft fort, „wenn Ihr Alle wieder mitginget, dann! — So allein aber mag ich nicht; ich will nach New-York, um abzurechnen, und dann bleibe ich bei Euch!“ — Dieser Entschluß des herzlichsten Capitains erregte solche Freude, daß alle den übrigen Theil dieses Tages schwelgend in Vergnügen hinbrachten.

Als am Abend die Frauenzimmer in muntern Gesprächen im Garten lustwandelten, und Falk seinen Freund Kempf suchte, fand er ihn oben im Landhause

allein an einem offenen Fenster stehend, das die Aussicht auf die Mündung des Hudson gewährte. „Stör ich Dich“, rief Falk ihm zu, „in Deinen Betrachtungen?“ — „Nein, bester Freund!“ erwiderte Kempf; „in den Betrachtungen, die ich eben anstelle, bist du mir sehr gegenwärtig, und wirst es immer bleiben. Ich weiß, daß ich Dir nicht besser danken kann, als wenn ich Dir sage, was ich jetzt empfinde; ich komme mir vor wie ein Verkürter, ein Seliger! Wo sind die Sorgen hingekommen, die mich oft beinahe niederdrücken wollten, als ich noch mein Dachstübchen auf der Universität bewohnte? — und wie himmelweit übertrifft mein gegenwärtiges Verhältniß alle meine damaligen Hoffnungen! — Meine Furcht und meine Trübsal auf dem Meere kommt mir jetzt wie Krankheit und Tod vor; jener grausenvolle Gewittersturm war gleichsam meine Auferstehungs-Krise; ich fand mich wieder in — den Armen der Liebe! — Und“, fuhr er begeistert fort, „ist es nicht der Himmel, wo ich mit Euch allen jetzt lebe?“ — „Darum, lieber Freund“ — erwiderte Falk lebhaft — „sehe ja kein Mensch in trüber gedrückter Stimmung weit in die Ferne des Lebens hinaus, wo er unmöglich die Pfade entdecken kann, die durch dieses wundervolle Labyrinth ihn endlich doch — in ein Tempe führen!“ Jetzt aber breitete er seine Arme aus, und die Jugendfreunde sanken selig einander an die Brust.

Ansichten eines Italieners über die englischen Scheidungsgesetze.

London im August 1829.

Vor einigen Tagen wurde ein Signor Antonio vor den Richter Hunter gebracht; er hatte im untern Gerichtssaale einige Worte von seiner Frau fallen lassen, mit Erschießen gedroht, wenn man ihm nicht Gerechtigkeit schaffe, und bei der darauf angestellten Durchsuchung fand man zwei scharf geladene Pistolen bei ihm. Auf Befragen antwortete der Signor in schlechtem Englisch, er sey Doctor der weltlichen und geistlichen Rechte in Rom gewesen, aber durch die Umstände genöthigt worden, nach Irland auszuwandern. Er ließ sich in Limerik nieder und erwarb sich seinen Unterhalt durch Unterricht in den alten und neueren Sprachen. Nach einiger Zeit verheiratete er sich, ehe aber die Flitterwochen vorüber waren, erfuhr er, daß seine Frau außer ihm noch einen Gatten hatte.

Hunter glaubte natürlich, die Erbitterung, die der Italiener gezeigt hatte, sey gegen seine Frau gerichtet, dieser erwiderte aber: „Nein, ich wünsche, daß sie geschieden wird.“ — „Sie wünschen also von ihr geschieden zu werden?“ fragte Mr. Hobler. „Nein, nein,“ entgegnete Antonio, „sie soll von ihrem ersten Mann geschieden und dem zweiten zuerkannt werden.“ (Gelächter.) Hunter: „Sie wollen sie selbst behalten?“ — S. Antonio: „Ja ja, so ist's; ich will sie ganz allein für mich haben.“ — Hunter: „Geben Sie hier auch noch Unterricht?“ — S. Antonio: „Nein; seit ich Limerik verlassen, unterrichte ich nicht mehr.“ — Hunter: „Sie widmen sich Ihrem früheren Berufe wieder?“ — S. Antonio: „Nein, denn als Advokat müßt' ich hier Hungers sterben.“ (Gelächter; der Italiener lacht mit.) — Hunter: „Treiben Sie ein ande-

res Geschäft?“ — S. Antonio: „Ja; wir halten einen Kranladen und verkaufen Käse und Tabak.“ (Schallendes Gelächter.) — Hunter: „Was? ein Doctor der weltlichen und geistlichen Rechte verkauft Käse und Tabak?“ — S. Antonio: „Allerdings, ich müßte sonst Hungers sterben; ich sage Ihnen, 's ist besser, mit Käse und Tabak handeln, als nichts zu essen haben.“

Mr. Hobler fragte den Italiener, was er glaube, daß in Betreff seiner Frau für ihn gethan werden könne, und ob nach italienischen Gesetzen der zweite Mann, nicht der erste, Ansprache an die Frau habe. Der Italiener verneinte, sprach jedoch seine Hoffnung aus, daß ihm in England sein Recht wiederfahre, denn er habe in Italien viele Engländerinnen mit einem zweiten Mann, und ihre früheren Gatten mit einer zweiten Frau leben sehen. (Gelächter)

Wegen seines verstärkten Aussehens und weil man Waffen bei ihm gefunden hatte, ließ ihn Hunter in Haft bringen, bis seine Angaben sich bestätigt hätten.

Des andern Tags erschien die Frau vor Gericht, um ihm gegenübergestellt zu werden, und hier ergab sich denn eine sehr wunderliche Geschichte. Ihrer Erzählung nach, die sehr einfach und kunstlos war, wohnte der Doctor in einem Gasthose in Limerik, wo ihr Gatte Kellner war, von dem er Geld borgte, und den er endlich bewog, ein Haus für sich einzurichten, mit dem Versprechen, das Interesse zu bezahlen. Nach Verluß des Vierteljahrs sagte er, er wolle nach London gehen, um dort bei seinem Freund, dem Fürsten Esterhazy, der sein Schuldner sey, das Geld zu erheben. Sie glaubten dieß, weil sie es aber für das Beste hielten, den Doctor nicht allein geben zu lassen, so begleitete ihn die Frau mit ihrer Mutter. In Dublin äußerte er den Wunsch, eine Frau zu besitzen; sie luden daher mehrere Damen zum Thee, damit er wählen könnte, statt dessen aber widmete er hauptsächlich der Mutter seine Aufmerksamkeit, und brachte diese durch ein gegebenes Pulver in Schlaf. „Darauf“, fuhr die Frau fort, „rannte er einem Schiffe zu, und ich hinter ihm drein. Das Schiff aber segelte weiter, und hielt erst, als wir nach Schottland kamen. (Gelächter.) Ich mochte ihn nicht verlassen, weil ich wußte, daß, wenn Fürst Esterhazy ihn bezahlte, er uns nicht bezahlen würde, außer wenn ich bei ihm bliebe; da kam's ihm plötzlich in Sinn, mich zu heirathen.“ — Der Lordmajor: „Sie zu heirathen? und Sie hatten in Limerik noch einen Gatten am Leben?“ — Die Frau: „Ja; er drohte mir, mich bei meinem Gatten zu verläumdern, wenn ich mich weigerte, und so ließ ich mich durch einen schottischen Pfarrer ihm antrauen.“ Der Lordmajor erklärte, es sey offenbar, daß sie von ihrem Mann in Irland habe loskommen wollen, die Frau aber wurde ihm Ernst böse darüber, und sagte, sie habe ihm geschrieben und erwarte ihn alle Tage; mit Antonio hätte sie hier nicht leben können, ohne ihn zu heirathen. Die Versuche des Lordmajor und Anderer, sie zu überzeugen, daß es Unrecht sey, einen zweiten Mann zu ehelichen, während der erste noch lebte, waren alle fruchtlos; sie konnte sich nicht überreden, daß hierin etwas Strafbares liege, und wurde daher entlassen. Signor Antonio wurde in strenge Haft gebracht.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 26. Oktober 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 43.

Der Geisterspuk auf dem Ritterholm.

Carl XI. von Schweden, der Vater des Eisenkopfs, war einer der strengsten aber weisesten Fürsten unter den Nachfolgern Gustav Wasas. Er stürzte die ungeheuern Privilegien des Adels, die Allmacht des Reichsraths, und schuf neue Landesgesetze; eine neue Verfassung war sein Werk; er zwang die Rätthe, das oligarchische System aufzugeben, und ihm die absolute Herrschaft zu überlassen. Uebrigens war er aufgeklärt, müthig, der lutherischen Religion von Herzen zugethan, kaltblütig, unerbittlichen Charakters, der nur das Positive verfolgte, dem es an Phantasie fehlte.

Der König hatte seine Gattin Ulrike Eleonore verloren. Obgleich seine Härte diese Fürstin an den Rand des Grabes geführt hatte, so schien er doch von ihrem Tode gerührt, als man es von dem trockenen, kalten Manne erwartete. Er wurde düsterer, schweigsamer als zuvor, und überhäufte sich dergestalt mit Arbeit, daß man leicht errathen konnte, wie er dadurch peinlichen Erinnerungen zu entgehen suche. — An einem späten Herbstabend saß er im Nachtkleide vor seinem großen Kamin im Pallaste zu Stockholm. Der Graf Brahe, sein Günstling, und sein Arzt Baumgarten, beiläufig gesagt, ein großer Freigeist und Skeptiker, waren bei ihm. Der Doktor war an diesem Abend, um einer kleinen Unpäßlichkeit des Fürsten willen, gerufen worden. Die Nacht rückte vor, und der König, gegen seine Gewohnheit, verabschiedete noch immer nicht seine Gesellschaft. Er saß schweigend, mit gesenktem Haupte, die Augen auf die Feuerbrände des Kamins gerichtet, und hegte, obgleich von seiner Umgebung gelangweilt, eine gewisse, unerklärliche Furcht, allein zu bleiben. Brahe merkte wohl, daß seine Gegenwart dem König nicht angenehm sey, und hatte bereits einigemal darauf angespielt, daß Se. Majestät wohl der Ruhe bedürften: eine Geberde des Königs befahl ihm, zu bleiben. Auch der Arzt sprach von dem Schaden, welchen lange Nachtwachen der Gesundheit zufügen; aber Carl murmelte dagegen zwischen den Zähnen: „Ihr sollt bleiben; ich habe noch keine Lust, zu schlafen.“ — Die Unterredung wurde mehrere Mal wieder

aufgenommen, und stockte immer wieder bei der zweiten oder dritten Phrase. Se. Maj. waren finsterner Laune, und die Lage der Hofleute um so schwieriger als sonst. Brahe, welcher vermuthete, die Traurigkeit des Monarchen möchte von dem Tode seiner Gattin herrühren, betrachtete das im Kabinet hängende Bildniß der Königin, und sagte mit einem Seufzer: „Wie ähnlich ist dieses Bild! Dieselbe Majestät und Sanftmuth, die im Leben die Selige auszeichnete!“ — „Ach!“ fuhr der König raub dazwischen; er glaubte immer einen Vorwurf zu hören, wenn man von der Königin sprach: „Der Maler hat geschmeichelt! Die Königin war häßlich.“ Hierauf, über seine Härte selbst verdrüsslich, stand der König auf, und ging durch das Zimmer, um seine Bewegung zu verbergen. Er blieb vor einem Fenster stehen, das in den Hof ging, die Nacht war dunkel, ohne Mondschein. Das alte Königsschloß auf dem Ritterholm, welches Carl bewohnte, hatte die Aussicht auf den Mälar See, ist in Hufeisenform gebaut, und das Kabinet des Fürsten, an einem Ende gelegen, war beinahe dem großen Saal gegenüber, wo sich die Stände zu versammeln pflegten, wenn sie von der Krone eine Mittheilung zu erwarten hatten. Die Fenster jenes Saales schienen plötzlich von lebhafter Beleuchtung erhellt, der König staunte. Man glaubte zuerst, das Licht eines wandelnden Bedienten als die Ursache jener Erscheinung angeben zu können; doch war der Saal schon längst verschlossen, und nichts darin zu thun. Für die Flamme eines Brandes konnte die Helle auch nicht gehalten werden; sie glich einer Prunkbeleuchtung. Carl sah einige Zeit, ohne zu reden, hin. Der Graf wollte einem Pagen schellen; der König hielt ihn zurück. — „Ich will selbst in jenen Saal geben,“ sagte er. Ob er gleich blaß wurde, und Schrecken sich auf seinem Gesichte malte, so ging er doch mit festem Schritte hinaus, und ihm folgten der Kammerherr und der Arzt mit brennenden Lichtern. Der Castellan, der die Schlüssel hatte, lag schon zu Bette. Baumgarten weckte ihn, und befahl ihm, im Namen des Königs, auf der Stelle die Thüren des Ständesaals zu öffnen. Der Befehl setzte den Mann in Erstaunen, doch kleidete er sich schnell an, und er-

schien mit seinem Schlüsselbunde an der Thüre einer Gallerie, welche dem Ständesaal als Vorgemach diente. Nachdem diese geöffnet, trat der König ein, und sah mit Erstaunen die Wände schwarz behangen. — „Wer hat den Befehl gegeben, dieses Gemach zu bekleiden?“ fragte er mit zorniger Geberde. „Niemand, daß ich wüßte, Ew. Majestät,“ antwortete der bestürzte Castellan: „als ich das letzte Mal aussetzen ließ, war es mit Eichenholz getäfelt, wie von jeher. Diese schwarzen Tapeten kommen gewiß nicht aus dem Schlossmagazin Ew. Majestät.“ Der König hatte während dessen schon mehr als zwei Drittheile der Gallerie schnell durchschritten Brahe und der Castellan folgten ihm zunächst; der Arzt war etwas zurückgeblieben, mit der Furcht, allein zu bleiben, kämpfend, oder vor dem weitem Verlauf eines Abenteuer zitternd, das sich so seltsam ankündigte. — „Gehen Ew. Majestät nicht weiter!“ rief der Castellan: „es spukt hier bei meiner Seele. Um diese Stunde... seit dem Tode der allergnädigsten Königin... heißt es, sie gehe in der Gallerie um. Gott schütze uns!“ — „Bleiben Sie, mein König!“ rief der Graf ebenfalls: „Hören Sie nicht das seltsame Geräusch in dem Ständesaal? Wer weiß, welche Gefahr Ew. Majestät droht?“ — Baumgarten, dessen Licht durch einen Windstoß verlöscht war, erbot sich, die Trabanten herbeizuholen, — der König aber, der schon an der Thüre des großen Saales stand, versetzte mit fester Stimme: „Da geblieben! folgt mir; ich will hinein. Und du Castellan, öffne schnell.“ Er stieß mit dem Fuß gegen die Thüre, und wie ein Kanonenschlag hallte es von den Gewölben wieder. Der Castellan zitterte dergestalt, daß er den Schlüssel nicht in das Schloß bringen konnte. — „Ein alter Soldat, und zittern!“ sagte Carl, mitleidig die Achsel zuckend: „Graf Brahe, machen Sie uns die Thüre auf.“ — „Der Graf trat einen Schritt zurück, und betheuerte, daß er gehorchen würde, wenn ihm Ew. Majestät beföhle, gegen eine dänische oder deutsche Batterie ganz allein zu marschiren, daß er sich aber nicht gegen den Teufel und seine Gefellen wage. Da riß der König den Schlüssel aus der Hand des Castellans, sagte mit verächtlichen Blicken: „Ich sehe wohl, daß dieses mich allein angeht;“ und ehe man ihn zurückhalten konnte, hatte er die Thüre aufgeschlossen, und war in den Saal getreten, mit den Worten: „In Gottesnamen denn!“ Seine drei Begleiter, von der Neugierde getrieben, die stärker ist als die Furcht, oder beschämt durch den Muth ihres Königs, gingen ihm nach.

Der große Saal war von unendlich vielen Fackeln erhellt. Eine schwarze Tapete war an die Stelle der ehemals farbig gewirkten getreten. Längs den Mauern hingen in gewöhnlicher Ordnung die Siegestrophäen des Reichs: deutsche, dänische und moskowitzische Fahnen, hin und wieder unterschied man ein schwedisches Banner, von schwarzem Flor umhüllt. Eine unzählbare Versammlung von Menschen hatte alle Sessel und Bänke eingenommen. Die vier Stände des Reichs saßen nach ihrem Range. Alle Gestalten waren schwarz angezogen, und die Menge von menschlichen Geschlechtern, die sich wie helle Punkte auf dem schwarzen Grunde

ausnahmen, verwirren und blendeten die Augen der vier Zeugen des sonderbaren Auftritts dergestalt, daß keiner in der Menge ein bekanntes Antlitz aufzufinden vermochte. Auf dem erhöhten Throne, von dessen Stufen der König die Versammlung anzureden pflegte, sahen sie einen blutigen Leichnam, mit allen Zeichen der Königswürde angethan. Zu seiner Rechten stand ein gekröntes Kind, mit dem Scepter in der Hand; zu seiner Linken stützte sich ein bejahrter Mann, in dem Ceremonienmantel der ehemaligen Reichsverweser, auf die Lehne des Throns. Gegenüber dem königlichen Sitze umgaben mehrere gravitatische Gestalten in langen, schwarzen Richtergewändern einen mit Büchern und Pergamenten bedeckten Tisch. Zwischen dem Thron und dem übrigen Saalraum stand ein Block von Trauerflor umhüllt, und darauf lag ein Beil. Niemand in dieser sonderbaren Versammlung schien die Gegenwart des Königs und seiner Diener zu bemerken. Ein dumpfes Gemurmel ging eine Weile durch die Reihen der Anwesenden; da stand der älteste der Richter auf, und klopfte dreimal mit der Hand auf das Gesetzbuch, welches vor ihm lag. Die größte Stille erfolgte. Einige Leute, in der Blüthe ihrer Jahre, entschlossenen Angesichts, und reich gekleidet, traten in den Saal durch eine dem König entgegengesetzte Thüre. Ihre Hände waren auf den Rücken gebunden, und hinter ihnen ging ein starker, in braunes Leder gekleideter Mann, der die Enden der Stricke, womit sie gefesselt waren, hielt. Der vorausgehende und der wichtigste der Gefangenen, blieb in der Mitte des Saales stehen, und betrachtete den Richtblock mit stolzer Verachtung. Der Leichnam auf dem Throne dagegen zitterte, wie von convulsivischen Bewegungen erschüttert, und frische rothe Blutstropfen flossen aus seiner Wunde. Der Gebundene kniete nieder, streckte seinen Hals auf den Block, das Beil funkelte in der Luft, und fiel mit Geräusch nieder. Ein Strahl von Blut bespritzte die Stufen des Thrones, und vermischte sich mit dem des Leichnams; der Kopf des Gerichteten sprang wie ein Ball über den gerötheten Boden, rollte zu Carl's Füßen, und besleckte sie mit Blut.

Bis zu diesem Augenblicke hatte das Entsetzen des Königs Zunge gefesselt; nun aber, im Innersten ergriffen, näherte er sich wankend dem Throne, und zu der Gestalt im Reichsverwesermantel gewendet, sprach er fecklich die wohlbekannte Formel: „Wenn Du Gottes bist, so rede; bist Du des Andern, so laß uns in Frieden!“ — Das Gespenst antwortete ihm langsam und mit feierlichem Tone: „König Carl! dieß Blut wird nicht unter Deiner Regierung vergossen werden, wohl aber unter dem Fünften nach Dir. Wehe, wehe dem Blut der Waise!“ Hier wurde die Stimme der Gestalt weniger deutlich, die zahlreiche Versammlung schien in ihren Formen durcheinander zu schwimmen, war bald nur ein Knäuel von farbigen Schatten, verschwand dann gänzlich, und mit ihnen aller Fackelglanz. Die Lichter des Gefolges beschienen jetzt nur noch die alten Tapeten, welche von der Zugluft hin und her bewegt wurden. Man hörte noch einige Zeit lang ein Geräusch, welches einer der Zeugen mit dem Ran-

schen der Blätter, der andere mit dem Klange zerrissener Harfensaiten verglich. Einstimmig behaupteten jedoch alle, daß die Erscheinung ungefähr zehn Minuten gedauert hatte. All' die schauerlichen Accessorien derselben waren mit ihr verschwunden, doch blieb auf einem Pantoffel des Königs ein rother Fleck zurück, der nicht verging. — Carl ließ alsobald eine Relation des Gesehenen aufsetzen, von seinen Begleitern unterzeichnen, und fügte seine Unterschrift hinzu. Der Inhalt derselben wurde, wie begreiflich, noch zu Lebzeiten des Königs bekannt. Das Document existirt noch, und ist autentic. Der bemerkenswerthe Schlußsatz heißt: „Wenn das, was ich, der König, hiermit bekräftige, nicht die redlichste Wahrheit ist, so leiste ich Verzicht, auf jede Hoffnung eines seligen Lebens, welche ich vielleicht verdient haben könnte durch einige gute Werke, durch meinen Eifer, mein Volk glücklich zu machen, und durch meine Anhänglichkeit an die Religion meiner Vorfahren.“

So weit die Erzählung, die schon längst bekannt war, ehe irgend eine Begebenheit die darin enthaltenen Andeutungen gerechtfertigt hat. Die Gläubigen finden vielleicht einen Commentar dazu in dem Morde Gustavs III. und der Hinrichtung Ankarströms. Das gekrönte Kind wäre dann Gustav Adolph IV., und der Greis, im Kleide des Reichsverwesers, dessen Dunkel, der Herzog von Südermanland.

Der Sklavenhandel nach Brasilien.

(Aus dem Werke eines Deutschen über dieses Land)

Sklavenhändler und reiche Privatleute, welche ihr Kapital nicht gerne ruhen lassen, rüsten, besonders wenn häufiges Verlangen nach Negern geäußert wird, ein oder mehrere Schiffe aus, und begeben sich damit nach den Portugiesisch-Afrikanischen Besitzungen. Dasselbst angekommen, gehen sogleich Boten nach den Niederlassungen der Häupter und Könige der verschiedenen Negervölker, welche anfern der Küste wohnen, zeigen ihnen die Ankunft dieser Schiffe an, und laden sie zum Tauschhandel ein. Sogleich verbreitet sich die Nachricht im Lande. Wer in einem vorhergehenden Kriege Gefangene machte, führt sie unverzüglich an den bezeichneten Handelsplatz; der König oder Häuptling gibt Befehl, eine gewisse Anzahl seiner Unterthanen einzufangen. Mit ihnen führt der Gläubiger seinen Schuldner, Eltern ihre Verwandte und Kinder nach der Küste. Dort hat der schlaue Portugiese oder Brasilianer mit grellen Farben prangende Tücher, fertige Kleider und einen Vorrath der beliebten hitzigen Getränke vor den Kauflustigen aufgestellt. Der Tauschhandel beginnt unmittelbar, und während die Verkäufer nach ihren Wohnungen zurückkehren, wird die lebende Waare nach den Geschlechtern abgesondert, von den neuen Besitzern mit einem glühenden Eisen als ihr Eigenthum bezeichnet, hierauf von jedem Einzelnen die Abgabe an den König von Portugal entrichtet, gleichsam als Empfangsquittung das Zeichen der Kro-

ne auf den Leib der armen Neger gebrannt, diese in kleine Kreise gestellt, in deren Mitte sich ein Geistlicher befindet, der die Taufe verrichtet, die Taxe für den Bischof einnimmt, und eine ähnliche Quittung, wie die vorhergehende, ausstellt, indem den armen Schwarzen unter die beiden erwähnten Zeichen ein Kreuz gebrannt wird, welches sie also zu Christen stempelt, und ihnen eben keinen günstigen Begriff von der Milde der neuen Lehre gibt, zu welcher sie in Zukunft sich zu bekennen haben.

Die Einschiffung geht hierauf unmittelbar vor sich; es werden so viel Neger auf ein Schiff gebracht, als unbeschadet ihrer Gesundheit möglich ist. Die Schiffsmannschaft empfängt sie vollkommen bewaffnet, die Mündungen aller Kanonen gegen sie gerichtet; die erwachsenen Männer werden immer zu Zweien mit starken Ketten an einander gefesselt*), und der Donner des Geschüßes, bei der Abfahrt das portugiesische Fort begrüßend, vermehrt die Furcht der Unglücklichen, welche bald darauf die Ufer ihrer Heimath für immer aus den Augen verschwinden sehen. Ungewiß, was ihr Schicksal seyn werde, größtentheils von dem Wahne erfüllt, sie seyen sämmtlich bestimmt, von den weißen Bewohnern eines fremden Landes getödtet und verzehrt zu werden, bemächtigt sich ihrer Trübsinn und zuletzt eine gänzliche Gefühllosigkeit gegen ihr Schicksal. Es ist die erste Sorge der Sklavenhändler, sie derselben zu entreißen; erlaubt es daher die Bitterung, bleiben alle Neger auf dem Verdecke; trommeln, cimballen und lärmern. Die Instrumente werden herbeigebraht, und eine rauschende Musik ladet die Neger zum Tanze und Gesange ein; unvermögend dieser Volkstanzung zu widerstehen, sieht man nach einigen Augenblicken die bisher so tief gebeugten sich der unbezwingbaren Tanzlust in den tollsten Sprüngen und Verdrehungen des Leibes, von dem beliebten Nationalgesange begleitet, überlassen. Kleine Geschenke in Tabaksdosen, Perlschnüren und sonstigem Spielzeuge bestehend, werden unter die Willigsten vertheilt, und die Essenszeit bringt einen neuen Wechsel in die Einförmigkeit der Scenerie. Sie erhalten das gleichfalls vaterländische Mandiocmehl und getrocknetes Salzfleisch mit schwarzen Bohnen gekocht. Ist die Bitterung kalt, wird ihnen etwas Branntwein gegeben. Sie werden genöthigt, sich vor Untergang der Sonne am ganzen Leibe zu waschen, worauf wieder ein kurz dauernder Tanz ihre Körper in einen leichten Schweiß versetzt.

Bei Weiber werden beauftragt, jeden Tag das ganze Schiff zu waschen, ihre Schlafstelle wird stark

*) Auch diese Vorsicht scheint unumgänglich nothwendig, denn es ereignete sich schon einige Mal, daß die Neger die Schiffsmannschaft überrohtigten und, ohne die Folgen zu berücksichtigen, sämmtlich in das Meer warfen. Unfähig, das Schiff selbst zu leiten, mußten sie dasselbe der Willkühr der Wellen und Winde überlassen, trieben wahrscheinlich eine geraume Zeit umher, bis sie Hunger und Durst auftrieb, und das Schiff zuletzt an irgend einer Küste strandete. Man fand zu verschiedenen Malen den Brack solcher Schiffe von den Unglücklichen angefüllt, welche Hunger und Elend in Skelette verwandelt hatte.

geräuchert, und, sobald es zu kauen beginnt, Jeder genöthigt, Haupt und Körper in ein großes Wolltuch einzuhüllen. Hierauf erhalten sie ein leichtes Abendessen, gewöhnlich aus süßen Pottaten, Caras oder Ygnamen bestehend, und werden nach ihren Schlafstellen geschickt, woselbst mehrere Wachen mit scharfgeladenen Gewehren aufgestellt sind. Wenn während der Dauer der Nacht Bedürfnisse Einige zum Aufstehen nöthigen, dürfen sie nur einzeln oder höchstens zu Zweien, und von einer Wache begleitet, auf das Verdeck kommen. Zeigen sich Unruhen, welche eine ausbrechende Empörung befürchten lassen, wird ohne Umstände unter sie gefeuert, und die mutmaßlichen Rädelshörer in dem Angesichte Aller entweder auf das Empfindlichste geächtigt oder an die Nahe des großen Mastes angeknüpft. Wenn stürmische Witterung eintritt, und alle Luftlöcher dicht geschlossen werden müssen, wird die Lage der armen Keger bei dem engen Raume, in dem sie zusammengedrängt sind, dem Mangel an Luft, den übeln Ausdünstungen, welche die Wirkung der Seerkrankheit verbreitet, höchst beschwerlich, und bringt, wenn diese Witterung lange anhält, Manchem den Tod. Häufig bricht dann eine allgemeine Kräge unter ihnen aus, oder es zeigen sich Krankheiten, die Viele schnell hinwegraffen. Wer glücklich durchkommt, wird wenigstens zum Skelette. War die Reise und Witterung günstig, so sterben nur Wenige, doch kommen sie Alle mager und entkräftet in Brasilien an. Sklavenhändler und reiche Pflanzer entfernter Provinzen begeben sich hierauf an die Schiffe, besehen die Ankömmlinge und seiltschen um sie, schiffen die nach fernern Ländern bestimmten wiederkohlt ein, und bringen Jene, deren Eigener in der Stadt wohnen, nach dem Sklavenmarfte (Valonga). Dort werden sie in große Säle gebracht, sogleich gebadet und gesäubert, Kopf und Bart geschoren, ihnen allmählig bessere Nahrung gegeben und manche Toilettenkünste angewendet, beiderlei Geschlechter zu verjüngen, zu verschönern, und kleine körperliche Fehler dem geübten Auge geschickt zu verbergen.

Ein Paar unbekannte Anekdoten zur Charakteristik Friedrichs II., Königs von Preußen.

Einst klagte man in Gegenwart des Königs über das schlechte November-Wetter. — Gott hat Alles weislich angeordnet, sagte Friedrich; im schlechten Wetter sollen wir brav arbeiten, daß wir im schönen Wetter Mühe haben, es zu genießen. Mir armen Mann, setzte er hinzu, wird's leider so gut nicht, denn welcher Tag bringt mir nicht eine neue Last mit? — Ueberhaupt kann wohl Niemand das Wetter weniger bennnen, als die Könige! —

Friedrich II. konnte, obwohl dem Soldaten vor Allen gewogen, doch niemals unzeitiges Fluchen, — (Fluchen mag wohl jederzeit unzeitig seyn) — vor demselben leiden. Folgende Anekdote dürfte einen Beweis davon geben. Gleich nach dem siebenjährigen Kriege bat ein

Soldat, der in der Schlacht bei Kunnersdorf lahm gestossen worden war, den König in Potsdam um eine gute Versorgung, welche eben offen war. — Eine Stunde eher, mein Sohn, dann hättest du sie erhalten, ich habe sie so eben einem Andern versprochen. — „„Hol' mich der Teufel, Ihre Majestät, Sie müssen mich versorgen, ich habe Weib und Kinder und nichts zu leben.““ — „Nun, nun, eh' dich der Teufel holt, und wenn ich muß, und da du Weib und Kinder hast, werd' ich schon auf eine andere Versorgung denken müssen. Hier in diesem Papier ist eine; geh' hin, fluch' aber nicht mehr, denn Gott verwandelt nicht immer einen Fluch in Segen.““

Barbarischer Gebrauch.

Amurath III. zeigte einen löblichen Anfang seiner Regierung. Man kennt jenes entsefliche Herkommen, vermöge dessen die Sultane ihr erstes Geschäft nach dem Tode des Vaters seyn ließen, ihre Brüder zu ermorden. Amurath, da er von Herzen mild war und kein Blut sehen konnte, wollte sich weder auf den großherrlichen Stuhl setzen, noch seine Ankunft in der Stadt bekannt werden lassen, ehe er die neun Brüder, die ihm im Serai lebten, vor dem Tode sicher gestellt hätte. Er sprach hierüber mit dem Mustri, mit andern Gelehrten. Aber so dringend schien diesen die Nothwendigkeit, daß er sie auf keine Weise überzeugen konnte. Er selbst vielmehr, nachdem er sich achtzehn Stunden lang gehalten, mußte sich endlich bequemen. Dann rief er den Vorsteher der Stummen (siner Leiwache), zeigte ihm den Leichnam seines Vaters und gab ihm neun Tücher, die neun Brüder zu erwürgen. Er gab sie ihm, jedoch mit Thränen.

(Ob dieser barbarische Gebrauch vorkommenden Falls auch wohl jetzt noch stattfinden würde?)

Die Doctoren im Trauer-Costüm.

In einem alten Werke, betitelt: „Die Doctoren-Pritsche“ (Strasburg, 1623) wird unter Anderem erzählt: „Es lebete einmal ein König in Hispanien, der da merkte, daß in seinem Lande täglich der Menschen mehr starben, als geboren wurden. Da befahl er: es solle jeder Doctor nach dem Hinscheiden eines Patienten, den er hatte heilen wollen, im Trauer-Costüm erscheinen. Und siehe, das war ein Glück für die Kleiderhändler; denn erstens fand man schon nach acht Tagen keinen Mediziner, der nicht schwarz einhergegangen wäre, so daß die Kaufleute kaum schwarz Tuch genug schaffen konnten; andern Theils verkauften die Doctoren ihre bunten Kleider für ein Wohlfeiles, da sie doch keine Hoffnung hatten, sie jemals wieder tragen zu dürfen.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 2. November 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 44.

Die blonde Amazone.

Nicht haue vertrauend dein Glück
Auf eitel prophetische Worte;
Nur Wehe folget der Täuschung,
Dem trüglichen Sinne Drakels.

D. F. Belisar.

„Sie kommen heute nicht fort,“ sagte der hereintretende Wirth nach einem gebotenen Morgengruß zu mir; „die Welt scheint heute in Sturm und Schnee untergehen zu müssen.“ „Bald glaube ich das Eine wie das Andere,“ erwiderte ich, der in der durchwärmten Stube, bei einer Tasse Kaffee mein Morgenpfeifchen dampfend, den unwillkommenen reichen Segen des Himmels schon eine Zeitlang am Fenster betrachtet hatte. Der Schnee fiel in großen Flocken so dicht, daß ich nicht die gegenüber stehenden Häuser der eben nicht sehr breiten Straße sehen konnte. Abwechselnde Windstöße trieben diesen Schnee gewältig bald an diese bald an jene Stelle. Ein solches Unwetter, das schon die ganze Nacht gedauert hatte, mußte alle Straßen und Wege zugeweht und undurchdringlich gemacht haben.

Auf vier und zwanzig Stunden längern Aufenthalt kam es mir nicht an; nur wußte ich nicht, wie ich diese, in einem kleinen Landstädtchen wo ich schon 14 Tage zugebracht hatte, vertreiben sollte. Meine Sachen waren gepackt, und meine Geschäfte für diese Gegend abgemacht. So grübelnd, was zum Zeitvertreib anzufangen sey, ward ich, so viel es das Schneegestöber gestattete, eines Gefährtes auf der Straße gewahr, das langsam dahierzog und endlich stille lt. Auf einem offenen Bauerschlitten, den ein Paar Mietzgaule mühsam zogen, saßen zwei weibliche Gestalten ganz allein, aus deren Aeußeren und Bekleidung sich schließen ließ, daß der gegenwärtig so seltsame dürftige Einzugs nur von der äußersten Nothwendigkeit ihnen geboten seyn müsse. „Schnell herunter Herr!“ rief ich meinem Wirth zu, „Sie bekommen Gäste.“ „Ach was! sie belieben zu spazieren. In dem Hundewetter und so früh am Morgen werden keine Gäste kommen.“ — So redend, zog er doch dem Fenster zu. „Alle Wetter! wahrhaftig! sogar zwei Frauenzimmer! Gleich

bring ich Ihnen Bescheid!“ und flugs lief mein Hospes die Treppe hinab.

Ich aber dachte in meinem Sinn: du magst dich schämen, daß du als junger Kerl, der sich dem wilden Mars geweiht hat, und mit der Diana getraut bist, vor dem Unwetter scheust, indes ein Paar zierliche Frauenzimmer durch dasselbe ziehen. Wer weiß indes, was die für Eile haben? Indem mir dies und jenes noch so im Kopfe herumging, stürzte mein geselliger Wirth zur Thüre wieder herein.

„Alle Wetter Herr N., das ist was für Sie. Zwei wunderschöne Mädchen! Sie wollen eine eigene warme Stube haben. Nun liegt aber der Hase im Pfeffer. Die einzige Fremdenstube in meinem Hause haben Sie inne. Was machen wir nun? Mit den Mädchen muß es eine eigene Bewandniß haben; man kann nicht erfahren, wo sie eigentlich her sind, noch wo sie herkommen, nur daß sie die ganze Nacht gefahren, und fürs erste hier bleiben wollen. Wie nun aber sie unterbringen, lieber Herr N.“

„Ich will den Damen und Ihnen Herr Wirth ein Opfer bringen und meine Stube abtreten. Wenn das Wetter sich in etwa legt, reise ich ab; bis dahin will ich mich in Ihrer Familienstube schon bergen.“

Schnell wurden meine Sachen in die Nebenkammer gebracht, das Stübchen aufgeräumt, etwas gelüftet und dann mit Königs-Räucherpulver durchräuchert. Ungefälligkeit war nie ein Fehler an mir, und gegen Damen galant zu seyn, hielt ich für eine Ritterpflicht. Diese hier sollten sogar wunderschöne Mädchen seyn, und ich frage jeden Vierundzwanziger, ob er nicht Alles thun wird, um sich der Schönheit verbindlich zu machen. Nachdem Alles geordnet war, und ich selbst mich in anständige Reisefleider geworfen hatte, zog auch ich zum Empfang der schönen Fremder hinunter, um sie in mein Eigenthum, denn dafür konnte ich immer noch mein Stübchen halten, selber einzuführen.

Beim Himmel! der Wirth hatte nicht unwahr berichtet. Zwei schlanke blühende Gestalten erhoben sich von ihren Sätzen, um den Gruß des Eintretenden zu erwidern. Und wenn man, wie richtig, aus der Art eines Compliments so ziemlich genau auf den Stand

punkt der Bildung sowohl als der Verhältnisse eines Individuums schließen kann, so gehörte das so eben mir gewordene in die Reihe des böhern anständigen bürgerlichen Lebens, und in jeder Beziehung in die des Anstands.

„Ich weiß nicht, sagte ich, ob ich dem Himmel zürnen soll, daß er Sie, meine Damen, bei diesem Unwetter hier Schutz zu suchen nöthigt, oder ihm danken, daß er mir die Gelegenheit gibt, Ihnen, soweit es in meinen Kräften liegt, dienen zu können. Mit Vergnügen entspreche ich Ihrem Wunsche und trete meine Stube, die einzige gute im ganzen Hause, an Sie ab, die augenblicklich den Vorzug hat, daß sie auch bereits durchwärmt ist.“

Die eine der Damen, eine Blondine mit schönen großen himmelblauen Augen, die durch die Anstrengung der Reise etwas ermüdet schienen, nahm das Wort, und erwiderte meinen Antrag in sehr verbindlicher und dankbarer Zusage.

Ich bot ihr hierauf meinen rechten Arm an, den linken der andern Dame, einer blühenden Brünette, und führte so meine Schönen aus der mit allen möglichen Dünsten geschwängerten Gaststube in eine höhere Region hinauf. Wir durchschritten hier erst eine Art von Saal, in dem ein Billard stand; dann ein daneben stehendes kleines Kabinet, und traten nun in die niedlich arrangirte, nicht eben mit veralteten Tapeten ausgeschlagene Stube, aus welcher nicht allein ein lieblicher Geruch sondern auch eine wohlthätige Wärme uns entgegen kam.

Meine Damen schienen nichts weniger als ein solches Unterkommen in diesem Hause erwartet zu haben.

Während ein kurzes Gespräch sich um die Gelegenheit des Hauses, dann des Orts drehte, hatte inzwischen der Kutscher ein kleines Koffer und ein gefülltes Säckchen, das einem Kopfkissenüberzug sehr ähnlich sah, hereingebracht; außer diesen beiden Theilen hatten die Damen nur noch vollgestopfte Rikikuls, was denn das ganze Reisegepäck ausmachte.

Um nicht zudringlich oder unbescheiden zu seyn, entfernte ich mich, mit der Erlaubniß, vor meiner Abreise mich den Damen noch empfehlen zu dürfen; was mir mit vieler Artigkeit gewährt wurde.

In der Gaststube zerbrachen sich Wirth und Wirthin, dem Knecht und Mägde beistimmten, die Köpfe, wer wohl diese Mädchen seyen. Nach dem hiesigen Pastor hatte die eine gefragt; das war alles, aber auch genug, um Allerlei in einem neugierigen Gemüthe zusammen zu räumen. Vom Kutscher war nichts zu erfragen. Der Mensch war einsilbig, spannte nicht einmal aus, sondern, nachdem er seine wenigen Sachen abgeladen, und wahrscheinlich eine reichliche Bezahlung empfangen hatte, wendete er die Pferde, und fuhr, ohne weiter was verzeht zu haben, in dem wüsten Wetter wieder zum Thore hinaus. Man vermuthete nur, daß es ein Leipziger Hauderer seyn müsse. Es war wirklich auffallend, daß zwei junge Mädchen von anscheinend gutem Stande, so ganz ohne alle weitere männliche Begleitung in so fürchterlichem Wetter, und zu einer La-

gezeit ankamen, wo andere Reisende erst sich zu einer Fahrt anzuschicken pflegen; daß sie hier ankamen, wo keine Landstraße durchgeht, hier wo sie ganz unbekannt zu seyn schienen, und dennoch eine längere Zeit verweilen wollten. Alles das regte auch meine Neugierde. Ich erschöpfte mich in allerlei Muthmaßungen, die mich aber immer noch zu keinen Resultaten führten. Die Mädchen waren reizend, von guter Bildung, was Wunder, wenn ein junger Mann, wie ich war, auf einen Plan sann, hinter ihr Geheimniß zu kommen. Um ruhiger mit mir überlegen zu können, war mir die Einsamkeit eben so wünschenswerth, als der Aufenthalt in der Dunststube mir lästig fiel. Ich gab daher meinem Wirth den Auftrag, mir den Saal heißen zu lassen, in welchem ich bis zur Abreise bleiben wollte. Erst gegen 6 Uhr Abends pflegte sich die sogenannte Honoration des Städtchens in diesem Saale und dem kleinen Kabinettchen, das durch die überflüssige Wärme des erstern mit erhitzt wurde, zu versammeln und mit Billard, Kartenpiel und Kannegießern die Winterabende zu verkürzen.

Bis dahin also hatte ich Muße zum Grübeln, und Gelegenheit, einen Zeitpunkt abzuwarten, in welchem ich mich den Schönen noch vor der Abreise wieder auf eine schickliche Weise nähern könnte. Wohl fühlte ich, daß sie mit der Zeit bald einsehen würden, wie bedenklich ihre gegenwärtige Lage seyn müßte, wo sie ohne alle männliche Bekanntschaft, und gleichsam verlassen waren. So zarte, mit der Welt unbekannte Wesen, wie mir die Fremden erschienen, erforderten Schutz. Ihnen solchen, im benöthigten Falle zu gewähren, selbst wenn ich darum nicht angesprochen werden sollte, erschien mir als eine heilige Pflicht. In wiefern es mir übrigens gelingen würde, ihr Vertrauen zu gewinnen, mußte sich bald ausweisen; daß ich indeß dasselbe gewinnen würde, schien mir beinahe ohne Zweifel. Mich hatte das Schicksal in dieser Beziehung wirklich verwöhnt; stets des Vertrauens vom schönen Geschlechte würdig erkannt, glaubte ich, müsse es mir auch hier nicht fehlen. Und so geschah es auch. Meine Schönen mußten mit meinen Gedanken, Gefühlen und Entschlüssen völlig sympathisirt haben; denn es schien, als wenn sie selbst Gelegenheit suchten, sich mir zu nähern und vertrauen zu wollen.

Gedankenlos die Ballen auf dem Billard rollend, ward ich durch die Erscheinung der Brünette überrascht. Abzüglich schien sie die Thüre zu ihrer Stube weit aufgelassen zu haben, durch die ich nun auch die Blondine erblickte. Beide hatten ihre Toilette gemacht, und zeigten sich in einem sorgfältig gewählten Anzuge, jedoch ohne Ueberladung. Ich war wirklich betroffen. Die niedlichen Gestalten kamen mir wie Wesen aus einer höheren Sphäre vor.

„Befehlen Sie etwas?“ fragte ich.

„Zu gütig!“ war die Antwort; „ich wünschte nur den Wirth in Betreff unsres Mittagsbrods zu sprechen.“

Es war jetzt Elf Uhr.

„Haben Sie besondere Wünsche in Betreff deselben?“

„Keine weitere, als was die Gelegenheit bietet.“

„Dann erlauben Sie mir, Ihnen den Gang zu ersparen, sagte ich. „Auf der Treppe zieht es, und Sie treten aus der warmen Stube; eine Verkältung ist unausbleiblich,“ und somit war ich schon zur Thüre hinaus.“

„Herr Wirth! Frau Wirthin! Ein Mittagessen für drei Personen. Sie haben noch zwei Stunden Zeit. Sorgen Sie für dasselbe, als wenn Sie fürstliche Personen zu bewirthen hätten, und stellen Sie alles auf meine Rechnung.“

„Wie Sie befehlen! was nur im Orte aufzutreiben ist, sollen Sie haben. Aber alle Wetter Herr N.! kennen Sie denn die Mädchen?“

„Ich kenne Sie nicht, ist mir auch gleichgültig, auch Ihnen kann es gleich seyn, genug, so lange ich hier bin, mache ich den Wirth für die Damen.“

„Alle Wetter Hr. N.? ich glaube Sie sind in die Mädchen geschossen. Aber alle Wetter! es sind auch nette Dinger.“

„Lassen Sie Ihren Schnack, Hr. Wirth, und sorgen für das, was ich wünsche.“

Ein Küchenzettel ward mit der Wirthin entworfen, für ein angemessenes Dessert gesorgt, und drei Flaschen guten Frankenwein, von dem Kaufmann F., einem Bekannten, mittelst einiger Zeilen von mir, so wie einem $\frac{1}{2}$ Pf. Chokolade erbeten. Letztere sollte sofort nach meiner Art, die man schon kannte, zuerichtet werden, da die Damen außer dem Kaffee noch nichts genossen hatten.

Ich fand die beiden Schönen am Billard, gleichsam mich dort erwartend.

„Sie werden in zwei Stunden speisen können, meine Damen; doch müssen Sie sich auf ein frugales Mahl gefast machen. Der Ort ist klein und bietet nicht viel.“

„Wir werden uns in Zeit und Gelegenheit zu schicken wissen,“ sagte die Blondine. „Aber dürfen wir erfahren, wem wir so viele Aufmerksamkeit zu danken haben?“

„Ich nenne mich N., meine Gnädige.“

„Und gehören gewiß dem Kriegerstande an.“

„Ja und nein. Ich bin — scher Offizier, der seit vier Jahren die Gelegenheit erwartet, in der er die Schmach seines Vaterlandes an dem Unterdrücker rächen kann. Doch muß ich die Damen bitten, meinen Stand hier vor Jedem zu verschweigen. Ich gelte hier für einen Forstleuten, der zu seinem Vergnügen und Erweiterung seiner Kenntnisse reist. Die wogende Zeit rechtfertigt schon eine kleine Täuschung, ja sie wird in manchen Verhältnissen und Lagen selbst von der Nothwendigkeit geboten.“

„Wohl wahr! Ihr Vertrauen zu unsrer Verschwiegenheit werden wir übrigens zu würdigen wissen; nicht wahr liebe Freundin, auch Mädchen können schweigen, wenn es seyn muß?“

„Ich verbürge mich für dich liebe Henriette bei Herrn N.“

„Und ich für meine gute Caroline,“ sagte die Blondine.

Also Fräulein Caroline und Henriette, dachte ich bei mir, und indem ich noch auf eine gute Wendung der Rede sann, die mich meinem Ziele näher führen sollte, bot mir Henriette mit munterm Sinne eine Partie Billard an.

„Mit Vergnügen nehme ich sie an“, gab ich, durch das Anerbieten überrascht, zur Antwort.

Weniger mit dem Spiel als den Reiz meiner Spielerin beschäftigt, bemerkte ich nichts, als ihre niedliche Händchen, die mit gewandter Fertigkeit den Quene führten. Kaum hatte ich über zwanzig gebracht, als meine Spielerin mit 48 die Partie ausmachte. Nicht besser ging es mit der zweiten, die ich mir nur aus Galanterie entrisen wissen wollte. Aber in der That, ob ich keine Augen heute hatte, mein Spiel war unsicher, ohne alle Deffens; wogegen meine Gegnerin eine wahre Virtuosität zeigte. Ich kam mir, der sonst ziemlich fertig spielte, heute wie ein Stümper gegen sie vor.

„Sie verbergen Ihr Spiel aus Nachsicht, Herr N.“ sagte Caroline.

„Wahrlich nicht mein Fräulein,“ erwiderte ich, es wäre ein Trost für mich, Ihnen wenigstens möglichst nahe zu kommen, aber es will mir bei allem Ernst nicht gelingen; ich kann nichts, als auch hier Ihren Bewunderer machen.“

„Sie müssen sich schon trösten,“ fiel Caroline, welche bisher eine ruhige Zuschauerin des Spiels abgegeben hatte, mit schalkhaftem Lächeln ein; „meine Freundin hat Ihnen nicht allein heute die Parthie sauer gemacht;“ wobei sie jene bedeutungsvoll ansah.

„Nicht Dem, dem ich willig sie anbiete, ist die Abücht, solche zu erschweren, sondern nur Dem, der mich wider meine Neigung dazu auffordert.“

Diese räthselhaft klingende Rede wußte ich nicht wohl zu deuten.

„Vertrauen sie mir, Herr N.“ fuhr Henriette fort, und sagte mit Nachdruck: „ich, ich biete Ihnen aus freien Stücken die dritte Partie an. Ich spiele leidenschaftlich gern Billard; in meinem elterlichen Hause war dies neben andern, meine angenehmste Unterhaltung. Und womit können wir uns hier besser die Zeit vertreiben, als mit diesem Spiele, daß uns eine angenehme Bewegung in der Stube verschafft.“

Die dritte Partie begann. Henriette schien mir diesmal absichtlich nicht voreilen zu wollen; bis auf 42 standen wir gleich, als der Wirth mit der Chokolade herein trat.

„Alle Wetter! meine Herrschaften, nehmen Sie es nicht ungnädig, wenn es ein bißchen länger gewährt hat. Ich wünsche nur, daß es getroffen ist, — ganz so nach Ihrer Weise, Hr. N., wie Sie es befohlen haben.“

Mein Wirth wollte sich noch gern lange Beschäftigung im Saale machen. Mir aber war seine Gegenwart diesmal lästig; ich nahm ihm daher das Service aus der Hand und bat ihn für das Weitere mich sorgen lassen zu wollen. Mit anscheinendem Widerwillen entfernte er sich. Seine Neugierde mußte wirklich auf das Höchste gereizt worden seyn. Die in Enveloppen

angefommenen Damen sah er jetzt nicht allein in einem sehr geschmackvollen, sondern sogar Henriette in einem wirklich reichen Anzuge. Sie hatte ein braun seidenes, nach der neuesten Pariser Mode gearbeitetes Kleid. An einer dicken goldenen Kette hing ein Kreuz von Brillanten, von bedeutendem Werth. Eben so war die niedliche Damen-Uhr, die diamantenen Ohr- und Fingerringe, so wenig als die gleiche Tuchnadel, welche ein zierliches Spitzentuch vorne zusammenhielt, den forschenden Blicken des Wirthes nicht entgangen. Caroline dagegen nahm sich, obgleich nur in einem Kleid von Muselin, und mit weniger Kostbarkeiten beladen, nicht minder in ihrem geschmackvollen Anzuge äußerst vortheilhaft aus.

„Sie wollen mich, meine Damen, wohlwollend entschuldigen, wenn ich vielleicht hier vorgegriffen habe. Die Zeit von 7 bis 1 Uhr erschien mir ein wenig zu lang, weshalb ich durch die kleine Intermezzo dieselbe abzukürzen suchte.“

„Sie häufen Ihre Aufmerksamkeit so, daß wir nicht wissen, wie wir diese verdienen, noch wie wir sie erwidern sollen,“ sagte Henriette in einem verbindlichen Tone.

„Schiller sagt,“ erwiderte ich: „Schönheit sey eine Königin, die da herrscht, wo sie sich zeigt indem sie sich zeigt. Sie, meine Schönen, können mich nicht glücklicher lobnen, als wenn Sie mir gestatten, in der Zeit meines kurzen Aufenthalts hier, den Dienst eines Kammerherrn bei Ihnen versehen zu dürfen.“

„Ein so willfähriges Erbieten in unsrer Lage verschmähen zu wollen, hieße unsre Unbesonnenheit nur erhöhen. Wir glauben, daß eine ewige Voracht sich unsrer angenommen, indem dieselbe Sie uns hier finden ließ. Wenn unsre Bekanntschaft auch neu und nur erst jetzt geknüpft ist, so sagt mir dennoch ihr freies, treues deutsches Auge, daß sie nie fähig seyn werden, die Lage zweier in diesem Augenblicke auf sich allein zurückgewiesener Mädchen zu mißdeuten, noch weniger zu mißbrauchen. Ich will nicht in meinem Zutrauen zu Ihrer Rechtllichkeit auf halbem Wege stehen bleiben,“ sagte Henriette mit unaussprechlichem Liebesreiz, „lassen Sie uns in unsre Stube gehen, wo wir weniger dem Hören von vielleicht neugierigen Hausgenossen ausgesetzt sind, und ich will Sie wahr und treu mit unsrem Gesichte bekannt machen.“

(Fortf. folgt.)

Der Werth der Freundschaft in Buonaparte's Augen.

Buonaparte glaubte nicht an den Gehalt der Freundschaft, und das süßeste der menschlichen Gefühle war ihm fremd. „Die Freundschaft — sagte er zu einem Vertrauten — ist nur ein Wort, ich liebe Keinen! Selbst meine Brüder nicht — den Joseph allenfals — ein Bißchen nur; theils aus Gewohnheit, theils weil er der ältere ist. — Duroc? Ach, ja! dem bin ich auch gut! Aber weshalb? Weik mir sein Charakter zusage. Er ist kalt, trocken, streng und weint nie; ich aber weiß auch, daß ich keine wahren Freunde habe,

und mache mir nichts d'raus — so lange ich bleibe, wer ich bin, wird es doch an schünbaren nicht fehlen.“

Außerungen und Witzworte von Hrn. v. Talleyrand.

„Ich bewundere Nichts so sehr, sagte Ludwig XVIII. zu Talleyrand, als den Einfluß, den Sie auf alle Ereignisse in Frankreich gehabt haben. Wie haben Sie es nur angefangen, zuerst das Direktorium zu stürzen, und dann die kolossale Macht Buonaparte's? — „Mein Gott, Sire, erwiderte der Minister, ich hatte bei allen diesen Dingen keine Hand im Spiele. Ich kann es selbst nicht erklären; aber ich glaube, ich bin so eine Art von Fatum für jene Regierungen, welche mich vernachlässigen.“ —

* * *

Eines Tages war Hr. v. Talleyrand bei Hofe, als gerade das diplomatische Corps dem Könige seine Aufwartung machte. Man bemerkte, daß er sehr nachdenklich seine Augen auf Jemand geheftet hielt, der mit in den blauen Saal vorgelassen wurde, und der auffallend dünne Beine hatte. Als man Hrn. v. Talleyrand fragte, was so sehr seine Aufmerksamkeit auf sich ziehe, antwortete er: „Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, trägt der Bailli von F — drei Degen, oder sind ihm — drei Beine gewachsen?“

* * *

Eines Tages erhob sich in dem Salon der Frau v. Luines, indem man zwischen dem Kaiserthum und der restaurirten Regierung Vergleichen anstellte, ein Streit über die Vorzüglichkeit der letztern. Hr. von Talleyrand brachte die Streitenden dadurch zum Schweigen, daß er sagte: „Während des Kaiserthums thaten wir bloß Wunder, jetzt verrichten wir Mirakel.“

Für und vor.

Der verstorbene epigrammatische und lyrische Dichter H. g. gerieth einst mit dem Professor P. in Streit über den Unterschied zwischen für und vor. P., sonst ein strenger Purist und ein gründlicher Sprachforscher, erklärte diesen Unterschied geradezu für eine lächerliche Pedanterie; H. g. behauptete, wie billig, standhaft das Gegentheil. Noch am nämlichen Abend rief P. aus einem Wirthshause dem zufällig mit einem dritten Freunde vorübergehenden H. g. zu: sie möchten doch auch hereinkommen; er verwette seine Ehre darauf, daß man hier das beste Glas Wein in der ganzen Stadt trinke. Die Gerufenen folgten der Einladung; und da sie P. bereits in einem Zustande trafen, mit welchem er den reichlichen Genuß des gepriesenen Nebensaftes beurlundete, so begann H. g. sogleich aus dem Stegreife:

„P. lalt uns freundlich zu: der beste Wein sey hier. „Er kann davor nicht stehen, allein er steht dafür.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 9. November 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 45.

Die blonde Amazone.

(Fortsetzung.)

Hier setzten wir uns um ein rundes Tischchen, auf welches das Getränk gestellt worden war, und in so vertraulichem Zirkel, begann Henriette folgendermaßen:

„Dieser Augenblick sollte mein künftiges Loos entscheiden. Jetzt um halb 12 Uhr, wo wir uns hier einsam zusammengesetzt, sollte ich vor vielleicht 100 Zeugen, die Hand am Altare einem Manne reichen, den mir der leidige Wille meines Vaters bestimmte. An diesem scheiterten alle meine Bitten, mein Flehen und Jammer. Auf das viele Zureden meiner andern Verwandten fügte ich mich zuletzt. Ich glaubte, meinem sonst so gütigen Vater das Opfer bringen zu müssen; somit ward vor vier Wochen die Verlobung in L. gefeiert, und auf heute, den 20. Januar, die Trauung bestimmt. Sie sollte auf dem Gute meines Vaters, der drei Stunden von L. lebt, pomphaft vollzogen werden.

Nach meiner Mutter Tode, und als mein Vater zur zweiten Ehe schritt, nahm mich meine Großmutter die in L. wohnt, auf, und bei ihr habe ich seit mehreren Jahren gelebt. In ihrem Hause wurden auch die Zurüstungen zu meiner Aussteuer und zum Trauungsfeste gemacht. An beiden half mir meine gute Caroline, meine liebe Freundin, arbeiten. Inzwischen konnte ich die offenbare Abneigung gegen meinen Verlobten nicht unterdrücken. Alles was ich über ihn im Vertrauen erfuhr, war nur geeignet mir die feste Ueberzeugung zu geben, daß er nie derjenige seyn könnte, der mein eheliches Glück zu gründen im Stande sey. Als einem Kaufmanne schien ihm nichts an meiner Liebe oder Abneigung zu liegen, wohl aber desto mehr an der Hoffnung sein Handlungskapital durch meine Mitgift gemehrt zu sehen. Verschlagen und listig, wußte er sich in die Gunst meines Vaters zu setzen und meine Hand von ihm zu erzwingen. Ihm, als einzigen Urheber meines Schmerzes, sollte ich nun vor Gott und Zeugen, Liebe, Treue und Gehorsam schwören. Das war mir ein entsetzlicher Gedanke! und je

näher ich diesem Tage kam, wurde der Wunsch immer lebhafter in mir, ihn nicht erleben zu müssen.

Gestern, am Vorabende meines Schicksals, als im Hause meiner Großmutter alles mit Packen meiner Aussteuer, sowie den Zurüstungen zum Feste beschäftigt war, stellte sich mir meine Zukunft in so gräßlicher Gestalt dar, daß ich zu dem verzweifeltsten Entschlusse des Selbstmordes, als dem einzigen Erlösungsmittel aus meinem jammervollen Zustande, griff. „Caroline,“ — indem sie diese bei der Hand erfaßte, „du bist die Retterin meines Lebens.“ „Zudem ich,“ sich wieder an mich wendend, „mit dem Laden einer Pistole beschäftigt war, trat unverhofft mir diese Freundin, wie ein schützender Engel in meine Stube. Wohl begriff sie meine Absicht, denn sie kennt mich zu gut, entriß mir dies Werkzeug des Todes, und schloß mich weinend in ihre liebende Arme. „Wähle die Flucht, nicht aber den Tod. Ich theile dein Loos, mag es fallen wie es will.“ Schnell wurde nun die erstere besprochen und beschlossen. Ein vertrauter Haudeker ward im Geheimen an einen bestimmten Ort bestellt; das kleine Kofferchen, das meinen Brautanzug wie den Schmuck enthielt, unbemerkt zum Hause herausgeschafft, einige notwendige Kleidungsstücke in einen Kopfüberzug gepackt, und alle disponible Baarschaft, an der ich nie Mangel litt, und besonders in der letzten Zeit zur Bestreitung meiner Aussteuer in nicht unbedeutenden Summen bezogen, in die Pompadours eingesteckt.

Weil ich aber fürchtete an der Flucht gehindert, oder auf derselben eingeholt und zu der verhassten Ehe doch gezwungen zu werden, so wurden beide Pistolen scharf geladen und ebenfalls mitgenommen.

Unter dem Vorwand, eine benachbarte Freundin noch besuchen zu wollen, ging ich unbeobachtet in meine Enveloppe gehüllt, unter der ich Geld und Waffen verborgen hatte, aus dem Hause und meiner geliebten Caroline nach, die, da sie nicht mehr nach ihrer Mutter gegangen war, nichts von dem Ihrigen mitnehmen konnte. Am bestimmten Orte fanden wir unsren Kutscher. Es war gegen 6 Uhr Abends und schon

dunkel, als wir in den Wagen stiegen und L. unmerklich verließ.

In schnellem Trabe ging es über die Frostbahn fort. Gegen zehn Uhr fing das ungestüme Wetter an zu toben; mit Mühe konnten die Pferde und durch den gefallenen Schnee und durch die zugewehrte Bahn ziehen. Endlich sahen wir uns um 12 Uhr genöthigt, in einem Dorfe anzuhalten, um den ermatteten Pferden einige Erholung zu gönnen. Nach zwei Stunden Rast, ward die Reise wieder fortgesetzt; da aber mit dem Wagen in dem Schnee, der immer mehr und mehr in dichten Flocken sich häufte, und jede Spur verwehte, kein Durchkommen war, so wurde dieser, trotz aller zu erwartenden Unbehaglichkeit gegen einen Bauerschlitten vertauscht, in welchem wir auch immer weniger Gefahr beim Umwerfen zu fürchten hatten. So kamen wir hier ohne weitere Unfälle zu erleben, in dem Zustande, in welchem Sie uns beim Aussteigen gesehen haben, ganz durchfroren an, und Ihrer Güte haben wir zu verdanken, wenn wir uns nach einer so mühevollen Nachtfahrt wieder in so frischem und gesundem Zustande sehen. Ich habe keinen Anstand gefunden, Sie mit unsrer Lage bekannt zu machen; ja ich habe es für eine Pflicht, die wir unsrer eigenen Ehre schuldig sind, gehalten, uns auch nicht einen Augenblick länger von einem Manne von Bildung und Rechtlichkeit, wofür wir Sie zu halten uns berechtigt glauben, einer schiefen Beurtheilung, wozu Sie unser Auftreten allerdings verleiten könnte, ausgesetzt zu sehen. Auch können wir uns nicht verhehlen, daß unsre isolirte Lage, hier in einem Hause, wo jeden Abend eine Anzahl diverser Gäste zusammen kommt, nicht bloß unserm Ruhe sondern auch dem gesuchten Asyl sehr gefährlich werden kann."

"Wenn in der Mittheilung Ihrer Lage und Verhältnisse für mich der schönste Beweis Ihres vollen Vertrauens liegt, so liegt es meinem Berufe nicht minder ob, Ihnen alle meine Kräfte zu Ihrem Schutz und Sicherheit und künftigen Glück anzubieten. Es wird die Zukunft Sie belehren, daß die Vererbung Sie einen wahrhaft uneigennütigen und treuen Freund finden ließ, der neben der geprüften Freundin, Ihnen von jetzt an zur Seite steht, und nur ihr Wohl im Auge hat."

"Wohl denn, so reich ich Ihnen in Gegenwart meiner Caroline, die Hand zum festen Freundschaftsbunde und sage: sey von nun an in unsrer Mitte der dritte."

Dankbar ergriffen, nahm ich die kleine niedliche Hand und drückte sie an meine Lippen. Ihr leiser Druck wirkte wie ein elektrischer Schlag und machte mich so überglücklich, daß ich für diese Huldin ins Feuer gegangen wäre.

Ich sann nun über einen Plan nach, der meine Schönen vor allen Verfolgungen und Unfällen für die Folge sicher stellen sollte. Hier in R. — war so wenig ihr als mein Bleiben. Der Ort lag etwa 14 Stunden von L. —; eine zu frühe Entdeckung dieses Asyls konnte nur eine Menge Unannehmlichkeiten zur Folge haben. Es war jetzt alles darum zu thun, daß

der Aufenthalt der Mädchen verborgen blieb. Henriettens Vater sollte erst austoben, dann zur Besinnung kommen, bei vergeblichem Forschen ängstlich, besorgt um das Schicksal seiner Tochter werden, seine Hartberzigkeit bereuen, und endlich von seinem Willen absehen. Von der Stiefmutter, versprach sich Henriette viel, sie war stets gegen sie gütig und wohlwollend gewesen und hatte sich auch keinesweges für die gezwungene Ehe vortheilhaft ausgelassen. Da sie aber bis jetzt zu wenig Einfluß auf den starren Sinn ihres Vaters auszuüben vermochte, so mußte sie es so geschehen lassen, wie er es nun einmal haben wollte. Selbst ein großer Theil der Verwandten billigte nicht die Gewalt, welche Henriettens Vater ausübte. Einer großen Theilnahme konnte sie sich also insofern ihrerseits versichert halten, und hoffen, daß diese nicht ohne Einfluß bleiben werde.

"Hören Sie mich an, meine Damen," begann ich, „wie wäre es, wenn Sie meinem Vorschlage eine gehörige Würdigung schenken? Ich habe Ihnen zwar gesagt, daß ich mich R. nenne, dieß ist aber nur ein angenommener Name, der wahre ist v. K. und mein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist in dem kleinen — schon Städtchen Z, das etwa 14 Stunden von hier liegen wird. Dort bin ich der Familie v. A. verwandt, und liebe mit dieser in den glücklichsten und vertrautesten Verhältnissen. Alle Glieder dieses Hauses ohne Ausnahme sind gegen Jedermann wohlwollend, zuvorkommend, liebevoll und gastfrei. Dem Bedrängten zu helfen ist ihre größte Bohn, es ist daher auch kein Wunder, daß sie im Orte wie der ganzen Nachbarschaft die Achtung aller guten Menschen genießt; und da sie gleichzeitig eine der angesehensten und achtbarsten der Gegend ist, so ist auch der Einfluß den sie dort übt, nicht unbedeutend zu nennen. Wenn ich Sie daher unter den Schutz dieses Hauses stellte, so haben Sie wenigstens das für sich, daß, wenn selbst ihr Asyl entdeckt werden sollte, Sie von keinem ihrer Verfolger dort etwas zu fürchten nöthig hätten; meine Verwandten werden Sie zu schützen wissen. — Sie beziehen mein Logis, das eines der besten im ganzen Städtchen ist, und aus zwei Stuben und einem Kabinet besteht. Für jede Ihrer Bequemlichkeiten und Wünsche, werden gerne meine gefälligen Wirthsleute, auf meine Empfehlung, Sorge tragen. Das Essen lassen Sie sich kommen, und so können Sie dort ruhig eine bessere Zeit abwarten, die wie ich hoffe, nicht fern seyn kann und seyn wird. — Begleiten kann ich Sie dahin nicht, aber ich werde Ihnen Empfehlungsschreiben mitgeben, die wie ich fest versichert bin, dasselbe erwirken werden, als wenn ich selbst Sie persönlich einführte."

Mein Vorschlag ward mit Beifall aufgenommen, und es ward beschlossen, morgen gegen 8 Uhr früh Extra-Post kommen zu lassen, und auf einem Umwege, um ja die Spur jeder etwaigen Verfolgung zu erschweren, dem Orte der Bestimmung möglichst schnell zuzueilen.

"Wo befehlen Sie zu speisen meine Herrschaften?" fragte der eintretende Wirth.

"Das haben die Damen hier zu bestimmen," gab ich zur Antwort.

Henriette stimmte für das Beisammenbleiben, in dem gemüthlichen Stübchen.

Die Mahlzeit mündete, der Wein erheiterte; die Stimmung ward fröhlich. Der Plan war ja festgestellt, und die Damen in Sicherheit. Henriette zeigte eine überaus muntere liebenswürdige Laune, die sie der stillern, ja tief sinnigen Freundin mitzutheilen wünschte. Es gelang. Man scherzte, bewirkte die jetzige Situation, bespottete den verlegenen Bräutigam ohne Braut. Man sah im Geiste die langen Gesichter der geladenen Gäste, hörte des Vaters Wüthen und Toben, aber auch der Verwandten und aller billigen Leute Entschuldigen des geschehenen Schrittes.

„Ich versichere Sie Hr. v. R.,“ sagte Henriette leichtfertig, „daß mich der Schritt, den ich gethan nicht einen Augenblick gereut. Ich weiß Carolinen Dank dafür, daß sie mir die Flucht vorschlug, und dem gewissen Untergange entriß. Wie es mir lange nicht gewesen, ist es mir jetzt, leicht und fröhlich ums Herz. In die Zukunft seh ich sogar mit heiterm Blick. Mich fesselt selbst im schlimmsten Falle, wenn ich sie nie mehr sehen sollte, nichts an meine Heimath. Indem der Vater jeden Gefühlen des Schmerzes, ja sogar der Verzweiflung seiner Tochter hart das Herz verschloß, bat er sich von dem ihrigen für ewig abgerissen. Er mag mich mit wilder Grausamkeit wegen seiner vermittelten Hofnung enterben, immerhin, mein Eigenthum kann er mir nicht rauben. Ich habe 50,000 Thaler in der Londner Bank, die mir mein Oheim vermachte, und die seit der Continentalperre Zinsen zu Zinsen tragen. Ich denke, es sey genug um selbst einen genügsamen Mann noch mit glücklich machen zu können. Ich bin jetzt 18 Jahr, mithin als Mädchen nach unsren Landesgesetzen majoren; ich brauche keinen Zwang zu leiden und mir eine verhaßte Verbindung aufdrängen zu lassen. Ich will frei wählen, ganz nach der Neigung meines Herzens; ich kann einen Mann glücklich machen, nur muß er nicht von so gewöhnlichem Schlage seyn, wie sie unsre Stadt aufweist. Ich habe einen männlichen Sinn, der nicht für Jedweden paßt, am wenigsten für den kalten, ruhigen, nur mit seinem Kalkül beschäftigten Kaufmann. Jung und lebensfroh, will ich die anständigen, stillen Freuden der Welt an der Seite eines Mannes genießen, von dessen Liebe ich versichert bin und der nur durch seinen Verstand und keine andere Gewalt mich zu lenken versteht.“

„Sie verlangen, liebe Freundin, nichts unbilliges“ sagte ich. „Es lieat schon im Naturgesetz, daß dem Verstande die Herrschaft gebührt. Dann aber muß ich hinzufügen und behaupten, daß es Ihnen so leicht nicht gelingen dürfte, einen Mann zu finden, der über Ihren Geist noch zu prädominiren verstände.“

„Ich nehme Ihre Behauptung Freund, nur als eine Artigkeit auf, die man den Damen gemeinlich in solchen Fällen zu erwiedern pflegt. In der That aber, fuhr Henriette fort, überschätzen Sie mich, wenn Sie das glauben, und schon meine eigene Erfahrung belehrt mich eines Bessern. Ich bin wie jedes Naturkind, wofür ich mich zu halten berechtigt glaube, sehr lenkbar, nur nach eigener Weise, woran aber meine

Erziehung schuld seyn dürfte; sie weicht ganz von der gewöhnlichen weiblichen ab. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, das schon in seinem vierten Jahre die Mutter verlor. Mein Vater hing an mir mit unaussprechlicher Liebe, und ließ mich nicht von seiner Seite. Ich mußte ihn durch Feld und Wiese, in Busch und Ställe begleiten.

Eine Gouvernante gab mir den ersten Unterricht und hielt mich zu weiblichen Arbeiten an. Ihr Wille war gut, aber der Vater verdarb alles. Je mehr ich anwuchs, desto öfterer wurde ich ihrer Aufsicht entzogen, und es schien als wenn mich mein Vater mehr zu einem künftigen Manne, als zu einem Weibe erziehen wollte. Ich ritt, fuhr, jagte sogar mit ihm. Um bei schlechtem Wetter und den Winterabenden einen Zeitvertreib zu haben, ließ er ein Billard auf dem Gute stellen, und da er sonst nicht besonders gesellig war, so fehlte es ihm oft an einen Mitspieler, und zu seinem Zeitvertreib bildete er aus mir einen solchen. Jetzt wird Ihnen meine vorhin gezeigte kleine Fertigkeit erklärbar.

Als ich 14 Jahre alt war, bekam ich eine Stiefmutter, über die ich mich jedoch nie zu beklagen Ursache gefunden habe. Sie mochte jedoch einsehen, daß es hoch an der Zeit sey, meiner bisherigen Bildung und meinen daraus entsprungenen Neigungen eine andere Richtung zu geben, und so ward ich im 15ten Jahre meiner Großmutter in L. — anvertraut. — Der städtische Zwang ward mir aber ungeheuer lästig; überall stieß ich gegen den Anstand an, ich fand keine einzige weibliche Seele, an die ich mich anschließen konnte; es verstand mich keine. Am Ende brach ich mir eine eigene Bahn, unbekümmert um das Urtheil der Welt. Mit Leidenschaft saß ich am Klavier, zeichnete oder las. Meine liebste Erholung blieb wie sie sonst auf dem Gute war, ein Spaziergang im Freien, gleichviel ob mich eine Bekannte dabei begleitete oder nicht; ich war mir selbst genug. Bald aber erregte das oft allein in den Promenaden oder außerstädtischen Umgebungen spazierende Mädchen Aufmerksamkeit; vielleicht trug auch schon mein äußerer Anzug viel dazu bei, denn nur mit Widerwillen ertrug ich den Zwang der zeitigen Mode, und meine liebste Tracht war die einer Amazone, an die ich mich von Kindheit an gewöhnt hatte. Den großen Gesellschaften, Konzerten und Bällen, woran die Großstädter mit Leidenschaft hängen, konnte ich nie einen Geschmack abgewinnen. Den meisten Reiz für mich hatte noch das Schauspiel. Es wundert mich daher gar nicht, daß ich, die so wenig mit meinem Geschlechte harmonirte, bald unter diesen für einen kleinen Sonderling galt, der bei seinem Anreisen, die Neugierde auch Ihres Geschlechts erweckte. Aus mehreren der Neugierigen wurden Anbeter, aber keinem von allen diesen hat es gelingen können, mein Herz auch nur in etwa aus seinem gewöhnlichen Takte zu bringen. Das lag aber daran, daß keiner bis jetzt meinem Herzen zusagte; und wie sollte es auch, unsre Stadt both mir nur entweder sogenannte Philister, die meine Mitgift berech-

neten, oder Studenten dar, deren rauhe Lebensart ich in der Seele haße. Nur —

„Auf diese Art ist Ihnen also bis jetzt die Macht der Liebe ganz fremd geblieben?“ fiel ich in die Rede.

„Das leider nicht. Ich kenne ihre Wonne und ihren Schmerz.“ (Fortf. folgt.)

Die Müllerstöchter von Locle.

Unsern Locle, im deutschen Athteil der Schweiz, liegt an dem kleinen Flüsschen Saluze eine sonderbar gebaute, vier Stockwerk hohe Mühle, deren übereinander liegende Triebräder von dem Fall des Flusses in Bewegung gesetzt werden, indem letzterer daselbst zwischen zwei ziemlich eng zusammengedrängten Schluchtwänden eine Cascade bildet. Unterhalb des letzten Rades stürzt das Wasser noch fünfzig Fuß tief hinab, ehe es den Grund erreicht. Diese Mühle war der Schauplatz eines eigenthümlichen Ereignisses im Jahre 1814, als die österreichischen und französischen Truppen über diesen Landestheil verstreut waren. Der Eigenthümer der Mühle war ein großer Franzosenfreund, und hielt gewöhnlich entweder in der Mühle, oder in der Nähe derselben einige französische Soldaten verborgen, die den in diese abgelegene Gegend sich verzirrenden einzelnen Desterreichern auslauerten, und solche umzubringen pflegten. Ein Offizier des letzteren Volks lag in Locle bei einem Uhrmacher im Quartier, dessen Sohn öfters das Amt versah, ihm die merkwürdigsten Punkte des Bezirks zu zeigen, aber dabei den gemessenen Befehl hatte, die besagte Mühle zu vermeiden, und nicht zuzulassen, daß sich der Offizier dahin begeben, obwohl ihr auffallender Bau dessen Aufmerksamkeit sowohl, wie die eines jeden Fremden auf sich ziehen mußte. Die große Anzahl der österreichischen Soldaten, welche da verschwanden, gaben zu dem Gerücht Anlaß, daß dieselben dort ermordet worden wären.

Nach einiger Zeit erhielt der Offizier Befehl, mit seinem unterhabenden Kommando zu seinem Corps zu stoßen; er theilte dasselbe Behufs der leichteren Einquartierung in zwei Hälften, und nachdem er die eine Division eine kurze Strecke begleitet, verließ er solche, um sich zu der andern zu begeben. Unbekannt mit den sich verschiednen kreuzenden Pfaden, verlor er den rechten Weg; und nachdem er einige Zeit umhergeirrt, begegnete er einem ländlich gekleideten Mann, dem er ein Trinkgeld anbot, wenn ihn solcher wieder auf die Hauptstraße bringen wolle. Der Mann fand sich bereit dazu, und voraus schreitend, gelangten Beide bald an die Mühle, wo der Führer dem Offizier den Vorschlag machte, daselbst einige Erfrischung einzunehmen, indem er sich als den Eigenthümer der Mühle zu erkennen gab. Der Offizier war es zufrieden und da er froh war, Gelegenheit zu haben, dies berühmte Mühlwerk in Augenschein nehmen zu können, bat er den Müller, ihm dasselbe zu zeigen. Das Wetter war feucht, daher ging der Müller zuerst seine Kleider zu wechseln und einige Geschäfte zu besorgen; während dessen der Offizier die Wohlthat des Küchenfeuers benutzte, wo er sich in eine Unterhaltung mit der Tochter des Müllers einließ, welche an seiner hübschen Ge-

stalt und an seinem verbindlichen Benehmen nicht geringes Wohlgefallen zu finden schien. Auch schien sie mit seinem Wunsch, die Mühle zu besichtigen, nicht zufrieden zu seyn, und machte ihm die Bemerkung: ihr Vater sey ein erklärter Freund der Franzosen, und demzufolge wahrhaft feindselig gestimmt gegen die Desterreicher; der Ort sey schon manchem seiner Landsleute verderblich gewesen — und kurz — sein eigenes Leben stehe bereits in großer Gefahr. Sie gab ihm den Rath, in vollem Ernst, unter irgend einem Vorwande sobald als möglich die Mühle zu verlassen. — Der Offizier, wohl bewaffnet, legte auf ihre Warnung nicht besonderes Gewicht, indem er in der abgelegenen Mühle Niemand weiter, als den Müller und seine Tochter bemerkte, und nachdem der Erstere wieder zurückgekommen war, sigen Beide nach dem Werk hinunter. Als nun Beide an einem der unteren Räder anlangten, wo sich eine Art von Fallthür befand — ergriff der Müller plötzlich den Offizier, mit der Absicht, ihn hinunter zu stürzen, wie er schon mit mehreren Desterreichern gethan. Der Letztere aber, auf seiner Hut, in Folge des erhaltenen Winks von der Tochter, packte seinen Gegner, und Beide begannen mit einander zu ringen. In dem Augenblick sprang die Tochter, welche unbemerkt nachgekommen war, auf die Ringenden zu, und der Vater, sich entdeckt sehend, ließ von weiterer Gewaltthatigkeit ab, worauf Alle wieder hinaufstiegen. Einige österreichische Soldaten aber, welche von einem Bauer erfahren hatten, daß ihr Offizier in der Gesellschaft des Müllers gesehen worden, und folglich in dringender Gefahr schwebte, eilten hastig auf die Mühle zu, und kamen gerade zu rechter Zeit an, um das Gelärm des Handgemenges zu vernehmen. Die Tochter war die erste, die ihnen entgegen kam; die Soldaten, in der Meinung, sie sey eine Mitschuldige des Vaters, begannen bereits, solche zu mißhandeln; indes der eben herbeikommende Offizier sprang augenblicklich zu ihrem Schutze herbei, und das große müthige Mädchen sah durch ihren zu rechter Zeit gegebenen Wink den vollen Erfolg, welchen sie gewünscht, herbeigeführt.

Die Desterreicher waren noch nicht lange da, als eine Partie französischer Soldaten ebenfalls, nach ihrer Gewohnheit, zur Mühle kam; es entspann sich ein Scharmügel, bei dessen Beginn gleich der unglückliche Offizier eine Kugel in die Brust bekam, und augenblicklich todt zur Erde fiel. Die Desterreicher waren auf dem Punkt, überwältigt zu werden, als das Mädchen, welches bereits einen so aufopfernden Theil in der Begebenheit gespielt — in Besorgniß, daß die Leiche des gefallenen Offiziers geplündert und mißhandelt werden möchte, dieselbe in den unteren Theil der Mühle hinab trug, und sie in den Fluß im Abgrund hinunterstürzte; dabei aber glitt ihr Fuß aus, und mit hinab stürzend, blieb sie ebenfalls todt auf der Stelle. Einige wollten behaupten, sie habe sich in Folge einer plötzlichen zu dem Offizier gefaßten, und so rasch verunglückten Neigung selber der Leiche nachgestürzt; doch die größere Wahrscheinlichkeit ist für den Glauben, daß ihr Tod zufällig war.

Blätter

tür

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 16. November 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 46.

Die blonde Amazone.

(Fortsetzung.)

„Nun wird mir auch Ihre Abneigung gegen den aufgedrungenen Bräutigam erklärbar; also Sie lieben?“

„Ich habe geliebt,“ erwiderte Henriette offen, „und das war es, was ich Ihnen vorhin sagen wollte, nur Einen geliebt, und zwar mit einer Leidenschaft, wie sie das erste erwachende Gefühl eines Mädchens eingeben kann. Ich bedaure nur, daß meine erste Liebe auf keinen würdigen Gegenstand fiel.“

„Darf ich erfahren, was dem Glücklichen den Himmel entriß?“

„Die eigene Grausamkeit gegen seine leibliche Mutter. Um mehr Aufwand zu machen, verstieß er sie und ließ sie darben, nachdem er sich zuvor ihres wenigen Eigenthums bemächtigt hatte. Ich erfuhr es zufällig, suchte die alte Frau auf, überzeugte mich, und vom Augenblick an, versagte ich dem unwürdigen Sohne, der nie ein würdiger Gatte sein konnte, jeden Zutritt zu mir. Ich litt und kämpfte mit mir, überwand aber glücklich, wofür ich noch der Vorsehung danke, daß sie mich zeitig genug in das Herz eines unwürdigen Geliebten blicken ließ.“

„Und ist nun sein Bild gänzlich in Ihrem Herzen verwischt?“

„Nein; aber es erscheint mir jetzt in einem ganz andern Lichte, nicht mehr als das Ideal meiner Liebe, sondern als ein verabscheuungswürdiges Scheusal, auf das ich nur mit Schander, Entsetzen und Verachtung blicken kann. — Lassen wir den Gegenstand, der nicht zur Heiterkeit stimmt. Stoßen wir an: Auf unzertrennliche Freundschaft!“

„Und“ — sagte Caroline, bedeutungsvoll ihre Freundin ansehend.

„Wie Gott will!“ sagte diese.

Ich aber, den letzten Worten meine eigene Deutung gebend, nahm das Glas, und stieß mit beiden an, sah in das blaue Auge Henriettes und sprach mit gepreßtem Herzen nach: „wohlan, wie Gott will!“

Nach und nach ging die Unterhaltung wieder in

fogar sarkastische Laune über. Der sich aufgedrungenen jetzt so compromittirte Bräutigam ward tüchtig hergenommen.

„Lieber den Tod wie diesen Menschen,“ rief Henriette entrüstet aus.

„So ist aber besser, liebe Freundin,“ gab ich zur Antwort, „lieber ein Lust- als Trauerspiel! Ich kann Ihren kühnen Muth nur nicht genug bewundern, der in einer so verzweifelt vermeintlichen Lage nach einem Werkzeug griff, vor dem das schöne Geschlecht sonst einen entfesselten Respekt zu haben pflegt.“

„Ich kann Ihnen versichern,“ sagte Caroline, „daß ich auch nicht wenig Angst auf der Reise ausgestanden habe, wo die bösen Dinger immer vor Henriette lagen. Flehentlich bat ich sie, die abscheulichen Pistolen aus dem Wagen zu werfen; konnte sie aber nicht eher dazu bewegen, als bis wir hier schon vor dem Thore waren und wo wir uns sicher glaubten. Mit den Worten: „hier ruht bis zum jüngsten Tage,“ wurden sie endlich über die Brücke und in den Fluß geworfen.“

Henriette lächelte. „In meiner Lage,“ sagte sie, „würdest Du wahrscheinlich wie die meisten Mädchen, nach Gift gegriffen, oder das Wasser aufgesucht haben. Ich griff nach einem heroischeren Mittel, nach dem Gewehre, mit dem ich vertraut war; ich schoß früher meinen Haasen trotz dem besten Schützen, eben so wenig fehlte ich mein Ziel mit den Pistolen.“

„Auf die Art würde das Vaterland zur Zeit der Noth auf Sie mein Fräulein, rechnen können,“ sagte ich.

„Dann dürfte es sich sehr verrechnen,“ erwiderte sie. „Ich trotz zwar jeder physischen Gefahr, und jeder Gewalt biete ich muthig meine Stirne entgegen, nichtsdestoweniger kann ich ein Huhn schlachten, vielweniger einen Menschen leiden sehen. In dieser Beziehung hat mir die Natur gleich meinen übrigen Geschlechtschwestern den Beruf angewiesen, Wunden zu heilen, aber nicht zu schlagen.“

„Gilt dieser edle Beruf der Heilung für jede Art von Wunden?“ fragte ich mit Bedeutung.

„Wie soll ich das verstehen?“

„Es gibt offene und geheime, körperliche und geistige.“

„Ich fürchte wir verirren uns in noch größere Un-
terabtheilungen.“

„Wir wollen nur bei einer stehen bleiben, nämlich
bei Wunden, die uns ein lebenswürdiger Gegenstand
schlägt.“

„An solchen Wunden ist oft unsre eigene Thorheit
schuld. Die Leiden meiner ersten Liebe z. B. habe ich
mir selbst zugezogen. Hätte ich zuvor geforscht und
geprüft, ehe ich mich blind der Leidenschaft überließ,
dann hätte ich mir die Schmerzen der Ueberwindung
erspart. Je nun, das hat mich vorsichtig gemacht;
künftig werde ich meinen Kopf zuerst zu Rathe ziehen,
bevor ich meinem Herzen etwas einräume; denn grau-
sam schmerzhaft ist's, sich in der Freundschaft zu täu-
schen, aber zur Verzweiflung, die Liebe aufopfern zu
müssen; darum mein Vorsatz: mir von jetzt an erst
den Freund, und aus diesem den Geliebten zu ge-
winnen.“

So wie es dem Leser jetzt gehen mag, so ging es
auch mir. Ich glaubte Henriette besser in ein Paar
Stunden kennen gelernt zu haben, als eine andere ih-
res Geschlechts in vielleicht dreimal so viel Jahren.
Ihr freies offenes Wesen hatte mich bezaubert. So
viel männliche Entschlossenheit und Festigkeit, neben
weiblicher Herzengüte; so viel Scharfsinn im Urtheil,
neben einer eigenen Naivität; so ein schlichter Natur-
sinn, bei gravitätischem Anstand; so eine freie unbesan-
gene Hingebung, neben Achtung einflößendem Aeußern.
Ich pries die Vorsehung die mir ein so interessantes
weibliches Wesen zugeführt, und fühlte mich überaus
glücklich, demselben jetzt Dienste zu leisten, wie sie die
Umstände geboten.

Nach aufgehobener Tafel setzte ich mich in den
Saal und schrieb einen Brief an meine Schwägerin,
einer vortrefflichen und achtungswerthen Frau, die, so
wie ich sie kannte, gewiß alles beitragen würde, um
meinen Empfohlenen das Wohl angenehm zu machen.
Ein zweiter Brief enthielt eine Instruktion für meine
Wirthsleute, bei denen ich bereits drei Jahre gewohnt
hatte, wie sie für die Bequemlichkeit ihrer neuen Gäste
zu sorgen hätten.

Der Abend ward beim Thee wieder in heiterer
Gemeinschaft zugebracht. Ich verließ die Damen bei
früher Zeit, damit sie sich zu der ihnen so nöthigen
Ruhe verfügen konnten, und brachte den Rest des
Abends bei der im Saale versammelten Gesellschaft zu,
die mir zum Theil durch den längern Aufenthalt im
Städtchen bekannt war. Der geschwähige Wirth plagte
mich mit seiner lästigen Neugierde nicht schlecht; ich
drehte ihm dadurch eine Nase, daß ich ihn in seinen irri-
gen Vermuthungen bestärkte, und ging gegen zehn Uhr in
meine Kammer, in der das Bett für mich aufgeschlagen
worden war, um Morpheus ebenfalls mein Opfer zu
bringen, wenn die Psyche, der ich zuvor noch eine lange
Audienz zu geben gedachte, ihre Unterhaltung beendet
haben würde. Diese Dame war heute äußerst aufge-
regt, und ward Mutter seltsamer Kinder; Henriettens
Bild trat mir lebhaft vor die Augen, und erzeugte et-
wa folgenden unartikulirten Monolog:

Eigen! einziger Zufall! Schnee und Sturm hält

dich hier zurück und führt dir zwei wunderschöne Mäd-
chen zu. Die eine sogar, eine reiche Braut, entläuft
dem Traualtare, und rettet sich gleichsam in deine Ar-
me. Beim Himmel! da fällt mir was ein! — soll's
möglich seyn? sagte nicht jenes Zigeunerweib mir in
meinem 16ten Jahre aus den Lineamenten meiner
Hand: ich würde im 24ten Jahre ein reiches acht-
zehnjähriges Mädchen mit blonden Haaren heirathen?
— Wahrhaftig — ja! sie ist 18, ich gerade in 2 Mo-
naten 24 Jahr, — wäre es möglich!? Nicht der Zufall
also, die Bestimmung ist's, die dir heute die lebens-
würdige, schöne, reiche Henriette zuführt! Sie, sie und
keine andere ist die dir vom Himmel Bestimmte; ja
ganz für dich wie geschaffen; munter, das bist du auch —
sie liebt die Freiheit und Ungebundenheit — du auch —
du reitest, jagst gern — köstlich! sie auch. — An lär-
mendem Gesellschäften haben wir beide keine Freude.
Wie glücklich werden wir seyn! — Sie musizirt — du
akkompagnirst beim Singen. Die Flöte nimmst du
wieder hervor — an Langeweile ist nicht zu denken —
in der Zeit, wo Henriette sich mit der Haushaltung be-
schäftigt studirst du. — Aber — liebt sie dich denn? —
wenigstens so wie du sie jetzt liebst, gewiß — wem
hätte sie sich so zutraulich und offen gleich anvertraut?
Sie fühlt gewiß, daß ich für sie bestimmt bin, aber
sie ist zu klug, und will auch erst prüfen — aus dem
Freund soll der Geliebte ihr werden — und ihr tran-
ter lieber Freund bin ich ja jetzt schon. — Dank dir
lieber Himmel! ich bin glücklich! — Morgen wenn
Henriette in deine Heimath abreist, ziehst du nach der
ibrigen. — Horchst dort. — Ist alles so wahr, wie
Henriette sagt, so ist sie dein. Die Flucht macht gewiß
große Sensation in L. — es wird viel über sie ge-
sprochen, — durch die Leute erfährst du, was in ih-
rem Hause vorgeht. — Tobt und rast der Herr Papa,
so ziehst du still ab, und läßt ihn toben. Ist er aber
um sein Kind besorgt, bereut er seine Härte, macht
sich Vorwürfe — vergibt, — dann trittst du näher
hervor — überzeugst dich vom guten Willen — trös-
test — versöhnst — führst Henriette dem Vater wie-
der zu — empfängst seinen Segen und — heiratest.
— Bleibt aber der alte Aeolus bei seinem eisigen Nord-
wind — so ziehst du incognito, wie du esstienen bist
von L. ab, und heiratest auch; verschaffst dir Hen-
riettens Tauschein und gehst in ihrer und Carolinens
Gesellschaft nach Rußland; von einem der dortigen
Missesbäsen dann nach Schweden oder Dänemark, und von
da nach London. Hebst das Kapital als Eigenthum
deiner Frau. Kehrst zurück, kaufst dich in der Nähe
der deinigen an, und lebst mit deiner geliebten Hen-
riette in ländlicher Selbstzufriedenheit.“

Ich war so mit dem Plan meines Handels einig,
und überließ mich nun den süßen Träumen eines siche-
ren künftigen Glückes. Meine Phantasie, die mich mit
den lebhaftesten Bildern desselben, in der schönsten
Farbenmischung, beschäftigte, konnte nicht zur Ruhe
kommen. Da schlug es 12 vom nahen Thurme, und
mit dem letzten Schlage hörte ich — ach daß ich's nie
gehört hätte! — einen Schlitten mit schwerem Schel-
len-Geläute zum Stadthore im vollen Trotte einseh-

ren, und vor dem Hause stille halten. Ein eigenes unangenehmes Ahnungsgefühl ergriff mich. Als ich vollends den Schlitten durch das unter mir sich befindende Hausthor ziehen und die Pferde ausspannen hörte, überfiel mich eine Angst, die ich nicht zu beschreiben vermag. Unter meinem dicken Federbette, überließ mich ein eisalter Schauer nach dem andern. Im Hause wurde es äußerst lebhaft; in der Wirthsstube hörte ich laute Stimmen, konnte aber trotz meinem sonst guten Gehör nichts Verständliches vernehmen. Endlich hörte ich eiligst Jemand die Treppe herauf und zu meiner Kammer stürmen. Meine Diane schlug an, um jede Gefahr von mir, wie das treue Thier gewohnt war, abzuwehren. Heftiges Klopfen, und das Rufen: „Herr N.! Herr N.! Alle Wetter halten Sie den Hund an!“ hätte die Todten erwecken können. Ich machte; als wenn ich aus einem tiefen Schlaf so eben erwachte, besänftigte Diane und rief meinem Wirth zu, er könne jetzt ohne Gefahr die Thüre öffnen.

„Alle Wetter Herr N.! nun wissen wir wer die Frauenzimmer sind,“ sprach der glühwarm vom Eifer gewordene Wirth. „Die eine ist eine entflozene Braut, die andere eine Freundin von ihr. So eben ist in einem Schlitten der Onkel der Braut von L. angekommen, und will die Flüchtlinge abholen.“

Ich machte ein verwunderungsvolles Gesicht, spielte den recht neugierig gewordenen und bat den Wirth, daß er dem neuen Gaste eine Stelle in der nämlichen Kammer, wo ich bereits sey, aufschlagen lasse, um ein Näheres von ihm selbst zu erfahren. Das geschah denn auch, und in Kurzem sah ich meinen, ich kann sagen, sehr unwillkommenen Kammeraden, selbst seine Schlafstelle suchen. Ich fand indeß bald an ihm einen vernünftigen gutmüthigen Mann, der offenerzig mir das dem Leser bekannte Sachverhältniß erzählte, und nicht anders als mit einer warmen und innigen Theilnahme von Henrietten sprach. Er nannte sie ein über das andere, unser liebes gutes Zettchen! für deren Wohl er sich von ganzem Herzen interessire, entschuldigte dabei nicht allein ihren Schritt, sondern er billigte ihn sogar. „Liebe und Besorgniß um das gute Mädchen, sagte er, haben mich nur bewegen können, ihr nachzueilen und sie aufzusuchen.“

„Was hat die Familie denn nun mit Henriette vor?“ fragte ich.

„Das will ich Ihnen wohl sagen. Ich denke Zettchen 4 bis 6 Wochen in meinem Hause vor allen Leuten, selbst der übrigen Familie, versteckt zu halten. Meinen Schwager, ihren Vater, will ich die Zeit hindurch in Angst zappeln lassen, bis er zur Besinnung und Einsicht kommt. Dann kommt Vergebung und Ausöhnung. Aus seinem tollen Projekte mit der Heirath wird so in diesem Leben nichts, das wird er doch nun wohl nach gerade selbst einsehen. Der Mensch paßt auch für das Zettchen nicht, und sie thut wohl daran diesmal auf ihrem Köpfchen zu bestehen. Das Mädchen ist schön, jung und man kann es immer reich nennen; mithin kann sie auch frei und nach ihrer Neigung heirathen und einen guten Mann glücklich

machen, denn außer einigen kleinen Eigenheiten läßt sich mit ihr wohl ein glückliches Leben vorhersehen. Die ganze Stadt liebt und schätzt sie wegen ihrer Herzengüte. Wo sie nur einem Dürftigen Wohlthaten erzeigen kann, da unterläßt sie es nicht; und die Mutter ihres frühern Geliebten, den sie wegen eines schlechten Streichs den Abschied gegeben hat, lebt mächt ich sagen, bloß von der Sparsamkeit Zettchens, die sich alles entzieht und der Frau schickt.“

Bei diesem nächtlichen Zwiegespräche ward mir wieder etwas wohl und auch warm in meinem Bette, in welchem mich eine halbe Stunde zuvor ein kaltes Fieber zu überfallen schien. Der offenerzige, gutmüthige, für Zettchens Glück so ganz besorgte Onkel, hatte mein volles Vertrauen erworben, und ich fand nun auch keinen Anstand ihm zu sagen, das Henriette bereits mich mit allen ihren Verhältnissen und Schicksalen vertraut gemacht hätte, und was mich so sehr freuen mußte, war: daß alle Umstände so treu mit seinen Angaben übereinstimmten. Ja, ich fand sogar keinen Anstand, den Onkel mit dem verabredeten Sicherungsplane bekannt zu machen, so wie ihm meine Absicht zu vertrauen. Natürlich sagte ich ihm nicht, daß ich Henriette für mich selbst zu erwerben gedächte, sondern sie nur mit ihrer Familie auszuföhnen beabsichtigte.

Vertrauen erzeugt gemeinlich wieder Vertrauen, und so fiel auch hier dieser gegenseitig ausgestreute Saamen auf keinen schlechten Boden. Der Onkel gestand mir seine Verlegenheit, indem er nicht wisse, wie er es anzufangen habe, Zettchen mit Gutem zur Rückkehr zu bewegen. „Meine schriftliche Vollmacht von der Behörde“ sagte er, „erstreckt sich nicht auf Gewalt, die bei dem Mädchen auch nicht angebracht seyn würde. Ich weiß überhaupt noch nicht, wie ich mich bei ihr einführen soll. Es erfordert die größte Vorsicht, denn sie ist kühn und entschlossen, und ich könnte bei meiner besten Absicht, hier ein entseßliches Unglück anstiften, da Zettchen ein Paar Pistolen mitgenommen hat, mit denen sie leider nur zu wohl umzugehen weiß.“

Ich nahm das Wort und sprach mit gewisser Feierlichkeit: „Wenn Sie mir auf das heilichste geloben, Ihrem Vorsatze getreu zu bleiben, Ihre Kräfte nach Kräften vor jeder unwürdigen Behandlung, die sie vom Vater zu fürchten haben könnte, zu schützen, und diesen dahin nach Kräften zu bereden, daß er seiner Tochter ganz die freie Wahl über ihre Hand belasse, so will ich nicht allein alle ihre gegründeten Besorgnisse heben, sondern auch ihre Rechte zur freiwilligen Rückkehr mit Ihnen zu bereden suchen.“

„Sie haben darauf mein Wort, ich gebe es Ihnen als ein ehrlicher Mann, auf den Sie, wenn Sie ihn näher kennen lernen, fest und sicher bauen können,“ gab mir der Onkel zur Antwort.

Es ward nun noch Manches für den kommenden Morgen besprochen, und sich endlich der so nöthigen Ruhe überlassen.

Nach kurzem, mehr Schlummer wie Schlaf, stand ich auf und rüstete mich, um meine Freundinnen von den Ereignissen der Nacht in Kenntniß zu setzen und

mein Missionsgeschäft zu versuchen, an dessen Gelingen ich übrigens nicht zweifelte. Ich hatte mich bereits in einen festen Kredit bei den Damen gesetzt, und war versichert, daß mein Rath von ihnen nicht verschmäht werde. Mit der guten Absicht des Dufels einverstanden, hielt auch ich sie für die jetzige Lage der Dinge als die passendste und beste, selbst für mein eigenes Interesse als die angemessenste. Meine mir vom Schicksal bestimmte Braut wollte ich auf eine ehrenvolle, gerade Weise erwerben. Ihr volles Vertrauen, Freundschaft, ja wie mir dünkte wohl schon mehr, hatte ich gewonnen. Die Achtung des Dufels, das sagte mir mein inneres Gefühl, nicht minder, trotz der kurzen Bekanntschaft; ich zweifelte daher nicht, daß es mir nicht eben so gelingen sollte, das Nämliche bei Zettchens andern Verwandten zu erstreben. Aller krummen Wege von jeder Feind, hatte ich die Intrigue von Herzen, die wenn sie mich auch hier vielleicht schneller zum Ziele hätte führen können, doch um die Freundschaft und Eintracht meiner künftigen Verwandten bringen mußte.

(Fortf. folgt.)

Der bestrafte alte Geck.

(Ein Berliner Geschichtchen.)

Wer sollte es glauben, daß ein gewisser Herr Katzenchwanz, trotz seines ausgegorenen Ansehens und seiner beträchtlichen Anzahl Jahre, sich noch unterfängt, auf Liebesabenteuer auszugehen! Man könnte in Versuchung gerathen, ein solches Vorgeben für höchst ungereimt zu halten, wenn nicht so manche Erfahrung und insbesondere das folgende Beispiel die Wahrheit genügend an den Tag legen. —

Herr Katzenchwanz hatte sich nämlich, wie er sich steif und fest einbildete, in ein junges Mädchen verliebt, welches eine spasshafte Unterhaltung darin fand, den alten Narren in dem Wahne zu erhalten, als ob seine Bewerbungen vollkommen erwünschte Anerkennung fänden. Demzufolge hatte ihm das Mädchen unter andern vor Kurzem ein Rendezvous verheißen, in der Absicht, ihn auf einmal in die Tinte zu führen. Herr Katzenchwanz sollte bei Nacht durch das Flurfenster des zweiten Stockwerks in's Haus steigen; der eigentliche Liebhaber des Mädchens war davon unterrichtet und für die Ausführung des Plänschens vollständig gewonnen worden. Wie zu erwarten gewesen, fand der dürre Seladon sich in der betreffenden Nacht, mit einer Leiter versehen, vor dem Hause seiner Angebeteten ein, um sein Arkadien auf lustigem Pfade zu besteigen. Das Fenster, durch welches die Reise gehen sollte, ist außerhalb mit einer ziemlich breiten Grundeinfassung versehen, so daß daselbst eine nicht allzuumfangreiche Person bequem sitzen kann. Diese benutzte Herr Katzenchwanz denn auch, als er oben angelangt war, um sich von der ungewohnten Anstrengung ein wenig zu erholen. Süßliebchen hatte versprochen, in die Nähe des Fensters zu harren und dies zu öffnen, sobald er sich zeigen werde; indes war bis jetzt noch nichts von einer Erfüllung des Verheißenen zu spüren. Vergeblich sah der verliebte Abenteuerer sich die Augen müde durch die dunkeln Scheiben in den finstern Flur, ver-

geblich klopfte er von Zeit zu Zeit leise daran; nichts regte sich. Sein Restchen Gluth, durch die, bei dem Unternehmen ausgestandene Angst bereits ziemlich abgekühlt, entschwand mehr und mehr, und er faßte endlich den Entschluß, die Heimkehr anzutreten. Indes hatte er, auf dem Fensterrande sitzend, seine Füße frei herab hängen lassen, und, mit ganzer Seele der Dinge harrend, die da kommen sollten, die Leiter weder berührt, noch im Auge behalten. Wer malt seinen Schreck, als er jetzt dieselbe unter seinen Füßen verschwunden und einige Schritte entfernt, wo er sie nicht erreichen kann, angelehnt sieht. — Da saß nun der Arme, schwebend zwischen Himmel und Erde; seine Angst stieg mit jeder Sekunde, er glaubte den Tod in jedem nächsten Augenblicke vor sich zu sehen; keine lebendige Seele zeigte sich in der Nähe, die ihm hülfreich hätte beispringen können; er mußte beinahe eine volle Stunde in dieser Verfassung aushalten; denn erst als der Nachtwächter die Gegend passirte, ward er, gegen ein angemessenes Trinkgeld, aus seiner verzweiflungsvollen Lage erlöst. —

Wer ihm den Streich gespielt hatte, merken unsere Leser wohl, und ohne Zweifel werden sie sagen: „Es ist dem alten Narren ganz recht geschehen!“ —

Die Musik der Planeten.

Zu den seltsamsten Ausgeburten einer müßigen Spekulation gehört ohne Zweifel ein in London im Jahre 1698 erschienenen Buch, unter dem Titel: „Die entdeckten, himmlischen Welten, oder Vermuthungen über die Bewohner, Pflanzen und andere Hervorbringungen der Planetenwelt, in Lateinischer Sprache geschrieben von Christianus Huygens, gewidmet seinem Bruder Constantin Huygens, weiland Secretair seiner Majestät, des Königs Wilhelm, worin der Verfasser unter andern auch die Hypothese von einer Planetenmusik aufstellt, worunter nicht etwa die sogenannte Musik der Sphären gemeint ist, sondern eine Musik, wie sie die Bewohner der superlunarischn Welt, welche Huygens Planetarier nennt, im Verhältniß zu unsrer sublunarischn Musik haben und üben möchten. Diese Hypothese ist mit einer eben so reichen als für uns komischen Phantastie von dem alten Träumer durchgeführt. Eine betreffende Stelle aus diesem seltenen Buche theilt das neueste Heft des Londoner Harmonikon in einer Uebersetzung mit.

Die musikalische Familie.

Auf der Insel Lagosta, auf der Seite des östreichischen Dalmatiens, lebt eine Familie, Namens Salieri, welche den bekannten Componisten zu ihren Ahnen zählen soll, und selbst vom Großvater herab bis zum Enkel hinunter sämmtlich musikalisch ist. Diese Familie besteht aus dem Vater, der Mutter, sieben Töchtern und fünf Söhnen, ohne die Vettern und Cousinen alle mit zu rechnen, und dem Großvater, welcher den Kapellmeister abgibt. Sie führt für sich allein ganze Opern auf und gibt Concerte; das Orchester wird von den Vettern gebildet.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 23. November 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 47.

Die blonde Amazone.

(Fortsetzung.)

Es war Tag und etwa halb Nacht, als ich an die Thüre der Schönen klopfte. Ein „Herein!“ überzeugte mich, daß diese bereits wie man zu sagen pflegt: fix und fertig zum abreisen waren. Freundliche Gesichter und niedliche Händchen, begrüßten mich beim Eintreten. Die Mädchen schienen das Schellengeläute und den Lärm im Hause vergangener Nacht nicht gehört zu haben. Ich bestellte das Frühstück, und traf auf dem Wege den Onkel. „Nach einer viertel Stunde folgen Sie mir,“ flüsterte ich ihm zu, „man ahndet hier Ihre Nähe nicht. Ich muß erst vorbereiten.“ — „Gut, gut!“ war die Antwort, und ich wieder in der Stube der Mädchen.

„Haben Sie diese Nacht nicht das Schellengeläute eines Schlittens gehört?“ begann ich.

„Nein.“

„Etwa um 12 Uhr kam ein Herr von L. damit hier an.“

„So?“ sagte unbefangene Henriette.

„Der Herr kennt Sie,“ fuhr ich nach einer Pause fort.

„Meinetwegen,“ war die kurze Antwort.

„Es ist ein Onkel von Ihnen, — Herr L.“

„Was will der hier?“ fragte Henriette, doch nicht eben sehr betroffen.

„Sie abholen.“

Henriettes Gesichtszüge wurden ernst, und mit einem trotzigem: „Ich geh nicht mit,“ stellte sie sich nachdenkend ans Fenster.

Jetzt fing ich an, die Gründe zu entwickeln, die nach meiner Ueberzeugung, bei den mir vertrauten Maafregeln triftig genug erschienen, um sie in den Schooß der Ibrigen, und zur völligen Ansöhnung mit dem Vater führen sollten. Sie schien erst denselben wenig Aufmerksamkeit zu schenken; da trat der Onkel herein, und sein zutrauliches, wohlwollendes gutes Gesicht und Wesen ließ seine Absicht bei Henrietten vergehen.

Sie warf sich mit Hestigkeit in seine offenen Arme, und an seiner Brust gefesselt, erleichterte ein Thränenstrom, den Kampf ihres gepreßten Herzens.

„Meine gute Henriette, du liebes gutes Kind!“ begann der Onkel mit einer weichen, liebevollen Stimme, „beruhige Dich! Es ist die Sorge um Dich, die mich Dir zu folgen bewegen konnte. Vertraue mir gutes Kind, nur Dein Bestes ist ja mein ganzer Zweck, meine einzige Absicht. Ich glaube Du kennst mich ja zu genüge, um mir vertrauen zu können. Auch jetzt ist nicht meine Absicht Dich gegen Deinen Willen zu etwas zu zwingen, nur Gründe sollen Dich überzeugen, daß ich mit Dir wohl meine; und Du, sonst so willfährig der Ueberzeugung Dein Ohr zu leihen, wirst auch jetzt der guten Absicht deines alten dich liebenden Onkels nicht verschließen. Höre liebes Kind, und dann bestimme Dich.“

Mit Schluchzen sagte Henriette: „o mein guter guter Onkel! daß man mich auch zwingen mußte Ihnen dieses Leid anzuthun!“

Bei solcher rührenden Scene traten auch mir Thränen in die Augen. Caroline verhielt sich passiv, und in ihrem Gesichte las man deutlich Furcht und Besorgniß.

Nach und nach kam ruhigere Haltung in uns alle. Henriette hörte gelassen auf die Vorschläge ihres Onkels, nannte sie gutmeinend, konnte sich aber dennoch nicht zu einer Rückkehr entschließen; bis auch ich denn auf die Seite des Oheims trat, und ihn nach Kräften unterstützte, da ich die volle Ueberzeugung seiner reinen Absicht theilte. Mit liebevoller Behmuth sah Henriette mich an, während ich sprach, und als ich geendigt, sagte sie bedeutungsvoll zu mir: „Ja! wenn auch Sie mir zur Rückkehr rathen, dann will ich folgen; möge aber Ihr Rath lieber Freund Sie nie gereuen. Sie wissen nicht, und ich ahne nur, daß eine Zeit kommen dürfte, wo Sie wie ich gern den gegenwärtigen Standpunkt unsrer Angelegenheiten zurüchwünschen möchten, und ihn dann leider nicht mehr wieder so herbeizuführen vermögen!“

Es ging mir zwar in dieser Rede mehr auf, als ich dessen bis hierhin zu ahnen gewagt; aber als ein

Soldat der den Glauben der Prädestination angenommen hatte, vertraute ich diesem ganz, und sah in Henriettens Rede nur eitle Besorgnisse, welche durch die sich mir vorspiegelnde glückliche Zukunft widerlegt werden sollten. Ich blieb mir daher treu, und rieth standhaft zur Rückkehr, unter den mit dem Dhrim besprochenen Maaßregeln.

„Nun so sey es denn!“ rief entschlossen Henriette aus; „ich folge Ihnen lieber Onkel, aber nur unter einer Bedingung.“

„Und die ist?“ fragte dieser.

„Daß uns unser Freund hier nach L. begleitet.“

„Ja nun müssen Sie ihr angefangenes Werk vollenden Herr v. R., Sie dürfen nicht „Nein“ sagen und mich alten Mann am Ziele meines Strebens scheitern lassen,“ sagte zu mir der würdige Mann; und mir blieb nichts übrig als nun „Ja“ zu sagen, was mir unter uns gefagt, nicht schwer wurde. Wie hätte ich mich auch jetzt schon von Henrietten trennen sollen, ohne über ihr bevorstehendes Geschick einigermaßen beruhigt zu seyn. Ich nahm daher den Vorschlag an, und nun wurde beschlossen gegen 10 Uhr den Morgen noch abzureisen.

Das ist sicher und gewiß, daß wenn man erst die Unabwendbarkeit eines gefürchteten Uebels erkennt, dasselbe auch zum größten Theil von seiner Furchtbarkeit bedeutend verliert. Henriette schien von dem Augenblicke an wo sie sich zur Rückkehr entschloß, völlig resignirt. Ihre heitere Laune fand sich wieder ein, und steckte auch Carolinens dumpfe Stimmung an. Ich fühlte mich im Innern äußerst glücklich, und hatte vollkommenen Grund dazu; in diesem Schauspiele hatte ich nicht die letzte Rolle; der Dheim wußte mir Dank. „Dhne Sie,“ sagte er, „wäre ich wähtlich mit dem Mädchen nicht fertig geworden, daß sehe ich ein. Rechnen Sie auf meinen steten Dank, werther Herr v. R. Es ist ein wahres Gottes-Glück, daß die Mädchen in ihrer Lage auf einen solchen Biedermann stießen, als Sie sich bis jetzt bewährt haben. Ich freue mich im Herzen, daß meine gute Frau Ihre werthe Bekanntschaft auch macht. Auf die Art haben wir Gelegenheit von Ihnen mit Henriette noch recht oft reden zu können, was Ihnen, wie ich zu bemerken glaube, nicht unangenehm seyn wird.“

Ich wollte auf die verbindliche Rede des Alten, (wie er sich gern nannte, obgleich er erst etwa ein Fünf- undvierziger zu seyn schien und ein recht jovialischer Mann war,) eben so verbindlich antworten, als der Wirth eintrat und mich in der Rede störte. Es wurde diesem nun der Auftrag vom Dheim gegeben, für ein *Dejeuné à la fourchette* schnell Sorge zu tragen; ich aber ersuchte ihn mir einen sichern Boten bestellen zu lassen, der mein Gepäck auf einem Handschreiben zum Orte meiner einstweiligen Bestimmung, nebst einem Brief an einen dortigen Freund bringen sollte, indem ich selbst erst nach einigen Tagen dort eintreffen würde.

Nun waren wir soweit alle fröhlich und guter Dinge, in die uns besonders das gute Frühstück und der

feurige Wein versetzte, von welchem der Onkel trotz der Eile mit welcher er von L. abreisen mußte, dennoch einige Flaschen für unvorhergesehene Fälle mitzunehmen zum Glück nicht verabsäumt hatte. Der Schlitten fuhr vor, geräumig genug um uns alle zu fassen. Vorne saß der Kutscher Posto, um die, mit reichem Schellengeschirre behangenen, muthigen Braunen zu lenken. Auf dem Hauptsitze nahmen die Damen Platz; ihnen gegenüber, der Dheim den seinen; und ich erbat mir den meinigen auf der sogenannten Pritsche, dem Steuer des Schlittens.

Traulich und herzlich drückte der Wirth beim Abschied mir die Hand. „Leben Sie wohl, Herr R.,“ sagte er, „ich wünsche Ihnen Glück! alle Wetter! mir entgeht nichts; wer hätte das vor 24 Stunden wohl ahnen können! Ich habe genug gemerkt; das Beste dabei ist, alle Wetter Herr R! es ist keine taube Nuß, die Ihnen das Geschick hat zugeworfen. Besuchen Sie uns bald und zwar als Braut oder Eheleute, ich werde für (Guten) Wein sorgen.“

„Genug! genug! Herr F. —“ rief ich lachend, indem ich mit der zurückgezogenen Hand noch ein Adieu! ihm und den Hausgenossen nachwinkte, und dann eiligt auf meinem Siege Posto saßte.

Der Kutscher schlug in die Peitsche; im Trabe zogen die Pferde an; meine Diana sprang fröhlich vor ihnen und bestte sie an; schnell bog der Schlitten ums Thor, und über die Brücke gings. — „Da liegen sie!“ sagte Henriette, mit dem Kopfe nach der Stelle winkend, wo sie gestern Morgen die Pistolen hinabgeworfen.

„Daß sie liegen, du loses Ding!“ sagte lachend der Onkel.

Die Fahrt ging auf der seit gestern Mittag wieder geebneten Schlittenbahn äußerst rasch. Der Tag war heiter zu nennen, obgleich kalt. Ein rauher Wind kam uns entgegen und erschwerte die Conversation, wodurch oft jeder auf sein eigenes Nachdenken beschränkt wurde. Ich kann nur über das Meinige dem Leser gewissenhaft Rechenschaft ablegen. „Welch bedeutende 24 Stunden!“ dachte ich. Zu Anfang derselben wars du mit nichts weiter beschäftigt, als mit den Pflichten welche das Vertrauen deiner Dbern, unter dem Siegel größtmöglicher Verschwiegenheit dir auferlegte; allein in der Welt stehend, dessen Herz nur höchstens für entfernte Freunde und Verwandte schlug, nichts von dem so nahen Wechsel der Gefühle ahnend; und jetzt — am Ende der 24 Stunden, treten zwar die Rücksichten welche du der dir Vertrauen schenkenden Behörde schuldig bist, nicht ganz ab, aber sie stehen nicht mehr an der Spitze deines ganzen Strebens. Es sind andere Rücksichten zwischen getreten, denen du mehr Aufmerksamkeit schuldig bist, nämlich die: deines eigenen künftigen selbstständigen Glückes.“ — Ich sah mich jetzt schon als der Verlobte Henriettens an. Wenn gleich noch keine nähere gegenseitige Erklärung zwischen uns auch stattgefunden hatte, so war nur der Mangel der schriftlichen Gelegenheit daran schuld; denn das unsre Her-

zen sich verstanden, war selbst der ganzen Umgebung, den Wirth sogar nicht ausgenommen, nicht entzogen. Mein Herz schlug einzig und allein jetzt nur für Henriette, jeder andere Gegenstand trat in den Hintergrund. Ich liebte das Mädchen eher, als ich mir selbst sagen konnte, und zwar mit einer Leidenschaft, die mit jeder Minute möchte ich sagen, in solcher Progression zunahm, als sie bei einem feurigen Temperamente wie das meinige, das nach einem mittheilenden, mit seinem Ich übereinstimmenden Geschöpfe sich sehnte, nur Einer sich denken mag.

Meine ganze Aufmerksamkeit war nur Henrietten zugewandt, was ihr keineswegs entging. Sie selbst lobte mich durch eben so sorgfältige Auszeichnung, das fühlte ich, ohne daß ich mich blindlings den Töbheiten eines eiteln Jünglings hingeeben und dadurch mich selbst gekränkt hätte. Ich war in der Liebe nicht mehr unerfahren, und konnte mir allenfalls darauf zu gute thun, einigermaßen das schöne Geschlecht zu kennen und zu verstehen. Da ich also Henriettens Gegenliebe so gut wie sicher war, so konnte ich bei der Vorliebe welche auch ihr Dheim zu mir bereits gefaßt hatte, mit einigem Vertrauen die Dinge erwarten die da etwa kommen würden. — Henriette hatte sich und die Ihrigen durch die Flucht compromittirt; um allem Scandal ein Ende zu machen, war ich versichert daß mein Zwischentreten keine unangenehme Erscheinung seyn werde. Konnte ich den Eltern des Mädchens auch kein Vermögen in die Gegenschaale legen, so waren doch mein Stand, mein übriges bürgerliches Verhältniß, der rechtliche Name und die ansehnliche ehrenwerthe Verwandtschaft meinerseits, nicht zu übersehende Dinge. Ubrigens trat ich erst ins Leben, und zwar unter nicht ungünstigen Auspicien.

Mein ganzes Denken drehte sich um die letzten vier und zwanzig Stunden und deren Folgen, und machte mein Blut so warm und rollend, daß ich den tiefen Standpunkt des Barometers auf meinem ziemlich lustigen Sitz darüber vergaß. Athmete ich doch wenn Henriette sich gegen mich drehte, ihren warmen süßen Hauch den die Kälte so bemerkbar machte. Ihr traulicher Blick in mein trunkenes Auge, das Darreichen Ihrer warmen sammtnen Hand, ihr zärtlicher Druck der meinen, und die süßen Worte: mein guter lieber Freund! betäubten mich so, daß ein ungemein hoher Grad von Erstarrung des einen Fußes erforderlich war, um meine Blicke darauf zu wenden und den Verlust der einen meiner Kaloschen zu bemerken. Ich hatte alle Empfindung in dem Fuße verloren, und leicht hätte es mir hier wie manchen Franzosen im folgenden Winter auf dem Rückzug aus Rußland geschah, ergeben können; daß ich nemlich nur noch Fragmente eines Fußes nach Hause gebracht hätte.

„Diana!“ rief ich meiner rechts und links revolvirenden Hündin zu, an der sich Henriette, die alle Thiere, vor allem aber Hunde zu lieben schien, besonders erfreute. „Diana! zurück! such verloren, mein Hündchen!“ ihr mit der Hand auf den zurückgelegten

Weg hinweisend. Wie ein Pfeil vom Bogen, gehorchte die Treue meiner Weisung. Man fragte nach dem Grunde dieser Rücksendung; ich gab meinen Verlust an. Henriette gebot zu halten, und die Hündin abzuwarten; ich aber bat nur langsamer zu fahren, weil das Stillhalten den erhitzten Pferden unsehbar nachtheilig werden könnte. Dies geschah und ich benutzte den Augenblick um durch gehen neben dem Schlitten mir den Fuß wieder zu erwärmen. Am äußersten Horizonte verlor sich Diana. Im Schlitten wurden Besorgnisse um den möglichen Verlust der Hündin rege. Aber ich kannte zu gut die Tugend derselben und war ruhig, nur bedauerte ich den Aufenthalt der daraus auf der Reise entstand. Henriette indes achtete nicht auf diesen; ihre Sorge war nur auf meinen Fuß und auf die Hündin gerichtet. Ich konnte zuletzt nicht verhindern, der Schlitten mußte auf dem offenen Felde stille halten. Endlich kam ein kleiner Punkt auf der Richtung des Weges zum Vorschein. Henriette äußerte kindische Freude; es war Diana, die in vollem Laufe wieder daher kam. „Ich muß das gute liebe Thier lohnen,“ sagte Henriette und in einem Nu war sie aus dem Schlitten, das Thier erwartend, das seinen Fund wie wir deutlich gewahrten, stolz daher apportirte. Näher gekommen, lief Henriette Diana entgegen, empfang von ihr das Aufgefundene, die sich auch wider alle Gewohnheit ruhig die Abnahme von ihr gefallen ließ, und empfing dagegen eine Menge Schmeichel-Reden, Liebesungen und Küsse, um die ich Diana selbst beneidete. Diese ließ sich solche Liebesungen nicht allein gefallen, sondern sie erwiderte sie auch nach ihrer eigenen Art. Eine neue Erscheinung für mich, denn Diana war mir sonst treuer wie je ein Mädchen dem Bräutigam, und machte gegen alle Fremde die sehr strenge Spröde; ja sie konnte sogar dem Zudringlichen wohl sehr gefährlich werden.

Um ähnlichen Unfälle vorzubeugen, mußte ich mich in den Schlitten und Henrietten gegenüber setzen. Diana, die all zu sehr vom Lauf ermüdet betrachtet wurde, mußte ebenfalls in den Schlitten hinein; sie bekam ihren Platz zwischen den Füßen meiner Schönen, die sie zum Schutz vor Kälte sorgfältig mit ihrer Umhülle bedeckte. Der Kopf des Thieres lag in Henriettens Schoß, und ward fortwährend mit Liebesung jeder Art überhäuft. Der übrige Theil der Reise bot nichts besonders interessantes. Am Dunkeln kamen wir vor L. — s Thore. Caroline kränzte, auch Hearslette wurde ernst. Mir selbst lief manches durch den Kopf. Ich war gespannt und wünschte einige Tage älter zu seyn, der Schlitten hielt und wir waren vor des Dheims Wohnung. Schnell sprangen die Mädchen aus demselben, und liefen die ihnen wohlbekanntesten Treppen hinauf, um möglichst von Niemand bemerkt zu werden. Der Dunkel und ich folgten. Henriette ward von der Tante mit liebevoller Zutraulichkeit empfangen. Auch ich ward bald einheimisch im Hause und durfte dasselbe nicht verlassen, sondern mußte einen Bestandtheil seiner Genossenschaft bilden.

Caroline dagegen, die von uns allen am gedrücktesten schien, sehnt sich nach ihrer Mutter und ward vom Oheim dahin geleitet. In der That dauerte mich das Mädchen; ihre Existenz war nicht unabhängig zu nennen; sie fürchtete die reichen Verwandten Henriettens, welche als der Urheberin der Entweichung, ihr leicht viel Ungemach bereiten konnten. Sie schien das zu ahnen und war deshalb besonders um ihrer Mutter wegen sehr besorgt. Henriettens Versicherungen vom Gegentheil konnten sie nicht beruhigen.

(Fortf. folgt.)

Ein ganzes Bataillon wird vom Alp befallen.

Zu verschiedenen Zeiten, erzählt der französische Ober-Staabs-Chirurgus Laurent in Sedillot's „Journal général de Médecine“ im Jahr 1820, haben ärztliche Schriftsteller den Alp als Nervenkrankheit der Athmungs-Organe auf mannigfache Weise benannt und aus den mannigfaltigsten Ursachen hergeleitet; das Volk aber, in der Mehrtheit noch immer leicht- und abergläubig, schreibt ihn gewöhnlich der Einwirkung irgend eines bösen Geistes zu, und auch wir in unsern Tagen haben uns davon überzeugt.

Das erste 800 Mann starke Bataillon vom Regiment Tour-d'Auvergne garnisonirte Anfangs Juni zu Palmi in Calabrien, als es zum eiligen Marsche nach Tropea commandirt wurde, um daselbst der Ausschiffung einer unbedeutenden feindlichen Flotte Widerstand zu leisten. Noch um Mitternacht traten wir den 40 Meilen weiten Weg an, und erst um 7 Uhr Abends am folgenden Tage kamen wir höchst ermüdet nach dem Bestimmungsorte. Weil wir am weitesten marschirt und demnach spät eingetroffen waren, erhielten wir die schlechteste Wohnung; eine seit langer Zeit unbesetzte Abtei wurde uns zum Quartier angewiesen, die aber, genau genommen, nur die Hälfte der Mannschaft bequem zu beherbergen vermochte. Die Leute wurden an der Erde in engen Zimmern auf ein wenig Stroh zusammengedrückt, und weil es an Decken fehlte, konnten sie sich nicht auskleiden. Die Einwohner sagten uns, das Bataillon werde in der Abtei nicht bleiben können, weil da alle Nächte Gespenster ihr Wesen trieben, und der Ort werde deshalb auch nur in höchster Noth benutzt. Jedermann lachte über die Leichtgläubigkeit dieser Leute und ihr Aberglaube ward von mannigfacher Seite derb verspottet; allein merkwürdig groß ward unser Erstaunen, als wir um die Mitternachtsstunde aus allen Winkeln unserer Kaserne ein schreckliches Geschrei wieder tönen hörten, worauf bald sämtliche Soldaten hinausstürzten, und voll Schrecken davon liefen. „Der Teufel haust in der Abtei!“ antworteten fast alle zugleich auf unsere Frage; in Gestalt eines großen schwarzen langhaarigen Hundes hätten sie ihn zur Thür-Öffnung hereinkommen sehen; dieser Hund habe sich dann auf sie gestürzt, mit Blitzesschnelligkeit sey er über ihnen hinweggefahren, und endlich durch eine Thür an der entgegengesetzten Seite von der, wo er hereingekommen, verschwunden, Wir

machten uns über ihr panisches Schrecken lustig, und suchten ihnen zu beweisen, daß die Erscheinung ganz natürlichen Ursprungs sey. Es half jedoch kein Ein- und Zureden; sie waren nicht zu bewegen, in die Kaserne zurückzukehren, und brachten daher theils am Ufer des Meeres, theils in der Stadt den Rest der Nacht zu. — Am andern Morgen befragte ich die Unter-Offiziere und ältesten erfahrensten Gemeinen noch einmal; sie betheuereten, daß sie nie an Geister und Gespenster glaubten, und dennoch könnten sie nicht umhin, den nächtlichen Vorgang in der Kaserne durchaus als kein Spiel der Phantasie, sondern als wirkliche Erscheinung anzunehmen; denn sie hätten keinesweges geschlafen, als der Hund hereingekommen, hätten ihn wohl gesehen, ja, in dem Augenblick, wo er über ihre Brust hinüber gesprungen sey, wären sie dem Erstickten sehr nahe gewesen. Wir blieben den ganzen Tag in der Abtei, und da kein Regiment abgezogen war, konnten wir keine andere Wohnung bekommen. Nur unter dem Versprechen, bei ihnen zu bleiben, und für sie zu wachen, gelang es uns, sie für die Nacht zur Rückkehr in die Abtei zu veranlassen. Um 11 Uhr vor Mitternacht begaben wir uns nun mit dem Bataillons-Chef in die Abtei; alle Offiziere hatten sich voll Neugierde in den Zimmern zerstreut, und stillschweigend harrten wir auf die Wiederkehr der Erscheinung, die so großen Schrecken unter alten Kriegern verbreitete. Schon lagen die, durch unsere Gegenwart sicher gemachten Soldaten im Schlafe, als gegen Mitternacht, in allen Zimmern auf einmal, das nämliche Geschrei, wie in voriger Nacht, entstand, und die Soldaten, die den nämlichen Hund von Neuem über ihre Brust springen sahen, eilten voller Furcht wiederum aus der Kaserne, fest gelobend, nie wieder hinein zu gehen; wir dagegen, die stehend und wachend der Erscheinung harrten, sahen — wie man sich leicht denken wird — auch nicht das Mindeste. Offenbar hing dieses Phänomen — das ich Alp nennen mag — von der gezwungenen Stellung ab, worin die Soldaten, ganz angekleidet, schlafen mußten, wobei ihre Respirations-Organe um so mehr in ihrer Funktion beeinträchtigt waren, als die Luft um ihre Lagerstätte sich in einem verdünnten und vielleicht durch schädliches Gas verderbten Zustand befand, wobei noch die Muskeln, durch die langen Marsche mit schwerbeladenem Rücken, ermüdet waren. In keinem andern Orte Italiens haben unsere Soldaten, obgleich sie einige Mal eben so schlechte Quartiere bezogen, ähnliche Phänomene erlebt.

In der Gegend von Brunsbüttel in Süderdithmarschen wurde am Elbufer am 2. d. ein Meeraal gefangen, der 9 Fuß lang war, 1½ Fuß im Durchmesser maß, und 63 Pfund wog. Ein solches Ungeheuer ist selten in dieser Gegend, und als ein merkwürdig naturhistorisches Produkt wird dieses Geschöpf in Brunsbüttel präparirt, um zu seiner Zeit in eine naturhistorische Sammlung aufgenommen zu werden.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 30. November 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 48.

Die blonde Amazone.

(Fortsetzung.)

In den Paar Tagen meines Aufenthaltes hatte ich Gelegenheit Henrietten noch näher zu beobachten und kennen zu lernen. Auch jetzt noch, wo keine verliebte Blicke mehr ein etwa parteiisch Urtheil zu fällen im Stande sind, muß ich sagen: Henriette war und blieb schätzenswerth. Sie gab mir Beweise ihres fortwährenden Zutrauens und Zärtlichkeit. Einst, als wir allein waren, wiederholte sie die an jenem Morgen ausgesprochenen Worte: „Freund möge uns diese Rückreise nicht gereuen. Durch Gewalt laß ich mich nicht zwingen; aber die Meinigen kennen mein Herz und dessen schwache Seite. — Wenn ich doch schon sechs Wochen von der Zeit glücklich im Rücken und überwunden hätte! Dann Freund wünsch ich Sie wieder bei mir zu sehen, und Ihnen an Statt dieses kleinen Andenkens, was Sie aus meiner Hand anzunehmen mir jetzt nicht abschlagen dürfen, — sie nahm bei diesen Worten eine schöne Tuchnadel von ihrer Brust und überreichte sie mir — ein wertheres Geschenk überreichen zu können.“

„Einen Ring! geliebte Henriette! einen Ring und mit ihm seine Bedeutung!“ bat ich, ihre Hand mit Wärme erfassend und sie an meine Lippen drückend.

„Ja lieber Freund — gern einen Ring so Gott will; aber erst nach sechs Wochen.“

„Warum nicht jetzt schon? geliebte Henriette,“ flehte ich, „warum soll ich mich nicht jetzt schon der Seeligkeit erfreuen und Ihres einzigen Besten, ohne dem mir das Leben Nichts mehr ist und nach dem da-her meine ganze Seele ringt, versichert halten dürfen?“

„Wie schmerzt es mich geliebter Freund, Ihnen Ihre Bitte abschlagen zu müssen, aber ich kann nicht anders. Meine Gründe sollen für mich sprechen und mich bei Ihnen rechtfertigen. Ich vermag in diesem Augenblicke Ihnen nur Hoffnung auf meine Hand, aber keine feste Zusicherung derselben zu gewähren. Mein Herz, das — wie Ihnen das Ihrige richtig verrathen, —

für Sie schlägt, will und werde ich Ihnen treu bewahren, wie auch das Schicksal meines Lebens falle. Dieses Herz ist meinem alleinigen Willen untergeordnet, mithin kann ich für dasselbe bürgen, nicht aber leider so für meine Hand. Seitdem ich wieder durch meine Rückkehr mich meinen Angehörigen überantwortet, fürchte ich zu sehr, die unbedingte Freiheit über dieselbe verloren zu haben. Hätten Sie geliebter Freund, diese Hand in R. — wo ich allein stand, von mir gefordert, mit Freuden, der Himmel ist mein Zeuge! hätte ich sie Ihnen gereicht. Denn ein eigenes, nie gefanntes Etwas zog mich gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft unwiderstehlich zu Ihnen hin. Sie hatten meine Grundzüge erschüttert; die Prüfungszeit war Ihnen stillschweigend im Herzen erlassen; ich wäre Ihnen gefolgt, wohin Sie mich geleitet, und hätte den Dunkel allein zurückgesandt. Entfernt aus der Heimath und von den Meinigen, wäre mir ihr Urtheil über diesen meinen Schritt ganz gleichgültig gewesen. An Ihrer Seite hätte ich eine andere Heimath, in Ihren Verwandten Ersatz der meinigen gefunden. Jetzt aber wo ich meinen Verwandten zurückgegeben bin, ist es ganz anders. Ich habe sie durch meine Flucht gekränkt und muß nun alles vermeiden, was sie von Neuem verletzen könnte. Die Flucht wird man jetzt entschuldigen, weil sie mich von einer verhassten Verbindung rettete; würde man das aber auch geneigt seyn noch zu thun, wenn man im Entferntesten nur ahnen sollte, daß ich mich mit einem Manne verlobt hätte, dessen innern Werth ich, aber auch nur ich allein, Gelegenheit hatte zu erkennen, der dagegen bis auf diesen Dunkel und die Tante, den übrigen Familiengliedern ganz fremd ist?“

Ich fühlte die Tristigkeit des Einwurfs, obgleich er mich nicht eben angenehm berührte.

„Sie sind besonnener theure Henriette,“ entgegnete ich, „als sonst wahre Liebe gemeiniglich zu seyn pflegt.“

„Mißdeuten und verkennen Sie mich nicht lieber R.“, sagte Henriette; „zweifeln Sie nicht an der Aufrichtigkeit meines Herzens, noch an der Stärke seines Gefühls. Bedenken Sie aber nur, daß die Liebe diesem

Herzen nicht mehr fremd ist, und daß es bereits Kraft genug gezeigt hat, selbst diese zu bekämpfen, wenn es die Vernunft gebietet."

"Dann treibt es ein grausam Schmerzenspiel mit dem Meinen," sagte ich wehmützig.

"Möge nie Ruhe mehr in dasselbe kommen, wenn es nicht aufrichtig meint. Ihres ist es und bleibt es, so lange es hier auf dieser Erde schlägt!"

"Henriette! geliebte Henriette!" rief ich beglückt aus, ihre Hand ergreifend, und mein trunkenes Auge auf das ihrige heftend. "Also ich darf doch sicher hoffen? darf nicht fürchten Sie wieder zu verlieren?"

"Hoffen Sie Freund und vertrauen Sie mir."

"Also nur Freund Henriette?" fragte ich bewegt.

Henriette schien zu kämpfen. "Mein K.! mein geliebter K.!" sprach sie mit Wärme, "ich beschwöre Sie um unseres Friedens wegen, sich mit der Würde eines geliebten theuren Freundes für jetzt noch zu genügen, und mich ruhig anzuhören. Meiner innigen Anhänglichkeit und Liebe können Sie versichert seyn; sie wird nicht rasten, bis sie sich am Ziele sieht, und Ihnen auch noch mehr gewähren kann. Ich will Ihnen lieber K. meinen Plan eröffnen, auf den ich unser gegenseitiges Glück gebaut. Wenn ich mich nämlich mit allen meinen Verwandten vollkommen ausgesöhnt habe, werde ich keine Gelegenheit unbenutzt lassen, um von Ihnen zu reden und Ihren wohlwollenden uneigennütigen Beistand in einer so kritischen Lage wie ich und Carolina uns befanden, zu erzählen. Mein Oheim der uns wohl will, und auf den wir übrigens ganz rechnen können, wird nicht unterlassen die andern Familienglieder so lange mit Ihren Vorzügen zu unterhalten, bis der Wunsch in ihnen rege werden muß, Ihre nähere persönliche Bekanntschaft zu machen, und sich mit Ihnen näher zu befreunden. Dann erhalten Sie von mir oder dem guten Onkel die Einladung und zwar recht dringend, zu einem Besuch. Sie kommen mein geliebter K., empfangen den gewiß herzlichen Dank meiner Ihnen verpflichteten Verwandten, und mit diesem von mir — den Ring. Es wird und kann nicht fehlen, daß der günstige Eindruck, den Sie auf meinen Onkel und Tante bereits gemacht haben, sich auch auf meinen Vater und den andern Gliedern meiner Familie mittheilt, sobald diese Sie persönlich kennen lernen. — Wenn Sie nur acht Tage bei uns gewesen sind, dann werben Sie kühn bei meinem Vater um meine Hand. Es können unsrer Verbindung dann keine Hindernisse feindlich mehr so in den Weg treten, daß wir gemeinschaftlich durch so gewöhnlichen Anhang sie nicht mit leichter Mühe beseitigen sollten. — Würde dagegen aber unser Streben jetzt schon entdeckt, so könnte es uns nur zum Verderben gereichen. Wir würden uns Beide der gehässigsten Beurtheilung ausgesetzt sehen, und die künftigen Freunde würden sicher unsre bittersten Gegner werden. Vorwürfe und Verfolgung würden mein Loos seyn. Soll sich daher unser Glück fest begründen, so kann nur die bedächtigeste Ueberlegung und Vorsicht uns Schritt vor Schritt zum ersehnten Ziele führen. Selbst mein Onkel, ob-

gleich er unsre gegenseitige Inclination entdeckt, und sie durchaus nicht zu mißbilligen scheint, darf dennoch unsre gegenseitige Erklärung nicht ahnen. Er muß nur glauben: daß Dankbarkeit und Freundschaft mich an Sie gefesselt habe. Und nun lieber Freund bitte ich Sie nochmals: vertrauen Sie mir."

"Ganz geliebte Henriette! Ganz," erwiderte ich hingebend, "bin ich doch von Ihrer Gegenliebe überzeugt. Wenngleich es für mein tobend ungestümes Herz eine schwere Aufgabe ist, der festen Zusage meines Glückes auf die lange Zeit von sechs Wochen entrückt zu seyn, dennoch will ich sie zu überwinden versuchen."

"Ungestümer Mensch," sagte jetzt lächelnd Henriette, "Ihre Künftige, sehe ich wohl, wird mit ihrem raschen Blute einst viel zu kämpfen haben." —

Die Tante trat ein und unterbrach dies Gespräch. Es war mir schwer eine ruhige Fassung wieder zu gewinnen. Ich war auf dem halben Wege zum Himmel, und schwebte jetzt gleichsam zwischen diesem und der Erde. Eine gewiß sehr peinliche Stellung für einen Verliebten. In meinem Innern kochte es daher gewaltig. Mit dieser unruhigen Stimmung harmonisirete nicht die Ruhe des Hauses. Ich mußte meinen Gefühlen Luft machen, oder ich schwebte in Gefahr, dem aufgelegten Zwange zu unterliegen.

Hinaus wieder, in ein kürmisches Alleinleben jagte es mich, nach Gottes freier Natur war meine Sehnsucht. Was sollte ich denn auch länger hier noch machen? Meine furchtbar aufgeregte Leidenschaft durfte ich nicht einmal zur Schau stellen, um nicht eine klägliche Rolle in den Augen der Zuschauer zu spielen. Nur Henriette verstand mich; aber mit ihr allein zu seyn, ward mir nur selten das Glück zu Theil; daher beschloß ich sofort abzureisen und den verhängnißvollen langen sechs Wochen mein Geschick anheim zu stellen.

Mit Mühe ließ ich mich endlich bereden noch einen Tag im Hause zu verweilen. Henriette versprach mir im Laufe der sechs Wochen zu schreiben, und erlaubte mir ihr auch antworten zu dürfen. Die Briefe wurden übrigens an die Adresse des Oheims gerichtet. Als Andenken überließ ich Henrietten meine treue Diana, das liebste und wertheste, was ich ihr im Augenblick zu bieten hatte. In der That eines der schönsten Thiere ihres Geschlechts, und von solchen vorzüglichsten Eigenschaften, die nur der Jagdliebhaber an den Hühnerbunden so hochzuschätzen versteht. Ich fertigte mir noch eine Zeichnung von diesem treuen Thiere an, weil es auf einer Tasse paradiren sollte, und zwar in jener Reifescene, in der es mit eine bedeutende Rolle spielte; im Augenblicke nämlich als es die verlorne Kalosche apportirte, und dafür von Henriette geliebt wurde. — Um etwas doch von den lieblichen Zügen Henriettens zu besitzen, die mich in der sechswoöchentlichen Verbannung von ihr einigermaßen trösten sollten, nahm ich einen Schattenriß von ihr auf.

Mit gepreßtem schwerem Herzen schritt ich zum Abschied. Henriette, der ich die Hand küssen wollte,

konnte sich jetzt nicht mäſigen. In Gegenwart ihres Oheims und der Tante umſchlang ſie mich mit ihren Armen; ihren ſchönen Augen entquollen Thränen, mit denen ſich auch die meinigen vermischten. „D daß ich Sie jetzt ſchon von mir laſſen muß,“ ſagte ſie mit Behmutz und Zärtlichkeit; „um Ihr Andenken brauch ich nicht zu bitten, mein Herz ſagt mir, Sie werden mich nicht vergeſſen; nur um das Wiederkommen wenn wir Sie einladen. Denken Sie daran, daß dankbare Herzen Ihnen entgegen ſchlagen, und von ihrem Wiederkommen mein Glück und meine Ruhe abhängt!“ Damit drückte ſie mich noch einmal an ihr hochklopfendes Herz; unſere Lippen begegneten ſich. Schnell wand ſich dann Henriette von mir wieder loſ und verſchwand.

Mit Rührung und Herzlichkeit nahmen auch Tante und Oheim von mir den Abſchied. Auch ihnen mußte ich das Wiederkommen zuſichern, es mögte unter Verhältniſſen ſeyn, wie ſie auch wollten. Ich ſagte zu, riß mich loſ, und ſprang in den Wagen. Der Schwager ſtieß ins Horn, und im Trabe verließ ich das mir nun ſo lieb und werth gewordene L. — Unter welchen Gefühlen, — mag der Leſer ſelbſt urtheilen.

Au dem Ort meiner einſtweiligen Beſtimmung angelangt irrte ich wie ein Träumender umher. Die hier und da früher gemachten Bekannten, konnten ſich in mich nicht finden. Statt des geſelligen Kreiſes ſuchte ich die Einſamkeit. Tagelang irrte ich durch die ungebahnteſten Wege, durch Schnee, Sturm und Unwetter. In den wilden Elementen ſuchte ich den Ableiter für mein ungeſtümtes Blut. Vergebens! Mein Kopf war beſtändig mit den Ereigniſſen der wenig vergangenen, aber ſo inhaltſchweren Tage beſchäftigt. Das Ungewiſſe der Zukunft fing mich an ſchrecklich zu ängſtigen und zu quälen. Ich machte mir Vorwürfe, Henrietten zur Rückkehr beredet, und ſo das ſichere Glück der ungewiſſen Zukunft preisgegeben zu haben. Ich ſchrieb an Henriette einen — zwei Briefe — keine Antwort erfolgte. Ich war der Verzweiflung nah. „Du haſt eine Perle leichtfertig von dir weggeſchleudert!“ rief ich mir zu: „verſtumme nun Geiſt und Gefühl, verſiege du Quelle der Gedanken, damit ich nur ruhiger werde denn jetzt!“ Endlich! nach vier Wochen kam ein Brief von L. — Mit Haſt erbrach ich ihn. Er war von Henriettens Hand; die Ueberſchrift: „Ewig unvergeßlicher Freund!“ Ich war kindiſch vor Freude, wie alle Verliebten ſind, und küſtete die Schriftzüge. Nun laß ich weiter — und laß — und traunte meinen Augen nicht. „Hier hat der Satan ſeinen Spuck oder der Abergwiß ſeinen Spott mit mir!“ rief ich. „Ich habe meine Sinne nicht zuſammen!“ Aber ich mochte mich noch ſo beſinnen und den langen Brief noch ſo oft leſen, ſo war doch immer das Endreſultat daſſelbe: Henriette war nemlich geheirathet, und zwar mit Dem geheirathet, vor dem ſie — geſtohen war!

Wenn Du lieber Leſer jetzt über die nie zu abnende Wendung dieſer Geſchichte mit Recht ſtaunſt, ſo verſetze dich nur in meine damalige Lage und Stim-

mung, und wenn du je eine Täuſchung erlebt haſt, die mit ihrer Enthüllung dein ganzes Glück zertrümmerte, ſo wirſt du fühlen wie es mir bei ſo ſchnellem Wechſel des Schickſals zu Muthe ſeyn mußte.

Ich übergehe hier die Schilderung meiner Gefühle, die ſich ſo nicht beſchreiben laſſen. Genug, ich war wie ein Rasender im Paroxiſmus. „Verdammte Zigeuner-Hexe! Lügenhafte Brut! Gaukelspiel der Hölle, die uns nur zum Beſten hat und mit uns faſelt! Weib — du unergründlicher Born! du trüglichen Irrlicht! o Schwachheit! dein Name — u. ſ. w.“ waren etwa, ſo viel ich mich jetzt noch zu erinnern weiß, die Ausrufungen, durch die ſich das dem Zerſpringen drohende Herz Luft machte. Ich glaube daß auch ein reicher Thränenſtrom, der darauf folgte, mir noch mehr die gepreſte Bruſt erleichterte.

Aus dem Inhalte des Briefes ging hervor, daß nach meiner Entſernung anderweitige Verwandte Henriettens, die ich nicht kannte, auf ihr Herz angeſtürmt haben. Nachdem nämlich ſchon nach einigen Tagen der Vater durch den guten Dnfel beſänftigt worden war und ſeiner Tochter verziehen hatte, nahm er ſie auch wieder liebevoll auf. Doch war immer etwas finſteres in ſeinem Benehmen, daß das Kind ängſtigte, und obgleich er Henrietten weiter keine Vorwürfe machte, ſo verſagte er ihr doch den Zutritt zu irgend einem Beſuche: „Du darſt dich vor keinem ehrlichen Menſchen ſehen laſſen“, war die Antwort auf jede deſſallſige Anſrage der Tochter, die dieſe ſehr kränken mußte. Mittlerweile verabſäumte auch der verſchmähte Bräutigam nicht ſich einzufinden. Das erſte mal ſah ihn Henriette nicht; doch als er nach acht Tagen in Geſellſchaft noch eines Freundes wieder kam, wurde ſie vom Vater gerufen und mußte erſcheinen. Sie kam, und der verſcheuchte Bräutigam ſiel ohne ein Wort zu ſagen, der entflohnen Braut in die Arme. Er ſeufzte, weinte, ſah bleich und abgezehrt aus, ſo daß dem armen Mädchen das Herz weich dabei wurde, weil ſie als die einzige Urſache ſeines Jammers ſich wähte. „Tauſenderlei Vorwürfe durchkreuzten in dem Augenblicke meine Gele, die wie Dolchſtiche mir zum Herzen drangen;“ ſagt ſie im Briefe; „der Zuſtand des Mannes jammerte mich. Ich wollte keines Menſchen Unglück ſeyn. Den Wuſch des Vaters; daß ich das was ich lobet gethan wieder auf der Stelle gut machen ſollte, laß ich in ſeinen Augen; und in dieſer ſchwachen Minute — mögen Sie es mir vergeben — beſchloß ich, mich, es gehe auch wie es wolle, für die Wüſche meines Vaters, für die Ruhe der Familien, und für die Wiederbeſtellung der Geſundheit meines jetzigen Mannes, die er aus Liebe zu mir verlohrt, mich aufzuopfern.“ Ich ſagte Ja! und ſeit acht Tagen bin ich die Gattin Deſſenigen, deſſen Umarmung anzuzweichen, ich vor 4 Wochen mit den Tod geben wölte.

„Zürnen Sie mir lieber werther Freund! nicht. Sondern Sie mit meinem Verhängniß. Ach! es abnete mir wohl, daß es mich gereuen würde Ihrem Rathe zur Rückkehr nachgegeben zu haben. Es iſt geſchehen. Möge mir Gott Kraft verleihen, und ich eingermäßen in Ihren Augen entſchuldigt ſeyn.“ u. ſ. w.

Ich wurde schließlich herzlich und innig zu einem baldigen Besuche in ihrem Hause eingeladen, wozu ich jedoch unter den jetzt obwaltenden Umständen gar keine Neigung fühlte. — (Schluß folgt.)

Das Schrecken im Walde.

Anekdote.

In der sogenannten Bankfchenke des Neustadt-Draufschens Waldes war es in einer August-Nacht des Jahres 1821 oder 1822 sehr unruhig vergegangen. Sie liegt sehr romantisch einsam am Fuß eines Bergrückens, wo man die Waldung ausgereutet hat, und der Weg, im Anschauen der weiten, herrlichen Umgegend, nach Pösnitz und Saalfeld hinüberführt. Der Wald ist berüchtigt durch viele Sagen aus alter und auch neuerer Zeit; ein Theil davon heißt sogar jetzt noch das Nordthal. Kein Wunder, wenn ungewöhnliche Erscheinungen Furcht erregen; vollends in der Nacht. Nun traf es sich aber, daß gerade um Mitternacht, als der Wirth jener Bankfchenke — gewöhnlich nur der Bankfleischer genannt, weil er seines Handwerks ein Fleischer ist — mit den Seinigen zu Bett gegangen war, ein fürchterlicher Lärm vor der Thür sich erhob. Zitternd öffnete nach langer, ängstlicher Zögerung endlich die Wirthin, und siehe da! ein großer, wie sie erzählte, „baumstarker Kerl“ stand zürnend vor ihr, einen dicken Knotenstock in der Hand und einen großen Hund neben sich. Wer hätte nicht lange seyn sollen? — Mit lauten Aeußerungen des Unwillens über das lange Warten trat er ein, und warf sich ohne Weiteres auf die Ofenbank oder den Höllenstein, wie man sie insgemein nennt. Die Nacht ging in ungewisser Erwartung hin, denn man betrachtete den unheimlichen Gast als den Vorboten einer Räuberbande; und der Morgen verschleudte noch nicht alle Sorgen. Ein sonnenverbranntes Gesicht, Hals und Brust ganz entblößt, von gleich brauner Farbe, erhob sich vom unsanften Lager. Ein schlichter, leichter Ueberrock, weite, lange leinwandne Beinleider und plumpe Reifeschuhe vollendeten das Bild eines unmöglichen Bewohners der Wälder; der wieder ergriffene Waldscepter und der zottige Gefelle daneben beschäftigten zum Ueberflus, daß es der Schreckenmann von gestern war. Mit dem Frühesten brach er auf, nachdem er mit einem sehr groben Frühstück vorlieb genommen hatte. Als er den Bankfleischer in dem abgelassenen Teiche dicht neben der Schenke fischen sah, nahm er Theil daran. Man gab ihm dazu ein Paar alte Stiefeln aus dem Hause; mit diesen knetete er rüstig in dem Schlamme herum; darauf gab er die schmutzige Fußbekleidung dem Eigenthümer zurück, warf einen Speziesthaler als Entschädigung für Alles auf den Tisch, und ging davon. — Kein Mensch wußte aus der Erscheinung klug zu werden. Alles stand im grellsten Widerspruch an ihm, Armuth der Kleidung und Reichthum des Beutels, Gemeinheit der Bedürfnisse und die Ungemeinheit der Sprache und des Wohlgefallens an den Naturschönheiten der Gegend. Ein Bettler konnte es nicht seyn, und auch nicht wohl ein

Räuber, wenigstens verrieth er keine Lust zur Ausübung seines Handwerks. — „Ein Gelehrter jedenfalls“, meinte das Fräulein vom Herrenhose, als sie den Bericht der Schenkewirthin von dem nächtlichen Abenteuer auf dem Felde beim Schneiden des Getreides am andern Morgen vernahm; „ein etwas malpropres Genie, ein Dichter, der die Muse der Einsamkeit sucht, vielleicht auch nur ein Sonderling, der auf diesem Wege Auszeichnung sucht, vielleicht Alles zusammen.“ — Sie hatt' es kaum gesagt, als die Bankwirthin plötzlich aufschrie: „Ach, da kommt er wieder! Gerade auf uns los!“ — Wirklich sah Jene die abenteuerliche Gestalt, genau zu der Beschreibung passend, den Feldrain aus dem Waldthale herauf kommen, und konnte sich einer Umwandlung von Furcht nicht erwehren. Nach einer einfachen Begrüßung und Belobung der Gegend nahm der Fremde auf einem Feldstein Platz, zog ein Pergament-Läfelchen aus der Tasche, und schrieb, und schrieb lange; stieg dann wieder auf, fragte nach dem nächsten Meierhose und stieg lesend und schreibend wieder hinab, wo er bald darauf verschwand. Niemand hatte sich getraut, ihn über Stand und Namen zu fragen. — Nach dreien Tagen sah man dieselbe originelle Gestalt in dem Gasthose des nahegelegenen Städtchens mitten unter Fuhrleuten bei einer Flasche Wein sitzen. Augenblicklich wurde der Wirth über ihn gefragt. „Das ist ein großer, weltbekannter Dichter“, erklärte dieser, „der da unter den Fuhrleuten nur sitzen und liegen will. Er heißt Jean Paul!“

Merkwürdige Wiedererweckung zum Leben.

Vor Kurzem theilte der Arzt J. Fontenelle der französischen Academie der Wissenschaften folgende, der größten Aufmerksamkeit werthe, Thatsachen mit: Man hatte Hrn. Portal ein todtgebornes Kind gebracht; schon befand es sich seit einiger Zeit auf seinem anatomischen Theater, wo er sich anschickte, es zu zergliedern. Als er diese Operation beginnen wollte, hatte er den glücklichen Gedanken ihm einige Augenblicke in den Mund zu hauchen; nach zwei bis drei Minuten kehrte die Wärme zurück, der Umlauf des Blutes fing an sich herzustellen, das Herz schlug, und bald verwandelte sich der Leichnam in ein lebenvolles Kind, welches er seinen Eltern zurückschickte. Man muß bei solchen Versuchen jedoch die Lust mit Schonung in die Brust treiben.

Ursprung der Oper.

Der Ursprung der Oper gehört nicht in das sechszehnte, sondern in das fünfzehnte Jahrhundert. Form und Benennung erhielt ein im Jahr 1440 in Rom aufgeführtes musikalisches Stück von Francesco Beverini; es führt den Titel: „Die Bekehrung St. Pauls; eine Oper.“ Fünf Jahr später gab man in Venedig die Oper: „La Verità raminga“ (die umherirrende Wahrheit).

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 7. Dezember 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 49.

Die blonde Amazone.

(Fortsetzung.)

In der verzweifeltsten Stimmung in die ich durch den Brief versetzt worden war, beantwortete ich ihn auch. Was ich geschrieben, weiß ich jetzt nicht mehr genau; aber der Brief den ich etwa fünf Wochen nach dem ersten von Henrietten erhielt, und der mir jetzt noch vorliegt, läßt es mir ziemlich errathen. Dieser zweite Brief Henriettens, athmet nur zärtliche Besorgniß um mein Wohl, Gesundheit und Leben. Sie beschwor mich, um ihretwegen mich zu erhalten, und ihr ohnehin so trauriges Loos nicht noch mehr zu erschweren. Er ist so herzlich und innig mahnend geschrieben, wie ihn ein liebendes Gemüth nur zu ordnen vermag. Ich muß also entseßliche Absichten damals vorgehabt und geschrieben haben. — Ihren eigenen Zustand schildert Henriette als ängstlich traurig — ja schrecklich. Der erste Rausch, mit dem das Gefühl der kindlichen Pflichterfüllung ihre andern Gefühle betäubt hatte, war verflogen, und jetzt schon sah sie das dargebrachte Opfer, als eine Zerrüttung ihres ganzen zeitigen Glückes an. Ihr Gatte vermochte die Größe dieses Opfers nicht zu fassen. Es war nicht Liebe zu Henrietten, die ihn in den bejammernswerthen Zustand, in welchem ihn diese sah, versetzt hatte, sondern die vereitelte Hoffnung des Gewinnstes ihres Kapitals; der Hohn seiner Bekannten und Genossen; die Schaam der Zurücksetzung, die aus ihm eine so traurige Figur gemacht, und mit der er Henriettens reines Herz bestochen hatte. Jetzt, da er in dem Besitze ihrer Person war, vernachlässigte er sie nicht allein, sondern es schien, daß er sie auch nichts weniger als mit derjenigen Schonung behandelte, mit der ein Gatte den andern zu behandeln schuldig ist. Er hatte Henriettens Herz nie besessen, und sein Benehmen war nicht von der Art um sich diesen Besitz zu erringen. Kurz, die ganze Schilderung betraf eine höchst unglückliche Ehe. Ich ward abermals auf das dringendste von meiner unglücklichen Freundin gebeten, nach E. zu kommen; sie nannte mich nur ihren einzig wahren und lieben

Freund, der ihr diese dringende Bitte nicht versagen dürfe und werde.

Es war das Unglück eines noch immer mir lieb und theuern Wesens, das mich diesmal zu sich entbot; und ich hielt es daher für eine heilige Pflicht, der Einladung Folge leisten zu müssen. „Kannst du dort auch nichts helfen, so kannst und willst du dort auch nicht schaden,“ dachte ich. „Du siehst wenigstens Henrietten als Gattin, und überzeugst dich ob du dich um ihren Verlust noch fortwährend so zu grämen Ursache hast, als es bisher geschehen ist.“

Es war zur Zeit der Jubilate-Messe, als ich nach E. kam und dort in einem Gasthose, statt in dem Hause der Freundin, wie die Einladung ausdrücklich bedingte, abstieg. Mancherlei Rücksichten geboten mir dies. Bei meinem ersten Besuche fand ich Henriette allein. Der Empfang entsprach unsern gegenseitigen Gefühlen und Empfindungen; unbeobachtet, überließen wir uns ganz denselben. Seit wir uns nicht gesehen, hatte jeder von seiner frischen jugendlichen Blüthenfarbe etwas verloren. Es hatte sie ein kalter Nordwind berührt und gebleicht. — Henriette, die bei ruhiger Besonnenheit so viel Geist und Verstand zeigte, ließ sich leider nur zu leicht von augenblicklichen Empfindungen hinreißen. Diese traurige Schwäche, rührte von zu großer Reizbarkeit ihrer Nerven her, und entschuldigte einigermassen die Schritte, die man für Wankelmuth oder Charakterlosigkeit bei andern ihres Geschlechtes zu halten geneigt ist. Ein solcher schwacher Augenblick war es, der sie um ihr ganzes zeitliches Glück brachte, wenigstens in das Joch einer unglücklichen Ehe geschmiedet hatte, die die Hölle auf Erden ist. — Meine jetzige Erscheinung, war nicht geeignet die Wunde, welche sie sich selbst durch eine Ueberlegung geschlagen hatte, zu heilen. Im Gegenteil, fühlte sie erst lebhaft deren Schmerz. Ich erschöpfte mich umsonst mit Gründen, sich in das Unabwendbare zu schicken; vergebens, mit der Hoffnung der Gewohnheit welche die Zeit gewöhnlich herbeiführt; mit der Vorstellung der traurigen Folgen, die ein fortwährend exaltirter Zustand auf unsern Körper und Geist zuletzt ausüben müsse. „O das ich tod wäre,“ rief Henriette

aus, „mir wäre wohl! Was soll mir das Leben voll Qual und innerer Vorwürfe! Es ist so nicht zu ertragen! Ich habe den Mann nie geliebt, doch hoffte ich ihn achten zu müssen. Aber sein Benehmen ist nicht darnach, sich bei mir Achtung zu erwerben; ja er ist mir nicht einmal gleichgültig; es ist schrecklich zu sagen, aber wahr ist's — ich hasse ihn! und wenn nicht bald Menschen mich von ihm scheiden, so muß es der Tod thun!“

„Warum wollen Sie alle Hoffnung zum Leben hingeben, da Sie ja noch eine für dasselbe haben,“ sagte ich.

„Welche?“ fragte Henriette.

„Haben Sie sie nicht selbst ausgesprochen, indem Sie sagten: wenn nicht Menschen mich von ihm scheiden?“ gab ich zur Antwort.

Es schien das Gesagte sie zu trösten; sie wurde nach und nach ruhiger, und nahm eine gefastere Haltung an. Ich war froh einen Anhaltspunkt gefunden zu haben, der meine Freundin in einen gemüthlicheren Zustand versetzte und tröstete; denn ich muß gestehen, mir war bei dem ganzen Vorfalle sehr ängstlich zu Muthe; ich scheute irgend einen nichterwünschten Zeugen unerwartet eintreten zu sehen, deshalb ich das Gespräch wo möglich auf andere, gleichgültigere Gegenstände zu lenken suchte. — Henriette war sehr anständig eingerichtet, alles verrichtete Ordnung; und für Reinlichkeit war nicht minder mit Sorgfalt gesorgt, was um so nothwendiger erschien als das in dem Zimmer außer meiner Diane, — der steten Gesellschafterin und Hauptliebbling der jungen Frau, — auch noch andere Bewohner enthielt. Ein Duzend bestederter Säger von allen Gattungen, theilten in zierlichen Käfigen, noch dasselbe. — Viele von diesen Thierchen waren äußerst zahm, und mit ihrer Herrin wohlvertraut; sie kamen auf ihren Ruf, und entwickelten auf ihr Geheiß manche kleine Künste.

„Das sind meine einzigen Vertrauten,“ sagte Henriette, „seit ich Sie lieben Freund, nicht mehr bei mir habe. Diese Thierchen sind's die mir manche trübe Stunde erheitern. Wenn Dianchen nur sprechen könnte, sie würde Ihnen sagen, wie oft ich Ihren Namen ihr vorsage, und von Ihnen mit ihr rede.“ — Die jetzt fettgewordene Hündin, — mit einem silbernen Halsband, der mit Scharlach gefuttert war, geschmückt, — schien das Gesagte durch ihr Wedeln und Anschmiegen an ihre Herrin zu bestätigen. Dann kam sie auch zu mir, um mich nach ihrer alten Gewohnheit zu schmeicheln und zu lieblosen. Auf dem Halsbande bemerkte ich neben Henriettes Namenszuge auch den meinen, so wie den Tag unserer ersten Bekanntschaft eingegraben.

Ich hatte Henrietten zum Mittag zusagen müssen. Die Zeit nahte, und ihr Mann kam jetzt von seinen Comptoir-Geschäften. Als Bekannter und Freund wurde ich ihm von seiner Frau vorgestellt, und er schien mich par enommère bereits zu kennen. Sein Benehmen gegen mich war dem Wesen eines gebildeten und anständigen Mannes angemessen. Ueberhaupt mußte ich mir gestehen, daß Herr P. manche Vorzüge

hatte, die das schöne Geschlecht nichts weniger als so ganz gleichgültig bei uns zu übersehen pflegt. Er war ein Mann von etwa 30 Jahren, von mittler Größe, und gut gebaut. Der Anzug war sehr sorgfältig. Das Gesicht war schön zu nennen und voll Ausdruck. Die Züge hatten etwas ernstes, doch nichts unfreundliches oder zurückstoßendes, und ich konnte mir die Abneigung, welche Henriette gegen ihren Gemahl fühlte, durchaus nicht wohl anders erklären, als in den verschiedenen Neigungen ihrer Charaktere. Ich bin noch heute der Meinung: daß Herr P. ganz der Mann war, ein weibliches Wesen zu beglücken; nur mußte es nicht Henriette mit ihren, nicht eben jedem Manne gefallenden Eigenheiten seyn. — Herr P. war ganz Kaufmann; beständig mit seinen Angelegenheiten, die ihm sehr am Herzen zu liegen schienen, beschäftigt, und konnte daher die wenigste Zeit seiner Gattin weihen; die nun verlassen zu Hause saß, oder auf sich beschränkt, vor wie nach ihre Promenaden allein, und nur von dem getigerten Hühnerhunde begleitet, meist in einem auffallenden Amazonekleide, machte. Es fehlte daher nicht, daß die Meinungen der Menge, über dieses unglückliche Paar getheilt waren. Der eine Theil legte Diesem, der andere Jenem die Schuld bei, ohne weitere Rücksichten zu nehmen, oder die Personen des Gesprächs genauer zu kennen.

Ich gab nicht die Hoffnung auf, daß sich dieses Paar durch Gewohnheit zuletzt für einander gewinnen werde; vertraute ferner der Erfahrung, daß das Muttergefühl oft die Abneigung gegen den Gatten besiege, und hoffte auch hier, daß die Zeit wohlthätig als Vermittlerin einschreiten werde. Eben so glaubte ich, und zwar nicht ohne Grund, daß das Andenken an meine Bekanntschaft, bei Henrietten die Abneigung gegen ihren Gatten nähere. Wenngleich selbst schuldlos, sah ich mich also dennoch, als ein störender Dämon hier an. Henriette war jetzt für mich verlohren, und thörichten Aussichten mich hinzugeben oder solche eitel zu nähren, war nicht meine Sache. Ich schätzte und achtete, — ja ich liebte Henrietten zu sehr, als daß mir ihr jetziges Unglück nicht zum Herzen gegangen wäre; ihrem Glück ein Opfer zu bringen, war ich daher fest entschlossen.

Durch meinen Besuch hatte ich Erinnerungen zurückgerufen, die allerdings jetzt besser im Letho versenkt wären. Um Diese möglichst bald der Vergessenheit zuzuwenden, war es nothwendig: daß ich mich vor allem, entfernte. Ich beschloß daher L. — schon den andern Tag zu verlassen, und an Henrietten weder zu schreiben noch ihre Briefe künftig zu beantworten. Möge sie mich des Leichtsinns, der Unbeständigkeit, des Wankelmuths beschuldigen, genug, möge sie über mich zürnen, und immerhin mich verkennen, wenn sie nur dadurch glücklicher wird, als sie es jetzt war. So weit ich ihren Mann kennen gelernt hatte, konnte ich ihm meine Achtung nicht versagen. Das Glück der Menschen zu gründen — aber nie zu stören, — war mein steter Voratz im Leben; ich wollte ihn auch hier bewähren. Geling es mir auf die Art, das häus-

liche Glück bei diesem Ehepaare auch nur in Etwa hervorzurufen, so hatte ich Lohn genug im eigenen Bewußtseyn. War aber mein Abtreten von diesem Schauplatz von keinem Einflusse, so hatte ich wenigstens das Meinige gethan, und konnte hier gleich Pylatus sagen: „ich wasche meine Hände in Unschuld.“ Es konnte mich daher nichts abhalten, L. — schon am andern Morgen zu verlassen, mit dem festen Vorsatze, es wenigstens in mehreren Jahren nicht wieder zu sehen. —

Achtzehn Monate waren nach dem letzten Lebewohl von Henrietten und ihrem Gatten verfloßen.

In dieser Zeit war — durch die vielen politischen Ereignisse, an welchen das Jahr 1812 und 1813 so reich war, und an denen auch ich nicht ohne Antheil blieb, — das Bild Henriettens, nur noch als ein lieblicher Schatten in meiner Seele zurückgeblieben, den ich nicht ohne Wehmuth ansehen konnte, daher auch möglichst seinen Anblick vermied. Da kamen die furchtbaren Kampftage über Leipzigs reichen Flure, die das Schicksal der Fürsten, der Völker, so wie einzelner Menschen entschieden. Seit der Schlacht von Dennewitz, in welcher mich ein feindliches Geschos sehr gefährlich verletzte, war ich an den darauf folgenden kriegerischen Vorfällen theilnahmlos geblieben. Doch jetzt eilte ich, obgleich noch nicht vollends genesen, um mich unter meine Fahne zu stellen, und Theil an den zu erwartenden und gewiß entscheidenden Ereignissen zu nehmen. Vergebens war meine Eile. Am 18. Okt. erst erreichte ich Halle, wo ich vernahm, mit welcher Hitze den ganzen Tag um Leipzig gestritten worden sey. Nach kurzer Rast reiste ich noch in der Nacht von Halle ab, um mich an meine Kampfgenossen anzuschließen. Gegen 3 Uhr Morgens stieß ich auf die Bivacs der Befreundeten, und irrte zwei Stunden, vergebens nach dem Stande meines Regiments erringend. Die Schlacht hatte bis in die Nacht gedauert; niemand wußte mir daher zu sagen, wo ein Corps, geschweige ein einzel. Regiment seiner Position genommen hatte. Ich war bis an das Bivac eines Bataillons gedrungen, das eine Vorpostenstellung hatte. Weiter in der Dunkelheit noch vorzugehen, hielt ich nicht für rathsam, und folgte dem Rathe eines hier gefundenen alten Fremdes; ich blieb bei ihm um den Tag abzuwarten, und der nöthigen Ruhe mich in Etwa zu überlassen. Im Mantel gewickelt schlief ich, bis das mit dem Tage wieder beginnende Feuer, mich weckte. Mein Auge konnte in dem weiten Halbkreis den das Heer der Allirten bildete, nichts von englischen Uniformen, welche das Regiment dem ich angehörte trug, entdecken. „Bleibe bei uns,“ sagte mir mein Freund; Du kannst hier auch Deine Pflicht thun; und bei dem großen Haufen zu bleiben, ist jetzt am gerathensken — Ich fand das selbst und blieb. — Das Schießen ward lebhafter; einzelne Angriffs-Colonnen wurden gebildet, und gegen Leipzigs entsendet. Auch das Bataillon, dem ich mich angeschlossen, wurde gegen das Hallische Thor zum Sturm beordert. Die braven Preu-

ßen überwandten auch hier alle Schwierigkeiten. Das Thor ward genommen, und in die Gerbergasse wogte die Masse. Der Feind hatte sich hier in die Häuser geworfen, und vertheidigte sich daselbst mit Löwenmuth. Mancher Brave fiel. Endlich gewann das Bataillon, jetzt meist en Debardade kämpfend, den reien Platz und die Promenade. Und, o meine Freunde! links und von der andern Seite her, sah ich die Weinen in hastiger Eile, den Feind verfolgend. Mein Zustand war bei dem Bataillone dem ich gefolgt, und mit ihm in Leipzigs Thor hineingeschleudert worden war, als einem Officiere, nicht der angenehmste. Als Fremder, hatte ich kein Commando, was mir quälend war. Mit einem aufgerastten Gewehre und die Taschen voll Patronen, that ich nichts mehr, als ein jeder Musketier. Ich eilte daher nun in die Reihen der mir bekannten Waffenbrüder zu kommen, und um das Commando, der mir selbstgebildeten Chirailleure zu übernehmen. Mit Jubel ward ich von diesen begrüßt, und freudig als ihr Führer angenommen, sobald ich mich bei meinem würdigen Chef gemeldet hatte.

Bei der hartnäckigen Vertheidigung der Häuser, fiel mir jetzt das zweifelhafte Schicksal Henriettens aufs Herz, und ich beschloß mit meinen Leuten, die Verfolgung des Feindes durch jene Straßen zu übernehmen, die auf dem Wege zu ihrer Wohnung lagen. Noch immer hitzig war der Kampf in den ersten Zeilen der Stadt, doch allmählig trat in den folgenden nur matte Vertheidigung des Feindes ein, der jetzt wild durch einander nur zur Flucht sich wandte. Jubelnd begrüßten Leipzigs biedere Bewohner die deutschen Sieger. Zu den Fenstern webten weiße Tücher, und hie und da öffnete sich die fest verriegelte Thüre eines Gewölbes oder Hauses, und gassfrei reichte manche Hand dem Kämpfenden einen Labetrunk als Willkommen, im schäumenden Pokale. „Vorwärts Kinder!“ erschallte der Ruf der Führer. „Noch sind Leipzigs Mauern nicht gänzlich von Franken gesäubert!“ Und jetzt um die Ecke biegend gewahrte ich den Erker des Hauses, in dem einst Henriette ihr Leid mir geklagt. Mit schmerzlicher Sehnsucht regte das Herz sich, und hastig ergriff ich den Hammer des Hauses. „Aufgemacht!“ rief ich, „wir deutschen Freunde und Preußen sind es!“ — „Willkommen!“ rief eine Stimme von Innen. „Wohnt Herr P. — noch hier?“ fragte ich schnell. „Nein“ war die Antwort. „Wo wohnt er denn?“ — „Wo er wohnt, weiß ich nicht, sie aber wird im Hause der — seyn.“ — „Ich weiß genug!“ rief ich der Stimme zu, und eilte fort. „Fasset die Straße links!“ schrie ich den voraus geeilten Leuten nach. Im Wege des Sieges lag die bezeichnete Wohnung. Am Ausgang einer der Straßen, die einem freien Plage zuführte, stuzte die Spitze der Weinen. „Vorwärts!“ rief ich, „was gibt es?“ „Feinde in Masse!“ war die Antwort. „Schützt euch und feuert! je dichter der Haufe je reicher die Erndte.“ Nicht zweimal läßt sich der Pommer so etwas gern sagen. Die Salve erfolgte; doch ward sie nicht weiter erwiedert. Ich traute den Augen nun kaum. Wie eine Mauer fest stand die

geordnete Linie des Feindes. „Macht sie mürbe Kameraden; dann schickt euch zum fluschen*) an!“ sprach ich zu den furchtlosen Pommern. Da winket mit dem Schnupstuche der Führer des feindlichen Haufens, der unter Trommelschlag, und die militairische Ehre erzeugt. „Halt Leute! schießet nicht mehr!“ kommandir ich den Meinen; und mit Vertrauen nah ich mich dem feindlichen Führer. „Wir bilden die Wacht bei unsrem Monarchen, und haben gemessene Order nicht weiter zu feuern“ sagte er zu mir. „Wir ehren Ihren König und Herrn, Herr Kamerad, und Sie jetzt als braven Befreundeten. Hier meine Hand zur Sühne und Frieden;“ sprach ich. „Und so Gott will! von nun an zum gemeinschaftlichen Zwecke“ erwiderte der Sachse und drückte treuherzig die Hand mir.

(Schluß folgt.)

Das Erdbeben von Riobamba.

Aus „Forget me not“.

Zwischen den höchsten Gebirgen Peru's, aber dennoch von ihnen gegen die rauhen Stürme geschützt, lag das schöne Thal von Riobamba; jeden Anlaues fähig, entsprossen ihm die Früchte der wärmeren und der gemäßigten Zonen. Fast von allen Seiten verwahrten die Gipfel der Andes den Zugang, und weit überragt alle der eistige Gipfel des Chimborasso, seit vier Jahrtausenden von den Erdbeben unerschüttert, die so oft die neue Welt verheerten. Aus einem der dunkeln Gebölge, welche seinen Fuß umgeben, erhebt sich in dieser Gegend des Thals der Vulkan Katapari mit seinem blendenden Haupte. Der schönste an Gestalt, aber der wüthendste in seinen früher regelmäßigen Ausbrüchen, erreicht sein Gipfel eine Höhe von fast 19,000 Fuß, und die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen brechen sich an seinen weißen Seiten in allen Farben des Regenbogens. Seit vielen Jahren schon hatten seine Donner geschwiegen, die Feuer in seinem türckischen Schooße schienen erloschen und eine üppige Pflanzenwelt lockte sorglose Anbauer in die gefährliche Nähe.

Hier stand des Marquis von Riobamba Schloß; zwar war es, der hiesigen Sitte getreu, wegen der häufigen Erdbeben nur von einem Stockwerke, aber die geräumigen Hallen waren in schwerer Pracht durchaus nur mit silbernem Geräth versehen, wo das ärmere Abendland gern Stahl und Eisen anwendet. Der Kunstgeschmack gedeiht nur im freien Lande, und wenn auch das Innere des Schloßes verwöhnten Augen nicht genügte, so bot die Terrasse davon eine Fernsicht dar, deren Bild keine Sprache zu schildern vermag. Im Freien wuchsen die prächtvollsten tropische Gewächse,

*) Seit der Schlacht von Dennewitz fast ein terminologischer Ausdruck, für: mit den Kolben auf den Feind losgehen. Fluschen ist ein pommerischer Provincialismus, und bedeutet so viel als: etwas fördern; was einem schnell von der Hand geht.

das schönste Gefieder bewohnte die riesigen Bäume, und Alles vereinte sich, hier das Paradies von Peru zu bilden.

Ein glänzendes Fest vereinte eben im Schlosse die zahlreichen Gäste; alle Länder hatten ihre Gaben spenden müssen, und aus den goldenen Bechern perlte der Frohsinn, ohne die angeborne Mäßigkeit der Spanier besiegen zu können. Die Musik lockte die tanzlustige Jugend in den Ballsaal, wo prächtige Crystall-Kronen das Licht der Kerzen verbreiteten. Hier konnte man die Anmuth der schönen Kreolinnen erst recht bewundern, und was im Norden nur künstliche Grazie beim Tanze ist, erscheint hier als angeboren.

Plötzlich macht ein unterirdisches Rollen Aller Pulse erstarren; erst einem fernen Donner gleich, schien bald eines ganzen Heeres Geschütz unter dem Boden zu krachen. Das Brüllen der Hausthiere, das ängstliche Flattern der aufgeschreckten Vögel und der Schauer der ganzen zuckenden Natur verkündete das furchtbarste Erdbeben. Der Himmel bisher im reinsten Blau, verdüsterte sich plötzlich und die volle Mondscheibe erschien verfinstert.

Auf einen gräßlichen Schlag stürzten mehrere Wände des Schloßes ein, und gewaltige Felsblöcke vom Gipfel des Katapari, während ein wüthender Sturm den nahen Wald durchbraust. Die angstvollen Blicke der Gesellschaft starren nun nach den Vulkan, aus dessen grauenhafter Kluft sich eine dicke Rauchsäule, von Feuerstreifen zerrissen, durch die beengende Oeffnung zum Himmel wirbelt. Der ganzen Gegend Grund erdröhnt und der überwältigte Felsenwall kann des Kraters Lava nicht mehr fassen, in Strömen stürzt sie an allen Seiten herab. Plötzlich erbebt ein blendend heller Feuerball die ganze Umgegend; dem Krater bis auf unermessliche Höhe entstiegen, verkündet sein Glanz das Unglück auch den entferntern Provinzen, und die eistigen Kolosse des Chimborasso und Antisana strahlen gleich glühenden Pyramiden.

Die Gluth, welche die Felsen verglast, schmilzt nun auch in Butz die unermesslichen Schneelagen, die den Abhang des Katapari seit einem Menschenalter bedecken, und entblößen die glühende Esse des feierspendenden Kegels.

Alle Gäste, alle Diener des unglücklichen Marquis haben sich unterdessen auf die Terrasse geflüchtet, wo aber ein dichter Aschenregen sie zu verschütten, der Schwefeldampf sie zu ersticken droht. — Doch vermehren noch soll sich der Schrecken. Zum Feuer sendet der Schnee des Katapari nun seine Fluthen; in hohen Wasserfällen reißen die Felsen und Bäume wie leichten Kork in die Tiefe, von Klippe zu Klippe stürzt der Strom auf das Landhaus des Marquis. In wenigen Minuten ist die Terrasse mit den Glücklingen verschwunden, nur einzelne Trümmer schwimmen auf den zerflörenden Fluthen; das schöne Thal von Riobamba ist ein ungeheuer See.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 14. Dezember 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 50.

Die blonde Amazone.

(Schluß.)

Inzwischen drängten sich jetzt der Verbündeten Massen aus allen Straßen, unter Trommelschlag und Hörnerklang, die Spur des flüchtigen Franken verfolgend. Fort zog sich der wogende Strom, und an dem gesuchten Hause vorbei. „Hier bleibst Du!“ sagt ich einem Vertrauten, „und schügest vor jeglichem Frevel das Haus. Du bist eine Sauve Garde desselben. Frägt Dich einer seiner Bewohner: wer Dich hieher beordert? dann nennst Du einen General; ja aber verschweige hier meinen Namen. Wo möglich, lös ich Dich bald wieder hier ab.“ Drauf ging es dem Kanstädter Thor zu, und über den Steinweg, wo zum Theil noch der Feind Widerstand, doch vergeblich zu leisten versuchte.

Endlich hörte gänzlich das Feuerrufen, und die zerstreuten Schaaren wurden gesammelt. Sie waren ziemlich gelichtet. Vergebens suchte oder erwartete Mancher seinen Nebenmann; er wandelte bereits im Reiche der Schatten, oder erwartete mit Sehnsucht den Tod, der ihn von den Schmerzen befreie. — Auf der Funkenburg bezogen wir die Biwacht, und der erbetene Urlaub, ward mir nun willig gegeben. Schon war es am Dunkeln, als ich Henriettens Wohnung betrat, die höchlich durch mein Erscheinen überrascht, mich dennoch mit jubelnder Herzlichkeit empfing. „Längst schon beweint ich Sie, als einen im Reiche der Todten, da auf mehrere Briefe, keine Antwort mir ward,“ sprach die schöne Frau zu mir. Ich sagte jetzt offen die Gründe die mich zu diesem Stummsein verdammt. „Freund! ihre Absicht war edel, doch hat sie dennoch zu nichts gefraamt, denn ich bin jetzt geschieden, und lebe nun frei, und soweit auch zufrieden.“ Henriette erzählte mir nun, wie ihr Mann schon vor der Verheirathung sich in falsche Spekulationen eingelassen, die seine Kräfte überstiegen hatten. Um sich der Verlegenheit zu entziehen, warb er mit Beharrlichkeit um ihre Hand. Mit dieser glaubte er auch das Capital entweder oder doch seinen Kredit zu heben. Beides

mißlang ihm, und schon nach einem halben Jahre mußte er sich insolvent erklären. Zu dem fortwährend häuslichen Unfrieden, gesellte sich noch dieses Mißgeschick, und ward Veranlassung der Scheidung, in die ihre Verwandten gern billigten.

In diesem traulichen Austausch gegenseitiger Erzählungen der Schicksale, die uns seit den achtzehn Monaten, da wir uns nicht mehr gesehen und nichts von einander gehört hatten begegnet, verging der Abend, bei einem zwar mäßigem Maale, weil der fast ausgehungerten Stadt alles gebrach; wogegen aber der köstlichste Wein, das frugal genossene Mahl, auf das reichlichste ersetzte. Es stärkte mächtig die erschlafften Lebensgeister, erwärmte das Blut, und regte die erstorbenen Gefühle des Herzens mit neuen Hoffnungen an.

„So hat das Zigeuner-Drakel dennoch nicht gelogen,“ dachte ich, „nur daß nicht das blonde, reiche, achtzehnjährige Mädchen, sondern ein Jahr später, die vom Schicksal Bestimmte, als geschiedene Frau mir wird. Immerhin! der Bestimmung können wir nicht entgehen. Jetzt darfst du kühn dir von Henrietten den Ring erbitten; nichts steht dir im Wege, und nach geendigtem Feldzug, führst Du sie zum Altare.“ Nie war mir Henriette so schön vorgekommen als heute. Ihre Formen hatten sich zur üppigen Fülle gerundet, und auf Ihren Wangen blühten die Rosen, in herrlichem Roth. Das Feuer ihrer Augen, zündete mit Blitzeschnelle die Gluth der alten Liebe in mir wieder an. Schon wollte ich zu ihren Füßen sinken und mir den einst versprochenen Ring erbitten, da klopfte es zu meinem Verdrusse an der Thüre, und herein trat ein galanter Herr, mit Vertraulichkeit mir die Freundin begrüßend. Zur Hölle wünschte ich den Unwillkommenen; nicht so aber schiens Henriette. Stacheln rasender Eifersucht drückten sich mir unabsehbar in das Herz. Da gebot mir der Verstand: „Ruhe! weitere Beobachtung, dann Handlung.“ Mit Schmerz gewahrte ich, daß nicht ich allein die der einzig unvergeßliche Freund mal mehr sey. Ich glaubte diese Rechte mit dem mir Fremdem theilen zu sehen. „Das hast Du selbst verschuldet,“ warf ich mir vor, „wenn es so ist. Dein Schweigen hat Henrietten irre

geleitet. Aus ihrem Herzen hast Du Dich gerissen, in dem nun ein junger Freund — vielleicht — ja wahrscheinlich — ein Geliebter — Deinen Platz eingenommen hat.“ — Mit diesen Gedanken gepeinigt, war ich einsilbig geworden. Gewaltig kämpfte der Zweifel in meinem Innern, und verrieth sich sicherlich in meinem Blicke, den aber Henriette nicht zu bemerken schien. „Ach lieber Freund! sagte sie unbefangen zu mir, „Sie haben noch meinen Liebling nicht gesehen!“ und somit eilte sie zur Thüre hinaus. Ich dachte mir einen Hund, Vogel, Eichhörnchen oder so was ähnliches unter dem Liebling; aber wieder herein trat alsbald die junge Frau mit einem lieblichen Knaben auf dem Arme, den sie auf das zärtlichste liebte, indem sie mir ihn zeigte. — „Das, lieber Freund! ist das einzige liebe Andenken, aus meiner unglücklichen Ehe.“

Ich war betroffen. Da sah der rubige Kopf bedächtig auf das noch immer tobende Herz, und sagte das Wort: Fideicommiss! Das Wort wirkte wie eine Ohrfeige auf den ungezogenen Buben. Das Herz ward nun ruhig, und suchte nur noch in stillem Weh.

Ich gestehe, der Anblick des Knaben wirkte wunderbar auf mich, und mehr noch als der Rival.

„Du hast kein eigenes Vermögen, überlegte ich. Das Vermögen der Mutter, gebiert dem Knaben. Deine Kinder müssen dann darben, indes ihr Stiefbruder des alleinigen Reichthums sich erfreut. Unter so bewandten Umständen, gebietet Dir die Vernunft jede weitere Bewerbung um Henriettens Besitz ein für allemal aufzugeben.“

Die so eben erst gemachte Erfahrung hatte mich nun ganz verstimmt. Meine Unterhaltung war befangen. Ich sehnete mich nach einer schicklichen Gelegenheit zum Rückzuge und konnte sie nicht gleich finden. Die gütige Frau, regalirte schließlich noch mit einer Terrine Punsch und hielt mich auf. Hastig versuchte ich meinen Unmuth zu betäuben, und stürzte mehrere Gläser des glühenden Tranks hinunter. Aber alles vergebens; immer nur verlegener und drückender war meine Situation; ganz andere Gefühle traten in die Stelle der frühern; ich weiß nicht zu was sie mich zuletzt geführt haben würden, wenn nicht zu meinem Glück, jetzt in der späten Nacht noch, der General-Marsch in den Straßen ertönte.

Der wirbelnde Ruf machte mich wieder zum Manne. „Das Schicksal gebietet,“ sagte ich zu mir; „wir müssen gehorchen. Verwäts also Vernunft; fort mit dir! du Rausch aus dem Becher der Freude, du auch liebliche Täuschung; fort und zurück! alles was ins Gebiet der Liebe gehört. Erwacht aus einem süßen Traume, setze Deinen Weg wieder allein fort, Du, durch die Wüste des Lebens. In das stürmische Kriegerleben hinaus, trage die männliche Brust, wo Dein König und Vaterland jetzt ihrer bedarf. Ruhm, Ehre und anderes Glück, ruhen zwar in verborgenem Schooße der Zukunft, doch liegend im Wege Deines ehernen Berufes.“

So mich wieder erfassend, schritt ich zum eiligen Abschied; und den Scheidekuß der Freundin empfan-

gend, schied ich von ihr mit einem „Lebewohl!“ — wohl für immer. —

(Aus den Papieren d. H. Belsar.)

Blanca von Beaulieu.

Novelle von Fanny Tarnow.

Es gibt in Frankreich eine Gegend, deren Bewohner sich durch ihre Sprache und durch ihre Sitten so von den übrigen Franzosen unterscheiden, daß man sie kaum für Landsleute derselben halten möchte. Das Land selbst hat einen ganz eigenthümlichen Charakter; die Bende — unter diesem Namen hat es eine unglückliche Berühmtheit erworben — ist in kleine Felder eingetheilt, die mit lebendigen Hecken eingefast und von Gehölzen und Gebüsch durchschnitten sind. Der Boden ist nicht fruchtbar; durch das ganze Ländchen führt nur eine Heerstraße; die andern Wege sind nur schmale, gewöhnlich dicht beschattete Nebenwege, welche im Winter fast unfahrbar sind.

An einem stürmischen Gewitter-Abende zog im Jahre 1793 eine Colonne Fußvolk, von einigen Reiter-Regimentern gefolgt, auf dem Nebenwege, der von St. Laurent nach dem Dorfe Remandiere führt, mühselig einher. Der National-Convant sandte diesen Heerhaufen dem Befehlshaber der republikanischen Armee, dem General Westermann, zu Hülfe. Die Soldaten mußten auf dem schlechten Wege bis über die Knöchel im Wasser marschiren, und zwar in einer ihnen unbekanntem Gegend, wo der Krieg auf eine ihnen neue Weise geführt wurde, und hinter jedem Busche ein Feind versteckt auf sie lauerte. Kein Wunder daher, daß sich in die patriotischen Gesänge, die sie sangen, mancher Fluch, manche Klage mischte; bald hier, bald dort glitt einer von ihnen auf dem schlüpfrigen Boden aus; im Anfange erregte das ein allgemeines Gelächter; allein es geschah so häufig, daß allmählig der Gesang verstummte, und ein lautes Murren durch die Reihen schlich. Der General Cherin, der auf einem stolzen, feurigen Rosse an der Spitze des Zuges war, hielt dieses an, und wandte sich zu den Soldaten um, sie zum rüstigen Fortwandern zu ermuntern. Meiner Treu, General, antwortete ihm einer derselben, Du hast gut reden; zu Pferde wird es Dir nicht schwer, fortzukommen, während wir andern armen Schelme nun schon seit acht Stunden mit leerem Wagen in Roth und Schmutz einherstolpern.

Nun wohl, mein Freund, antwortete der General, indem er rasch vom Pferde sprang, steige auf, ich will statt Deiner zu Fuße gehen. Der Soldat hielt dies Anerbieten für Scherz und verweigerte die Annahme desselben; doch auf eine zweite Aufforderung des Generals nahm er es, gereizt von den Spöttereien seiner Kameraden, an, schwang sich auf das Pferd, und stolzirte nun an der Spitze des Zuges einher. Aber kaum hundert Schritt, und aus dem Gebüsch zur Seite des Weges fliegt eine Kugel, und er stürzt tödtlich getroffen, zu den Füßen des Generals nieder, der diesem seltsamen Tausche sein Leben verdankte. Cherin fastete die Zügel des Pferdes; wer von Euch, fragte

er kalt und spöttelnd, wünscht es jetzt zu besteigen? — Keiner antwortete, der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und vor diesem Augenblicke an hörte man keine Klage mehr.

Bei der Arrieregarde hatte man den Schuß gehört, und zwei Offiziere derselben sprengten, von einigen Reitern gefolgt, herbei, um zu erkunden was vorgefallen sey. Beide schienen in gleichem Alter zu seyn, und die Abzeichen ihrer Uniform bewiesen, daß sie auch gleichen Rang im Heere bekleideten. Die dreifarbigte Schärpe, die sie trugen, die gestickten Vorberzweige auf dem Kragen der Uniform, und die drei rothen Federn, die sich aus der dreifarbigten Cocarde des Hütes erhoben, verkündeten, daß Beide Generale waren; nur die wollenen Epauletten stimmten nicht zu der übrigens sehr glänzenden Uniform; aber in jenem Zeitpunkte hatten alle Befehlshaber im Heere ihre goldenen und silbernen Epauletten, so wie auch die Degenquasten zum patriotischen Geschenk dargebracht. Beide junge Männer waren, wenn gleich an Sinnesweise und Charakter weit von einander verschieden, doch Freunde im schönsten Sinne des Wortes. Der eine von ihnen, General Olivier, war nur von mittlerer Größe, er vereinigte mit dem Adlerblicke und der Geistesgegenwart des Feldherrn die unerschrockenste Tapferkeit, und wurde im Heere als Offizier und Soldat gleich geachtet; seine schönen blaffen Züge trugen das Gepräge trübten Ernstes, und nur bei der Erzählung einer edlen That, oder im Gemühle des Kampfes belebten sie sich, und seine Augen strahlten dann von der Begeisterung, die unter einer ruhigen, kalten Außenseite in seiner Seele brannte. Sein Freund Hervilly dagegen war eine wahre Herkulesgestalt, und im Heere wegen seiner fabelhaften Kriegerstärke berühmt; stets der erste beim Angriffe und der letzte auf der Wahlstatt, stürzte er sich mit frischer, freudiger Lust in jede Gefahr, und setzte so sorglos sein Leben ein, als könne seine feindliche Waffe es gefährden. Die Soldaten, aus deren Reihen er sich zum Generale aufgeschwungen hatte, folgten ihm mit blindem Vertrauen, und liebten ihn um so treuer, weil er mit ihrem Blute eben so geizte, als er mit seinem eigenen freigebig war. Gleiche Sinnesweise und Ansichten hatten ihn mit Barnave und Brissot eng verbrüderet, und mit bitterm Schmerze sah er nun nach ihrem Sturze die Zügel der Gewalt in den Händen von Menschen, die er nur verachten konnte, und deren Befehlen er doch Folge leisten mußte.

Bei der Spitze des Zuges angelangt, fanden unsere Freunde den General Cherin im Gespräch mit einem Manne, dessen seltsame, halb kriegerische, halb bürgerliche Tracht ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug einen runden, mit dreifarbigten Federn und der National-Cocarde geschmückten Hut, einen langen blauen, durch einen breiten Gurt zusammengehaltenen Rock, große Stulpenstiefeln ohne Spornen und an der Seite einen Säbel, der dem Richtschwerte eines Henkers ähnelte. Der Blick seiner feurigen, unter dicken Augenbraunen halb verdeckten schwarzen Augen hatte etwas Furchtbares und Wildes, dem das Unsißte in allen

seinen Bewegungen entsprach. Es war der Volksrepräsentant Dalmar, vom Convente gesendet, um der militärischen Gewalt, deren Mißbrauch man von Seiten der Feldherren fürchtete, ein Gegengewicht zu geben.

Unsere Freunde wurden bei ihrer Annäherung von dem General mit in das Gespräch gezogen, welches die Maßregeln betraf, die man zu nehmen habe, um dem gefährlichen Kampfe in der Vendee so bald als möglich ein Ende zu machen. Dalmar bestand darauf, daß jeder Einwohner, der mit den Waffen in der Hand ergriffen werde, sogleich füsiliert werden solle; dies, sagte er, sey der Befehl des Convents, und die Einwendungen, die Olivier sowohl als Hervilly sich gegen diese blutigen Maßregeln erlaubten, reichten hin, Dalmar gegen sie mißtrauisch zu machen, und ihn zu überzeugen, daß er in ihnen keine Werkzeuge finden werde, wie er sie brauche.

Gegen Abend kam man in dem, von den Einwohnern ganz verlassenem, Dorfe Remaudiere an, wo ein Adjutant des Generals Westermann die Division erwartete, und dem General Cherin Depeschen überreichte, die dieser gleich den beiden Generalen mittheilte, da sie für jeden von ihnen einen Auftrag erhielten, der ihnen fürchterlich war, und dessen Vollziehung sie doch nicht verweigern durften. Olivier wurde beordert, ein Gehölz umzingeln zu lassen, das nicht weit von dem Dörfchen entfernt lag, und in dem sich, wie man erfahren hatte, die Bewohner der umliegenden Gegend nächtlich versammelten, um die Messe zu hören. Hervilly dagegen sollte alle Schlösser, Hütten und Meierhöfe in der ganzen Gegend anzünden lassen.

Mit welchen ganz andern Gefühlen hatten unsere Freunde bisher den Feinden gegenüber gestanden! Mit welcher stolzen, freudigen Siegeslust botten sie sich auf den Schlachtfeldern von Jemappes, Valmy und Fleurus den Vorber erkämpft, der das Ziel ihrer heißesten Wünsche war — aber hier auf französischem Boden, der Franzose dem Franzosen gegenüber — Bruderkrieg und Brudermord auf beiden Seiten, und auch auf beiden Seiten gleiche Schuld, gleiche Unnatur, gleiche Gräuel der unmenschlichen Verheerung!

Gegen Mitternacht brachen beide Freunde auf, nachdem der Ort bestimmt war, wo sie wieder zusammentreffen wollten. Das Gehölz, welches Olivier umzingeln lassen sollte, lag bald vor ihm; ein tiefes Schweigen lag auf der ganzen Gegend, und schon begann er zu hoffen, daß der Oberfeldherr durch einen falschen Bericht getäuscht worden sey, und die Versammlung wenigstens in dieser Nacht nicht stattfinden werde. Er stieg vom Pferde, befahl seinen Truppen, von vier Seiten zugleich in das Gehölz einzudringen, sich aber so still als möglich zu verhalten, bis er ihnen den Befehl zum Angriffe ertbeilen werde.

Vorsichtig deang Olivier selbst an der Spitze der einen Abtheilung vor, und bald wurde er durch einen höchst seltsamen Anblick überrascht. Auf einer lichten Stelle in der Mitte des Gehölzes war von Rasen ein Altar errichtet, vor dem ein Priester die heiligen Gebäche verwaltete — rund um ihn her bildeten die Bauern einen Kreis; jeder von ihnen trug in der Hand

einen brennenden Rienspan, dessen unstät flackernde Flamme die Versammlung wunderbar beleuchtete; mit der andern Hand stützten sie sich auf ihre Flinten; — die Weiber, Kinder, Greise lagen betend auf den Knien; neben ihnen Säbel, Pistolen, Heugabeln, die ihnen zu Waffen dienten. Alle Anwesende trugen auf der linken Brust ein blutrothes Herz als Feldzeichen, und ihre Anführer erkannte man an den farbigen Binden, die sie um den Arm trugen, und auch an der kriegerischen Tracht, die sie vor den Bauern auszeichnete.

Der Prediger wandte sich nun zu der Versammlung und predigte ihr mit feurigen Worten Töcye gegen die Bourbons und Haß gegen die Republik. Er bedrohte Jeden, der nicht in diesem Kampfe zur Verteidigung der Kirche und des Königs die Waffen ergreifen werde, mit ewigen Höllestrafen, und verbieth Allen, die in diesem heiligen Kriege fallen würden, den ungehinderten Eintritt in das Paradies. Alle Anwesende sanken am Schluß seiner Rede auf die Kniee nieder, als er in ernster Begeisterung Augen und Hände zum Himmel erhob, um sie zum Heldentode für Gott und den König feierlich einzusetzen.

In diesem Augenblicke wurden die Gipfel der Bäume wie von einer Glorie erleuchtet; sie war der Widerschein der Flamme, die Hervilly rund um in den Dörfern angezündet hatte, und für Diwier das Zeichen zum Angriff.

Ein furchtbares Geschrei: Die Blauen sind da! ertönte in der Versammlung, und fast in demselben Augenblicke sandten die Bauern den Republikanern einen Hagel von Kugeln entgegen, der diesen um so verderblicher wurde, da fast alle Bauern in der Vendee geübte Jäger und Schützen waren. Das Geschrei der Weiber und Kinder, das Stöhnen der Verwundeten tönte schauerlich durch die Nachstille weit in die Ferne hin. Mitten in diesem Kampfgewühle wandelte der Priester furchtlos, das Crucifix in der einen, eine Fackel in der andern Hand haltend, von Reihe zu Reihe, um durch seine Ermahnungen den Muth der Streiter zu beleben, und die Sterbenden und Verwundeten zu trösten.

Von allen Seiten umzingelt, und auf einen immer kleinern Kreis zurückgedrängt, konnten die Bauern nicht lange widerstehen; fast alle wurden niedergemetzelt; die übrigen als Gefangene mit fortgeschleppt, und nur einigen Einzelnen gelang es, zu entfliehen.

(Fortf. folgt.)

Die Stamessischen Zwillinge.

Die beiden Stamessischen Jünglinge, welche neulich von Newyork in London angekommen, sind zwei von einander getrennte vollständige Menschen, 18 Jahre alt, mit allen in diesem Lebensalter gewöhnlichen Körper- und Seelenkräften, und sind nur durch ein kurzes, 2 Zoll langes Band am untern Ende des Magens mit einander verbunden, doch so, daß sie sich nicht berühren. Das Band scheint eine Fortsetzung des knorpeligen Theils des Brustbeins zu bilden, und hat, wie jeder andere Körperteil, Muskeln und Blutgefäße mit Haut bedeckt. Man glaubt, daß der knorpelige Theil

des Bandes allmählig die Härte des Knochens erlangen wird. Die Arme und Beine sind vollkommen frei in ihren Bewegungen, da die Jünglinge durchaus auf keine andere Weise, als durch das beschriebene Band, mit einander zusammenhängen. Ihre Nähe scheint sie gegenseitig nicht zu incommodiren. Sie umfassen einander in allen Bewegungen mit dem Arm um den Hals, und wenn sie, so umschlungen, gerade vor den Beschauern stehen, so sieht man, daß sie vollkommen wohlgestaltet sind, und sie machen den Eindruck einer gelungenen Gruppe. Nur wenn sie die Arme in eine andere Lage bringen wollen, erscheinen sie schief, weil nicht Raum genug zwischen den neben einander befindlichen Schultern ist. Sie sind, selbst nach dem stamessischen Maßstab gemessen, nicht groß für ihr Alter.

Sie gleichen sich so sehr, daß man sie nur schwer von einander unterscheidet. Ihr Aussehen deutet auf vollkommenen Gesundheitszustand. Sie zeigen viel Unabhängigkeit, sowohl gegen einander als gegen ihre Bekannte. Die Art der Mittheilung zwischen ihnen beiden scheint eine unmittelbarere als die durch die Sprache zu seyn. Londoner Kenner behaupten, daß sie ein höheres Alter erreichen, als selbst ein oder die andere Kunst lernen können; in ihrem Vaterlande sollen sie die Fischerei getrieben haben. Sie sind sehr stark, und heben einen Mann von bedeutender Schwere mit der größten Leichtigkeit. Sie hören nicht gern davon sprechen, daß man das sie verknüpfende Band zerschneiden könnte. Bis jetzt süßren die Beobachtungen nur darauf, daß beide Jünglinge gleiche körperliche Empfindungen und gleiche Gefühle und Gedanken haben; einige Beobachter wollen jedoch eine Verschiedenheit des Willens in beiden bemerken, und die Gleichheit ihrer geistigen Bewegungen nur als eine vermittelnde gelten lassen. Sie essen, trinken und schlafen stets zu gleicher Zeit, ja, wenn man den einen weckt, so wacht der andere mit auf. Vielleicht führt dieses Phänomen auf etwas Befriedigendes über die Ursache des Schloß, die noch gar nicht so genau gekannt wird, als zu wünschen wäre. Die Jünglinge sind mit London nicht zufrieden; bei dem Noel, der dieser Tage herrschte, bestanden sie darauf, um Mittag zu Bett zu gehen; in ihrem Schlafzimmer angekommen, scherzte das Hausmädchen mit ihnen, indem sie zu ihnen sagte, sie sollten ihre Liebsten seyn; dies schien sie zu freuen, und sie küßten beide Wangen des Mädchens in einem und demselben Momente.

Ein Dorfschulmeister ward zum siebenten Male durch die Geburt eines Sohnes zum glücklichen Vater. Er verfaßte daher einen Pathebrief an den Landesherrn, um das gebräuchliche Geschenk zu erhalten. Um aber das Postgeld bis zur fernen Residenz nicht bezahlen zu dürfen, half er sich dadurch, daß er auf den Brief setzte: „Herrschaftliche Sieben-Söhne-Sachen.“

Die Theaterdirektion eines kleinen Städtchens erhielt die Erlaubniß, Vorstellungen zu geben, mit folgenden Worten: „Kann ohne Anstand gespielt werden.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 21. Dezember 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 51.

Blanca von Beaulieu.

(Fortsetzung.)

Mit tief zerrissener Seele lehnte Olivier an einem Baume; er konnte die Unglücklichen nicht retten, aber er fühlte sich versucht, die Todeswaffe in seiner Hand gegen das eigene Herz zu richten. Plötzlich stürzte aus dem Gebüsch ein Jüngling auf ihn zu, und umschlang seine Füße. Retten sie mich, flehte er in höchster Seelenangst, bei dem Andenken an Ihre Mutter beschwöre ich Sie, mich zu retten.

Der Klang seiner Stimme, seine Jugend — er schien kaum dem Knabenalter entwachsen zu seyn — bewegten Olivier tief — rasch hob er ihn auf, und zog ihn einige Schritte weit tiefer mit sich in das Gebüsch, um ihn vor den Blicken seiner Soldaten zu verbergen, da es, wenn diese ihn erblickten, nicht mehr in seiner Macht gewesen seyn würde, ihn zu retten. Nach einigen Schritten mußte er aber still stehen, der Jüngling sank ohnmächtig in seine Arme, und so widrig ihm auch diese Wirkung der Angst und des Schreckens auf einen jungen Krieger erschien, versuchte er doch, ihm Hülfe zu leisten, und riß ihm die Weste auf, um ihm Luft zu verschaffen. Wie sehr wurde er aber überrascht, ein Mädchen lag in seinen Armen. —

Diese Entdeckung erhöhte noch sein Mitleiden. Er durfte, um sie zu retten, keinen Augenblick verlieren, und so lehnte er sie, ohne ihr Erwachen abzuwarten, gegen einen Baum, und eilte auf den Kampfplatz zurück, wo er unter den Gefallenen einen jungen republikanischen Officier erblickte, dessen Gestalt ihm einige Aehnlichkeit mit der der Unbekannten zu haben schien. Schnell zog er ihm die Uniform aus, und kehrte damit zu dieser zurück. Die Frische der Nachtluft hatte ihr die Besinnung zurückgegeben. Vater! mein Vater! stammelte sie, indem sie die Augen aufschlug, und sich aufrichtete; aber wie schreckt sie vor Entsetzen zusammen, als sie sich in den Armen eines Unbekannten erblickt, dessen Uniform ihn als einen jener blutdürstigen Barbaren bezeichnete, deren Herz, wie man ihr gesagt hatte, kein Erbarmen kannte. Olivier sagte ihr einige beruhigende Worte, und lud sie ein ihre Kleidung zu vertauschen, da das blutrothe Herz, mit dem diese bezeichnet war, sie bei'm ersten Blicke verrathen mußte,

und sobald dies geschehen war, führte er sie nach dem Platze, wo sein Diener ihn mit den Handpferden erwartete. Die Furcht, seine Gefährtin werde sich durch ihr Ungeschick im Reiten verrathen, schwand, als er die anmuthige Leichtigkeit sah, mit welcher sie sich in den Sattel schwang, und das Ross zu leiten wußte. Sie sah seine Ueberraschung. Wenn Sie mich und meine Geschichte kennen lernen, sagte sie ihm, so werden Sie auch erfahren, wie ich zu dieser männlichen Tracht und zu der Gewandtheit in manchen männlichen Uebungen komme. Für Sie werde ich künftig kein Geheimniß haben.

In diesem Augenblicke färbte sich der Himmel mit dem ersten Scheine der Morgenröthe, und Olivier's Krieger sammelten sich zum Fortziehen. Das junge Mädchen erschrak bei der Annäherung des ersten Zuges, und unwillkürlich gab sie ihrem Rosse die Sporen, um zu entfliehen, doch er griff rasch in die Zügel. Sie sind verloren, flüsterte er ihr zu, sobald sie sich um einen Schritt aus meiner Nähe entfernen. Besonnenheit und Fassung, und ich stehe Ihnen für alle Gefahr.

Mit den Truppen zogen auch die Gefangenen bei ihnen vorüber. Die Zahl derselben war klein: Blanca — so hieß Olivier's Schübling — durchspähte voll Herzensangst ihre Reihen; sie zitterte vor der Möglichkeit, ihren Vater unter ihnen zu erblicken. Einer von den Gefangenen erkannte sie; doch blieb ihm die Fassung, sie nicht zu verrathen, und nur, als er vor ihr vorüberging, leise, wie vor sich hin zu flüstern: der Marquis von Beaulieu ist gerettet.

Eine Thräne füllte Blanca's Auge — ach, sie durfte es nicht wagen, den Blick dankend zu dem Himmel zu erheben, dessen Gnade das Leben des geliebten Vaters beschützt hatte!

Am Eingange des nächsten Dorfes erwartete Hervilly seinen Freund. Olivier neigte sich zu ihm hin, und nach einigen leise gesprochenen Worten lenkte jener sein Ross so, daß Blanca in der Mitte zwischen den beiden Freunden ritt. Sie erschien jetzt völlig gefaßt, und dem Anscheine nach in gleichgültig rubiger Haltung. Der Adel, der aus Olivier's seelenvollen Zügen sprach, und der Muth, der aus Hervilly's Blicken leuchtete, hatten sie beruhigt. Alle drei stiegen vor

einem Schlosse ab, in welchem schon der Conventsdeputirte Dalmar und der General Cherin ihr Quartier genommen hatten; freilich wäre ihnen ein Obdach in der elendesten Hütte willkommen gewesen, aber es würde Verdacht erregt haben, wenn sie die im Schlosse für sie bestimmten Zimmer nicht bezogen hätten. Olivier führte Blanca nach dem seinigen, und bat sie, unbesorgt auf dem Lager die Ruhe zu suchen, deren sie sich nach den furchtbaren Ereignissen dieser Nacht gewiß bedürftig fühlen müsse, während er selbst sich zu dem eben angekommenen General Westermann begeben werde, dem er von der Ausrichtung des ihm erteilten Befehles Bericht abzustatten habe.

Olivier sah nur eine Möglichkeit vor sich, Blanca's Leben zu retten, und diese beruhete darauf, daß es ihm vergönnt werde, sie selbst nach Nantes bringen zu können, wo seine Familie wohnte. Er hatte seine Mutter und seine Schwester seit drei Jahren nicht gesehen, und es konnte daher den General nicht befremden, wenn er jetzt, wo sie nur einige Stunden von Nantes entfernt waren, auf einige Tage um Urlaub bat. Auch wurde ihm dieser ohne Schwierigkeit zugestanden.

Gegen Mittag weckte er Blanca, die sich unausgekleidet auf ein Bette geworfen hatte, mit dieser Nachricht, und die Aussicht, unter seinem Schutze zu reisen verbannte den letzten Schatten von Angst aus ihrer Seele. Auch Hervilly kam jetzt zu ihnen. Er sah sehr ernst aus. Wahrlich! sagte er, der Auftrag, den man uns für diese Nacht gegeben hatte, paßt besser für Räuber und Henker, als für Soldaten. Gott sey gedankt, setzte er hinzu, indem er seinen Säbel losschnallte, und ihn halb aus der Scheide zog, noch bist Du rein von dem Blute dieser armen Bauern — wirst Du es aber bleiben?

Hier trat Dalmar ein. Unwillkürlich schauderte Blanca bei seinem Anblicke zusammen, ob sie ihn gleich früher nie gesehen hatte, und auch nicht wußte, wer es sey. Du willst uns schon verlassen? fragte er Olivier; aber Du hast in dieser Nacht Deine Sachen so gut gemacht, daß ich Dir nichts abschlagen kann. Was mich verdrießt, ist nur, daß der alte Schuft, der Beau lieu, entkommen ist.

Blanca's Füße vermochten sie nicht mehr zu tragen, sie mußte sich setzen. Ich hatte dem verfluchten Aristokraten einen glänzenden Empfang zugebacht, fuhr er scheußlich grinzend fort; die Füsiliere waren schon erkannt, denen ich den Auftrag gegeben hatte, ihm die Honneurs zu machen; doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben, wir werden seiner noch wohl habhaft werden. Hier ist Dein Urlaub, Du kannst reisen, wenn Du willst; aber erst laß uns noch zusammen frühstücken. Ich will von so einem braven Kerle, wie Du es bist, nicht Abschied nehmen, ohne noch vorher mit ihm auf das Wohl der Republik und den Untergang dieser Canaille zu trinken, die ich alle mit einem Schusse tödten zu können wünschte.

Olivier warf einen verstohlenen Blick auf Blanca; sie war sehr blaß geworden; aber sie hatte ihre Fassung nicht verloren, und auf keinen Fall durfte er auch Dalmar's Anerbieten ablehnen. Das Frühstück wurde gebracht, man setzte sich zu Tische, und Blanca setzte

sich neben Dalmar, um ihm nicht gegenüber sitzen zu müssen. Bis jetzt schien er sie kaum bemerkt zu haben, und sich überhaupt viel angelegentlicher mit der Mahlzeit selbst als mit den Anwesenden zu beschäftigen. Schon hoffte Olivier, die Gefahr dieses Zusammenstehens für überstanden ansehen zu können, als man plötzlich mehrere Schüsse hörte. Olivier und Herville sprangen auf. Bleibt sitzen, rief ihnen Dalmar lachend zu, man fusilirt nur die Gefangenen, die Ihr über Nacht gemacht habt.

Die beiden Krieger senkten die Blicke zu Boden, und Blanca schrie vor Schmerz und Entsetzen auf. Jetzt erst wurde Dalmar auf sie aufmerksam. Bei allen Teufeln! rief er spottend, indem er sie mit stehendem Blicke scharf in's Auge faßte, so einen empfindsamen republikanischen Soldaten habe ich noch nicht gesehen! Indessen, es ist noch ein junges Büschchen, fuhr er fort, indem er sie auf die Schulter klopfte, er wird sich an dergleichen bald gewöhnen.

Nein, nein! rief Blanca, ohne zu bedenken, wie gefährlich es war, vor einem solchen Zeugen ihre Empfindung laut werden zu lassen, an solche Gräueltathe wird ich mich nie gewöhnen!

Feiger Knabe! antwortete Dalmar mit dem Ausdruck kalter Verachtung, weißt Du denn noch nicht, daß ein Volk nur durch Blut wiedergeboren, nur durch Blut zur Freiheit reif werden kann? Nur durch die Guillotine und durch Füsilladen lassen sich Factionen unterdrücken, und Gleichheit kann nur dann stattfinden, wenn die hervorragenden Köpfe gefallen sind. — Er hielt hier einen Augenblick inne, und fuhr dann mit dumpfer Stimme fort: und was bedeutet denn auch so ein armseliges Menschenleben? Der Tod ist nur ein Schlaf ohne Traum und ohne Erwachen, und das Blut, das da vergossen wird, ein röther Saft, von dem es nur Schade ist, daß er nicht so gut wie dieser Burgunder schmeckt. —

Er schenkte hier die Gläser voll. Frisch auf, junger Mensch, sagte er, indem er Blanca das Glas zum Anstoßen reichte, trinke mit mir auf das Wohl der Republik. Es lebe die Freiheit, und Tod und Untergang allen ihren Feinden!

Blanca's zitternde Hand vermochte kaum das Glas zum Munde zu führen; sie berührte es nur mit den Lippen, und setzte es ungeleert nieder. Auch Olivier und sein Freund tranken nicht. Wie, fragte Dalmar, indem er die Augenbraunen drohend zusammenzog, ver-schmähst Ihr es, mir auf diesen Trinkspruch jedes braven Patrioten Bescheid zu thun?

Meine Freiheitsgöttin, antwortete Olivier, der seine innere Empörung nicht länger zu bezwingen vermochte, ist keine blutdürstige Gottheit der Unterwelt, sondern eine Tochter des Himmels, wo Liebe, Friede und Gerechtigkeit wohnen.

So, sagte Dalmar, indem er aufstand, ich sehe nun, mit welcher Art von Leuten ich hier zu thun habe. Ihr gehört zu den Gemäßigten, die nicht warm und nicht kalt sind; eh' ich Dich aber verlasse, will ich Dir, Bürger Olivier, noch einen Rath geben, den Du nicht unbeachtet lassen wirst: hebe künftig Deine philanthropischen Gesinnungen und Meinungen für Charette und Seinesgleichen auf; sie können Dir nützlich werden,

wenn Du in ihre Hände fallen solltest; hüte Dich aber, sie mir gegenüber noch einmal laut werden zu lassen.

Er verließ hier das Zimmer. Abscheulicher Mensch! murmelt Hervilly leise vor sich hin, als er die Thür hinter sich zuwarf, und Olivier eilte auf Blanca zu, die sich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte. O, mein Gott! rief sie, indem sie beide Hände vor das Gesicht schlug, wenn mein Vater in die Gewalt dieser Tiger fiel! Ist denn alle Menschlichkeit in der Brust dieser Republikaner erstorben? Gibt es kein Mitleiden mehr? Verzeihung, ach Verzeihung, hat sie, indem sie den beiden Freunden die Hände reichte, mein Schmerz macht mich ungerecht! Welche edle großmüthige Herzen nahmen sich nicht meiner schützend und rettend an!

Man brachte in diesem Augenblicke Olivier die Nachricht, daß Alles zu seiner Abreise bereit sey. Rasch sprang Blanca auf. Fort! rief sie, fort aus dieser verpesteten Luft, in der ich nicht länger zu athmen vermag! — Vor der Thür hielt ein Detaschement von dreißig Mann, das beordert war, den General bis an die Ufer der Loire zu begleiten. Auch Hervilly ritt noch eine Strecke mit ihnen, und nahm dann mit stichtlicher Bewegung Abschied von seinem Freunde und von Blanca. Treuer Freund! sagte Olivier vor sich hin, als er auf seinem Rosse dahin stiegend noch einmal nach ihnen zurücksah, so tapfer, so zuverlässig und herzlich!

Ich werde ihn nie vergessen, rief Blanca. Hat er doch, ohne mich zu kennen, edelmüthigen Antheil an meinem Unglücke genommen; aber Ihnen habe ich doch noch unendlich mehr zu verdanken, setzte sie mit einem innig dankbaren Blicke hinzu.

Und doch kenne ich Sie nicht genauer als er, antwortete Olivier lächelnd, nur daß Sie mir versprochen haben, mir Ihre Geheimnisse entdecken zu wollen.

Ich bin bereit, mein Wort zu lösen, sagte sie, indem sie ihm ein Zeichen gab, mit ihr einen Fußsteig zu reiten, der sich neben der Heerstraße hinzog, und wo sie von ihren Begleitern entfernt genug waren, um nicht von ihnen gehört zu werden.

Blanca erzählte nun, daß sie das einzige Kind des Marquis von Beaulieu sey, welcher einer der Hauptanführer der Vendee war; wie ihr Vater sie, in Verzweiflung darüber, keinen männlichen Erben erhalten zu haben, um sich wenigstens einigermaßen zu täuschen, in ihrer Kindheit Knabenkleidung habe tragen und die ritterlichen Uebungen lernen lassen, eine Lebensweise, von der damals niemand geahnet, wie sehr sie ihr einst zu Statten kommen werde; sie erzählte ferner die blutigen Auftritte in der Vendee, und wie ihr Vater sich endlich auf dringendes Ansuchen seiner Freunde und Untergebenen entschlossen, an die Spitze der Vertheidiger der Religion und des Königthums in der dortigen Gegend zu treten, und wie sie seinen Entschluß dadurch erleichtert, daß sie ihn gebeten, in diesem Feldzuge ihm zur Seite stehen zu dürfen, was er ihr auch ohne langes Widerstreben bewilligt, und daß Keinem, außer Olivier, ihr Geschlecht bekannt geworden sey.

Sie sind (suhr sie fort) mit den Begebenheiten dieses graufigen Krieges bekannt, wo man von beiden Seiten, bald besiegte und bald Sieger, den Sieg jedesmal durch gräueltolle Grausamkeit entweichte. Mein

Herz blutete bei'm Anblicke dieser Missetheuer, aber es stand um so weniger in der Gewalt eines Einzelnen sie zu verhindern, da es unter den Anführern selbst manche Fanatiker gab, die ihre Untergebenen dazu anreizten.

Die Gefahren, mit denen die Feier der gottesdienstlichen Gebräuche verbunden war, entflamte die Andacht der Unstigen, statt sie abzukühlen. Unsere Kirchen waren zerstört, unsere Altäre umgestürzt; aber die Priester, die mit in unseren Reihen einherzogen, lasen täglich die Messe, und in der Regel wurde im Laufe des Tages der Platz bestimmt, wo man im Dunkel der Nacht den Gottesdienst feiern wollte, dem unsere Bauern mit wahrhaft begeisternder Inbrunst und Andacht beiwohnten. Bei einer dieser Versammlungen war es, wo Ihr Schutz mir das Leben erhielt. —

Sie waren hier an der Rousseau's-Brücke, die sie über die Loire führte, und wenige Augenblicke später drückte Olivier seine Mutter und seine Schwestern an sein Herz, die nach einer dreijährigen Trennung, mit selbigem Entzücken die Wonne dieses Wiedersehens empfanden.

Blanca weinte. Durfte sie hoffen, den geliebten Vater je wieder zu sehen, von dem sie getrennt war, und der ihren Verlust gewiß verzweiflungsvoll betrauerte!

Nach den ersten Umarmungen stellte Olivier seiner Familie Blanca vor. Wenige Worte reichten hin, ihnen eine herzliche Theilnahme für sie einzulösen, und als sie den Wunsch äußerte, sich umzukleiden, stritten sich die beiden Schwestern um das Vergnügen, sie auf ihr Zimmer zu führen, und sie mit dem Nöthigen zu versehen.

So einfach auch jetzt ein solches Betragen erscheint, so zeugte es doch in jener Zeit von Großmuth und Edelthum. Nantes war damals ein Schauplatz des Jammers und der Verzweiflung; das blutdürstige Ungeheuer Carrier quälte sich, für die unschuldigen Schlachtopfer seiner Wuth neue Todesarten zu ersinnen. In den ersten drei Wochen seiner Anwesenheit in Nantes waren unter dem Beile der Guillotine mehr denn 4000 Opfer gefallen, und doch schien ihm noch diese Art der Hinrichtung zu langsam; er ersann jene republikanischen Hochzeiten, die seinem Namen ein unauslöschliches Brandmal der tiefsten menschlichen Verworfenheit aufgedrückt haben. Es wurden eigene, mit Fallthüren versehene Fahrzeuge dazu erbaut; diese öffneten sich, und Tausende dieser unglücklichen Schlachtopfer versanken in die Fluthen, während mehrere mit Stangen und Rudern bewaffnete Henker die Unglücklichen ermorde-ten, die sich durch Schwimmen zu retten und das Ufer zu gewinnen suchten. Jünglinge und Jungfrauen wurden an einander gefesselt, und so vereint in die Loire gestürzt. Seinen Blutdurst mit teuflischem Hohne vereinigend, gab das Ungeheuer Carrier diesen Hinrichtungen den Namen republikanische Hochzeiten.

Aber in dieser Nacht des Grauens und Entsetzens war es doch noch der Macht der Liebe aufbehalten, einige Augenblicke des armen Menschen-Daseyns mit dem Schimmer des Glückes zu erhellen. Olivier's älteste Schwester sollte in wenig Tagen einem jungen in Nantes ansässigen Advo- katen vermählt werden, und die Mutter erfreute

sch doppelt des unerwarteten Wiedersehens ihres geliebten Sohnes, da dieser nun bei Clotildens Hochzeit gegenwärtig seyn konnte.

Nach kurzer Zeit führten die beiden Mädchen Blanca wieder herein. Sie war einfach, aber geschmackvoll gekleidet, und Olivier, der ihr entgegentrat, blieb, von ihrer Erscheinung geblendet, stumm vor ihr stehen. In der Männertracht hatte er ihre Schönheit um so weniger bemerkt, da ihr größter Reiz in der zarten Anmuth und der lieblichen Grazie bestand, die sie mit den Kleidern ihres Geschlechts wieder erhalten hatte.

Sch glaubte, nur ein Mädchen gerettet zu haben, sagte er ihr, indem er ihre Hand mit Entzücken an sein Herz drückte, und sehe nun, daß ich einen Engel dem Tode entrißen habe.

Blanca schlug erröthend die Augen nieder, aber es entging ihr nicht, daß er sie im Laufe dieses Abends oft mit einer Nührung ansah, von der sie empfand, daß es ihm schwer wurde, sie zu beherrschen, und die seinen Worten den Anflug einer sanften Wehmuth gab.

Olivier hatte schon geliebt. Eine flammende Leidenschaft hatte seine ersten Jugendjahre ausgefüllt und gewaltsam erschüttert. Voll Vertrauen auf die Zukunft, eben so reich an Hoffnungen als an Wünschen, versetzte er sich in eine Fluth von Gefühlen, deren Seligkeit er in dem kurzen Zeitraume eines Menschenlebens nicht erschöpfen zu können wähnte, doch die kalte Hand der Wirklichkeit zerriss den Schleier seiner goldenen Täuschungen; getänzelt und verrathen, erstarrte die heiße Gluth seiner Empfindungen, und ein trüber schwermuthsvoller Kaltsinn trat an die Stelle der freudigen Begeisterung, die bis dahin der Grundton seiner Seele gewesen war. Er glich einem Kranken, dem mit dem Fieber auch die Kraft entwichen ist, die er nur diesem zu verdanken hatte. Jetzt grüßte ihn von neuem jene frühern Träume himmlischen Glückes aus weiter, weiter, aber doch nicht mehr unerreichbarer Ferne, und die Urstoffe eines erneuertrn Lebens begannen sich in seiner Seele zu regen. Ein heiteres Lächeln überflog zuweilen schon wieder ohne besondere Veranlassung seine edlen Züge; aber was er empfand, glich nicht der Gluth früher von ihm empfandener Leidenschaft; eine sanfte, stille Empfindung erfüllte alle Adern seines Herzens mit neuer Lebenslust; er athmete frei, er fühlte sich wieder in vollem Besitze der Hoheit und der Kraft seiner Seele. Wie durch einen Zauber war plötzlich die Last des Daseyns, der furchtbare Druck desselben von ihm genommen, und er fühlte von neuem, daß er ein Sohn der Erde sey, die ihn, wie alle ihre Kinder, durch das Bedürfnis des Glückes an sich gebunden hielt.

Blanca nannte das Gefühl, das sie an ihn band, Dankbarkeit, und glaubte in ihrer Verpflichtung gegen ihn den Schlüssel zu den Empfindungen zu finden, die ihr Herz so mächtig bewegten. — War ihre Sehnsucht nach der Gegenwart des Mannes, der ihr das Leben erhalten hatte, und es noch beschützte, nicht ein ganz natürliches Gefühl? Musste nicht jedes seiner Worte Werth für sie haben? Konnte sie diese edlen, von stiller Trauer beschatteten Züge ohne innige Theilnahme anblicken? Musste sie nicht den Wunsch empfinden, ihm zu sagen, daß es sie unendlich beglücken würde, ihm

beweisen zu können, wie innig und dankbar sie ihn verehere?

Beseelt von diesen Gefühlen, deren Stärke jeder Tag vermehrte, verlebten Olivier und Blanca die erste Zeit ihres Zusammenseyns in Nantes. Clotildens Hochzeitstag näherte sich, und Olivier hatte zur Feier desselben für Blanca einen eben so reichen als geschmackvollen Anzug besorgt, doch er konnte sie nicht zur Annahme desselben bewegen. Die Geächtete und Verfolgte, sagte sie ihm, darf sich nicht schmücken, und von allen mir dargebotenen Gaben kann ich mir nur vergönnen die liebste anzunehmen. Sie nahm bei diesen Worten aus dem Körbchen, in dem der für sie bestimmte Anzug lag, einen Strauß von Moosrosen, dem die Kunst mit der Farbe auch den Duft der natürlichen Rosen gegeben hatte, und steckte ihn mit einem Blicke, der Olivier's Herz mit Wonne füllte, an ihre Brust.

Clotildens Ehe konnte von keinem Priester eingeseget werden, und das junge Paar mußte sich mit der Weibe begnügen, die das bürgerliche Gesetz dem Bunde ihrer Herzen zu geben vermochte. Als sie mit ihrer Begleitung von der Mairie zurückkamen, fanden sie einen Fremden vor, der auf Olivier wartete, weil er ihm höchst wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Dieser erschrak bei seinem Anblicke; es war Dalmar. Auch Blanca erbehte, als sie ihn kannte. Aus seinen wilden Zügen leuchtete, als sein Auge auf sie traf, eine rohe Freude, und um seine Lippen schwebte jenes Lächeln, welches bei ihm Tod und Verderben ankündigte. Hast Du einen Bruder, Bürgerin? fragte er. Sie stammelte einige unverständliche Worte zur Antwort. — Wenn mein Gedächtnis und eine wunderbare Aehnlichkeit mit Dir mich nicht täuschen, erwiderte er, so habe ich vor kurzer Zeit mit ihm und dem Obersten in Remaudiere zusammen gefrühstückt; wie kommt es aber, daß ich ihn seitdem nie wieder in den Reihen unserer Krieger erblickt habe? — Blanca's Besinnung drohte sie mit ihrer Fassung zu verlassen; mit barbarischer Freude weidete er sich am Anblicke ihrer Blässe und ihrer steigenden Angst und Verwirrung. Endlich wandte er sich an Olivier, der, neben ihm stehend, unwillkürlich die Hand an den Degen gelegt hatte. Diese drohende Bewegung entging Dalmar'n nicht; er las in seinen Blicken, daß er bereit sey, Blanca gegen Jeden, der sie ihm zu rauben drohe, auf Tod und Leben zu verteidigen, und da er, wie fast immer die Bosheit, persönlich feige war, nahm er sogleich ein anderes Gesicht an; er schien Blanca nicht weiter zu beachten, und zog Olivier mit sich in eine Fenstervertiefung, wo er ihn von der Lage der Angelegenheiten in der Vendee unterbielt, und ihn benachrichtigte, er sey nach Nantes gekommen, um mit seinem Collegen Carrier die Maßregeln zu verabreden, welche man fernerhin gegen die Empörer zu nehmen habe. Olivier konnte sich aber der Ahnung nicht entwehren, daß Dalmar's Ankunft in Nantes unheilbringend für ihn seyn werde, und diese Ahnung fand er bestätigt, als er am folgenden Morgen den Befehl erhielt, unverzüglich zum Heere zurückzukehren, und sich wieder an die Spitze seines Regiments zu stellen.

(Schluß folgt.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 28. Dezember 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 52.

Blanca von Beaulieu.

(Schluß)

Olivier's Urlaub war erst nach vierzehn Tagen verfließen, und er eilte sogleich zu Dalmar, um von ihm Aufklärung über diesen unerwarteten Befehl zu erhalten; doch dieser hatte Nantes schon früh am Morgen wieder verlassen. Ihm blieb nun nichts übrig, als unbedingt zu gehorchen, denn in jenem Zeitpunkte waren die Feldherren der Republik den Convents-Deputirten untergeordnet, die, als Spione ihres Ruhmes, die Lager selbst, welche in jener Gräuelperiode lange noch die einzige Freistätte der Ehre und der Freimüthigkeit geblieben waren, durch ihre Abscheulichkeiten zu entehren begannen.

Olivier hatte nicht den Muth, Blanca von seiner Abreise zu benachrichtigen, da er sie in einer Stadt, wo täglich das Blut ihrer Mitbürger floß, und der leiseste Verdacht, ein Anhänger der Partei zu seyn, der sie durch ihre Geburt angehörte, ein todeswürdiges Verbrechen war; ohne Schutz und ohne Vertheidigung zurücklassen mußte. Sie gewährte seine Unruhe und seine Bestürzung, und ihre Blödigkeit bestiegend, näherte sie sich ihm, und ihre Blicke sprachen die Frage aus, die ihre Lippen nicht zu thun wagten. Schweigend reichte ihr Olivier den erhaltenen Befehl hin; sie fühlte, als sie ihn las, im ersten Augenblicke nur die Gefahr, der er sich aussetze, wenn er ihm nicht augenblicklich gehorche. Ihr Herz brach, und doch hatte sie den Muth, auf seine schleunige Abreise zu bestehen. — Sie wollen also auch, daß ich scheiden soll? fragte er finster. — O, ich Thor, der ich wähnte, es werde Sie ängstigen, mich scheiden zu sehen! der ich vergessen hatte, wie ich der Tochter des Marquis von Beaulieu nie mehr werden kann, als ein ihrem Herzen gleichgültiger Fremdling!

Er hob hier das Auge zu ihr auf — sie stand bleich und schwankend vor ihm. — Thränen rollten langsam über ihre Wangen. — Verzeihung, ach Verzeihung! rief er, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte, ich bin sehr ungerecht, aber das Unglück macht so mißtrauisch, und nie war ich unglücklicher als in

dieser Stunde, wo ich Sie verlassen soll. — Dieser Krieg, dieser unnatürliche Bruderkrieg, wo auf Frankreich's schönem Boden seine Söhne sich gegenseitig mordeten, ist furchtbarer und blutiger als jeder andere — versprechen Sie mir, Blanca, daß Sie, wenn ich fern von Ihnen falle, meiner zuweilen gedenken, und mein Bild sich Ihnen nicht ganz entfremden soll — dies Versprechen soll der Trost meines Scheidens seyn.

Sie brach in Thränen aus, und indem sie ihm die eine Hand reichte, zeigte sie mit der andern gen Himmel. Unvergeßlich hier und dort! flüsterte sie, und sank, von Schmerz und Liebe überwältigt, ohnmächtig an sein Herz.

Seine Mutter, seine Schwestern eilten herbei, aber wer hätte Blanca aus seinen Armen zu reißen vermocht? Alles, was sie ihm sagten, verhallte unverstanden vor seinen Ohren, und nur als sie die Augen aufschlug, kehrten ihm Fassung und Muth zurück. Alle seine Lieben drangen nun vereint auf seine Entfernung; er selbst fühlte, wie nöthwendig diese sey, und befahl, die Pferde vorzuführen.

Wie schmerzlich sind die letzten Minuten des Auseinanderseyns, wenn man zweifeln muß, daß der nahen Trennung je ein Wiedersehen folgen wird! Wie steigt da jeder Augenblick so unermesslich im Preise! — Olivier mußte alle Kraft seiner Seele aufbieten, um der Stärke seiner Empfindung nicht zu erliegen, als seine geliebte ehrwürdige Mutter ihn sehnend umarmte, seine Schwestern bei weinend an seinem Herzen lagen, und Blanca, zur Lilie erbleicht, die Hände zum Himmel erhob, für ihn betend, der ihr viel theurer geworden war als das eigene Leben. —

Schweremüthig verfolgte Olivier seinen Weg längs des schönen Ufers der Loire, so tief in sich selbst versunken, daß er seinem Pferde völlige Freiheit ließ, ohne den Schritt desselben zu beschleunigen oder aufzuhalten. Plötzlich dünkte ihn, er werde geusen — der starke, volle Ton der rufenden Stimme war ihm nicht unbekannt — ein Reiter sprengt im raschen Laufe auf ihn zu — es bedarf für Olivier nur eines Blickes, um Hervilly zu erkennen und ihm entgegen zu eilen.

Blanca ist verhaftet! rief Hervilly ihm zu, und

kein Blick hätte Olivier erschütternder zu treffen vermocht als der Klang dieser Worte. — Blanca verhasstet, wiederholte er dumpf — darum also wurde ich entfernt! — Ich muß augenblicklich nach Nantes zurück, fuhr er fort, indem er die Hand seines Freundes krampfhaft drückte — mein Leben, mein Glück, alle Hoffnungen meiner Zukunft sind an sie gebunden — ich muß sie retten oder mit ihr untergehen.

Eine dunkle Gluth übersog sein Gesicht. Wehe dem, rief er, der es gewagt hat, ihre Freiheit anzutasten! er ist dem Tode verfallen. Hervilly, ich liebe sie mit jedem Pulschlage des Lebens in mir, mit jeder Kraft meiner Seele, jeder Empfindung meines Herzens — habe Dank, Bruderherz, für deine Nachricht — sie ist mehr werth als jeder andere Beweis Deiner Treue.

Hier wandte er sein Ross; Hervilly folgte ihm, und Beide flogen im gestreckten Gallop nach Nantes zurück, da es Beiden bekannt war, daß Tod und Leben für Blanca an dem Haar eines Augenblickes hingen. Sie stiegen vor dem von Carrier bewohnten Hause ab; Olivier griff nach den Pistolen in seiner Satteltasche und, sie unter seinem Ueberrocke verbergend, stürzte er in die Wohnung des Mannes, in dessen Händen die Entscheidung über Blanca's Schicksal lag. Hervilly folgte ihm gefaßter, aber fest entschlossen, seinen Freund im Falle der Noth zu vertheidigen und das Leben zu seiner Rettung einzusetzen; doch Carrier hatte ein zu böses Gewissen, um nicht argwöhnisch zu seyn, und eben so feige als grausam, wurde er stets von der Furcht gereinigt, der Dold eines Rächers könne, trotz der dreifachen Reihe der Wachen, die seine Thüre hüteten, den Weg zu seiner Brust finden. Es gelang daher auch unsern Freunden nicht, Zutritt zu ihm zu erhalten, da er sich vor ihnen verläugnen ließ.

Ruhiger, als Hervilly es erwartete, verließ Olivier das Haus. Er hatte einen andern Plan zu Blanca's Rettung entworfen, und bat nun seinen Freund, nach der Post zu eilen, um eine Postkaise zu bestellen, und ihn mit dieser vor der Thüre des Gefängnisses zu erwarten.

Olivier's Rang und seine Freigebigkeit erschlossen ihm die Pforten dieses düstern Aufenthaltes, wo das Verbrechen und die Unschuld, Verzweiflung und Tugend zu gleichem Schicksale aufbewahrt wurden. Er verlangte von dem Kerkermeister, zu Blanca geführt zu werden. Dieser gehorchte; sie ist nicht allein, sagte er, indem er die Thüre ihres finstern Kerkers aufschloß, aber sie wird ihren Gefährten bald los werden. Er kommt noch heute an die Reihe.

Geblendet durch den schnellen Wechsel des Tageslichts mit der Finsterniß, stand Olivier am Eingange still; doch Blanca's, an diese Dunkelheit schon gewöhnte, Augen erkannten ihn bei dem ersten Blicke; sie warf sich in seine Arme. Ach, rief sie mit einem Tone, aus dem Freude und Hoffnung hell erklangen, Sie kommen, um mich zum zweiten Male dem Tode zu entreißen! Olivier, fuhr sie fort, indem sie sich inniger an ihn schmiegte, an welchem fürchtbaren Aufenthalte

sehen wir uns wieder, und in welchem schreckensvollen Augenblicke!

Ja wohl, ein fürchtbarer Aufenthalt, antwortete er, und noch fürchtbarer ist es, daß ich Sie ihm nicht zu entreißen vermag!

Muß ich denn sterben? fragte sie erbleichend. Können Sie mich nicht retten?

Ich glaube es zu können, erwiederte er bewegt, aber Sie müssen mir zuvor eine Frage beantworten, an der Ihr Leben, und, wie ich fühle, auch das meine gebunden ist. In den seligen Augenblicken unsers frühern Zusammenseyn glaubte ich oft einen Einklang unserer Seelen zu empfinden — vielleicht war es nur ein Wahn — antworten Sie mir wahr und offen, Blanca — empfindet Ihr Herz für mich mehr als Dankbarkeit? Lieben Sie mich?

Ah, flüsterte sie mit bebender Stimme, eignet sich dieser Augenblick zur Beantwortung einer so ernsten Frage? Darf in diesen Maueru das Herz reden?

Ja, rief Olivier in tiefer, leidenschaftlicher Bewegung, nur der fürchtbare Ernst dieses Augenblickes, nur das Grausen dieses Kerkers kann mich berechtigen, Ihnen diese Frage vorzulegen. Wir stehen hier vor Gott an der Gränze der Ewigkeit, zwischen Tod und Leben — antworte mir, wie Du mir vor seinem Throne antworten würdest — liebst Du mich, Blanca?

Von ganzem Herzen, antwortete sie, und barg erröthend ihr Gesicht an seiner Brust.

Dann mußt Du Dich entschließen, — rief er und drückte sie mit Entzücken an sein Herz, — noch heut' meine Hand anzunehmen!

Ueberrascht richtete sie sich auf, und blickte ihm forschend in's Auge.

Es ist das einzige Mittel, Dich dem Tode zu entreißen, fuhr er fort, indem er das schöne Haupt stolz emporrichtete. — Deine Henker können und dürfen es nicht wagen, die Gattin eines republikanischen Generals hinrichten zu lassen.

Blanca wußte, welcher Gefahr er sich durch eine Verbindung mit ihr Preis gab — ihre Liebe flammte heller bei dem Gedanken daran auf, aber dieser gab ihr auch ihren Muth wieder.

Nein, Olivier, sagte sie entschlossen, auf diese Weise kann ich nicht gerettet werden. — Sie würden mit mir untergehen — eine Verbindung zwischen uns ist für den Augenblick unmöglich.

Unmöglich? — unterbrach er sie — ich begreife dies Wort nicht, seitdem ich von Dir gehört habe, daß Du mich liebst. Wie könnten wir jetzt vom Leben scheiden, da es uns die Fülle seiner reinsten Seligkeit verheißt.

Ah, auch ich kannte es noch nicht in dem Glanze, in dem es sich mir jetzt erschließt! rief sie — ich fühle mich unendlich fest an diese Erde gebunden, aber Du bist mir theurer noch als Glück und Leben.

Bedenke, daß uns durchaus nur ein einziges Mittel zu Deiner Rettung zu Gebote steht. Ich liebe Dich, Blanca, seit dem ersten Augenblicke, wo ich Dich sah — mit jedem Tage, jeder Stunde ist diese Leidenschaft mächtiger in mir geworden — sie hat sich meiner

Seele, meines Herzens, meines ganzen Daseyns ungetheilt bemächtigt — Dein Leben ist mein Leben geworden, mein Schicksal Dein Schicksal — Glück oder Unglück, Tod oder Leben, wir können nur noch Ein Daseyn haben. Keine Gewalt der Erde vermag uns zu trennen — ich sehe Dich gerettet, oder das Grab, das Du für Dich allein geöffnet glaubst, empfängt uns Beide — und nun antworte mir, Blanca, bist Du bereit, mir Deine Hand zu reichen?

Nein, rief sie, ich darf das Gewicht meines Unglücks nicht auf Dein Leben legen — man wird Dir die Verbindung mit mir zum Verbrechen anrechnen — mein Daseyn allein ist geachtet — das Deine hell von Glanz und Ruhm bestrahlt — wie könnte ich es tragen, Dich mit mir das Blutgerüst bestiegen zu sehen!

Kannst Du meiner Liebe, meinen Thränen widerstehen, fragte er dringender, so laß mich Dich bei den weißen Haaren Deines Vaters, bei dem Grabe Deiner Mutter, bei Allem, was im Himmel und auf Erden heilig ist, beschwören, stoße die Hand nicht zurück, die Dir Rettung bietet. Die Pflicht gebietet Dir, sie anzunehmen —

Und Blanca wird ihrem Gebote gehorchen, fiel hier eine fremde Stimme ein; Du mußt es, meine Tochter; diese Verbindung bietet Dir die einzige Möglichkeit dar, Dein Leben zu retten; die Religion befiehlt Dir, es zu ergreifen, und ich bin bereit, Euren Bund als ein geweihter Priester des allmächtigen Gottes einzusprechen. —

Olivier wandte sich eben so überrascht als erstarrt nach dem Sprechenden um, und erkannte den Priester, den er bei der Versammlung im Gehölze von Remaudiere gesehen hatte.

O, mein Vater, rief er, und faßte seine Hand. Dank Ihnen, daß Sie Ihre Stimme mit der meinigen vereinigen, wir müssen sie retten.

Blanca vor Beaulieu, sagte der Priester feierlich, im Namen Deines Vaters, dessen Stellvertreter zu seyn mich mein Amt und meine Freundschaft für ihn berechtigen, beschwöre ich Dich, dem Flehen dieses jungen Mannes, dessen Liebe sich in dieser ersten Stunde rein und wahr bewährt, nachzugeben und ihm Deine Hand zu reichen.

Tief erschüttert sank Blanca in Olivier's Arme. O, mein Freund! rief sie, mir fehlt die Kraft, Dir länger widerstehen zu können — mein Herz schlägt im vollsten Einklange mit Deinen Wünschen — ich bin Dein für immer und ewig.

Er drückte seine Lippen auf die ihrigen, und Beide vergaßen eine seltsame Minute lang alle Schrecknisse, von denen sie bedroht waren. Die Stimme des Priesters weckte Beide aus dieser glücklichen Vergessenheit. Die Zeit drängt, meine Kinder, sagte er ihnen, die Augenblicke meines irdischen Daseyns sind gezählt, und wir dürfen nicht säumen, wenn es mir vergönnt bleiben soll, den Bund eurer Herzen einzusprechen.

Blanca sah erschrocken um sich her. Welch' ein Hochzeitsfest! rief sie erbebend — dumpfe Kerkerbalken statt eines Tempels — Tod und Schrecken um

uns her — o Olivier, soll und kann aus so düsterer Schreckenmacht das Glück unserer Liebe erblühen?

Das ist ja eben die Allmacht der Liebe, sagte er ihr tröstend, daß sie jeden Graus des Lebens zu besiegen vermag. Er führte sie mit diesen Worten nach einer Stelle des Kerkers hin, wo das Licht, das durch die dicht vergitterten Scheiben des kleinen Fensters fiel, die Finsterniß etwas erhellte — hier sanken Beide zu den Füßen des Priesters nieder, der segnend die Hände erhob, um die heiligen, für Zeit und Ewigkeit bindenden Worte der Weihe über ihren Bund zu sprechen. Kaum aber war das Ja den Lippen der Liebenden entflohen, und der Segen über sie gesprochen, als man in dem Gange, der zu dem Gefängnisse führte, Wassengeräusch hörte. Blanca sank erschrocken in Olivier's Arme. Sie kommen schon! rief sie, mich zum Tode zu führen! O, wie schwer wird es mir jetzt werden, vom Leben zu scheiden!

Olivier umfaßte seine Gattin, fest entschlossen, ihr Leben theuer zu verteidigen; die Eintretenden wichen vor seiner drohenden Stellung zurück, doch der ehrwürdige Priester trat ihnen unerschrocken entgegen. Ihr kommt, fragte er sanft, um mich zu meiner Hinrichtung abzuholen? Die Soldaten bejahten es. Knieet nieder, meine Kinder! rief er den Liebenden zu, um meinen Segen zu empfangen; der Segen eines Sterbenden ist heilig.

Olivier und Blanca waren vor ihm niedergesunken — die Soldaten schwiegen — der Priester zog ein Crucifix hervor, das er auf der Brust getragen hatte, und erhob Hände und Augen betend zum Himmel — doch die Wache ließ ihn nicht vollenden — sie riß ihn fort, und noch jenseit der Schwelle des Kerkers rief er ihnen Worte des Friedens und des Segens zu.

Die Finsterniß des Kerkers, die durch die Öffnung der Thür erhell worden war, umhüllte von Neuem unsere Liebenden; der Schall der Tritte verhallte allmählig und sie hielten sich Beide noch stumm und fest umschlossen, zu bewegt, zu erschüttert, um ihren beschworenen Worte geben zu können, als der Kerkermeister eintrat und Olivier andeutete, daß er jetzt von Blanca scheiden müsse. Dieser wußte auch wie kostbar jeder Augenblick war; noch einmal drückte er Blanca an sein Herz, und verbieth ihr, sie sollte noch vor Ablauf des dritten Tages ihre Freiheit wieder erhalten.

Vor der Thüre des Gefängnisses fand er Hervilly, der versprochenermaaßen mit der Postchaise auf ihn wartete. Was willst Du thun? fragte dieser, als Olivier ihn mit in das Zimmer des Kerkermeisters zog und von diesem Tinte und Papier forderte. — Ich will an Carrier schreiben, antwortete er, und von ihm für Blanca drei Tage Aufschub fordern; er wird sie mir gewähren: denn ich versichere ihm, daß sein Leben mir für die Erfüllung dieser Bitte bürgt, und daß er selbst dem Tode unentziehbar verfallen ist, wenn er sie mir nicht gewährt.

Kasender! rief Hervilly, und riß ihm den angefangenen Brief weg, Du wagst noch zu drohen und bedenkst nicht, daß Dein eignes Leben von seinem kleinsten Winke abhängt? Hast Du seinen Befehl befolgt,

Dich augenblicklich wieder zum Heere zu begeben? Bedarf es noch eines weitern Vorwandes, um Dich, sobald er Dich fürchten zu müssen glaubt, ins Verderben zu stürzen? Erhält er diesen Brief, so bist Du bestimmt noch vor Verlauf von einer Stunde verhaftet, und was vermagst Du dann noch für Blanca's Rettung zu thun? Glaube mir, und suche Alles auf das Sorgfältigste zu vermeiden, was ihn an Euch Beide zu erinnern vermag; seine Vergessenheit allein kann sie retten.

Olivier verbarg das Gesicht in seine Hände, und schien tief in Nachdenken zu versinken. Du hast Recht, sagte er plötzlich, und sprang auf, laß uns abreißen. Beide warfen sich in die schon bereit stehende Postkutsche, und da Olivier seine Aufforderung an den Postillon so schnell als möglich zu fahren, mit dem Geschenke eines Louisd'or begleitete, so flogen sie blitzschnell dahin, und wurden, aus dem gleichen Bewegungsgrunde, auf jeder Station eben so schnell weiter befördert. Er bestellte allenthalben zu seiner Rückkehr für den dritten Tag Pferde, um dann vor jedem Verzuge gesicherter zu seyn.

Unterwegs erfuhr er erst, wie sein Freund, den er im Innern des Landes anwesend glaubte, ihn an den Ufern der Loire gefunden hatte. Eines Feldzuges müde, wo es keinen Ruhm zu erheuten gab, hatte Hervilly seine Entlassung gefordert, und es sich als eine Gunst erbeten, in irgend einem andern der französischen Heere als bloßer Soldat eintreten zu dürfen. Man hatte ihn darauf nach Paris gesandt, damit der Wohlfahrtsausschuß über seine anderweitige Anstellung verfügen könne; so kam er in Nantes gerade in dem Augenblicke an, wo man nach Olivier's Entfernung Blanca verhaftete, und sein erster Gedanke war nun seinem Freunde nachzueilen, und ihn hiervon zu benachrichtigen.

Am folgenden Tage kamen sie um zehn Uhr des Morgens in Paris an; sie hatten die 91 (französische) Meilen von Nantes bis zur Hauptstadt in 20 Stunden zurückgelegt.

Olivier eilte sogleich zu Robespierre; als einer der tapfersten Anführer des republikanischen Heeres bekannt, verschaffte ihm die Nennung seines Namens Augenblickliches Gehör bei diesem Götzen des Tages, der zu geschweigen war, um sich einen durch Muth und Thatskraft so ausgezeichneten Mann, wie Olivier, um einer so unbedeutenden Kleinigkeit willen, wie es in seinen Augen das Leben oder der Tod eines jungen, ihm unbekanntem Mädchens war, zum Feinde zu machen. Blanca's Hinrichtung konnte seine Macht nicht vermehren; ihre Begnadigung gewann ihm einen Anhänger mehr, und so nahm er keinen Anstand, Olivier ihre Freilassung zu gewähren, und dieser sah sich bald im Besitze eines Blattes, das er mit seinem wärmsten Herzblute nicht zu theuer erkauft gehalten haben würde.

Er stieg die Treppe hinunter, und begegnete am Fuße derselben Hervilly, der sie eben heraufstieg. Hier ist der Befehl zu ihrer Freilassung! rief er, und warf sich in seine Arme, sie ist gerettet, sie ist mein! —

Wünsche auch mir Glück, antwortete ihm sein Freund, ich bin zum General bei der Armee der Alpen ernannt; das Blut, das dort vergossen wird, wird mir so wenig Thränen als Gewissenbisse kosten! — Sie umarmten sich noch einmal, und Olivier warf sich in den Wagen, der ihn vor der Thür von Robespierre's Wohnung erwartete, um ihn eben so eilig, als er gekommen war, wieder nach Nantes zurückzuführen.

Von welcher Felsenlast war sein Herz befreit! Welchem unaussprechlichen Glücke eilte er entgegen! Welche Seligkeit nach so herbem Schmerze! Seine ganze Seele flog dem Augenblicke entgegen, wo er in Blanca's Gefängniß stürzen und ihr zurufen werde: Du bist frei! Komm an mein Herz, und zahle mir den Dank für Dein Leben durch Liebe ob!

Von Zeit zu Zeit aber flog eine bange Ahnung durch ihn hin — eine unaussprechliche Angst beklemmte dann seine Brust; — er bot dem Postillon Geld über Geld, bat, drohte, und so schnell auch die Pferde mit ihm davon flogen, ging es seiner Ungeduld doch viel zu langsam. Auf jeder Station fand er die im Voraus von ihm bestellten Pferde vor, nirgends Verzug — er schien Allen, mit denen er sprach, seine ängstliche Unruhe mitzutheilen — da stürzte dicht vor Angers ein gewaltiger Stoß den Wagen um — blutend und zerschlagen arbeitete er sich unter ihm hervor, haute mit seinem Säbel die Strenge durch, die die Pferde an den Wagen spannen, schwingt sich auf eins derselben, fliegt bis zur nächsten Station, nimmt dort ein Courierspferd und legt den Weg nun in noch größerer Schnelle zurück.

Der Tag brach an — schon liegt Ingrande da ihm — sein Pferd schäumt, es keucht, blutet; kann er es beachten? — dort ragen die Thürme von Nantes hervor, dessen Mauern seine Seele, sein Leben, den ganzen Gehalt seiner Zukunft einschließen — nur noch Minuten, und er ist schon an der Thore der Stadt — er ist angekommen, er sprengt die Straßen hinauf.

Plötzlich muß er sein Pferd anhalten — eine zahllose Menge drängt sich in der Gasse zusammen, die nach dem großen Marktplatz führt. Dort stand, über die Köpfe der Zuschauer hinwegragend, die Guillotine, unter deren Beil eben das Haupt eines engelsschönen jungen Mädchens fallen sollte — noch stand das unglückliche Schlachtopfer aufgerichtet da — Olivier war zu fern, um die Züge erkennen zu können, aber in ihren betend gen Himmel gefalteten Händen erblickte er einen Zweig von Moosrosen — es war der, den Blanca von ihm erhalten hatte — da erschallte ein Schrei der Verzweiflung, ein furchtbarer Schrei, in dem die höchste Qual, die gewaltsamste Angst, deren ein menschliches Gemüth fähig ist, an jedes Ohr schlug. Selbst der Henker ward davon ergriffen, und blidte stutzig binab auf das wogende Menschengedränge — in demselben Augenblicke stürzte Olivier auf das Blutgerüst — er riß Blanca an sein Herz, und hob mit der andern Hand den Befehl zu ihrer Freilassung hoch empor. — Sie war gerettet!